ABHANDLUNGEN

ZEHNTER BAND.

DRUCK VON BREITKOPF UND HÄRTEL IN LEIPZIG.

ABHANDLUNGEN

ZEHNTER BAND.

DRUCK VON BREITKOPF UND HÄRTEL IN LEIPZIG.

ABHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.



ZEHNTER BAND.

MIT EINER TAFEL.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

1865.

ABHANDLUNGEN

DER PHILOLOGISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.

VIERTER BAND.

MIT EINER TAFEL.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

1865.

1874, Sept. 15.
Salisbury Fund.

INHALT.

Indem die philologisch-historische Classe der Königlich Sächsichen Gesellschaft der Wissenschaften den vierten Band ihrer Abhandlungen der Oeffentlichkeit übergiebt, ist sie verpflichtet der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft, durch deren bereitwillige und reichliche Unterstützung ihr die Herausgabe dieses Bandes möglich geworden ist, von neuem ihren Dank auszusprechen.

BEITRÄGE

ZUR

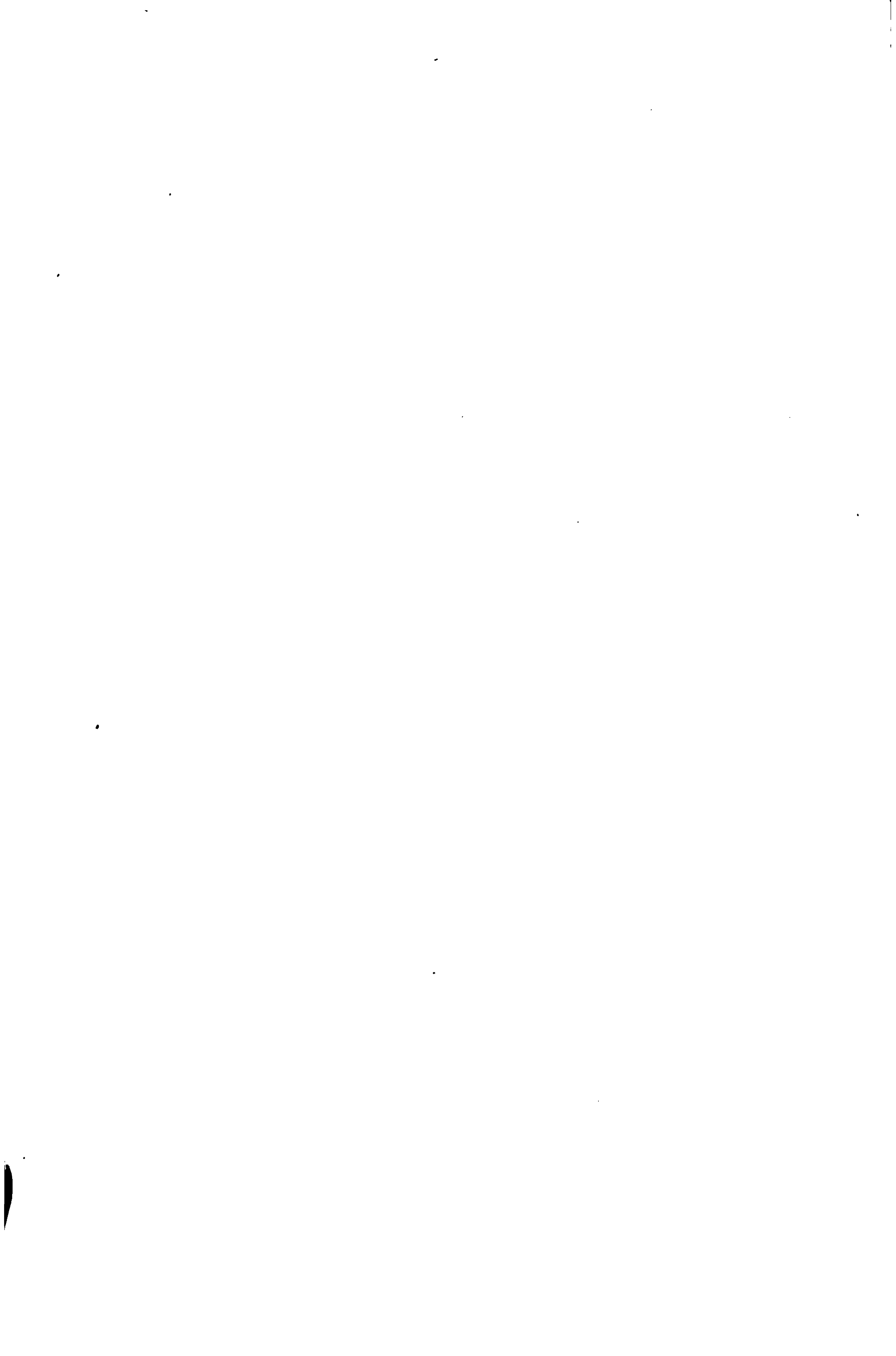
ERKENNTNISS UND KRITIK

DER

ZEUSRELIGION

VON

J. OVERBECK.



So viel tief Gedachtes und grossartig Aufgefasstes, so viel Geistreiches, in Methode und Resultat Neues und unsere Anschauungen des griechischen Alterthums in seinen höchsten Interessen theils Aufklärendes, theils Umgestaltendes die »Griechische Götterlehre« Welcker's in allen ihren Theilen enthalten mag, Nichts in derselben ist tiefer gedacht, grossartiger aufgefasst und geistreicher ausgeführt, Nichts ist zugleich in Methode und Resultat neuer und greift in unsere Anschauungen des höchsten griechischen Alterthums entschiedener ein, als Welcker's Lehre von der Religion, dem primitiven Monotheismus des Zeus, der »transcendentalen Gottesidee des Zeus Kronion«,[1]) oder der »Idee eines allbelebenden, weltbeherrschenden Allgeistes«[2]) in Zeus, eine Lehre, die allgemein als der Kern und Cardinalpunkt des W.'schen Buches erkannt und als solcher auch vom Meister selbst anerkannt worden ist.[3]) Auch hat kein Theil der Arbeit Welcker's eine so starke Bewegung der Gemüther in der gelehrten Welt hervorgebracht wie diese Lehre. Und zwar scheint dieselbe überwiegende Zustimmung gefunden zu haben, wie denn einer solchen und zwar einer begeisterten, die ihm von Seiten Schwenck's[4]) (»eines Mythologen, der seit 1843 die Mythologien von sieben grossen Völkern in sieben Bänden geschrieben«) und Max Müller's[5]) zu Theil geworden, Welcker selbst nicht ohne freudigen Stolz

1) Götterlehre 1. S. 180.

2) Das. S. 214.

3) Im N. Rhein. Mus. 13. S. 622; denn die Worte: »über mein Buch urteilt der Hr. Rec. indem er in Zeus Kronion den Cardinalpunkt erkennt« ..... sind gewiss zu erklären: richtig erkennt, und mit ihnen ist zu verbinden was das. S. 628 zu lesen ist: »vermuthlich werden immer mehr um den primitiven Monotheismus und das Verhältniss des polytheistischen und theogonischen Processes zu ihm sich alle ernsteren mythologischen Untersuchungen drehen.«

4) Göttinger gel. Anzz. 1858 No. 5—8.

5) Saturday Review 1858 vergl. N. Rh. Mus. a. a. O. S. 628.

gedenkt.[6]) Es fehlt nun freilich auch nicht an dem Ausdruck abweichender und entgegenstehender Ansichten. Von diesen kann ich aber der von Hrn. Dr. H. D. Müller[7]) ziemlich geräuschvoll erhobenen und von Welcker nicht ohne Bitterkeit zurückgewiesenen[8]) Opposition kein sonderliches Gewicht beilegen; nicht als ob ich damit behaupten wollte, Hr. M. habe auf allen Punkten geirrt, wohl aber, weil ich über die Verkehrtheit der Grundprincipien, von denen Hr. Dr. M. in seinen mythologischen Untersuchungen ausgeht mit Welcker und Preller[9]) vollkommen einverstanden bin.

Ungleich schwerer wiegt Preller's so milde gehaltene und doch so Viel sagende Einrede[10]) und die Thatsache, dass dieser in der zweiten, Welckern zugeeigneten Auflage seiner griechischen Mythologie die Grundsätze W.'s in Betreff des Zeus in der Hauptsache nicht adoptirt, dem Zeus nicht jene von W. geforderte ausnahmsweise Stellung als Gott den Göttern gegenüber einräumt, von keinem primitiven Monotheismus, sondern nach Nägelsbach's Vorgange nur von einem, schon von O. Müller[11]) anerkannten monotheistischen Triebe im Polytheismus redet,[12]) und auch in der Deutung des Kronos und Kronion Welckern nur einige und im Wesentlichen nicht entscheidende Concessionen macht. So vollkommen ich nun nicht allein billige, sondern so hoch ich es dem verehrten Manne als ein Zeichen wissenschaftlicher Masshaltung und wissenschaftlichen Muthes anrechne, dass er sich in einem für weitere Kreise und namentlich für die studirende Jugend bestimmten Buche aller directen Polemik über einen solchen Cardinalpunkt enthalten und sich begnügt hat, nur das Positive seiner unerschütterten Überzeugung vorzutragen, so sehr ich anerkenne, dass Preller in seiner angeführten Anzeige in Betreff des Monotheismus der Zeusreligion wesentliche Hauptargumente, wenn auch mehr in der Form von Bedenken und Fragen, als in stricter Opposition gegen Welcker, beigebracht hat, Argumente, welche ich dankbar zu benutzen haben werde: so wenig kann ich die Sache hiedurch für erledigt halten,

---

6) N. Rh. Mus. a. a. O. S. 627 f.

7) Im Philologus 1857. (12) S. 517 ff.

8) In dem Aufsatz: »Meine griech. Götterlehre betreffend« im N. Rh. Mus. a. a. O.

9) Jahn's Jahrbb. 1859. S. 172 ff.

10) In der Anzeige in Jahn's Jahrbb. 1859. 1 (79) S. 34 ff.

11) Prolegomena S. 245.

12) Mythologie 2. Aufl. 1. S. 85.

so wenig glauben, dass Preller dieselbe für erledigt ansehe. Ich bin vielmehr mit Welcker der Überzeugung, dass sich noch manche ernste Untersuchungen um die Frage des primitiven Monotheismus oder Polytheismus der griechischen Religion als ihrer Grundlage und Summe drehen werden, und glaube, dass Jeder, der sich bei lange fortgesetzter und oft wiederholter Prüfung in wissenschaftlicher Weise von der Irrigkeit der Welcker'schen Lehre in der Hauptsache und in sehr vielen Einzelheiten überzeugt hat, berechtigt ist, sich auszusprechen und zu fordern, dass er gehört werde; und ein solcher wird ohne Phrasen zu machen, am besten beweisen, dass er um die Sache, um die Erkenntniss und Begründung der Wahrheit kämpft, wenn er mit dem freimüthigen Ausdruck seiner Zweifel, Bedenken und Widersprüche direct vor den Richterstuhl Welcker's selbst tritt, damit dieser seine Einreden prüfe, und wo sie unbegründet sind, widerlege. Von der Grundlage dieser Ansicht aus möchte ich mein Auftreten in dieser Sache und zu eben dieser Zeit, nicht früher und nicht später, beurteilt sehen. Dass mich nicht Eitelkeit treibt, mit einem solchen Kampfe gegen weit überlegene wissenschaftliche Kraft, in welchem ich viel eher eine Niederlage zu fürchten als den Sieg zu hoffen habe, als mythologischer Schriftsteller zu debütiren, wird man einsehn, und dass ich nicht jetzt erst mythologische Studien zu verfolgen beginne hoffentlich aus der Untersuchung selbst entnehmen.

1.

Unvermeidlich ist es bei der Art, in der Welcker seine Lehre in seinem Buche begründet und in seinem angeführten Aufsatz: »Meine griechische Götterlehre betreffend« vertheidigt und neu unterstützt hat, zu Beginn dieser Discussion ein Gebiet zu betreten, auf das ich Welckern am wenigsten gern folge, einerseits weil sich auf demselben am wenigsten mit positiven Gründen streiten lässt, und Ansichten und Theoreme einen grossen Raum einnehmen, andererseits weil dasselbe nicht weniger ausserhalb des Bereichs meiner Studien liegt als dies Preller von den seinigen aussagt.[13]) Ich meine das Gebiet der allgemeinen philosophi-

13) Jahn's Jahrbb. a. a. O. S. 34.

schen Betrachtung des Monotheismus und Polytheismus ihrem Wesen an sich nach und in ihrem Verhältniss zur Naturreligion.

Die oberste und Hauptfrage ist, was wir unter Monotheismus zu verstehn haben. Welcker selbst[14]) unterscheidet zwei Arten von Monotheismus, »den Monotheismus im eigentlichen und herkömmlichen Sinne des Wortes, einen klar begriffenen Monotheismus« und einen anderen, »der ausgehend von der Einheit, durch die Vielheit der Personen in den Naturmythen zwar beeinträchtigt, durch Verwilderung der Sitten und der Bildung unterbrochen, selbst in christlichen Gemüthern geschwächt und angefochten wird, der aber, weil er ein Erbtheil der Menschheit ist, immer wieder durchdringt, der z. B. in dem hellenisch-homerischen System, bei aller Vielheit der Personen sich im Ganzen siegreich von neuem aufgerichtet hat und nicht blos vermittels dieses Systems, sondern auch des der Nation von Anbeginn eigenen Geistes in ihr selbst, nach einer abermaligen Periode einer dem Monotheismus eigentlich entgegenwirkenden Entwickelung, den schönsten wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat.« Wenngleich nun Welcker in eben diesem Satze und in dieser Unterscheidung, die sich auf O. Müller's[15]) Auseinandersetzungen über den Monotheismus bezieht, den ersteren, eigentlichen und begriffenen Monotheismus gradezu opfert, oder wenigstens zu opfern meint, während er, wie ich zu zeigen hoffe in dem was W. unter den Monotheismus der zweiten Art subsumirt, thatsächlich wieder auftritt, so wird es doch, und zwar grade in Beziehung auf das zuletzt Gesagte, gut, ja nothwendig sein, in Betreff dieses eigentlichen und begriffenen Monotheismus zwei Thatsachen festzustellen, welche als Massstab der Behandlung der Zeusreligion bei Welcker dienen werden. Diese zwei Thatsachen sind: erstens dass der eigentliche und begriffene Monotheismus niemals primitiv ist, und zweitens, dass er nicht nur eine »gewisse Abstraction von der Natur« voraussetzt, wie sich O. Müller ausgedrückt hat, sondern auf der Abstraction von der Natur gradezu beruht, insofern er in der Erkenntniss oder Annahme einer supranaturalen und transcendenten Gottheit besteht.

Dieser eigentliche und begriffene Monotheismus findet sich unseres Wissens drei Mal in der Weltgeschichte: im Mosaïsmus, im Christenthum

14) N. Rhein. Mus. a. a. O. S. 618.
15) Prolegomena S. 243 f.

und im Islam; dass er im Islam und im Christenthum nicht primitiv, sondern eine Reform sei, und auf Offenbarung, d. h. persönlicher Religionsstiftung beruhe, braucht nicht bewiesen zu werden, dass aber Gleiches für den Mosaïsmus gelte, das wird, ganz abgesehn von allen Thatsachen, welche über einen ältesten polytheistischen Naturcult der Juden bekannt sind, schon durch die Form des Gesetzes erwiesen, in welchem sich der begriffene Monotheismus als solcher ausspricht: du sollt keine anderen Götter haben neben mir. Unter eben diesen Gesichtspunkt nun fällt Alles, was immer von Monotheismus und von einem »monotheistischen Zug« oder von monotheistischer Tendenz in der griechischen Religion, in der Religion des Zeus während der Periode ihrer Gestaltung zuerst durch die nationale Poësie und dann in derjenigen durch die Philosophie vorhanden ist, wobei die Frage nach der Art und dem Grade dieses Monotheismus und seiner Begrifflichkeit und Begriffenheit, nach der Ausdehnung und der Reinheit seiner Idee und der monotheistischen Tendenz im Polytheismus einstweilen ganz bei Seite bleiben kann, und nur die von Welcker angenommene Verbindung dieses Monotheismus der Reform mit dem andern, nicht begriffenen oder angeblich primitiven als irrig abzuweisen ist. Dass der Monotheismus der Philosophie ein begriffener, dass er das Resultat der Speculation und eines langen Lebens der Religion sei, ist natürlich ausser aller Frage und allem Zweifel, eben so natürlich auch dass er geschichtlich mit jenem angeblich primitiven, uneigentlichen und nicht begriffenen Monotheismus nicht zusammenhangen könne; aber auch der Monotheismus oder die Offenbarung einer monotheistischen Tendenz im Polytheismus,[16]) welche in der Stellung des Zeus im Kreise des homerischen Göttersystems und an dessen Spitze oder über demselben — man drücke sich aus wie man sich ausdrücken will und mag — ist, so wie er ist ein begriffener, ist

16) So drückt die Sache wie schon oben S. 4 erwähnt ungleich zutreffender als durch das Wort Monotheismus nach O. Müller's (Proll. 245) und Nägelsbach's Vorgange Preller aus, Mythol. S. 85 (2. Aufl.), indem er zugleich diesem vernehmlichen Zug zum Monotheismus die Naturreligion entgegenstellt. Dagegen fällt meiner Einsicht nach nicht allzu schwer in's Gewicht was Welcker, Götterl. 1. S. 229 behauptet, weniger lasse sich denken, dass die Vorstellung von lebendigen Theilen (des All) zu der eines Alllebens, von Göttern zu Gott aufgestiegen sei. Grade dies Letztere ist die vorliegende Geschichte des mosaïschen und islamischen Monotheismus, insofern im ersteren der Stammgott Abrahams Isaaks und Jacobs, im bewussten Gegensatz zu den Göttern anderer Völker, zum alleinigen Gotte Himmels und der Erde gesteigert ist.

das Resultat der wachsenden Bildung der Nation, die aus rohen Zuständen als Jäger, Hirten und Fischer zur Gesittung und zu geistigem Leben sich erhebend Welcker selbst in dem 41. Abschnitte seines Buchs (besonders S. 234 ff.) in meisterhaften Zügen schildert, und dieser Monotheismus ist, wenn nicht die That einer religionsstiftenden Person oder einer Mehrheit solcher, die man in den alten Cultsängern suchen könnte, oder einer »bewusst und im heiligen Eifer thätigen religiösen Partei« deren Eingreifen Welcker (S. 237) als »denkbar« hinstellt (und das auch schwerlich mehr als dies ist[17])), so doch ganz gewiss das Ergebniss der

17) Wenn man freilich die hier berührten Worte und die Sätze, zu denen sie gehören genauer betrachtet und damit vergleicht, dass Welcker den 42. Abschnitt seines Buchs eine Übersicht über »das neue System« nennt, so könnte man auf den Gedanken kommen, Welcker erkenne in der homerischen Theologie, in dem »neuen System« eine direct religionsstiftende, oder eine bewusst reformatorische, oder soll ich sagen eine gleichsam prophetische Thätigkeit. Und doch darf von einer solchen bei Homer und in der homerischen, durchaus nicht religiösen oder auf religiöse Zwecke gerichteten Poësie ganz gewiss nicht die Rede sein, und von dem neuen System wird sich zeigen lassen, dass es als solches nicht aus einer einheitlichen, in sich zusammenhangenden und gleichzeitigen Geistesbewegung hervorgegangen, sondern das Resultat ist einer langen Folge an verschiedenen Orten ohne Zusammenhang unter einander aufgetretener historischer Thatsachen, Stammeswanderungen, Cultaustausche, Mythencombinationen und Mythenerweiterungen in engster Verbindung mit der wachsenden, verschiedene Stadien durchlaufenden Sagenpoësie und niedergelegt in diese, gebunden an sie, mit der es endlich in die homerische Poësie aufging, wo es, nicht ohne dass starke Unebenheiten, Risse und Näthe übrig und sichtbar geblieben sind (ich will nur an die verschiedenen Zeusgattinen neben Here erinnern), endlich als ein aus bewusster Geistesthat erwachsenes Ganze erscheinen mag, ohne gleichwohl das Ganze der Religion zu umfassen, ja ohne mit dieser, der Religion selbst sich auch nur zu decken. Und diese Thatsache, dass die homerische Theologie und die nachhomerische der Dichter und zum Theil der bildenden Künstler, keineswegs die griechische Religion sei, dass diese vielmehr im Ganzen (nicht in vielen Einzelheiten) unberührt von dem »System« in allen einzelnen Staaten und Städten, Tempeln und sonstigen Cultstätten fortbestand, diese Thatsache, die Welcker selbst nicht verkennt noch verkennen kann, auf der vielmehr die grössten Theile seines Buchs in beiden Bänden beruhen (vergl. besonders den vortrefflichen Abschnitt »Homer« im 2. Bande S. 64 ff.), scheint mir Welcker trotzdem und indem er von Homer als dem Centrum ausgeht und hinter die poëtische Mythologie die des Cultus und Glaubens in den Hintergrund schiebt, nicht in dem ganzen Umfange ihrer Bedeutung gewürdigt zu haben, da er sonst von den, immerhin in vielfach entstellter Gestalt auf uns gelangten Überlieferungen dieser örtlich gebliebenen und doch eigentlichen griechischen Religion nicht so verächtlich denken und reden konnte, wie er es in den Abschnitten 22—24 seiner Götterlehre thut. Diese Abschnitte, in denen von den Tempellegenden, Sagen und Märchen gehandelt wird, unterscheiden sich in der Geringschätzung, mit der von diesen Überlieferungen geredet wird, sehr eigenthümlich

Bildungsstufe, auf der wir das griechische Volk in den heroischen Gedichten finden, mit einem, um nur dies zu erwähnen, festgegliederten, unter erblichem Königthum einheitlich zusammengefassten Staatswesen, einer Bildungsstufe, welche einen Cultus unklar personificirter Naturgeister überwunden hatte und überwunden haben musste, wie dies Welcker (S. 232 ff.) vortrefflich darthut und in dem Abschnitt über den Titanenkampf weiter begründet,[18]) einer Bildungsstufe, für die ein zerflossener, zusammenhangsloser, ungegliederter Polytheismus grade so unmöglich, wie ein nach Massgabe und den Normen des irdischen Staates aufgerichteter Götterstaat unter einem himmlischen Könige derselben natürlich entsprechend war.[19]) Also auch dieser Monotheismus oder diese Offenbarung eines monotheistischen Zugs im Polytheismus ist eine Reform, ist nicht primitiv und hat mit einem nicht eigentlichen, nicht begriffenen primitiven Monotheismus weder begrifflich noch historisch Zusammenhang. Dies meine eine These. Die andere ist die, dass aller eigentliche und begriffene Monotheismus auf der Abstraction von der Natur beruhe, insofern nämlich er die Erkenntniss oder Annahme einer supranaturalen und transcendenten Gottheit voraussetzt. Auch diese These für den Islam und für das Christenthum zu beweisen ist überflüssig und in Betreff des Mosaïsmus wird Welcker leicht zustimmen, der, Götterlehre S. 9, die arischen Völker als solche, deren Religion einen Bezug »zur Natur und zum Polytheismus« haben, den Semiten entgegenstellt, aus denen Moses und die Propheten und ein

und wesentlich von der, vielleicht zu weit getriebenen, dennoch im Princip berechtigten Sorgfalt, mit der die Forschung auf dem Gebiete z. B. der nordischen und deutschen Mythologie die noch viel geringfügigeren und noch ungleich mehr entstellten Reste und Spuren des Alten in Sagen, Märchen, Sprichwörtern, einzelnen Gebräuchen und selbst im Aberglauben der Kinder und der alten Weiber aufsucht. Darin dürfte auch der Schwerpunkt der in der letzten Zeit so vielfach zur Sprache gekommenen Differenzen zwischen Welcker's und O. Müller's Methode zusuchen sein.

18) Vergl. besonders Götterl. S. 266 den Satz: »diese (die Götter der Pelasger) waren nicht zu einer Gesellschaft vereinigt, sondern durch die Natur hin zerstreut wie die Völkerstämme, denen sie je nach der sie umgebenden Natur angehörten« u. s. w. und S. 232, wo die »Reform« mit dem Zeitalter der Heroen vor Theben und Troia in Zusammenhang gebracht wird, Beides ganz im Sinne meiner Auffassung. Im Grundprincip stimmt auch Nägelsbach, homer. Theologie S. 71. 92 und sonst überein, was er freilich in der Nachhom. Theol S. 100 ff. widerruft.

19) Vergl. Göttling in s. Gesammelt. Abhandll. I. S. 181 f. (aus dem Hermes v. 1827) und nach ihm Nägelsbach a. a. O. S. 92 ff.

Muhammed hervorgehn konnten; der im Rhein. Mus. a. a. O. S. 448. Note 1 denselben Urstamm (die Semiten) als solchen bezeichnet, der so wenig Sinn für die Natur hatte, dass er Gott nur ultramontan (lies transmundan) setzte; der, Götterl. 1. S. 196 Jehovah von Zeus vermöge des uranfänglichen Bezugs des Letzteren zur Natur als »grundverschieden« bezeichnet, wenngleich er S. 197 das mosaïsche Schaffen gewiss mit Unrecht mit dem von ihm so genannten »Schaffen« d. h. dem ehelichen Zeugen des Zeus für identisch erklärt. Auch der Gott Mosis, des Psalmisten und der Propheten, mag er sich im feurigen Busch oder sonst in der Natur dem Menschenblicke materiell offenbaren, ist vermöge seines Schöpfungsacts durch den Willen und das Wort, vermöge seiner Nichtimmanenz in den Affectionen des Kosmos supranatural und transcendent. So wie wir aber in dem christlichen Gotte, der ein Geist ist und im Geiste angebetet werden will, dann in dem islamischen und drittens im mosaïschen, der sich menschlichen Blicken in der Natur offenbart ohne gleichwohl in derselben ausser etwa in Resten früherer, wesentlich nicht monotheistischer Anschauungen immanent zu sein, d. h. in dieselbe aufzugehn, verschiedene Stufen in der klar erkannten Transcendenz wahrnehmen, so schliesst sich diesen als eine weitere und noch weniger als die mosaïsche klare Stufe die Transcendenz, der Supranaturalismus nicht etwa nur des Zeus, sondern aller Götter der reformirten griechischen Religion an,[20]) so sehr, dass ihre Genesis aus der Natur, über die Welcker so klar und erschöpfend handelt,[21]) bis auf den heutigen Tag von Solchen verkannt wird, die mit mehr Idealismus als Beobachtungsgabe ausgestattet und die mehr speculativ als historisch und kritisch begabt sind.[22]) Steht nun vermöge des monotheistischen Zugs im Polytheismus und vermöge dessen Organisation nach den Normen der heroischen Basileia Zeus an der
er und über ihnen, so muss sich eben deshalb das
.e und Transcendentale alles begriffenen Monotheismus

t dies so eindringlich gelehrt wie Welcker in dem schon angeiner Götterlehre; vergl. besonders wieder S. 266: »die neuen n der Aussenwelt, sondern im Gedanken begründet« u. s. w.
S. 214 ff., vergl. besond. auch S. 224.
ιoch von nicht wenigen classischen Philologen bemerkt Preller O. S. 39 Note mit Recht, so erstaunlich die Thatsache im Grunde
.

bei ihm am stärksten offenbaren, und wie sehr dies der Fall sei, dafür kann ich mich u. A. auf das berufen, was Welcker über Zeus und sein Walten im Gebiete der geistigen und politischen Interessen der Menschheit gesagt hat [23]) Nun hat freilich Welcker den gleichen Supranaturalismus bei Zeus als einen primitiven hingestellt und behauptet, eine Behauptung deren Richtigkeit weiterhin genau untersucht werden soll, und deren Unrichtigkeit ich zu erweisen hoffe, hier habe ich nur davon Act zu nehmen, dass Welcker den Monotheismus des Zeus, seine Stellung als Gott den Göttern gegenüber vermöge der von ihm angenommenen Transcendenz desselben statuirt, nicht vermöge der Immanenz in der Natur, sondern trotz dieser, von der er eine Verdunkelung seiner supranaturalen Seite ableitet.[24]) Hiernach darf ich wohl annehmen, dass auch Welcker mit dem Inhalt meiner beiden Thesen in Betreff des eigentlichen und begriffenen Monotheismus, wenigstens mit der letzteren übereinstimmen wird, an der mir eben so viel liegt wie an der ersteren, ja deshalb noch mehr, weil, wie gesagt, Welcker selbst neuerdings den eigentlichen und begriffenen Monotheismus als primitiven geopfert hat.

Wenden wir uns nun zu dem anderen Monotheismus, den Welcker diesem eigentlichen und begriffenen gegenüberstellt, und an dem allein er festhält, so bin ich zunächst in Verlegenheit, wie ich denselben bezeichnen soll, ohne selbst den Schein auf mich zu laden, als wolle ich Welckern zu nahe treten. Doch glaube ich mit Berufung auf das Vorstehende am besten an dem einigermassen neutralen Ausdruck »primitiver Monotheismus« festhalten zu dürfen. Von diesem primitiven Monotheismus, »der von der Einheit ausgehend, durch die Vielheit der Personen in den Naturmythen zwar beeinträchtigt und angefochten wird, der aber, weil er ein Erbtheil der Menschheit ist, immer wieder durchdringt«, von diesem glaubt Welcker annehmen zu dürfen, dass er sich mit der Idee der Immanenz der Gottheit in der Natur vertrage, dass er sich als die primitive Religion auch der Natur werde fassen lassen. Er sagt in diesem Betreff im N. Rhein. Mus. a. a. O. S. 617f.: »so wenig aber die einzelnen Seelenkräfte im Bewusstsein früher unterschieden werden als das des einen Geistes erwacht und geübt ist, so wenig lässt

23) Götterlehre 1. S. 177 ff.

24) Götterlehre S. 196: »und die supranaturale Seite seines Wesens musste sich leicht verdunkeln, weil er auch von der physischen aus zum Weltherrscher geeignet schien.«

die erste Religion in ihrem Zug und ihren Äusserungen sich polytheistisch denken. Mit einem Einfachen, Einen, Ganzen hat es jede Ahnung, jeder erste Blick, jeder erste inhaltreiche Gedanke zu thun. Wie der Mensch sich als Einen empfindet so das All ihm gegenüber als Eines.« Und daselbst S. 619: »Die Natur hat im Allgemeinen mehr des Gemeinsamen in ihrer Einwirkung auf den sie als göttlich anstaunenden Menschengeist und in ihrer Bestimmung seiner Lebensweisen und Charakterbildung als der Ungleichheiten.«

Diese Sätze muss ich denn freilich aufs allerernsteste bestreiten. Die stricte Bezugnahme in denselben auf die Natur, auf das All gegenüber dem Menschen überhebt mich der Nothwendigkeit auf die Fragen einzugehn, welche sich an Zervane Akerene der Zoroastrischen Religion und an dessen Primitivität[25]) sowie an dessen Verhältniss zu einer persönlich gedachten Gottheit knüpfen. Auch parallelisirt Welcker ja Zervane Akerene nicht mit Zeus, der ihm der Träger des primitiven Naturmonotheismus ist, sondern mit der Idee, die er in dem Kronos sucht und, wie ich zu zeigen hoffe, in der Formel Zeus Kronion gänzlich irrthümlich findet. Als das Einfache, Eine, Ganze, mit dem es nach W. jede Ahnung, jeder erste Blick, jeder erste inhaltreiche Gedanke zu thun hat, haben wir also nicht die abstracte Idee des Zervane Akerene, sondern einen primitiven Monotheismus der Naturimmanenz zu betrachten, der den Menschen das All als Eines auffassen lässt, und dessen Träger für Welcker Zeus ist. Wie wenig nun aber Welcker den Gedanken festzuhalten im Stande ist, dass der Mensch wie sich als Einen, so das All ihm gegenüber als Eines empfinde, zeigt der unmittelbare Fortgang desselben Satzes S. 618: »und wie er in seinem Leibe einen Sitz des Geistes, von wo aus dieser wirke und walte, sucht, so ist es ihm natürlich auch im All einen Hauptsitz der göttlichen Macht zu finden, es sei in der Himmelshöhe oder in der Sonne.« Denn offenbar verwechselt Welcker hier zwei gänzlich heterogene Dinge mit einander: das All als Eines und einen Punkt im All als den vornehmsten oder den Hauptsitz der göttlichen Macht, einen Hauptsitz den er so concret fasst wie den Himmel oder die Sonne. Ja, wenn man Welcker's Worte, die er, eben weil er (S. 617) seine Ideen nur im Kurzen andeutet, gewiss nicht

25) Gegenüber der Annahme Welcker's in Betreff der vorzoroastrischen Existenz des Zervane Akerene ist auf das zu verweisen, was Preller in Jahn's Jahrbb. a. a. O. S. 37 f. erinnert hat.

ohne besonders genaue Überlegung niedergeschrieben hat, einigermassen genau wägt, so muss man finden, dass er mit ihnen die Schranke des Monotheismus bereits durchbrochen hat; denn ein Hauptsitz der göttlichen Macht in einem Punkte oder Kreise oder Theil der Natur oder des All, des materiellen All, wie im Himmel oder in der Sonne, schliesst andere Sitze in anderen Kreisen oder Theilen nicht aus, sondern schliesst diese ein. Und so handelt es sich hier schon nicht mehr um einen Gott für das All, sondern um einen obersten und Hauptgott, und der Cultus dieses Hauptgottes ist begrifflich schon an und für sich kein Monotheismus, während es sich weiter und in historischer Betrachtung nur um die Frage handelt, wann und wie bald neben dem Hauptsitze der göttlichen Macht noch andere Sitze derselben in anderen Theilen des All und wie viele derselben erkannt werden, eine Frage, die einerseits von der Mannigfaltigkeit der Natur und der in ihr thätig und wirksam werdenden Kräfte und andererseits von dem Grade der Naturempfänglichkeit, des Natursinnes des Individuums oder des Volkes abhangt,[26]) welches die Sitze der göttlichen Macht in der Natur, d. h. nicht in der Materie, sondern in den Kräften der Natur,[27]) welche das Dasein des Menschen bedingen, sieht oder zu finden glaubt. Begrifflich ist also der Polytheismus schon da, sobald ein Hauptsitz der göttlichen Macht angenommen wird, und das Thatsächlichwerden dieses Polytheismus in der Annahme anderer Sitze anderer göttlicher Mächte ist nur eine Frage der Zeit. Nun aber muss ich weiter behaupten, dass man diese Zeit, in welcher der begriffliche zum thatsächlichen Polytheismus der Naturreligion wird, keineswegs eine lange sein könne, sondern bei einem für die verschiedenen Kräfte und Eindrücke der Natur so leicht und lebhaft empfänglichen Volke wie die Griechen nur als eine ganz kurze, vielleicht unmessbar kurze oder = 0 zu setzen sei. Und damit wende ich mich zugleich gegen den zweiten der oben ausgezogenen Sätze Welcker's, in welchem er behauptet, die Natur habe im Allgemeinen mehr des Gemeinsamen in ihrer Einwirkung auf den sie als göttlich anstaunenden Menschengeist und in ihrer Bestimmung seiner Lebensweisen und Cha-

---

26) Vergl. das in Betreff dieser Verhältnisse gar nicht unbrauchbare Schema Lauer's, System der griech. Mythol. S. 52 f.

27) Dies hat Welcker eben so vortrefflich entwickelt wie mit grosser Energie des Ausdrucks ausgesprochen Götterl. 1. S. 216. Vergl. auch Preller gegen Lehrs, Jahn's Jahrbb. a. a. O. S. 350 f.

rakterbildung als der Ungleichheiten. Dieser Satz, behaupte ich, ist gleich falsch, mag man aus demselben einen primitiven Monotheismus ableiten wollen wie Welcker, oder einen primitiven Pantheismus wie Lauer,[28]) den Welcker anzieht[29]) um ihm zu widersprechen. Die Natur in ihren Kräften und den Äusserungen derselben in den Erscheinungen und in deren Einwirkung auf Lebensweise und Charakterbildung des Menschen ist vielmehr durchaus mannigfaltig und auch in den Hauptsachen ungleich. Die Kräfte der Natur treten einzeln, successive in die Erscheinung, Tag wechselt mit Nacht, Sommer mit Winter, das Tosen des Sturmes mit dem Lächeln des Sonnenscheins, erquickender, belebender, fruchtbarer Regen mit verdörrender, Pest bringender Hitze; diese Kräfte und ihre Erscheinungen und Wirkungen heben einander auf, wenigstens scheinbar und für den einfachen Menschen wirklich, und wie sie im steten Wechsel begriffen sind, so scheinen sie im steten Kampfe mit einander zu liegen, wovon die Mythologie voll ist; die einzelnen Kräfte und Theile des All sind von einander getrennt und unabhängig, so viele Einflüsse freundlicher bald, bald feindlicher Art unter denselben herüber und hinüber stattfinden und wahrgenommen werden mögen, Einflüsse und Beziehungen die ebenfalls in der Mythologie und zwar grade in dem was Welcker mit Recht Urmythen genannt hat, so Bedeutendes geschaffen haben.[30]) Aber für alle diese Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, Theile, Kräfte der Natur, des Alls, kann die Einheit und das gemeinsam Bedingende nimmer in der Natur, nimmer in irgend einem Theile der Natur, sondern nur in einer transcendenten Gottheit ausser und über der Natur gefunden werden. Sind ja doch auch in der griechischen Mythologie die Naturgötter nicht aus einer obersten und letzten Ursache abgeleitet, nicht einmal in dem fertigen homerischen System, sondern in grössere oder kleinere Kreise zusammengefasst von einander unabhängig und von einander verschieden. Und nun vollends die Einwirkung der Natur auf den Menschen in der Bildung seiner Lebensweise und seines Charakters, in den Eindrücken, welche der Mensch von der Natur in seiner psychischen

---

28) System der griech. Mythol. S. 50 f.

29) Götterl. 1. S. 196.

30) »Beispiele sind die Ehe von Himmel und Erde oder von Zeus und Here, manche uralte Genealogie wie Athene und Thetis, Töchter des Zeus, des Nereus, drei Brüder als drei Naturreiche, die Zwillinge Apollon und Artemis, das Tag um Tag Leben der Dioskuren« u. s. w. Welcker, Götterl. 1. S. 76.

nicht weniger als in seiner physischen Existenz empfängt, diese Einwirkungen die schon nach dem Wechsel der Jahreszeiten die verschiedenste Lebensweise bedingen, nicht minder nach dem Wechsel des Locals, diese Eindrücke, welche nach dem unausgesetzten Wechsel der Erscheinungen das Gemüth des Menschen bald mit Angst und Grauen und mit überwältigender Ehrfurcht, bald mit bewunderndem und hingegebenem Staunen, bald mit träumerischer Wehmuth und bald mit heiterer Freude erfüllen, wie kann man von ihnen sagen, dass sie mehr des Gemeinsamen als der Ungleichheiten haben! Ich will diese Andeutungen nicht weiter ausführen und sie nicht specieller auf das Gebiet der Völkerphysiologie und der Völkerpsychologie in ihrem Zusammenhange mit dem Clima und der natürlichen Beschaffenheit der Wohnsitze verfolgen, denn das sind bekannte, aber freilich schwer wiegende Dinge, und das Angeführte genügt schon, um daraus den Schluss abzuleiten, dass die Form der Naturreligion weder ein Monotheismus noch ein Pantheismus sein kann, sondern einzig und allein ein Polytheismus, und zwar ein Polytheismus dessen beginnende Ausbildung auf einzelnen Punkten früher als auf anderen wir historisch so wenig weit hinauf verfolgen können, dass wir ihn getrost als einen primitiven ansprechen dürfen. Und für diesen Polytheismus ist es begrifflich ganz gleichgiltig, ob er aus hundert oder aus zehn oder aus zwei Gottheiten sich constituirt, etwa als den Vertretern des Geschlechtsdualismus, aus dessen Zeugungen alles Weitere, der materielle Kosmos und die in ihm lebenden und waltenden Naturgeister genealogisch abgeleitet werden, es ist gleichgiltig nach welcher Seite der Natur er zuerst und ob er allseitig oder vielseitig oder beschränkt ausgebildet ist, gleichgiltig, ob er vag und zerflossen ist, wie derjenige der Veden, oder mehr oder weniger gegliedert, in ein System gebracht wie der griechische; in keinem Falle geht er von der Einheit als der Alleinheit aus und in keinem Falle führt er zur Einheit, zum Monotheismus. Und auch da, wo er vermöge einer Reform im Fortschritte der Zeit und der Cultur der Menschen sich auf's kunstvollste gliedert, wo er sich eine Spitze schafft in einem obersten, graduell höchsten Gotte, der dadurch noch lange nicht als von den anderen Göttern, unter denen noch manche Rangstufen bestehn,[31]) specifisch verschieden

31) Als »engeren Ausschuss« der grossen olympischen Gottheiten bezeichnet Preller, Mythol. 2. Aufl. S. 4 nach Nägelsbach, Homerische Theologie S. 123, Nachhom. Theol. S. 135 mit Recht die Trias: Zeus, Apollon, Athene; auf diesen folgen bekannt-

ist, auch da sage ich, wo der Polytheismus sich eine Spitze schafft, wie der griechische in Zeus, dem homerischen Zeus, auch da bleibt er was er ist.

Und wenn man denn nun trotz dem Allen die Stufe der Naturreligion, welche den Cultus einem Theile der Natur anstatt ihrer vielen oder einem vorzugsweise zuwendet, Monotheismus nennen und diesen als primitiv von der Ausbildung des eigentlichen sogenannten Polytheismus sondern will, dann muss immer noch, und zwar mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass dieser nicht principielle, nicht begriffene Monotheismus, weit entfernt eine reinere Religion zu sein als der ausgebildete Polytheismus, Nichts ist, als dessen Keim und Vorstufe, als die erste, einfache Entwickelung eines Gewächses, das in reicher morphologischer Umgestaltung erst später zur Entfaltung seines ganzen Organismus und zu seiner Blüthe gelangt; zur vollen Entfaltung seines Organismus in dem ausgebildeten Polytheismus und zu seiner Blüthe in dessen systematischer Zusammenfassung unter einer obersten Spitze als der Offenbarung des nicht mehr unbegriffenen, sondern des eigentlichen und begriffenen Monotheismus oder seines Triebes und Zuges. Weit entfernt also den Übergang von jenem einzig und allein in der Beschränkung bestehenden primitiven Monotheismus zum ausgesprochenen Polytheismus als das Resultat der Verwilderung der Sitten und der Bildung und als einen Rückschritt zu betrachten oder anzuerkennen, kann ich in demselben nur einen Fortschritt des Geistes finden, denselben Fortschritt, in welchem sich der Geist des Knaben und des Jünglings, der die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit auffasst, gegenüber dem Geiste des Kindes befindet, das nur das Nächste und Auffallendste wahrnimmt und dem das All deswegen Eines ist, weil es ihm Nichts ist. Und wenn man die Sache so betrachtet wie ich glaube dass sie allein betrachtet werden

---

lich wesentlich in der Stellung der Gerusie die olympischen Götter, alle übrigen haben nur die Stellung der freien Mannen in der Agora des heroischen Staates. So in dem poëtisch nationalen System Homer's; an den weit älteren Unterschied der Haupt- und Neben- oder Untergötter, wenngleich die Alten, wie Welcher, Götterl. 1. S. 676 f. lehrt, diesen Unterschied nicht ausdrücklich ausgesprochen haben, ist als an eine bekannte und in sich wohl begründete Thatsache, die auch W. a. a. O. S. 678 anerkennt und ausführt, auch nur zu erinnern. Im Übrigen darf auch noch auf das verwiesen werden, was über die Gliederung des Götterthums und seine Rangstufen Nägelsbach, Homer. Theol. S. 95 ff. gut ausgeführt hat.

darf und kann, dann schwindet auch jeder Zusammenhang zwischen jenem primitiven Monotheismus und dem mehr oder weniger klar gefassten, begriffenen Monotheismus der Reform, der Reife der Nation, und dann wird man sich auch frei halten von jener abenteuerlichen Vorstellung eines höchstbegabten, mit reinerer Erkenntniss ausgestatteten Urzustandes der Menschheit, von dem alle fernere Entwickelung nur Entartung wäre, von jenem unseligen Traume, der in Creuzer's und der Seinigen Geistern und Schriften Unheil und Unklarheit genug hervorgebracht hat, um uns nur mit ungeheucheltem Schmerz sehn zu lassen, wie unsere neueste Forschung in ihren höchststehenden und bedeutendsten Vertretern demselben wieder zuzuneigen Miene macht. Dann wird man auch einleuchtend finden, dass die Menschheit eine Kindheit gehabt hat, und dass die Religion so wenig wie die Sprache der Menschen während dieser Kindheit mit einem Höchsten und Vollkommensten begonnen hat und begonnen haben kann, sondern dass gleichwie die Sprachen in Jahrtausende langer Entwickelung sich aus dem ersten Lallen zu ihrer Blüthe erhoben, ehe die uns bekannte Geschichte ihrer Entartung und Abschwächung beginnen konnte, so auch die Religionen aus kindischer und beschränkter Erkenntniss der Gottheit lange Zeiträume hindurch zu ihrer eigenthümlichen Höhe emporstiegen, ehe jene Rückschritte eintreten konnten, von denen Welcker[32]) sagt, dass sie den Haupttheil der Geschichte aller Religionen ausmachen. Sprache und Religion gehn hier ganz parallel und verhalten sich auch in unserer Geschichtskenntniss gleichartig; die Geschichte der Entartung ist uns grösstentheils bekannt, und sie allein kann uns in der Hauptsache bekannt sein, weil erst mit der Vollendung der Sprachbildung das Geschichtsleben der Nationen, im engeren Sinne des Wortes wenigstens, beginnt; aber dass dieser bekannten Geschichte eine unbekannte der aufstrebenden Entwickelung vorausliege, darüber täuscht sich wenigstens was die Sprache anlangt die Linguistik nicht,[33]) und darüber sollte sich was die Religion betrifft die mythologische und mythenphilosophische Forschung eben so wenig täuschen und wird sie sich nicht täuschen, wenn sie mit unbeirrtem historischem Blick den freilich nicht chronologisch zu be-

32) N. Rhein. Mus. a. a. O. S. 628.

33) Noch ganz neuerdings hat dies Schleicher vortrefflich entwickelt in einem Aufsatz: Das Leben der Sprache und unser Sprachgefühl in Prutz' Deutschem Museum 1861. No. 6.

stimmenden, dennoch aber sichtbar genug vorliegenden geschichtlichen Thatsachen nachspürt.[34])

Und hiermit wende auch ich diese Untersuchung, und zwar mit leichterem Herzen, dem historischen Boden zu, auf den uns Alles hindrängt, und auf dem allein die Frage über den Monotheismus des Zeus als einer concreten geschichtlichen Erscheinung entschieden werden kann. Hier, auf historischem Boden haben wir zu untersuchen, ob es einen, überhaupt einen Monotheismus des Zeus in Griechenland gegeben hat und welcher Art dieser, oder besser, welcher Art die Religion des Zeus war, ob sie den Gott als Gott den Göttern und der Natur gegenüber, oder als einen Gott neben und über den anderen Göttern in der Natur fasste, ob es eine »transcendentale Gottesidee des Zeus Kronion«, einen Zeus »als allbelebenden, weltbeherrschenden Allgeist« jemals gab, ob es wahr sei, was Welcker[35]) sagt: »die grösste Thatsache, wenn wir in das höchste griechische Alterthum zurückgehn, ist die Idee Gottes als des höchsten Wesens verbunden mit einem Naturdienst,« und ob dies Monotheismus sei, ob die griechische Religion auf dieser Zwiespältigkeit des Geistes und der Natur, der Transcendenz und der Immanenz des Göttlichen beruhe, oder ob man vielmehr wird zugeben müssen, dass die Einheit des Göttlichen oder das allgemeine Gefühl des Göttlichen wie O. Müller sich ausdrückte,[36]) welches allein die insita notitia ist, nicht weder Götter was Welcker leugnet noch auch Gott, was er behauptet,[37]) in Griechenland in einer Vielheit der Erscheinungsformen, in eine Menge von ursprünglichen Naturgöttern gespalten auftritt, während sie, die Einheit selbst sich in dem gemeinsamen Begriffe des Göttlichen und dieser sich in den Worten θεός und δαίμων ausspricht, die alle einzelnen Gottheiten des Polytheismus, ganz ohne Rücksicht auf ihre indivi-

---

34) Vergl. Welcker, Götterl. 1. S. 6: »Die griechische Religion hat hinter der Zeit Homer's nicht blos den langen Zeitraum gehabt, der zur Entfaltung und Vereinbarung so mannigfaltiger und sinnreicher Bildungen bis zu diesem alle anderen Mythologien weit überragenden Grade der Vollendung und des geistreich freien Spiels der Poësie vorausgesetzt werden muss, sondern noch einen anderen, in welchem ein von dem zu Tage liegenden Zustande der Bildung ganz verschiedener, eine andere Art der Auffassung der Welt und der Gottheit, andere Richtungen und Bedürfnisse des Geistes in Vorstellung und Cultus herrschend waren.«

35) Götterl. 1. S. 129.

36) Prolegomena S. 243.

37) Götterl. 1. S. 229.

duellen Namen und Functionen gleicher Weise bezeichnen.[38]) Und so wie wir diesen historischen Boden betreten finden wir uns auch mit Welcker wiederum in vielen Beziehungen in grösserem Einklang, während wir freilich in der Lage sind, ihn mit seinen eigenen Waffen und Worten zu bekämpfen wo er über diese Beziehungen hinausgeht.

Vor allen Dingen nehmen wir nun davon Act, dass Welcker selbst auf griechischem Boden keinen Monotheismus, sondern einen urältesten Polytheismus annimmt, so alt wie die Existenz eines griechischen Volkes.

Am unbedingtesten geschieht das im Rhein. Mus. a. a. O. S. 626, wo Welcker sagt, dass zu der Behauptung des Hrn. Dr. H. D. Müller, auch nach ihm habe der Polytheismus erst in Griechenland sich ausgebildet, »in dem Buche selbst nicht mit einem Worte Veranlassung gegeben« sei. Inwiefern dieser überaus entschiedene Ausdruck ganz berechtigt sei, da die Behauptung eines »anfänglich monotheistischen Charakters der Religion, die transcendentale Gottesidee des Zeus Kronion« (S. 180), die doch nur griechische Verhältnisse angehn kann, da Zeus Kronion nicht vorgriechisch ist, wenigstens leicht misverstanden werden konnte, mag dahingestellt bleiben, das, worauf es hier vor Allem, ja ganz allein ankommt, ist dass Welcker den Polytheismus für so alt erklärt wie das griechische Volk auf dem Boden Griechenlands. Und diese Erklärung in seiner Antikritik steht keineswegs allein, wenngleich sie die Sache am unumwundensten ausspricht, auch in der Götterlehre selbst fehlt es nicht an Stellen, die sich nur auf einen uralten Polytheismus beziehn lassen, so die schon angeführten Worte (S. 129): »die grösste Thatsache, wenn wir in das höchste griechische Alterthum zurückgehn, ist die Idee Gottes als des höchsten Wesens, verbunden mit einem Naturdienst,« so ferner was wir S. 16 finden: »bei dem Sonderleben in Gauen war jede Volksgemeinde eine Welt für sich mit ihrem eigenen Gott ausser Zeus und etwa einem Fluss oder Nymphen dazu.« Die Annahme eines eigenen Gottes neben Zeus und ausserdem des Flussgottes und der Nymphen darf freilich wohl nicht urgirt werden und dürfte schwer oder unmöglich zu erweisen sein; aber darauf kommt es nicht an, sondern auf den auch hier deutlich ausgesprochenen Polytheismus.

38) Will man diese in eine Vielheit von Naturgöttern gespaltene Idee der Gottheit oder des Göttlichen mit Schelling, Philos. d. Mythologie S. 91 einen »auseinandergegangenen Monotheismus« nennen, so habe ich hiergegen im Grunde nur einzuwenden, dass ich nicht einsehe, was mit diesem nicht eben klaren Ausdruck gewonnen wird.

Wichtig ist ferner was wir S. 31 lesen: »von keinem der Hauptgötter kann gesagt werden, dass er nicht auch pelasgisch oder in der pelasgischen Zeit irgendwo verehrt gewesen sei,« denn Pelasgisch ist für Welcker Urhellenisch und über die Pelasger hinaus hört alle geschichtliche Forschung auf griechischem Boden, deren Grenze so Mancher schon diesseit derselben ziehn wollte, unbedingt auf, und was als Pelasgisch anerkannt wird, das bezeichnet die Urzustände des Hellenenthums. Also nicht nur der eine und der andere Gott neben Zeus constituirt den primitiven Polytheismus des griechischen Volks auf griechischem Boden, sondern derselbe erstreckt sich auf alle Hauptgötter, wenngleich diese noch nicht irgendwie in ein Ganzes vereinigt oder alle von allen Stämmen verehrt wurden.[39])

Also die urgriechische Religion ist der Polytheismus; aber damit ist nicht genug gesagt, nicht nur auf griechischem Boden tritt der Polytheismus als primitiv in die Geschichte, wir können vielmehr die Frage Preller's[40]) »ist es wirklich der Fall, dass die Griechen wie alle übrigen zu dem indogermanischen Sprachstamme gehörigen Nationen, ein gewisses Capital polytheistischer und mythologischer Ideen aus der ältesten Zeit ihres Zusammenlebens mit den verwandten Völkern schon nach Griechenland mitgebracht haben« auch in Welcker's Sinne getrost mit Ja beantworten. Denn so unbegreiflich spröde sich auch Welcker (S. 48) über die Namenserklärung »aus dem Indischen« ausspricht, so unbedingt er wie absichtlich die Augen vor den einleuchtend richtigen Erklärungen vieler Götternamen nicht aus dem Indischen, sondern aus dem indogermanischen Urstamm der Sprache verschliesst, die wir der Linguistik verdanken und die z. B. ein Mann wie Preller, wenn auch mit höchlich anzuerkennender Vorsicht und Kritik adoptirt hat: einige Ableitungen hat auch Welcker (S. 12) anzuerkennen nicht umhin gekonnt, und S. 9 hat er, was viel entscheidender ist, anerkannt: »die Religionen dieser (arischen) Völkerfamilie haben eine allgemeine Übereinstimmung in ihrem Bezuge zur Natur und zum Polytheismus, wodurch sie sich stark

---

39) Gegen eine solche Vorstellung und für die gewiss und nachweislich allein richtige, dass der populäre Polytheismus in seinem ganzen Bestande erst das Resultat der Stammmischungen und des Cultusaustausches sei spricht sich Welcker klar und entschieden eben in diesem Abschnitt (7) und in dem früheren (5) »Vielstämmigkeit« überschriebenen aus.

40) Jahn's Jahrbb. a. a. O. S. 39.

von den Semiten unterscheiden,« [?] und daselbst weiterhin: »Auch in der Mythologie wird das Gemeinsame in Hauptsachen und besonders auch in charakteristischen Nebenzügen immer reiner und bedeutender hervortreten, je mehr man sich auf das Einleuchtende und Erweisliche beschränkt.« Gewiss! Zu den Hauptsachen aber gehört der bei allen diesen Völkern, soweit unsere Forschung dringt primitive Polytheismus; und eben dahin rechnet auch Welcker S. 12, wenn ich ihn nicht misverstehe: »die aus der Urheimat mitgebrachten verdunkelten Sagen und Vorstellungen von einer allgemeinen Fluth, von einem Götterberg, von Weltaltern u. s. w., manche gemeinsame Thiersymbole« u. s. w. Einen wie ausgebildeten, ja eigentlich schon gegliederten Polytheismus dies, namentlich der Urolymp als gemeinsame Götterwohnung aber voraussetze oder einschliesse, brauche ich doch wohl nicht erst auseinanderzusetzen. Und so rückt der primitive Monotheismus auch historisch vom griechischen Boden auf den der arischen Urheimat und von diesem immer weiter und immer weiter hinaus, bis er sich zu einem blossen Axiom verflüchtigt, das nun aber nicht mehr zu einer tieferen Erklärung der Thatsachen der griechischen Religion dienen kann, wohl aber zu deren schiefer Beleuchtung Denn eine solche scheint es mir zu sein, wenn Welcker diesem axiomatischen Monotheismus zu Liebe die griechische Religion wie sie sich uns in ihren ältesten erkennbaren Zuständen zeigt, als einen Abfall von der grossen Idee, und als eine Entartung, bedingt durch die Verwilderung der Sitten und der Bildung darstellt, und wenn er den sich im homerischen Göttersystem offenbarenden bewussten monotheistischen Zug als eine »Wiederaufrichtung« des nur als eine Tradition aus dem axiomatischen primitiven, d. h. uneigentlichen und nicht begriffenen Monotheismus, dieses »Erbtheils der Menschheit« schildert.

Doch genug dieser allgemeinen Betrachtungen, in die ich wahrlich nicht eingetreten wäre, wenn mich nicht Welcker's Beweisführung dazu gezwungen hätte, und zwar deshalb nicht, weil durch sie an und für sich über das Wesen der Zeusreligion und über deren Verhältniss zum Naturdienst, ausser- und oberhalb oder innerhalb desselben letzthin nicht entschieden werden kann. Der Frage über den Charakter der Zeusreligion als einer concreten historischen Thatsache ist nun direct und auf anderem Wege nahe zu treten.

2.

Wir haben mit dem Namen des Zeus zu beginnen.

»An der fernsten Grenze des griechischen Alterthums treten uns die Wörter *θεός* und *δαίμων* und die Namen *Ζεύς* und *Κρονίων* entgegen: etwas Älteres giebt es für uns in der griechischen Religion nicht.« So beginnt Welcker, Götterlehre 1. S. 129 den Abschnitt seines Werkes, dessen Aufgabe es ist, darzuthun, dass *Ζεύς* und *θεός* derselben Wurzel und desselben Begriffs und dass *Ζεύς* aus *θεός* »durch die Individualform gesteigert« (S. 133) »als Gott, von Anbeginn als persönlich gegenüber der Welt« (a. a. O.) zu fassen sei. Gleich hier muss ich, um fernerer Consequenzen willen, Einspruch erheben. Allerdings ist über den Namen des Zeus hinaus Älteres für uns im griechischen Alterthum nicht erforschbar, womit aber noch nicht ausgesprochen ist, dass Anderes, dass anderer Götter Namen jünger sein müssen; auch die Wörter *θεός* und *δαίμων* treten für unsere Erkenntniss als Urworte auf, und zwar als Bezeichnungen alles Göttlichen, jeder Gottheit schlechthin, wobei die Einheit oder Vielheit dieses Göttlichen, der Gottheit oder der Gottheiten gänzlich unberührt bleibt. Dass aber auch *Κρονίων* ein solches Urwort sei, dies bestreite ich, so feierlich es Welcker wiederholt[41]) behauptet, auf das entschiedenste. Ich hoffe zu beweisen, dass es den Zeus nur als Sohn des Kronos, eines persönlichen Kronos (nicht Chronos) bezeichne, dass es ihn als einen Geborenen darstelle, ihn, der in den ältesten Culten entweder ausdrücklich als von Ewigkeit her gewesen bezeichnet wird,[42]) oder von dessen Geburt, Geboren- also Endlichsein vor dem Eintritt des kretischen Mythus niemals die Rede ist.[43]) Aber eben so wenig ist in irgend einem der ältesten Culte auch nur zufällig von Kronion die Rede, selbst nicht im Gebete des Achill (Il. 16. 233) bei Homer, dem doch die Formel Zeus Kronion so gar geläufig ist. Ich behaupte also, um über meine weiterhin genauer zu begründende Ansicht keinen Zweifel zu lassen, schon hier, dass Kronion sich in keiner

---

41) Götterl. 1. S. 142.

42) Bekanntlich im dodonäischen Peleiadenhymnus bei Pausan. 10. 12. 5:
Ζεὺς ἦν, Ζεύς ἐστι, Ζεὺς ἔσσεται.

43) Das relativ geringe Alter aller Geburts- und Kindheitssagen des Zeus behauptet und bespricht Welcker, Götterlehre 2. S. 234 ff. ganz auch meiner Überzeugung gemäss.

älteren Quelle findet, als bei Homer und in denen von Homer abwärts, denen der kretische Mythus geläufig, denen Zeus ein Geborener ist, ein jüngerer Herrscher in einem neuen Reiche nach der Herrschaft eines älteren in einem von Zeus gestürzten Titanenreiche, und dass folglich Zeus Kronion aus dem kretischen Geburtsmythus stammt.

»Hiernach (nämlich nach dem Inhalte des oben ausgezogenen Satzes) fährt Welcker a. a. O. fort, waren von Anbeginn Gott und Götter diesen Völkern (wenn auch nicht allgemein) als himmlische und geistige, Zeus als der ewige Himmelsgott, im Gegensatze alles Gewordenen, Sichtbaren bewusst.« Zeus als der ewige Himmelsgott beruht für Welcker auf der Formel *Ζεὺς Κρονίων*, die, von Kronos-Chronos abgeleitet, den »Sohn der ewigen Zeit« d. h. den Gott von Ewigkeit her bezeichnen soll.[44]) Dass ich dies bestreite ist bemerkt. Was aber die Idee selbst anlangt, so könnte sie dennoch richtig sein, und sie ist's auch in gewissem Sinne, sofern Zeus in seinen ältesten Culten als gewesen, seiend und sein werdend oder wenigstens nicht als geboren oder geworden genannt wird; Letzteres aber ist nicht bei ihm allein der Fall, auch bei den anderen Göttern, selbst bei denen, die nachher im nationalen System als Zeus' Kinder erscheinen, um von den Urmächten, Gäa, Okeanos, Helios u. A. nicht zu reden; auch bei diesen ist in den ältesten Culten von keinem Geborensein die Rede, und noch für Homer sind die Götter *θεοὶ αἰειγενέται*;[45]) die Eltern, die Genealogien sind in allen Fällen jünger als die Götter, wie dies auch logisch gar nicht anders sein kann, da der Gott als Gegenstand des Cultus doch erst an sich da sein musste, ehe man ihm Eltern geben und durch die Genealogie aufwärts seine Würde erhöhen konnte, wie Welcker sich einmal gut ausdrückt.[46]) Nicht also bei Zeus allein ist dies Nichtgeborensein, diese Anfangslosigkeit charakteri-

---

44) Götterl. 1. S. 140 f.

45) Il. 2. 400. Wenn Welcker Götterl. 1. S. 181 dies und andere Prädicate »von Zeus auf die Götter übertragen« nennt, so ist dies ein Axiom auf das ich zurückkommen muss.

46) Götterl. 1. S. 152. Dasselbe hat auch Buttmann, Mythol. 2. 48 eingesehn, wenn er sagt: »der oberste Gott jeder Nation ist ein wahrer, d. h. ein Erfahrungsgott; der Vater sowohl wie der Grossvater, den die Mythologie ihm giebt, sind philosophische, ergrübelte Götter«, nur dass die Bezugnahme auf den obersten Gott allein, die hier durch den Zusammenhang gegeben war, unstreitig die Sache zu eng fasst. Jeder an und für sich verehrte Gott ist ein wahrer, d. h. ein Erfahrungsgott, sonst wäre er eben gar nicht.

stisch, sondern sie ist ein Prädicat des Göttlichen, aller Gottheit überhaupt gegenüber der Endlichkeit des Menschlichen. Und grade so wie alle anderen Götter einzeln und nach und nach als geboren gefasst werden, nicht um sie dadurch in ihrem Wesen zu beschränken oder in dem Bewusstsein, dass dieses wirklich geschehn, sondern um ihre Würde zu erhöhen, indem man ihnen in der Zeit des lebhaft erwachten Ahnenstolzes der adeligen Geschlechter hochadelige Ahnen gab, Eltern erfand und dichtete, grade so, nicht anders, und im Zusammenhange mit eben diesem Triebe, mit eben dieser genealogischen und theogonischen Umdichtung ist auch Zeus zum Geborenen geworden, ist ihm ein Elternpaar gesucht und gedichtet worden, wie dies Motiv Niemand klarer ausgesprochen hat als Welcker selbst.[47]) Fassten also hiernach die Griechen von allem Anfang an ihre Götter, die Gottheit als ewig, so zeigt andererseits das Wort δαίμων, das ebenfalls wieder, so weit unsere Forschung zu dringen vermag ein allgemeines Prädicat des Göttlichen, aller Gottheit ist, dass sie ihre Götter als Wissende, als Geister,[48]) Geister der Natur fassten, welche sie, wie Welcker (S. 216) darthut, nicht als Materie, als blosse Erscheinungen, als die todte Natur angebetet haben, sondern in der ihnen die bewegenden, die Erscheinungen und das menschliche Dasein bedingenden Kräfte als göttlich, als lebendig, geistig erschienen, diese Kräfte, die sie als persönlich fassen nach dem unausweichlichen Gesetze nothwendiger Personification,[49]) dass wir Kraft überhaupt nicht unpersönlich denken und fassen oder wenigstens vorstellen können, sondern sie, wofern wir uns nicht mit dem blossen Worte begnügen, auf einen Willen, also eine Person, Gott zurückführen müssen, was wir auch nicht weniger, wenn auch anders thun, als es die alten Heiden und alle Naturreligionen thaten, nur dass diesen die Idee der Transcendenz und des Supranaturalismus Gottes abging, welche die

47) Götterl. 1. S. 149: »Zu einer Zeit, wo etwa Apollon's oder anderer Götter Geburtsfest als das heiligste gefeiert wurde, durfte der Mythus sich nicht scheuen, auch den Kronos im eigentlichen Sinne als Vater zu fassen« u. s. w.

48) Welcker, Götterl. 1. S. 138 f. Preller, Mythol. 2. Aufl. S. 87.

49) Die Naturreligion schafft nicht blos leicht anthropomorphische Bilder göttlicher Wesen oder Kräfte, wie Welcker Götterl. 1. S. 231 sagt, sondern sie muss sie schaffen, menschengestaltige und menschenartige, weil man im Bilde der Gottheit nicht hinabsteigen kann und des Menschen höchstes Denken der Mensch ist. Dass Gott in der Mosaïschen Urkunde den Menschen nach seinem Bilde schafft kehrt die Sache nur scheinbar und dem Ausdrucke nach um.

Einheit bedingt. Ewige Geister der Naturkräfte also waren die griechischen Götter, ob sie auch »himmlische« waren, wie Welcker meint, das hangt von der sprachlichen Erklärung von θεὸς und von dessen Verhältniss zu Ζεὺς ab. Welcker hat die gewichtigsten linguistischen Zeugen für die Erklärung von Zeus als dyaus von √div also für Zeus als den Gott des leuchtenden Himmels und für die Ableitung von θεὸς aus derselben Wurzel theils angeführt,[50]) theils ausgezogen.[51]) Das Erstere, die Erklärung des Zeusnamens ist unbestritten und scheint unbestritten bleiben zu sollen; gegen das Letztere, die Ableitung von θεὸς aus derselben Wurzel hat Georg Curtius[52]) Widerspruch erhoben. So Triftiges mir nun seine Gründe auch zu enthalten scheinen werde ich mich wohl hüten, mich in diesen Streit der Linguisten zu mischen oder in demselben Partei zu ergreifen;[53]) auch wird dies zu meinem Zwecke nicht nöthig sein, da ich nicht die Natur des Göttlichen schlechthin in der griechischen Urreligion zu untersuchen mir vorgesetzt habe, da es mir daher gleichgiltig sein kann, ob die Götter ausser als ewige Geister auch noch als »die Angebeteten«[54]) oder als »die Himmlischen« bezeichnet werden. Das worauf es mir ankommt ist die Natur des Zeus; dass er der Himmlische sei steht fest, dass aber Zeus und θεὸς nicht so identificirt werden dürfen oder so promiscue gebraucht worden sind, wie dies Welcker mit grossem Nachdruck lehrt, das lässt sich, auch abgesehn von allen etwaigen linguistischen Differenzen, wie ich denke aus anderen Gründen erweisen.

»Von der höchsten Wichtigkeit nun ist es, sagt Welcker (S. 132 f.), dass von dem Appellativum θεὸς, θεοὶ durch die Form der Name des einen, bestimmten Ζεὺς unterschieden wird, welcher die Bedeutung des Wortes in sich schliesst, aber dadurch, dass er durch die Form von den Göttern geschieden und eine Persönlichkeit ist, als Gott der Götter,

---

50) Götterl. 1. S. 131 Note 4.

51) Daselbst S. 130 ff.

52) Grundzüge der griechischen Etymologie 1. S. 220, vergl. S. 202.

53) Preller beobachtet, Curtius anführend, Mythol. 2. Aufl. S. 87 dieselbe Zurückhaltung, und wenn man sich erinnert, wie vornehm die Herren Linguisten uns arme Philologen gelegentlich behandeln, so muss dies sehr natürlich erscheinen; unsere Selbständigkeit der Linguistik gegenüber opfern wir damit nicht und wollen wir nicht opfern.

54) Döderlein bei Curtius a. a. O.

ihnen, welche durch ihre besonderen Eigennamen besondere Kräfte, Eigenschaften, Wesen ausdrücken, gegenübergestellt wird, also nicht ein Gott unter den Göttern, sondern auch vorzugsweise oder überhaupt Gott, die Gottheit ist. Dass von Alters her Zeus wenigstens im Allgemeinen in diesem seinem höheren und absoluten Sinn aufgefasst worden sei, geht in der That aus seinem von den Göttern der Mehrheit ihn unterscheidenden, und doch Gott bedeutenden Namen hervor« Gott bedeutenden Namen? Dies ist entschieden unrichtig; Zeus: dyaus bedeutet nicht Gott, sondern Himmelsgott, Himmel, Glanz als Gott, und eben so sollen ja die *θεοί*, wenn Curtius nicht Recht haben sollte, nicht »die Götter«, sondern »die Himmlischen, die Glänzenden« sein. Der Übergang der Bedeutungen Himmel und Gott in einander, von dem Welcker (S. 130) redet, ist unbestritten, aber er muss hier nur richtig angewendet werden. Wenn wir »Himmel« für »Gott« sagen, so übertragen wir, abgesehn davon, wie starken Antheil an der Sache eine gewisse euphemistische Scheu hat, die Idee des Göttlichen auf das Himmlische; wenn aber Zeus und *θεός* aus einer $\sqrt{}$div kommen, so bezeichnet diese nicht zunächst das Göttliche (wie unser Gott von gut[55]), sondern es bezeichnet zunächst das Himmlische, Leuchtende; die Alten also übertrugen grade umgekehrt das Himmlische auf die Idee der Gottheit, sie nannten die Gottheit »himmlisch«, der Himmel, der Glanz war ihnen das Primitive, aus dem sich die Idee des Göttlichen erst entwickelte oder mit dem das Göttliche designirt, sinnlich-geistig genannt wurde.[56]) Also

---

55) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 541.

56) Vollkommen bestätigt dies was Welcker S. 135 aus Max Müller's Darstellung mittheilt: »wir sehn, dass sie [die Arier] bevor ihre Trennung statthatte einen Namen für einen Gott [wohlgemerkt nicht für Gott, die Gottheit] hatten, welcher den Glanz der Sonne, Himmel und Tagslicht ausdrückt« und das. »es war ein glücklicher Wurf der Sprache, das ahnungsvolle Gefühl des Daseins einer göttlichen Macht durch ein Wort auszudrücken, welches Licht bedeutet.« Und gleicherweise stimmt hiermit die a. a. O. in der Note 17 mitgetheilte Ansicht von Max Schmidt: »dass Jupiter der Tages-, Himmels-, Sonnengott sei.....; denn die Spuren der waltenden Gottheit, die sich in der ganzen Natur offenbaren, vermochte der Mensch nicht sofort unter einem Begriff zusammenzufassen; vielmehr glaubte er zu jeder Erscheinung der Natur ein besonderes Wesen annehmen zu müssen, das jene Erscheinung hervorbringe, — den Tag, den Himmel, die Sonne natürlich als die oberste, höchste Gottheit, weil diese Naturkraft die gewaltigste unter allen zu sein schien.« Das trifft denn freilich den Nagel genau auf den Kopf! Auch Hr. Dr. H. D. Müller hat diesen Punkt im Philologus a. a. O. S. 554 durchaus richtig beleuchtet, und Welcker hat ihm hierauf Nichts geantwortet.

nicht »das Wesen der Götter, Geist, Unvergänglichkeit« wird in Zeus' Individualnamen gesteigert, wie Welcker S. 133 sagt, sondern der Götter Wesen: himmlisch, leuchtend; und daraus folgt nicht ein alleiniger Gott über dem All, oder ein dem sichtbaren All entgegengestellter, wie Welcker meint, sondern es folgt daraus ein specifisch himmlischer, Himmelsgott, ein mehr als die anderen Götter himmlischer, glänzender, ein höchster und vornehmster Gott, aber dennoch nur ein Gott neben Göttern, ein primus inter pares, was denn Zeus auch durch eine weite, fast durch die ganze Entwickelung hin bleibt. —

So wenig aber Zeus seinem Namen und dessen primitiver Bedeutung nach der Gott über den Göttern der Natur, der alleinige Gott ist, eben so wenig ist das richtig, was Welcker über Gleichsetzung von *Ζεὺς* und *θεὸς* gesagt hat.[57]) Gleich auf derselben Seite 133 lesen wir: »es lässt sich daher im grammatischen Sinne verstehn was wir im Etym. M. lesen *Ζεύς, ὁ θεὸς* p. 408. 52;« lässt sich, ja, wenn wir dem Grammatiker Welcker'sche Einsicht auf Grund Welcker'scher Hypothese zutrauen wollen; aber irren werden wir dabei jedenfalls, da der ehrsame Lexikograph an gar nichts Anderes gedacht hat, als zu sagen: Zeus, der bekannte Gott, nämlich der, dessen Namen Kornutos so und so, Andere anders ableiten, wie es im Fortgange des Artikels heisst, grade so wie wir bei demselben p. 24. 54 lesen *Ἀθηναία, ἡ θεός,* und p. 434. 44 *Ἥρα, ἡ θεός* u. s. w. was natürlich nicht anders zu verstehn ist als p. 604. 40: *Νηρεύς, ὁ θαλάσσιος δαίμων* und Ähnliches, was sich bei allen Götternamen wiederholen würde, wenn nicht der Grammatiker meistens gleich zu Anfang durch orthographische und sonstige Quisquilien von der Erklärung abgehalten würde.[58])

Aber nicht allein von diesem späten Sprachgebrauche lässt sich behaupten, oder muss bestimmt behauptet werden, dass er keineswegs nach Welcker's Annahme *Ζεὺς* und *θεὸς* gleich setzt, auch in Beziehung auf den früheren und frühesten von Homer an abwärts hat Welcker Gleiches mit Unrecht angenommen. Auf S. 180 seiner Götterlehre, wo wir dem anfänglich monotheistischen Charakter der Religion und der tran-

57) Dass Preller, Mythol. 2. Aufl. S. 85 dies ohne Bedenken befolgt nimmt mich Wunder.

58) Vergl. z. B. p. 277. 35: *Διόνυσος· οἱ μὲν Διόνυξον αὐτὸν ὀνομάζουσιν* und wieder p. 280. 5 *Διώνυσος· κατ' ἔκτασιν κ. τ. λ.* p. 376. 20 *Ἑρμῆς· παρὰ τὸ ἐρῶ τὸ λέγω.* und so fort.

scendentalen Gottesidee des Zeus Kronion wiederbegegnen, hat Welcker eine Anzahl homerischer und nachhomerischer Dichterstellen ausgehoben, durch welche er glaubt beweisen zu können, »dass schon bei Homer Zeus zuweilen gleichbedeutend mit *θεός, τὸ θεῖον,* neben *θεός* oder damit abwechselnd gebraucht ist, so wie später *θεὸς* oder *θεοὶ* gesagt wird.« Es ist nöthig, diese Stellen, die Welcker doch sicherlich nicht auf's Gerathewohl zum Nachweis des homerischen Gebrauchs von *θεὸς* aus dem Damm'schen Wörterbuche, das er S. 181 citirt, herausgegriffen hat, im Einzelnen näher zu betrachten. Die erste Il. 13. 730:

ἄλλῳ μὲν γὰρ ἔδωκε θεὸς πολεμήϊα ἔργα,
ἄλλῳ δ' ἐν στήθεσσι τιθεῖ νόον εὐρυόπα Ζεύς.

will ich als zweifelhaft gelten lassen; sie beweist nicht, dass in ihr *θεὸς* und Zeus gleichbedeutend oder parallel stehn, da auch *θεός τις* verstanden werden kann, obwohl nicht muss; sie ist nach den übrigen zu beurteilen. Die zweite Il. 19. 86 ff. geht Zeus gar nicht an, wie es aus Welcker's Anführung scheinen könnte, der mit vs. 90 abbricht, während vs. 91 zeigt, dass der vs. 90 genannte *θεὸς* die Ate sei:

θεὸς διὰ πάντα τελευτᾷ
πρέσβα Διὸς θυγάτηρ Ἄτη, ἣ πάντας ἀᾶται.

In der dritten, Od. 4. 236

ἀτὰρ θεὸς ἄλλοτ' ἐπ' ἄλλῳ
Ζεὺς ἀγαθόν τε κακόν τε διδοῖ,

steht *Ζεὺς* in Apposition zu *θεὸς* grade wie *θεὰ γλαυκῶπις Ἀθήνη* oder noch genauer und zwar ganz genau so wie Od. 19. 396:

θεὸς δέ οἱ αὐτὸς ἔδωκεν, Ἑρμείας.

In der vierten, Od. 14. 440:

αἴθ' οὕτως Εὔμαιε, φίλος Διῒ πατρὶ γένοιο

mit der Antwort: *θεὸς δὲ τὸ μὲν δώσει, τὸ δ' ἐάσει* ist das *θεὸς* sicher nicht Zeus, sondern: ein Gott, jeglicher Gott; und dass in der fünften, Od. 3. 231 ebenfalls so verstanden werden muss, wie Voss auch richtig einsah oder fühlte als er »ein Gott« übersetzte, dies geht um so sicherer daraus hervor, dass vorher v. 228, auf welchen sich der angezogene Vers als Antwort bezieht, die *θεοί*, nicht Zeus genannt sind:

οὐκ ἂν ἔμοιγε
ἐλπομένῳ τὰ γένοιτ', οὐδ' εἰ θεοὶ ὣς ἐθέλοιεν

. . . .

231: *ῥεῖα θεὸς γ' ἐθέλων καὶ τηλόθεν ἄνδρα σαῶσαι*

Sowie in dieser letzten Stelle in *θεός* ein Bezug auf Zeus angenommen ist, ohne dass von diesem überhaupt die Rede war, so ist auf derselben Seite weiterhin gesagt, was ich schon oben berührt habe, »dass Prädicate von Zeus auf die Götter übertragen sind, wie *θεοὶ τὰ πάντα δύνανται* oder *ἴσασιν* (Od. 10, 309, 4. 376), *θεοὶ ἀειγενεταί* (Il. 2. 400 vgl. 2. 400, 3. 296, Od. 23. 81 u. sonst), als ob Zeus und die Götter eins wären, wie Gott durch den Plural Elohim ausgedrückt wird.« Hier fehlt aber wie ich wiederholen muss jeder Schatten eines Beweises für diese angebliche Übertragung, und ich kann nicht umhin zu glauben, dass nur die Voreingenommenheit für seinen transcendentalen Zeus Kronion Welckern veranlassen konnte, Prädicate des Göttlichen überhaupt als von Zeus auf die Götter übertragen aufzufassen, worin ihm so leicht ein Anderer, der die Sache im Zusammenhange prüft, nicht folgen wird. Das *ἀειγενεταί*, dem auch noch das *αἰὲν ἐόντες* (z. B. Od. 3. 146) entspricht, kann doch nicht ernstlich irre führen,[59]) da es entweder aus dem uralten Begriffe der ewigen, ungeborenen Götter (nicht nur des Zeus, oben S. 23 f.) heraus gesagt ist, trotzdem die homerischen Götter geboren sind, oder da es in derselben Weise uneigentlich, wenn auch ohne Bewusstsein dieser Uneigentlichkeit gebraucht ist wie das Prädicat der Unsterblichkeit bei Göttern, die fürchten müssen, von Menschen umgebracht zu werden, wie z. B. Kirke, oder die elendiglich umgekommen wären, wie der von den Aloaden eingesperrte Ares, wenn er nicht in der zwölften Stunde noch von Hermes gerettet worden wäre.

Nicht besser aber als mit den besprochenen homerischen Stellen steht es mit denen der späteren Dichter, die Welcker S. 180 in der Note 1 anführt; überall ist ohne Zwang *θεός τις* oder *θεῶν τις* zu verstehen, und dass in der That so nicht nur verstanden werden könne, sondern auch verstanden werden müsse, dies geht aus dem Wechsel oder der Parallele des *θεός* mit *θεοί*, später mit *τὸ θεῖον*, *τὸ δαιμόνιον* hervor in Stellen, die zum Theil Welcker selbst anführt. Es handelt sich

---

59) Ebenso wenig das *Ζεὺς καὶ θεοί* oder vollends *θεοὶ ἄλλοι*, das Preller a. a. O. bei dieser Gelegenheit anzieht und mit Jupiter ceterique dii vergleicht; da Zeus als König der Götter den anderen voransteht und da die *θεοὶ ἄλλοι* ihn so recht als primus inter pares zeigen. Analog kommt: »*Ἑστίᾳ πρυτανείᾳ καὶ τοῖς ἄλλοις θεοῖς πᾶσι*« inschriftlich vor Corp. Inscr. Add. Tom. 2. p. 1059, Hestia als die zeitweilig zuerst berücksichtigte voran wie sonst Zeus.

hier eben überall um Prädicate des Göttlichen schlechthin,[60]) des Göttlichen, das im Polytheismus in viele einzelne Glieder gespalten, die Einheit des Gemeinsamen in dieser Vielheit bildet, aber es handelt sich nicht um Zeus, der auch hier überall mit in der Vielheit ist.

3.

Nachdem ich im vorstehenden Abschnitte zu zeigen versucht habe, dass Zeus seinem Namen nach nicht der absolute, transcendente Gott, sondern der Gott des Himmels, also von allem Anfang an ein an ein Naturgebiet gebundener Gott sei wie alle übrigen Götter, und dass auch die dichterische Sprache ihn nur graduell, nicht specifisch von den anderen Göttern unterscheidet, müssen wir uns jetzt den hauptsächlichen Culten des Zeus als den ältesten Zeugnissen für sein Wesen zuwenden. Und wenn sich nun aus deren unbefangener Prüfung unzweifelhaft ergeben wird, dass Zeus in keinem derselben als Gott schlechthin, sondern durchaus nur als Gott des Himmels je nach dessen verschiedenen Erscheinungen und Einflüssen auf das Erdenleben verehrt worden sei,[61]) so wird man sich nicht entbrechen können einzugestehen dass Zeus' Erscheinung in der homerischen und nachhomerischen Poësie und Kunst, dass seine ganze jehovahartige Herrlichkeit und seine Annäherung an die reine Göttlichkeit einer Steigerung der Ideen im Zusammenhange mit dem Fortschritt in der Bildung der Nation angehört.

---

60) Vergl. hierzu Lehrs' popul. Aufss. S. 128 f., wo namentlich der Satz zu unterschreiben ist: »bis zu diesem (vorher bestimmten) Grade supponirter Persönlichkeit kann Gedanke und Anschauung dem Griechen in Beziehung der Einheit seiner Göttervielheit vorgehn; aber Gestalt kann dieser Gott nie gewinnen« u. s. w. Auch das Folgende zeigt und macht recht fühlbar, dass und warum unter diesem allgemein gesetzten *θεός* neben *θεῖον* und *δαιμόνιον* nicht Zeus gemeint sein kann

61) In Beziehung hierauf muss ich wieder Hrn. Dr. H. D. Müller a. a. O. S. 556 vollkommen zustimmen wenn er sagt: »sodann, und das ist die Hauptsache, stellt sich in mehren uralten Culten und den daran sich knüpfenden Mythen, wenn man sie gehörig analysirt, das Wesen des Zeus in einer Auffassung dar, welche keine Spur von dem transcendentalen, ewigen Gotte zeigt, sondern deutlich erkennen lässt, dass er wesentlich auf derselben Grundlage erwachsen ist, wie die übrigen grossen Götter.« Was dann folgt ist freilich wieder gänzlich verkehrt.

und zwar derselben Steigerung, die Welcker unübertrefflich geschildert[62]) und deren Bewusstsein in der Nation selbst er in dem Mythus vom Titanenkampfe, soviel ich verstehe mit Recht, gefunden hat;[63]) einer Steigerung aber, die nicht Zeus allein, sondern die alle grossen Götter betroffen hat, indem sie alle aus Naturgeistern, als welche sie den Göttern der Barbaren gleich waren,[64]) zu sittlichen und intelligenten, gesteigert menschenartigen Wesen wurden,[65]) so dass also in der griechischen Religion ein grossartiger Fortschritt auf die Religion des Geistes hin stattgefunden hat und zwar ein, so weit unsere Forschung reicht, stetiger, nicht aber ein von einem Rückschritt unterbrochener von einer hypothetischen reineren Urreligion zu einer verwilderten und verflachten, aus der die Reform erst wieder umkehren musste.

Der älteste Hauptsitz des pelasgischen urgriechischen Zeus war bekanntlich in Dodona, aber nicht in dem später allein bekannten in Epirus, sondern in einem früh untergegangenen und vergessenen in Phthia. Diesen Satz hat Welcker, Götterl. 1. S. 199 f., indem er daran

62) In den »die Reform« überschriebenen Abschnitten 50 f. seiner Götterlehre.

63) Daselbst Abschnitt 56 f.

64) Vergl. Welckers Götterl. Abschnitt 46 f.

65) Dass freilich die Götter der reformirten Religion von den ursprünglichen Göttern der Natur so durchaus verschieden gewesen seien, wie es Welcker behauptet (S. 230 u. sonst), kann ich nicht zugestehen, obgleich dies die Ansicht auch derer Aller ist, welche die Genesis der griechischen Götter aus der Natur läugnen. Mir, und nicht mir allein, hat immer geschienen, dass der Nabelstrang, der die aus der Natur geborenen Götter mit dieser verbindet, nie vollkommen gelöst oder durchschnitten worden, obgleich er bei einigen leichter und deutlicher bei anderen weniger deutlich zu erkennen ist; die poëtischen Götter haben ein doppeltes Walten, in der Natur und zwar in bestimmten Kreisen und dann über der Natur im Gebiete des Geistigen nach dem Allgemeinbegriff des Göttlichen; aber in jenem Walten in bestimmten Kreisen der Natur ist das Band das sie mit der Natur verbindet erhalten, und wie Vieles auch in den τιμαὶ und τέχναι der Götter, um mit Herodot zu reden, durch die ursprüngliche Naturwesenheit bedingt sei ist auf vielen Punkten bereits zur Evidenz nachgewiesen. Dass in dem Nachweis dieser »Übertragungen« aus dem Naturgebiet in das Ethische mancher Leichtsinn und manche Seichtheit sich laut gemacht hat, konnte die allgemeine Erkenntniss wohl aufhalten, gefährdet aber die Sache nicht, und dass kein Göttername, kein Mythus, wenigstens kein echter und alter aus dem poëtisch geistigen Wesen erklärt werden kann, dies kann nur denen verhüllt bleiben, auf die weil sie speculiren anstatt Historisches historisch zu erforschen der Ausspruch des Goethe'schen Mephisto Anwendung findet. Von »Umgestaltung« bei der »Eins auf das Andere gefolgt sei« spricht auch Welcker selbst a. a. O. S. 225.

erinnert, dass schon die alte Kritik eingesehen hat, der von Achill Il. 16. 235 angerufene Zeus dodonäos pelasgikos müsse dem Heimathlande des Betenden angehören, meiner Einsicht nach mit unwiderleglichen Gründen und zur vollen Evidenz erwiesen.[66]) Nicht beistimmen kann ich jedoch dem einen Grunde, den Welcker in der Note unter anderen geltend macht, und dem ausführlicher zu widersprechen um der ziemlich weitreichenden Consequenzen willen nothwendig ist. Welcker meint nämlich, das thesprotische Dodona sei nicht *δυσχείμερος* und der *δυσχείμερος Δ.* in Thessalien komme »die thesprotische Eiche« nicht zu. Ersteres ist ohne allen Zweifel richtig,[67]) Letzteres nicht. Denn erstens wird daran zu erinnern sein, dass ein Ort nach griechischen Begriffen sehr »schwerwinterlich« sein und doch die herrlichsten *φηγοὶ* hervorbringen kann; wer kennt nicht die »rigida Bologna« der heutigen Italiener, und wer weiss nicht, dass dort nicht allein Eichen, sondern auch Lorbeern und andere immergrüne Laubhölzer wachsen? Und was würde ein alter Epiker von der ionischen Küste wohl zu unserem Klima sagen, die wir doch Eichen haben so schön man sie wünschen mag? Um den Satz, der schwerwinterlichen Dodona komme der *φηγὸς* nicht zu, aufrecht zu erhalten müsste man das *τηλόθι ναίων* im achilleischen Gebete mit einem Scholiasten auf Bergeshöhe und das *δυσχείμερος* auf den beschneiten Berggipfel beziehn, wie Welcker dies auch thut; aber mit Unrecht; *τηλόθι* nebst *τῆλε* und *τηλοῦ* heisst stets fern, in der Ferne von dem Redenden, nie fern in der einsamen Höhe oder hoch. Und in diesem Sinne: fern von Achill, fern von Ilion, in der fernen Heimath, wie es auch ein anderer Scholiast richtig versteht muss das *τηλόθι* im Gebete Achills auch ganz unzweifelhaft gefasst werden: den Gott in der eigenen fernen Heimath, s e i n e n Gott ruft Achilleus an, seinen Zeus, den pelasgischen, den er von dem Zeus *Ἰδῆθεν μεδέων*, an den er sich näher wenden könnte, wenn es sich hier blos um Zeus schlechthin

---

66) Ich kann die Motive nicht ermessen, nach denen Preller, Mythol. 2. Aufl. S. 96 Welckers Lehre nur so halbwegs und gleichsam beiläufig anerkennt.

67) Wenn daher Preller a. a. O. Note 3 das *δυσχείμερος* auf Thesprotien beziehn will, indem er es auf die dort, in der Gegend von Janina nach dem Zeugnisse Leake's häufiger als irgendwo sonst vorkommenden Gewitter bezieht, so kann ich ihm durchaus nicht zustimmen; Gewitter und Gewitterstürme können durch *δυσχείμερος* für eine Gegend nimmer ausgedrückt werden, am wenigsten für die Gegend um das thesprotische Dodona, wie wir sie aus antiken und modernen Zeugnissen kennen.

handelte, unterscheidet. Dies ist die sprachlich und sachlich einfache und natürliche Interpretation der Stelle, die andere: *τηλόθι* für fern in der Höhe, im Äther, die ein höchst Bedeutendes als unnöthigerweise versteckt betrachtet, da es auf der flachen Hand lag *αἰθέρι ναίων* zu schreiben,[68]) wenn dies gemeint war, ist sachlich gekünstelt und schroff und sprachlich mindestens bedenklich. Was aber die Eiche anlangt, auf die mir Alles ankommt, und welche dem phthiotischen Dodona vindicirt werden muss, wenn man in das Wesen des dortigen Zeus Einsicht gewinnen will, so ist es freilich richtig was ein Scholiast[69]) angiebt, dass Homer (in der Ilias) die Eiche in Dodona übergangen hat, wenn er aber zwei Mal: 5. 693 und 7. 60 den *ὑψηλῆς* und *περικαλλῆς φηγὸς Διὸς αἰγιόχοιο* als bei Ilion stehend nennt, so fragt sich doch noch sehr, aus welcher Tradition er dies thut, und dem Zeus die Eiche als heiligen Baum beilegt, wenigstens ist unerwiesen und dürfte schwer zu erweisen sein dass der Dichter der Ilias hier an die »thesprotische Eiche« gedacht habe, und dass die hier genannte Eiche dem ältesten Cult des pelasgischen Zeus überhaupt und also auch dem Urdodona in Thessalien abzusprechen sei. Noch in den Metamorphosen Ovids (7. 622) betet Äakos unter hoher Eiche stehend um ein Volk, und der Gott, zu dem er betet, der hellenische Zeus ist der Gott von Phthia, der Hellanios Äginas kein anderer als der phthiotisch-dodonäische, der ja so gut ein Gott der Nässe, der Fluth ist wie der Regengeber Äginas,[70])

68) Auf Grund welcher Auctorität Gerhard, Griech. Mythol. 1. § 189. 2 in der That schreibt: »*Ζεῦ ἄνα Δωδωναῖε, Πελασγικὲ, αἰθέρι ναίων* betet Achill« u. s. w. ist mir unbekannt.

69) Siehe b. Welcker a. a. O. in der Note.

70) Denn auf ihn und auf Phthia bezieht sich die deukalionische Fluthsage, was Welcker selbst S. 200 anerkennt, ja hervorhebt, wie denn auch Preller, Mythologie 2. Aufl. 1. S. 65 die Deukalionssage vorzüglich Thessalien (und dem Parnass, der hier nicht in Frage kommt) zuschreibt, und Welcker es mit Recht »etwas stark« nennt, dass diese Sage später auf Thesprotien und das dortige Dodona übertragen worden ist. Sowie aber der phthiotisch-dodonäische Zeus es ist, der die deukalionische Fluth sendet, so ist es der hellenische, der als Regengott, wenn er auch nicht *ὑέτιος* genannt wird, auf Äakos' Bitte bei grosser Dürre Regen sendet; und danach kann es denn auch keinem Zweifel unterliegen, dass die Umwandlung des Zeus in einen *ναΐος*, den wir nur aus Epirus kennen (Gerhard Myth. § 190. 4), zum mindesten begrifflich schon im Urdodona in Phthiotis vollzogen war, und nicht erst der Zeit nach der Übersiedelung nach Thesprotien angehört, während es zugleich hieraus sich ergiebt, dass sich der *ναΐος* begrifflich nicht oder nicht ursprünglich auf Quellen und das quellen-

wie dies Dissen zu Pind. Nem. 4. 51, gestützt auf O. Müller (Aeginet. p. 59) bereits richtig eingesehn und ausgesprochen hat. Welcker freilich widerspricht S. 204, aber sicherlich mit um so grösserem Unrecht, da er selbst S. 203 sagt: »die Myrmidonen Äginas sind die Hellenen Achills, ihr Äakos und Peleus gehören, was die Sage nur umkehrt, ursprünglich nach Phthia und dahin also auch der hellenische Zeus.« Ja freilich! wenn man dies aber anerkennt, wie will man sich da noch dem von mir behaupteten Schlusse entziehn? Der Zeus der Hellenen Achills, des Achilleus selber, derjenige, den er anruft, und den er nach Welckers guter Bemerkung (S. 201) nicht anrufen würde, »wenn nicht die Pelasger von seinem Stamme unterworfen und ausgetrieben wären und dadurch dieser Gott ihm gehörte, weil fremde Götter nicht angerufen werden«, ist der pelasgische, dodonäische, eben der, den wir suchen. Und ist dies der Fall, so gehört auch die Eiche, auf der Deukalion wahrsagt und unter der Äakos betet so gut wie Deukalion und Äakos selbst nach Phthia. Denn den Umweg über das jüngere Dodona um von daher »die thesprotische Eiche« mitzunehmen haben die Äakiden Äginas nicht gemacht, diesen Satz wird mir Welcker vertheidigen, sollte ihn mir Jemand angreifen. Von der grössten Wichtigkeit aber ist die Gewinnung der Eiche für das phthiotische Dodona wegen der Natur des Orakels und der sich aus dieser ergebenden Natur des Gottes, dessen Stimme im Orakel vernommen wurde.

Aus der Odyssee (14. 327 und 19. 296[71])) wissen wir, dass im

---

reiche Gebiet um das jüngere Dodona bezieht, sondern auf Regen, der die Quellen nährt, die deswegen *ἐκ Διὸς* sind. Unbemerkt aber darf ich hier nicht lassen, dass nach Schol. Il. 16. 233 Deukalion auf der Eiche sitzend wahrsagt, angeblich nachdem er nach Epirus gekommen ist, thatsächlich ohne Zweifel in Phthiotis.

71) Die dritte Stelle, 16. 407, die Welcker (S. 202) ebenfalls citirt und auf die er S. 313 Note 3 zurückkommt, hat mit dem dodonäischen Orakel Nichts zu thun und ist auf dasselbe nur durch antikes Misverständniss, das für *θέμιστες* als Orakel *τομοῦροι* oder *ὑποφῆται* schrieb bezogen worden, und dies hat auch Welcker beirrt, was besonders der Consequenzen wegen, die Welcker S. 343 aus dem *θεῶν εἰρώμεθα βουλὰς* zieht, zu bemerken wichtig ist. Der ganzen Situation jener Stelle nach, nämlich in der Berathung der Freier, ob man dem Telemachos auflauern und ihn ermorden solle, kann es keinem Betheiligten entfernt in den Sinn kommen, erst eine Deputation an das dodonäische Orakel zu senden, um zu erkunden, ob Zeus' *θέμιστες* den Mord erlauben oder nicht; das war auf anderem Wege kürzer zu erfahren, da Zeus aller Zeichen Herr ist. Und dass *θέμιστες* nicht nur Orakelsprüche sind brauche ich ja nicht nachzuweisen. Auch Preller, Myth. 2. Aufl. 1. S. 96 Note 5 citirt nur die beiden von mir anerkannten, nicht die dritte Stelle.

thesprotischen Dodona (dass dies gemeint sei geht aus 14. 315, 19. 291 ff. hervor) Zeus Rath aus der Eiche vernommen wurde, »wenn sie im Winde rauschte und flüsterte« setzt Welcker (S. 202) ohne Zweifel richtig[72]) hinzu, und die Orakel der Eiche gelten auch sonst (z. B. Plat. Phaedr. 275 b) als die ältesten. Das Orakel im Urdodona aber behandelt Welcker als Incubationsorakel, deutet er auf tellurische Mantik, was er in seinen kleinen Schriften zur griech. Litteraturgeschichte 3. S. 90 ff. ausführlich zu begründen versucht hat.[73]) Wie mir scheint nicht mit Glück, denn ich kann mich nicht überzeugen, dass die Deutung der *Σέλλοι ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι* aus uralter roher Sitte, die, fortschreitender und weit fortgeschrittener Cultur gegenüber mönchisch bewahrt, nothwendig auffallen und zum Charakterismus werden musste, wie Strab. 8. 505 und andere Alte und Neue[74]) verstanden, nicht durchaus das Richtige treffe. Die ungewaschenen Füsse bezieht Welcker auf das Gebot, in Gegenwart der Gottheit die Füsse zu entblössen;[75]) aber »ungewaschene« Füsse sind nicht »entblösste« und ich sehe nicht ein, mit welchem Rechte man den Begriff *ἀνυπόδητοι* so ohne Weiteres durch *ἀνιπτόποδες* ersetzt glauben darf; denn wenn in den Scholien zu Homer unter manchen anderen Deutungen des alten Gebrauchs der Seller[76]) gelegentlich auch die mit unterläuft: *ἢ τοῦτο ἔκ τινος ἔθους ἐπὶ τιμῇ τοῦ θεοῦ ποιοῦντες κ. τ. λ.*, so kann uns das denn doch wahrhaftig nicht leiten, denn nach was für Erklärungen haben die Grammatiker nicht herumgetastet.

72) Das geht u. A. auch noch aus Suid. v. *Δωδώνη* hervor: *εἰσιόντων τῶν μαντευομένων ἐκινεῖτο δῆθεν ἡ δρῦς ἠχοῦσα· αἱ δὲ (γυναῖκες προφήτιδες) ἐφθέγγοντο ὅτι τάδε λέγει ὁ Ζεύς.*

73) Auch Lassaulx: Das pelasg. Orakel des Zeus in Dodona, Würzb. 1840. S. 7 deutet das Erdlagern der Selloi auf Traumorakel; desgleichen Preller, Mythol. 2. Aufl. 1. S. 97, wogegen sich weder Nägelsbach, Nachhom. Theol. S. 179 ff. noch C. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterth. § 39. 19 ff. (vgl. den § 41, der von Traumorakeln handelt, ohne Dodonas zu erwähnen) noch dessen Herausgeber Stark in einer richtigeren, den Zeugnissen des Alterthums entsprechenden Auffassung haben beirren lassen.

74) Welcker selbst führt, Kleine Schriften a. a. O. Note 6 Heyne's (vitae austeritatem affectasse istos homines), Valkenaer's und Heinrich's hier beistimmende Urteile an. Auch Lobeck, Aglaoph. 264 behandelt die Seller als gens fera et silvestris.

75) Auch hier folgt ihm Preller a. a. O. mit dem Zusatz, die *ἀνυποδησία* sei bei gottesdienstlichen Verrichtungen etwas Gewöhnliches; war sie das, warum wäre sie bei den Sellern bemerkt worden? Auch Lassaulx a. a. O., wenn er »das Barfussgehn« der Priester einen uralten morgenländischen Brauch nennt, trifft im Wesen der Sache überein.

76) Siehe Welcker a. a. O. Note 7.

Und ebensowenig kann uns die Annahme des Eustathius (zu Il. 16. 233), die Seller haben auf Fellen geschlafen und durch Träume Zeus Orakel empfangen, wie man in mehren Traumorakeln auf dem Felle der Opferthiere schlief, leiten,[77]) da dies eine blos gemachte Erklärung sein kann, und wahrscheinlich nur nach Analogie der Incubationsmantik erfunden ist. Dass nach Il. 1. 63, 2. 5 Zeus auch Träume sendet kann hier um so weniger angezogen und benutzt werden, da ganz abgesehen davon, dass Zeus nicht der einzige Traumorakeler ist, das Traumsenden in diesen Stellen stricte nur zu der poëtischen Motivirung der Begebenheit gehört und mit Traumorakelthum Nichts zu thun hat.[78]) Aber dies Alles und was sich sonst noch gegen die Hypothese Welckers sagen lässt, gewinnt seine rechte Bedeutung erst, wenn wir einerseits bedenken, dass das Orakel im thesprotischen Dodona ein Filial des phthiotischen »Mutterorakels« war, als welches es auch Welcker (Götterl. 1. S. 199) ausdrücklich anerkennt, und wenn wir andererseits die Eiche, aus deren Rauschen im thesprotischen Dodona das Orakel verkündet wurde, auch für das phthiotische Dodona gewonnen haben. Wie gross ist wohl die Wahrscheinlichkeit, dass eine Pflanzstätte eines Mutterorakels die Art der Mantik so total geändert haben sollte, und wie gross bleibt sie, nachdem wir an der Stätte des Mutterorakels dasselbe Werkzeug der Mantik, wenn ich so sagen darf, die Eiche kennen, welches in der Pflanzstätte anerkanntermassen und zwar nach den Zeugnissen aller guten und alten Schriftsteller, Dichter und Prosaisten, deren keiner auch nur mit einem Wort auf Incubation hindeutet, allein diente, während ein Platon die Orakel der Eiche schlechthin die ältesten nennt? Denn man darf die Differenz der Mantik hier und dort, aus dem Rauschen der Eiche im Windeswehen und aus Träumen nicht so beschönigen oder überdecken wollen, wie dies Welcker thut, wenn er (Götterl. S. 201) sagt: »die Wahrsagung aber kraft der Erde zeigt diese in Abhängigkeit vom himmlischen Zeus nicht weniger als das Luftreich«; mag nach Hesiod. Ἐργ. 18 der Kronide wohnen im Äther, in den Wurzeln der Erde und in den Menschen, der Zeus, dessen Stimme man im Rauschen der windbewegten hochwipfeligen Eiche vernahm und ein Zeus der erdgelagerten Priestern prophetische Träume »kraft der Erde«

77) Obgleich dies auch Lassaulx' Stütze bei gleicher Annahme ist.

78) Ähnlich sendet Athene der Penelope ein Traumgesicht Od. 4. 795 ff.

sandte sind gänzlich verschieden oder sie offenbaren gänzlich verschiedene Seiten, Kräfte und Beziehungen desselben göttlichen Wesens. Der Zeus der in den Wurzeln der Erde wohnt ist der *χθόνιος* und chthonisch ist das Traumorakel kraft der Erde; der Zeus aber, dessen Stimme man im Rauschen der windbewegten Eiche vernahm, und das ist es, worauf es mir ankommt und um dessentwillen ich die vorstehende Untersuchung niederschreiben musste, der ist ein Himmelsgott, der Wind, der in den Zweigen der Eiche rauschte und flüsterte ist sein Hauch,[79]) ist der lebendige und belebende[80]) Odem des Himmels und sein Ausfluss, und im Säuseln des Windes naht Zeus wie Jehovah im alten Testament.[81]) Dieser Gott des Himmels und des himmlischen Windes ist dann aber auch consequenterweise, da der Wind die Regenwolke herbeiführt und sich beim Regen erhebt, weiter zum Regengott geworden, als der er in der phthiotischen Deukalionssage und als hellanischer erscheint, und in weiterer Folge dessen, weil Quellen und Flüsse vom Regen des Himmels ernährt wie gezeugt werden und weil deshalb Quellen und Flüsse *ἐκ Διὸς* sind, zum *ναῖος*, und zum Gotte der quellenreichen Gegend um das neue Dodona. Als Luft- und Regenzeus, den die von Braun[82]) edirte Büste des berliner Museums sehr schön darstellt, und zwar wahrscheinlich noch mit mönchischen oder derwischartigen Sellerpriestern, wie Sophokles[83]) (Trach. 1166) u. Andere annehmen, kam Zeus in die neue Pflanzstätte seines Cultus in Epirus, wo man noch oder wieder seine Stimme im Rauschen der windbewegten Eiche hörte, und wo wir ihn zugleich als *ναῖος*, dessen Orakel man später aus dem intermittirenden Quell am Fusse der Eiche vernahm,[84]) dem Hellanios entsprechend kennen. Verpaart mit Gedione[85]) aber wurde er wohl erst hier, wie auch Welcker (Götterl. 1.

79) Vergl. *ἐκ Διὸς αὖραι* u. Welcker 2. S. 197, Lauer S. 201, Gerhard § 199. 7.

80) Vergl. die attischen Tritopatoren; Preller Myth. 2. Aufl. I. S. 371 und was Gerhard, Griech. Myth. § 165. 1 anführt.

81) 1. Kön. 19. 11—13.

82) Antike Marmorwerke 1. Dekade Taf. 4.

83) »Sonst ein guter Antiquar« sagt Welcker Götterl. S. 200 Note, wir streichen das Wörtlein »sonst.«

84) Serv. ad Verg. Aen. 3. 466, Plin. 2. 103.

85) Und zwar ganz unzweifelhaft ehelich, wie auch Welcker S. 253 f. ausführt, nicht» mehr geistig als ehelich«, wie Gerhard, Griech. Mythol. § 190. 4 nach Stuhr, Rel. Syst. 2. 41 ff. sagt.

203 und 253) bestimmt annimmt,[86]) und mit dieser weiteren Entwickelung seiner Mythologie hangt die Umwandelung zusammen, dass die Peleiadenpriesterinen an die Stelle der Seller treten, wie dies Strabon (7. 329) ausdrücklich und ohne Zweifel richtig bezeugt. Das Resultat aus Allem aber, was wir von dem dodonäischen Zeus wissen, ist, dass er als Gott des Himmels in dessen atmosphärischen und auf das Erdenleben einwirkenden Ausflüssen erscheint, dass er der Gott eines Naturreichs, ein Gott in der Natur ist, nicht über derselben und so wenig monotheistisch gesinnt, dass er, im schroffsten Gegensatze zu Jehovah, der da sagt: du sollt keine anderen Götter haben neben mir! als man nach Herodot (2. 53) bei seinem Orakel anfragte, ob man die Namen anderer Götter gebrauchen solle, antwortete: braucht sie.[87])

---

86) Ein Zweifel hiergegen kann sich nur daran knüpfen, dass die Ilias Aphrodite als Diones Tochter kennt, so dass also der Dichter, war Dione nur epirotisch-dodonäisch, seine dodonäischen Traditionen aus verschiedenen Quellen geschöpft haben müsste; unmöglich ist freilich auch diese Annahme nicht. Dass freilich die dodonäische Aphrodite ein Kind asiatischen Cultus war kann ich Welckern (S. 355) eben so wenig zugestehen wie das Andere, dass Phidias' Dione in Poseidons Gefolge im Westgiebel des Parthenon gebildet habe; so wie ich diesem Letzteren schon in meiner Geschichte der griech. Plastik 1. S. 346 widersprochen habe, so halte ich was das Erstere anlangt an der Ansicht fest, die Völcker im Rhein. Mus. 1833. S. 213 aufgestellt hat, und deren consequente Entwickelung zu dem Erfreulichsten in Gerhards Mythologie gehört, dass nämlich eine pelasgische Göttin von Dodona, Tochter der Dione, eine nordgriechische Aphrodite, sie möge geheissen haben wie immer man glauben mag, mit der asiatischen, meergeborenen, uranischen Aphrodite erst später verbunden und verschmolzen worden ist.

87) Nach Herodot geschah dies zu einer Zeit, als die Pelasger noch namenlose Götter verehrten. Diese namenlosen Götter sind bis auf den heutigen Tag unerklärt, denn auch was Welcker, Götterl. 226 über dieselben sagt fruchtet für die Erklärung grade so wenig wie seine Berufung auf das was Max Müller (ausgezogen bei Welcker S. 227 f.) über die Vedengötter mittheilt. Ja, wenn M. Müller S. 228 mit Recht sagt, die Vedengötter »sind Masken ohne einen Schauspieler......, sie sind nomina nicht numina, Namen ohne Wesen, nicht Wesen ohne Namen«, so ist dies ja das ganz genaue Gegentheil von den herodoteischen Göttern ohne Namen, so dass ich nicht begreife, wie Welcker sich für diese hierauf berufen kann. So lange ich an die Identität von *Ζεύς* und *θεός* = dyaus und dewas glaubte, meinte ich, wie ich dies in meiner Geschichte der griech. Plastik 1. S. 36 in Note 16 angedeutet habe, die Lösung des Problems gefunden zu haben, indem ich annahm nicht von namenlosen Göttern sei die Rede gewesen, sondern von einem namenlosen Gott, nämlich von Zeus = *θεός* (als einem Gotte ohne Individualnamen wie Apollon, Athene u. A.), dies aber sei für den Polytheisten Herodot und für seine polytheistischen Quellen, die

Der arkadische Zeus, dessen Cult auf dem Lykäongipfel nach Allem was wir von demselben erfahren in das höchste Alterthum hinaufreicht, was auch Welcker (Götterl. 1. 210 f.) anzuerkennen scheint, so dass die Frage, ob die Arkader Pelasger waren oder nicht, hier ganz irrelevant wird,[88]) dieser arkadische Zeus Lykäos ist so allgemein als Gott des Himmelslichts wie Lucetius, Diespiter anerkannt, dass es überflüssig ist, dabei länger zu verweilen. Nur das sei hervorgehoben, dass er als solcher dem Grundwesen des dyaus und dem Grundbegriffe der $\sqrt{}$div am allernächsten steht, und dann sei bemerkt, dass nach dem was Pausan. 8. 38. 3 berichtet, dieser Zeus so gut wie der dodonäische und der Hellanios auch in der Atmosphäre waltet, indem sein Priester in einer Art von Zauber den Regen beschwört sowie Äakos in Ägina denselben erbetet. Ob der hierbei gebrauchte Eichenzweig, da doch die Eiche dem Zeus nicht schlechthin heilig genannt werden kann, nicht auf eine nähere Verbindung oder auf einen inneren Zusammenhang des arkadischen Zeus mit dem dodonäischen hinweise, mag einstweilen dahinstehen, sowie ich auch darauf verzichte, auf den Bericht des Pausanias, der, wie ich glaube, tiefer gefasst werden kann, als er bisher gefasst worden, einzugehn. Ebenso lasse ich den eigentlichen Sinn der Schattenlosigkeit derer, welche das Heiligthum des Zeus lykäos betraten, unerörtert, obwohl ich mit der Auffassung Welckers[89]) nicht übereinstimme und glaube, dass die Deutung aus des Lichtgottes Nähe und Natur[90]) — weil am Sitze des Urlichts kein Dunkel sein kann — viel näher liegt. Die Hauptsache, die durch alle diese Zweifel nicht verändert wird, ist, dass der arkadische Zeus Lykäos durchaus Naturgott, Gott des Himmels, des Himmelslichtes und der Atmosphäre ist und dass dies dem indo-germanischen Namen und Urwesen des Gottes entspricht.

Peleiadenpriesterinen in Dodona ein undenkbarer Begriff gewesen, so dass sie also *θεοὶ* sagten, wo sie *θεός* oder *Ζεύς* sagen mussten; jetzt aber nach dem oben (S. 25) erwähnten Zweifel über die Ableitung von *θεός* und nach dem weiteren Zweifel, ob Zeus wirklich ein älterer Gott war als die übrigen Götter (oben S. 22) muss ich auch diese Lösung fallen lassen. Es wird aber gut sein, sich darüber nicht zu täuschen, dass das Problem ungelöst dastehe.

88) Im ersten Bande seiner Götterlehre erklärt sich (S. 20) Welcker sehr bestimmt gegen das Pelasgerthum der Arkader, im zweiten (S. 236) ist ihm der lykäische Zeus »der altpelasgische Zeus.«

89) Die er in seinen kleinen Schriften 3. S. 161 näher darlegt.

90) Auf diese weist auch Preller hin, Myth. 2. Aufl. 1. S. 99.

Als Lichtgott fasse ich aber auch den Zeus Aktäos auf Pelion, dessen nicht mit Akräos zu vertauschenden, wenngleich in späterer Zeit durch diesen gewöhnlicheren verdrängten Beinamen Welcker[91]) gegen Starks[92]) Einwendungen, die Preller[93]) annimmt, mit Recht festhält, während er ihn, wie ich glaube mit Unrecht, von *Δημήτερος ἀκτὴ* ableitet, da er viel natürlicher und näher aus *ἀκταίνω, ἀκτίς* abzuleiten sein dürfte, worauf schon Lauer[94]) hinwies, wenn auch nicht in allzu klarer Weise. Der Hauptbeweis hiefür und gegen die andere, an sich scheinbar noch näher liegende Ableitung von *ἀκτὴ* Ufer, die unter Anderen früher Preller (a. a. O.) befolgte, scheint mir in Aktäons Figur und Bedeutung zu liegen, auf die auch Welcker sich für seine Deutung hauptsächlich beruft, und den ich durchaus nicht als Herr des Getraides fassen kann, wie Welcker, sondern der mir als der Sohn der Mära »des weiblichen Sirius«,[95]) als Herr der 50 Hundstagshunde, als Jäger, als der, dessen Gespenst die orchomenischen Fluren verheerte bis man ihn sühnte,[96]) als der, dessen Bild die rasenden Hunde beschwichtigte der Dämon der Hundssternhitze zu sein scheint, während der Mythus von seinem eigenen Zerrissenwerden von seinen Hunden in getrübter Gestalt auf uns gekommen ist, sich aber gleichwohl noch so verstehen lässt, dass er der von mir angenommenen Bedeutung nicht widerspricht. Alle solche Punkte, deren ich noch mehre berühren und späterer Erörterung im Einzelnen vorbehalten muss, in einer Abhandlung zu erledigen, die kein Buch werden soll, ist unmöglich. Aktäon aber ist der Heros des Zeus Aktäos, und dieser als Lichtgott naturgemäss auch Gott der Gluthhitze der Hundstage. Und hierauf bezieht sich der Bittgang mit den Widderfellen, von dem uns Dikäarch De Pelio berichtet. Dass man in dieser Procession auf den Gipfel des Pelion ohne Zweifel den Zeus anflehte, die kühlen und feuchten Etesien zu senden hat Welcker

---

91) Archäolog. Zeitung 1860 S. 15.

92) Das. 1859. S. 92.

93) Mythol. 2. Aufl. 1. S. 112. Früher hatte derselbe, Demeter und Persephone S. 248 und noch Mythol. 1. Aufl. S. 93 so gut wie O. Müller Orchom. 243 u. 342 f. den Aktäos anerkannt.

94) System d. Mythol. S. 198 u. 203.

95) Welcker, Archäol. Zeitung a. a. O. S. 15.

96) Und der deshalb sicher nicht »um die Fruchtbarkeit talismanisch an das Land zu knüpfen« wie O. Müller a. a. O. 342 meinte, an einen Felsen angekettet war.

(Götterl. S. 205) richtig eingesehn, obgleich er die Bedeutung der Widderfelle, die als *Διὸς κώδια* auch in den Zeusfesten Athens eine so grosse Rolle spielen und über die Welcker der naiven Angabe des Dikäarch Glauben schenkt, schwerlich erkannt hat. Der Widder, das lässt sich noch ungleich stricter und sicherer, als es bisher geschehen ist,[97]) erweisen, ist in der ganzen Mythologie, er erscheine wo und wie er wolle, das Symbol der Wolke, und so trug man in dieser Procession auf Pelion wie in den attischen Processionen die Felle des symbolischen Thieres, nach einem auch sonst beglaubigten Gebrauche als Zeichen dessen, um dessen Verleihung oder Abwendung (das Letztere in den Mämakterien in Athen) man den Gott anflehen wollte. Aber sei's darum, etwaiger Widerspruch hiegegen, der mich, da ich die Sache hier unbewiesen lassen muss, nicht wundern würde, hebt die Hauptsache nicht auf, dass Zeus Aktäos Gott des Lichtes und der Hitze war, und dass er in der Atmosphäre waltet wie der Zeus Lykäos; und dass der Zeus Ikmäos von Keos, den man um dieselbe Zeit, in welche die Procession des Aktäos fiel, in der Zeit der Hundstage, wie jenen um die Etesien anflehte nach Clem. Alex. Strom. 6. 630, sich als Dritter in diese Reihe stellt, braucht nur erinnert zu werden.

Dass aber der Zeus Laphystios, der Verschlinger, Aufschlürfer:[98]) der Wolken nämlich und der Feuchtigkeit, wie ihn auch Lauer[99]) gefasst hat, ebenfalls wie der Lykäos und Aktäos ein Licht- und in Folge dessen ein Hitzegott sei, und dass die Annahme dieser Natur des Gottes ganz allein alle Züge des Athamasmythus erklärt, der wie O. Müller[100]) mit Recht sagt in alten Gebräuchen am Laphystiosheiligthum wie in seinen Angeln hangt, dies kann ich hier nur als meine auf sorgfältiger Untersuchung beruhende Überzeugung aussprechen, wenn ich nicht den ganzen Athamasmythus hier analysiren will, was nicht dieses Ortes ist.

---

97) Namentlich von Lauer a. a. O. S. 108. Forchhammer, Hellenika S. 201.

98) *Λαφύσσειν* und *λαφυγμὸς* hangt mit *λαπάσσω* und *λάπτω* zusammen. Vgl. besonders Il. 11. 176, vom Löwen: *ἔπειτα δὲ θ' αἷμα καὶ ἔγκατα πάντα λαφύσσει.*

99) A. a. O. S. 219. Schon aus der Bedeutung des *λαφύσσειν* geht hervor, was sich durch die ganze Sage beglaubigt, dass der Laphystios nicht ein »winterlich finsterer Gott« sein kann, als welchen ihn Preller Gr. Mythol. 1. Aufl. 2. S. 209 f. fasst. Dass den Athamas »Sommergluth rasend macht« hat auch Gerhard eingesehn, Phrixos der Herold Berl. 1842. S. 6.

100) Orchomenos S. 158.

Und ebenso kann ich nur darauf hinweisen, dass man den Athamasmythus bisher consequent deswegen misverstanden hat, weil man Athamas und die Athamantiden als die Opfer anstatt der Opferer, der Priester des Laphystios betrachtete, während doch Athamas nach keiner unserer Quellen geopfert wird,[101]) Platon[102]) die Athamantiden eben so bestimmt als die Opferer bezeichnet und Herodot[103]) nicht minder bestimmt bezeugt, dass der Fluch, geopfert zu werden, die Nachkommen des Kytissoros betreffe. Diese gelten freilich für Abkommen des Phrixos und als solche des Athamas, und es ist möglich, dass ein Geschlecht die Opferer und die Opfer wirklich umfasst habe, wie denn auch in einem anderen orchomenischen Culte, dem des Dionysos,[104]) die an den Agrionien geopferten Frauen (Ὀλεῖαι) und die opfernden Männer (Ψολόεις) einem Geschlecht angehörten, aber es kann dies auch blosse Mythencombination sein, und es kommt darauf nicht an, sondern vielmehr auf das Andere, das Phrixos das einzige im echten Mythus beabsichtigte Opfer, und dass seine Nachkommen die wirklichen Opfer waren, ferner darauf, das Phrixos' Opfer vollzogen werden soll bei grosser Dürre des Landes, wie dies der Schol. Pind. Pyth. 4. 288 mit nackten Worten sagt, während er in den verschiedenen mythischen Einkleidungen nur ganz leicht und obenhin verhüllt ist. Athamas aber, der Phrixos opfern will, dem dieser auf der Widderwolke reitend entflieht, er selbst Wolke (φριξὸς von φρίσσω)[105]) und Sohn der Wolke (Nephele) mit seiner Schwester Helle, Regen, die von der Widderwolke herabfällt, Athamas, den Nephele verlässt, der in Raserei den Klearchos oder Learchos den rühmlichen oder den Volkfsührer, den König, tödtet, Athamas ist Priester und ist Heros des Zeus Laphystios so wie Lykaon des Lykäos, Äakos des Hellanios, Aktäon des Aktäos; die Dörrhitze des Landes aber wirkt der Laphystios, und diesem in seiner Furchtbarkeit

---

101) Bei Herodot 7. 197 soll er geopfert werden, aber Kytissoros intervenirt und hebt das Opfer auf, auch Sophokles hatte nach Schol. Arist. Nub. 256 im Ἀ. στεφανηφόρος gedichtet, dass Nephele Athamas' Opferung verlangt habe, nicht aber dass das Opfer vollzogen worden sei.

102) Minos p. 315 c: οἵας θυσίας θύουσιν οἱ τοῦ Ἀθάμαντος ἔκγονοι Ἕλληνες ὄντες, vergl. auch Schol. Apoll. Rhod. Arg. 2. 653.

103) A. a. O. ταῦτα δὲ πάσχουσιν οἱ Κυτισσώρου τοῦ Φρίξου παιδὸς ἀπόγονοι κ. τ. λ.

104) Den Etym. M. p. 557. 51 ebenfalls als Laphystios kennt.

105) Vgl. Gerhard, Phrixos der Herold S. 6 Note 22.

gelten die Menschenopfer, welche die Athamantiden bringen, mögen diese nun real fortbestanden haben oder durch andere Katharmata ersetzt worden sein, wie Welcker[106]) annimmt, der daran erinnert, dass auch andere Völker durch strenges Priesterthum oder durch Noth und Angst des Volkes auf diese Spitze der Opferpflicht (Menschenopfer) hinaufgetrieben worden seien, wie denn in Schweden bei Hungersnoth der König geopfert wurde.

Den Zeus Meilichios und Maimaktes von Athen hat Welcker (Götterl. S. 207 f.) als Gott der milden, guten und den der stürmischen Jahreszeit verstanden und für Beide einen ursprünglich physischen Sinn in Anspruch genommen, womit ich durchaus übereinstimme; Beide stellen den Himmel in seiner heiteren und finsteren Erscheinung und in seiner günstigen und verderblichen Einwirkung auf das Leben der Erde und der Menschen dar; auch dieser athenische Zeus also waltet in der Atmosphäre. Das Dioskodion findet in diesen Culten seine vollständige Erklärung.

Erwähnt zu werden verdient noch der Zeus Peloros von Tempe, den Welcker übergeht, und der sich in der von Baton bei Athen. 14. 639 überlieferten Sage als Gott der Fruchtbarkeit der Erde und als Verleiher der reichen Erndte zu erkennen giebt, so dass er zu Kronos in der richtigen Auffassung eben so in Parallele tritt, wie sein Fest, die Pelorien mit den Kronien; hierauf wird zurückzukommen sein.

Dass der mit Trophonios als Zeus Trophonios[107]) identificirte Zeus in Lebadeia von einer ähnlichen Idee seinen Namen als Nährer, Nährgott habe, ist anerkannt; aber auch der Ägidengott Ammon, der nicht von dem ägyptischen Amun herzuleiten, sondern mit ihm identificirt worden ist,[108]) während seine Wiege in böotisch Theben stand, dürfte

106) Götterl. 1. S. 206.

107) Strab. 9. 414, vergl. Liv. 45. 27.

108) Es freut mich, diese Ansicht wenigstens mit Gerhard zu theilen, der Griech. Mythol. §. 198. 7 sagt: »Zwar ob die dort (im Ammonion) und in Dodona zugleich als Orakelgründerinen erschienenen Tauben wirklich aus (ägyptisch) Theben und von dem ägyptischen Ammon (Amun) kamen, bleibt trotz Herodot's Versicherung sehr zweifelhaft, darum hauptsächlich, weil mancher altgriechische Götterdienst durch das ihm selbständig zukommende Widdersymbol zur Verwechselung (besser wohl Identification) mit jenem ägyptischen Widdergott früh auffordern mochte.« Sonst ist bekanntlich der Glaube an die ägyptische Ableitung ziemlich allgemein; aber ich bin fest überzeugt, dass böotisch Theben die Wiege des griechischen Ammoncultus und dass die Gephy-

gleicher Bedeutung und von dem Stamme abzuleiten sein, der in Hesychius und des Etym. Magn. Glosse *ἀμμά· ἡ τροφὸς καὶ ἡ μήτηρ κατὰ ὑπόκρισμα*, nämlich als *τροφὸς*, und der unserem Worte »Amme« zum Grunde liegt. Ammon ist ein anderer *τροφὸς, τροφώνιος*.

Wie alt und ursprünglich der Cult des Zeus Lakedämon in Sparta sei, wissen wir nicht, dass der ihm gegenübergestellte Uranios auf der Diarchie beruht hat Welcker bemerkt (Götterl. S. 213).

Was wir in den sämmtlichen alten Culten des Zeus, von denen wir nähere Kunde haben, finden, nämlich dass Zeus als Naturgott im Himmel und vom Himmel aus in den atmosphärischen Erscheinungen, im Winde, in den Wolken und im Regen, im Licht und in der Gluthhitze auf das Erdenleben einwirkt, das liegt auch noch in einer ganzen Reihe seiner Beinamen aus localen Culten vor, welche, wenn sie alt sind, die ursprüngliche, wenn sie später sind, die trotz aller fortschreitenden Religion des Geistes festgehaltene Bedeutung des Zeus als eines Gottes der Natur, in der Natur, nicht über oder jenseit derselben erhärten.[109]) Und danach darf, ja muss man, wie ich am Eingange dieses Abschnittes behauptet habe, diese Naturbedeutung bei Zeus so gut wie bei den anderen Göttern als die primitive Grundlage seiner Verehrung betrachten,

---

räer-Ägiden seine Träger waren. Daraus erklärt sich Pindar's, des Gephyräers Ammonverehrung, und daraus die Thatsache, dass sich Ammoncultus, früher und später findet, wohin die Gephyräer bei ihrer Apoikie und Wanderung gelangen: in Athen Hesych. v. *Ἀμμῶν ἑορτὴ Ἀθήνησιν ἀγομένη* (wo Böckh Staatshaush. 2. 259 *Ἀμμώνια* lesen will), in Sparta Paus. 3. 18. 3, Böckh a. a. O. 258, von Sparta aus in Thera weil in Kyrene (vgl. was Gerhard a. a. O. Anm. 7 anführt), von wo der Handel über die libysche Ammonsoase ging (Müller Orchom. S. 343) und wo ohne Zweifel die Identificirung mit dem so ähnlich benamseten ägyptischen Widdergott vollzogen wurde, der dann in Griechenland wie alles Fremde über das Heimische zur Geltung gelangte. So haftet Ammon an den Ägiden-Gephyräern, dass Therons Geschlecht in Akragas, der ägidischen Stammes war (Müller Orchom. 332) den Namen der Emmeniden führte. Und wenn wir den Ammoncult in Elis Paus. 5. 15. 7 nicht als ägidischer Stiftung bezeugt finden, ist es verwehrt, diese anzunehmen? Findet sich auf Kreta wirklich Ammoncultus, wie Diod. 3. 71 angiebt, warum sollte er nicht mit der dorischen Colonisirung dahin gelangten Ägiden seinen Ursprung verdanken? Von dem Cult in Sparta stammt derjenige in Aphyta in sofern indirect, weil er auf einer dem Lysandros gewordenen Traumerscheinung des Ammon beruht, die ihn die Belagerung von Aphyta aufheben liess, weshalb die Aphytäer Ammon als Retter verehrten Paus. 3. 18. 2, Plut. Lysand. 20, Böckh a. a. O. 258. Wo bleibt hier der ägyptische Ursprung?

109) Vergl. Lauer Syst. d. griech. Mythol. S. 196 ff., Gerhard Griech. Mythol. §. 199, Welcker, Götterl. 2. S. 193 ff.

von der aus sich mit den Culturfortschritten der Nation die Götter weiter und weiter erhoben und zu Geistern auch ausser der Natur umgewandelt wurden, in einer Steigerung die ungebrochen und unaufhaltsam weiter aufwärts ging, und die bei Homer keineswegs abschliesst, sondern an der noch die späteren Dichter, besonders die Tragiker und dann die Philosophen, Beide schöpfend aus dem gemeinsamen Born des Nationalgeistes, betheiligt sind.

4.

Ehe aber nun zu weiteren Erwägungen und Betrachtungen des Zeus in seiner poëtisch nationalen Darstellung fortgeschritten wird, muss hier noch ein Punkt von grosser Bedeutung in's Auge gefasst werden, auf den namentlich Welcker ein ganz besonders schweres Gewicht legt, indem er aus demselben allerdings nicht, oder wenigstens nicht direct[110]) einen Monotheismus und eine transmundane Existenz des Zeus ableitet, dennoch aber auf ihn die Annahme einer exceptionellen Stellung des Zeus den übrigen Göttern gegenüber gründet, einer exceptionelleren als die ich für gerechtfertigt halten kann. Ich meine das Attribut des Blitzes und den Cultus auf Bergeshöhen, die Welcker im 31. und 32. Abschnitte seines Buchs behandelt.

Was nun zunächst den Blitz anlangt, so kann man im Allgemeinen, wenn auch nicht ohne Einschränkung[111]) zugeben, dass seine Handhabung, dass das Gewitter den Völkern als das höchste Zeichen der göttlichen Macht erschienen sei, wie dies Welcker S. 165 ausspricht und motivirt. Aber in demselben Masse wie man die Richtigkeit dieser Behauptung anerkennt wird es wichtig nachzuweisen, oder sagen wir

---

110) So wie freilich im Rhein. Mus. a. a. O. S. 626 die Bergeshöhen und die Blitze neben der Etymologie von Zeus Kronion (die ihn ja als den Gott von Ewigkeit bezeichnen soll) geltend gemacht werden, liegt darin, wenn auch nicht ausgesprochen, die Behauptung, Bergeshöhen und Blitze erweisen Zeus als den Höchsten im Sinne des Jehovah oder des absoluten Gottes.

111) Vgl. z. B. was G. Bühler über den Parjanya, den Donnergott der Veden mittheilt in Benfey's Orient und Occident 1861. Hft. 2. S. 214 ff., besonders über die Stellung des Gottes S. 226 ff.

lieber, daran zu erinnern, was Welcker wenigstens an dieser Stelle vergessen zu haben scheint, erstens, dass in Zeus' ältesten und wichtigsten Culten, die wir im vorigen Abschnitte durchmustert haben, man ihn wohl im Licht und in der Gluthhitze des Himmels, im Wehen des Windes und im Ergusse des Regens erkannte und anbetete, dass er aber in diesen nirgend als Herr des Donners und Blitzes charakterisirt wird,[112]) dass seine Verehrung sich nicht auf sein Blitzwerfen gründet,[113]) sich nicht an seine Herrlichkeit im Gewitter wendet, und zweitens, dass Zeus von den Göttern Griechenlands ja keineswegs allein den Blitz führte.[114])

Was dies Letztere anlangt, so könnte es trivial erscheinen, wenn erwähnt wird, dass Pallas Athene den Blitz führt so gut wie die Ägis, das Donnergewölk, und zwar nicht hie und da nur, sondern als Pallas durchweg, grade so ständig wie Zeus selbst, denn die Lanze der Palladien ist der Blitz und ein Palladion ohne Ägis giebt es nicht.[115]) Und

---

112) Was das Beiwort anlangt, das Achäos (Azan. fragm. 2, Schol. Eurip. Orest. 383) dem lykäischen Zeus giebt, so ist erstens zweifelhaft, ob dasselbe *ἀστέροπος* zu schreiben sei, wie Welcker, Götterl. 2. S. 194 thut, der dasselbe auf Blitz bezieht, oder *ἀστερωπὸς*, wie Andere schreiben. Im letzteren Falle würde es mit dem Blitz schlechthin Nichts zu thun haben, sondern sich auf den Glanz des Lichtes beziehn (vgl. z. B. *ἀστερωπὸν ὄμμα Δητῴας κόρης* b. Aesch. fragm. 209 (Ahrens)), und dass dies bei dem Zeus lykäos das Natürlichere und Näherliegende ist kann vernünftigerweise nicht bestritten werden. Sollte dies aber dennoch nicht zutreffen, Achäos wirklich *ἀστέροπος* geschrieben und auf den Blitz gedeutet haben, so kann natürlich eine solche Stelle eines späteren Dichters für das Wesen eines Gottes wie der Lykäos Nichts beweisen, da man es in diesem Falle als ein Prädicat des Zeus schlechthin, des poëtischen Zeus und als aus diesem auf die alte Cultfigur übertragen ansprechen darf.

113) Über das Alter einiger Culte, in denen dies der Fall ist, wie in dem des *καταιβάτης* in Olympia Paus. 5. 14. 10, vergl. Lauer, System d. griech. Myth. S. 199. Note 261 lässt sich nicht absprechen. Den Cult oder Altar des *Ζεὺς κεραύνιος* das. hält Paus. a. a. O. 7 nicht für hochalterthümlich; die Beiworte, die sich auf Zeus' Blitzen und Donnern beziehn (Lauer a. a. O.) gehören fast ohne Ausnahme der poëtisch-nationalen Entwickelung des Gottes an, und diese ist eben nicht die primitive. Allerdings erscheint in dem berühmten Kameo der Marcusbibliothek der eichenbekränzte dodonäische Zeus mit der Ägis gerüstet, wie denn auch die Ilias an jenen beiden Stellen, wo sie den *φηγὸς* des Zeus erwähnt (5. 693 und 7. 60) diesen als ägiochos bezeichnet, dennoch ist zweifelhaft, ob der dodonäische Zeus als blitzend und donnernd gedacht wurde, was übrigens ihm dem Regengott als solchem auch zukommen konnte.

114) Vgl. was Wieseler in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1844 S. 352 angeführt hat.

115) Es ist deshalb überflüssig auf die nicht geringe Zahl von Kunstdarstellungen hinzuweisen, in denen Pallas Athene den wirklichen Blitzstrahl wie sonst ihre Lanze schwingt. Vgl. auch Wieseler a. a. O. und Preller, Gr. Myth. 1. S. 130.

wenn man diese Blitzwaffe und die Ägis der Pallas Athene aus ihrem nahen Verhältnisse zu Zeus und so ableiten wollte, als wären ihr diese Attribute von Zeus übertragen, wie das etwa der Vorstellung des Äschylos (Eum. 825) entsprechen würde, oder als sei Athene nur eine Hypostase oder ein Ausfluss des Zeus, so würde man sehr stark irren. Abgesehn von manchem Anderen und schon früher Bemerkten dürften die neuesten und tiefgreifenden Untersuchungen Bergk's über die Tritogeneia[116]) erwiesen haben, dass die Religion der Pallas Athene eine grössere Selbständigkeit in ihren Wurzeln und Keimen gehabt hat, als Allen bequem anzunehmen sein mag, ja dass sie nicht einmal durchaus als Zeus' Tochter gelten darf, als welche sie Welcker (S. 238) anspricht. Der Blitz und die Ägis kommen der Athene oder genauer gesprochen der Pallas Athene als Pallas selbständig zu, weil sie als solche Göttin des Gewölks wie als Athene Göttin des Ätherlichts und der Ätherklarheit ist. Denn dieser Dualismus in dem Wesen der Göttin liegt in den beiden Namen, die nie mit einander vertauscht werden können, wie man das zum Theil schon eingesehn hat,[117]) und dieser Dualismus kann nicht allein, sondern muss durch alle Mythen und Sagen der Pallas Athene durchgeführt werden, wenn diese zur endlichen Klarheit gelangen sollen.

Aber auch Pallas Athene ist nicht die Einzige, welche ausser Zeus, und zwar von Rechts wegen, den Blitz führt, auch Apollon kommt blitzwerfend vor, wofür Wieseler im Bullettino des Instituts 1852. p. 184 ff. nicht allein die Hauptbeweisstellen litterarische und artistische zusammengetragen,[118]) sondern was derselbe auch durch Verweisung auf den

116) In Jahn's Jahrbüchern 1860.

117) So z. B. erklärt sich Gerhard Griech. Myth. §. 248. 3 mit Recht gegen die Bezeichnung Pallas Polias statt Athene Polias.

118) Da mir Petri Burmanni *Ζεὺς καταιβάτης* nicht zugänglich ist, auf den Wieseler a. a. O. sich für die Behauptung bezieht: neppure mancano gli esempj d'una corrispondente (nämlich auf das Blitzwerfen) attività di lui, so will ich hier anführen, was ich zur Beglaubigung derselben habe auffinden können. Dass schon Sophokles Oed. tyr. v. 469 sq. (Herm.) Apollon vom Parnass blitzen lässt ist bekannt, nach delphischer Sage aber wurden sowohl die 4000 Mann, die Xerxes gegen Delphi sandte (Justin. 2. 12: quae manus tota imbribus et fulminibus deleta est), wie auch die Gallier unter Brennus (Paus. 10. 23. 3 *ἥ τε γὰρ γῆ πᾶσα, ὅσην ἐπεῖχεν ἡ τῶν Γαλατῶν στρατία, βιαίως καὶ ἐπὶ πλεῖστον ἐσείετο τῆς ἡμέρας, βρονταί τε καὶ κεραυνοὶ συνεχεῖς ἐγίνοντο κτλ.* vgl. Schol. Kall. hymn. Del. 175) durch Blitze aufgerieben und von dem apollinischen Heiligthum vertrieben, ebenso wie nach orchomenischer Sage (Paus. 9. 36. 3) Apollon die Phlegyer mit Blitzen und Erdbeben vernichtete.

von den Alten statuirten Zusammenhang zwischen der Sonne und dem Gewitter oder den Blitzen als wohlberechtigt erwiesen hat. Gleichwie der Blitz wird aber dem Apollon consequenter Weise auch die Ägis, das Symbol der Wetterwolke zu vindiciren sein, und zwar, nach der von Stephani[119]) entwickelten Ansicht, ihm unter dem Beinamen *Βοηδρόμιος* oder *Βοήθοος*, wie ich auch jetzt noch, nach Erwägung der Zweifel, die Wieseler[120]) dagegen ausgesprochen hat, annehme. Ich bin nämlich nicht allein überzeugt, dass das Attribut, welches der Stroganoff'sche Apollon in der linken Hand erhebt, sich auch bei wiederholter Prüfung als Ägis und nicht als Marsyasfell erweisen wird, ein Attribut, das Wieseler nur sehr mit Unrecht für den Apollon Patroos des Leochares in Athen in Anspruch zu nehmen scheint, sondern ich glaube auch, dass der Dichter der Ilias in jener Stelle des 15. Gesanges, in welchem er den Apollon mit der Ägis ausgerüstet und mit ihr die Argeier schreckend darstellt, durch das Hervorheben des mächtigen Rufes oder Schreiens, das Apollon in dem Augenblick erhebt, wo er die Ägis schüttelt,[121]) auf den Cultbeinamen des *Βοηδρόμιος* und *Βοήθοος*, den selbst er in dieser seiner Schilderung nicht gebrauchen durfte, hat anspielen wollen, während andererseits eben das *βοή* in diesem Cultbeinamen als bezüglich auf die Stimme des Donners seine volle Bedeutung erhält, wenn man es mit dem Attribut der geschwungenen oder geschüttelten Ägis zusammenbringt. Sowie aber das Attribut der Ägis und der Beiname Boëdromios den Apollon als Gott der Wetterwolke dürfte ihn auch noch ein anderes Attribut und ein anderer Cultbeiname als Blitzgott angehn. Ich meine das Schwerdt[122]) und den Beinamen *Χρυσάωρ* oder *Χρυσάορος*, obgleich ich zugestehe, dass sich das für jetzt wenigstens nicht strict beweisen lässt.[123])

---

119) Apollon Boëdromios, Erzstatue des Grafen Sergei Stroganoff u. s. w. Petersburg 1860. S. 52 ff.

120) Der Apollon Stroganoff und der Apollon vom Belvedere Göttingen 1861. S. 7 ff.

121) Il. 15. 320 f. *αὐτὰρ ἐπεὶ κατένωπα ἰδὼν Δαναῶν ταχυπώλων σεῖσ', ἐπὶ δ' αὐτὸς ἄϋσε μέγα*

122) Er führt es im Gigantenkampfe in zwei Vasenbildern bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 1. Taf. 64 und Trinkschalen und Gefässe Taf. 2 und gegen Tityos in dem münchener Vasenbilde No. 402 des Jahn'schen Verzeichnisses, abgeb. b. Gerhard, Trinkschalen und Gefässe Taf. C. 1—3.

123) Über Chrysaor als Blitz vergl. Stark: Mytholog. Parallelen in den Berichten der kgl. sächs. Ges. d. Wiss. 1856. S. 58 und Preller, Griech. Mythol. 1. Aufl. 2. S. 46. Sollte es Zufall sein, dass Apollon in eben der Stelle des 15. Gesanges der Ilias

Drittens blitzt auch Ares. Für diese Behauptung kann ich mich freilich nicht auf das Citat berufen, welches, seitdem Winkelmann[124]) dasselbe gebraucht hat, von nicht wenigen unserer Mythologen[125]) ihm nachgeschrieben, obgleich es gänzlich falsch ist; denn es ist kein anderes als die so eben (Anm. 118) angeführte Stelle des Sophokles, die sich nicht auf Ares, sondern auf Apollon bezieht. Eben so wenig berufe ich mich auf die von Winkelmann angeführte Paste der Stosch'schen Sammlung, die er in seinen Denkmälern unter No. 4 hat abbilden lassen, denn diese stellt sicher Zeus und nicht Ares dar. Ich berufe mich vielmehr ganz allgemein auf Ares' Speer und behaupte, dass dieser nichts Anderes sei, und nichts Anderes sein könne, als eben der Blitz. Es kann nämlich meiner Überzeugung nach keinem Zweifel unterliegen, dass Preller in der neuen Auflage seiner Mythologie (1. S. 251) mit der Deutung des Ares als des Gottes des finsteren Sturmgewölks am Himmel vollkommen das Rechte getroffen hat, indem er den Gott, abgesehn von dessen Beinamen Enyalios, über den ich ganz verschiedener Meinung bin, ganz so fasst, wie ich ihn seit Jahren in meinen Vorlesungen über griechische Mythologie gefasst und durchzuführen versucht habe. Ist diese Ansicht aber die richtige, so folgt der Rest meiner Behauptung von selbst, und wenn man den Speer der Pallas und der Palladien als den Blitz anerkennt, so muss man auch den des Ares, den Speer des Gottes des Sturm- und Donnergewölks als den Blitz anerkennen.

Ich will nun von denjenigen einzelnen und zweifelhaften Kunstwerken und Stellen später Schriftsteller, die Winkelmann (a. a. O.) weiter citirt, um zu beweisen, dass auch Dionysos, Hephästos, Pan, Herakles, Kybele, Here, Eros blitzwerfend vorkommen, ganz absehn, da die etwaige Frucht ihrer genauen Kritik für meine Zwecke ohnehin wenig austragen würde;[126]) mir genügt vollkommen, gezeigt zu haben, dass

---

in der er die Ägis führt sich vs. 256 dem Hektor ausdrücklich als Phoibos Apollon Chrysaoros vorstellt? und weiter, sollte sich das Achselband des Stroganoff'schen Apollon nicht bei erneuter Prüfung, die freilich nur von Stephani erbeten werden kann, nicht als Telamon eines Schwerdtes anstatt als Köcherband erweisen?

124) »Über die blizenden Gottheiten«, Alte Denkmäler 1. 2. Cap. No. 3. 4.

125) Z. B. von Lauer a. a. O. S. 242. Note 710, von Gerhard, Griech. Myth. § 343. 3.

126) Auch was sonst noch einzeln hier und da Ähnliches vorkommt, wie z. B. die blitzwerfende Here einer Gemme von Kertsch Ann. 1840. p. 16 und was Wieseler im Bull. a. a. O. und in den Jahrbb. des rhein. Alterthumsvereins a. a. O. beigebracht hat, glaube ich übergehn zu dürfen.

ausser Zeus Pallas Athene und Ares und zwar regelmässig und nach Naturnothwendigkeit ihres Wesens und dass Apollon in einer ganzen Reihe von Culten, und zwar auch motivirter Weise, den Blitz führt, um daran die Behauptung zu knüpfen, dass dem Zeus der Blitz ursprünglich nicht als Zeichen der höchsten Herrschaft im Himmel und auf Erden oder als dem absoluten Gotte beigelegt wurde, sondern dass er ihm, wie der Pallas Athene und dem Ares, als dem Gotte zukam, der die Wolken am Himmel sammelt und zerstreut, der weht und stürmt, regnet, hagelt und schneit, dem *νεφεληγερέτης* und *κελαινεφής*, und dass Zeus eben deshalb den Blitz in denjenigen seiner ältesten Culte nicht geführt hat, in denen er als der Gott der himmlischen Luft und des Lichts und der Gluthhitze des Äthers aufgefasst und verehrt wurde.

Über den Cultus des Zeus auf Bergeshöhen, auf den Welcker S. 169 ff. ebenfalls ein grosses Gewicht legt, können wir uns noch kürzer fassen. Die Thatsache, dass Zeus an vielen Orten auf Berghöhen verehrt worden sei kann und soll nicht bestritten werden, und sie bleibt richtig und bedeutsam auch dann, wenn man Welckern einige Abzüge in seiner Liste macht, so wenn man vor allen Dingen den »Berg der schwerwinterlichen Dodona«, der nach dem oben (S. 32) Gesagten nicht anerkannt werden kann, streicht, so ferner, wenn man eigensinnig genug ist, den »Felsaltar des höchsten Zeus« in Athen für die Pnyx zu halten und was dergleichen mehr sein mag. Und ebenso bleibt die andere Thatsache richtig und bedeutsam, dass andere Götter nur ausnahmsweise Cultus auf Bergeshöhen hatten, wenngleich die Fälle wohl nicht ganz so selten sind, wie es nach Welcker's Darstellung S. 170 scheinen möchte.[127]) Aber darauf kommt es viel weniger an, als auf die Beantwortung der Frage, in welchem Sinne dem Zeus der Cult auf Bergeshöhen galt? Und

---

127) Für die apollinische Religion darf z. B. der 22. und 23. Vers des delischen Apollonhymnus nicht vergessen, an das Lykoreion auf der Höhe des Parnass, an den Maleates auf der Höhe des Kynortion (Paus. 2. 27. 8) und den Pythaeus auf Thornax (Paus. 3. 10. 10) erinnert und geltend gemacht werden, dass der Tempel in Phigalia hoch genug liegt, um sich mit manchem Heiligthum des Zeus zu messen, Here heisst Dirphya vom Berge Dirphys Gerh. Myth. § 215. 5, das *κοκκύγιον ὄρος* Paus. 2. 36. 2 weist ebenfalls auf Bergcult; an den kyllenischen Hermes erinnert Welcker; der Helios Atabyrios auf Rhodos ist bekannt (vgl. für Helioscult auf Bergeshöhen z. B. Mercklin, die Talossage S. 15 [mit Note 151] und S. 16), und so findet sich noch Manches, welches hier im Einzelnen zusammenzutragen ohne besonderes Interesse ist, vgl. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer § 14.

da glaube ich, dass Welcker das Richtige trifft oder andeutet, wenn er S. 169 schreibt: »Man glaubte dem himmlischen Zeus sich zu nähern, wenn man am bestimmten Tage nach stundenlangem Aufsteigen das Land und alles Irdische in's Kleine zusammengezogen und tief unter sich sah, den Himmel wie allumfassend über sich.« Dem Himmelsgott, dem Äthergott, so scheint mir, galt der Cult auf den in den Himmel ragenden, gleichsam den Himmel stützenden Bergen, auf deren Gipfel sich deshalb auch der Himmelszeus niederlässt. Mit Zeus' angeblicher primitiven absoluten Gottnatur hat also auch dieser Cultus in seinen Wurzeln Nichts zu thun, den Himmelsgott Zeus aber brauchen wir uns durch denselben nicht erst erweisen zu lassen.

5.

Wenn es mir gelungen sein sollte, durch die vorstehenden Abschnitte darzuthun, dass Zeus in seinen ältesten und originalen Culten so wenig wie in seinem Namen als der Gott schlechthin, als transmundaner Gott über der Natur charakterisirt wird, sondern als Gott des Himmels, eines Naturreichs wie die anderen griechischen Götter, so erwächst mir nun, und zwar noch ehe ich mich zu dem Nachweise wende, dass Kronion den Sohn des Kronos, den geborenen Zeus, nicht aber den Gott von Ewigkeit her bedeute, die Aufgabe, Zeus' Stellung im national poëtischem Göttersystem von der gegebenen Basis aus zu motiviren. Dass ich diese Stellung des Zeus wie das ganze poëtische Göttersystem als die Frucht eines langsamen Wachsens und als das Resultat einer Steigerung in der Idee von den Göttern im Zusammenhange mit den Fortschritten in der Bildung der Nation betrachte habe ich schon ausgesprochen; es bleibt mir hier wesentlich eine Beleuchtung des Zeus als *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε*, als *ὕψιστος κρειόντων*, in seinem Verhältniss zur Moira und in seinem angeblichen »Schaffen« übrig.

Anlangend nun zuerst den Vater Zeus, und zwar den Vater der Götter, so ist es überflüssig, darzuthun, dass dies Wort vielfach nicht im genealogischen und eigentlichen, sondern im patriarchalischen und uneigentlichen Sinne gebraucht wird und so allein gebraucht werden kann, und dass es Zeus als ein »Clanshaupt« bezeichnet, um mich eines

Welcker'schen Ausdrucks (S. 179) zu bedienen, den er freilich S. 181 vergessen zu haben scheint, wenn er schreibt, dass das »Vater der Götter im eigentlichen Sinn gelte.« Welcker selbst hat eine Reihe von Stellen angeführt (S. 179), in denen im Munde der Thetis, der Here, des Poseidon die Anrede *Ζεῦ πατέρ* schlechterdings nicht im eigentlichen Sinne gebraucht sein kann; diese Stellen würden sich sehr wesentlich vermehren lassen, wenn darauf Etwas ankäme, was aber deswegen nicht der Fall ist, weil die genealogische Ableitung von Zeus, die den eigentlichen Sinn des Worts Vater begründet, sich auf einen verhältnissmässig nicht sehr weiten Kreis von olympischen Göttern beschränkt. Die »vorläufige Übersicht des neuen Systems« bei Welcker S. 138 f. giebt eine hier sehr brauchbare Zusammenstellung dieser genealogischen Ableitungen von Zeus, aus der wir sowohl das langsame Zustandekommen wie die verschiedenartig feste und zum Theil ganz lockere und äusserliche Verknüpfung, die ja in einzelnen Fällen Nichts ist als ein Unterbringen von fremden Göttern,[128]) wie endlich die Schranke und Grenze ermessen können. Örtlich, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, unabhängig von einander sind die Götter zu Geborenen und dann zu Zeus' Kindern geworden, und zwar aus sehr verschiedenen Gründen, zum Theil aus solchen ihrer ursprünglichen Natur und des Verhältnisses dieser zur Natur des Himmelsgottes; so z. B. Athene als Ausfluss des himmlischen Lichts und der Ätherklarheit, Apollon und Artemis als Sonnen- und Mondgötter, die Dioskuren als Morgen- und Abendstern, als himmlische Erscheinungen, Hermes nicht als Gott des thierischen Triebes und des himmlischen Umschwungs (diesen Letzteren läugne und bestreite ich überhaupt), sondern als Gott der Wolken, desgleichen Ares in anderer Wendung, Hephästos nach dem Glauben, dass das vulkanische und irdische Feuer vom himmlischen im Blitz entzündet werde; alle diese Götter, wie sie denn beschränktere Naturgebiete vertreten, sind von Zeus als dem Gotte des umfassenden Himmelreichs in seiner wechselnden Erscheinung und verschiedenen Einwirkung auf das Leben der Erde abgeleitet, nicht als untere Götter von Gott, aus dem Gottbegriffe des Zeus hypostasirt. Dafür liegt auch darin ein Beweis, dass

---

128) Dies gilt wenigstens nach Welcker's Ansichten für die »thrakischen« Götter Ares und Dionysos und für die orientalische Aphrodite; dass ich hier in gewissen Beziehungen anderer Meinung bin kommt jetzt nicht in Betracht.

Poseidon und Aides Zeus' Brüder, nicht seine Söhne heissen, was Welcker S. 241 »die eigenthümlichste Ausweichung vom System« nennt. Aber weder von einem System noch von einer Ausweichung von demselben kann hier die Rede sein, sondern die Thatsache gründet sich auf die Dreitheilung der physischen Welt, die Welcker hier (S. 241) und in dem Abschnitte »Zeus mit zwei Brüdern« (S. 160 f.) sehr gut beleuchtet, auf die ursprüngliche Coordination von Himmel, Erde und Meer, das *τριχθὰ δὲ πάντα δέδασται*, welches den Mythus von der Vertheilung der Weltherrschaft unter die drei Kronidenbrüder geboren hat, und ursprünglich von einer Unterordnung der zwei Anderen unter Zeus Nichts wusste. Denn Poseidon ist eben wie Zeus Vater und Herrscher eines grossen thalassischen Reichs geworden und Aidoneus unabhängiger Herrscher in der chthonischen und katachthonischen Welt und würde auch Vater sein, wenn die Idee des katachthonischen und des Reichs des Todes ihn nicht hätte unfruchtbar werden lassen.

Wenn nun aber Zeus in einer Reihe von örtlichen Mythen und Sagen Vater der meisten höchstgeehrten, mächtigsten und erhabensten Götter geworden war, der Götter, deren geistige Auffassung ihre eigenen Naturculte und die Culte der mit der Natur concreter gebliebenen Gottheiten, wie Gäa, Helios, Selene u. A. wenngleich nicht örtlich (wo sie ruhig fortbestanden), so doch im nationalen Götterglauben und vor Allem in der Heldenpoësie verdunkelt, zurückgedrängt und beschränkt hatte, so war es schon hiernach natürlich und in der Zeit patriarchalischer Institutionen gegeben und bedingt, dass Zeus als der oberste, als der Herrscher dieser seiner Kinder erschien und gefasst wurde.[129]) Und diese Stellung musste ihm ferner die des Clanshauptes, des Herrschers und patriarchalischen Vaters auch über die für den poëtischen Glauben untergeordneten Götter eintragen, die genealogisch nicht von ihm abgeleitet oder mit ihm verknüpft waren, und deren Unterordnung zum Theil aus dem Siege im Titanenkampfe und einer Unterwerfung nach demselben abgeleitet wurde, während andererseits das Beispiel der früher und später örtlich und in den Culten entstandenen genealogischen Verknüpfungen einer Reihe von Gottheiten mit Zeus weiter führen musste

129) Darauf weist den homerischen Zeus noch Poseidon hin Il. 15. 197

θυγατέρεσσιν γάρ τε καὶ υἱάσι βέλτερον εἴη
ἐκπάγλοις ἐπέεσσιν ἐνισσέμεν, οὓς τέκεν αὐτὸς,
οἵ ἕθεν ὀτρύνοντος ἀκούσονται καὶ ἀνάγκῃ.

und weiter geführt hat, indem man das Wort Vater für Musen, Chariten, Horen wörtlich verstand und in der Erdichtung von Müttern wörtlich anwandte.

Dass ich aber die Gesammtorganisation der olympischen Basileia unter Zeus als die Frucht der Organisation des heroischen Staates und als sein Abbild betrachte, habe ich schon früher angedeutet, und will darauf, da es hier nicht auf eine Durchführung im Einzelnen ankommt, nicht nochmals zurückkommen.

Wenn nun die Grundsätze, die wir für den Vater der Götter geltend gemacht haben richtig sind, so müssen sie auch für den Vater der Menschen gelten, wie denn auch Welcker an der bereits angeführten Stelle eine gleiche Auffassung der Phrase *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε* für beide Theile fordert. Hat sich uns nun der *πατὴρ θεῶν* nur in einzelnen concreten Fällen, namentlich im Munde der Athene und anderer leiblicher Kinder, nicht aber allgemein im eigentlichen Sinne bewährt, so kann auch der *πατὴρ ἀνδρῶν* nicht und noch viel weniger im eigentlichen Sinne gelten oder verstanden worden sein. Welcker freilich bemüht sich S. 181 f., eine wirkliche Vaterschaft des Zeus den Menschen gegenüber zu erweisen, aber mit sehr geringem Erfolge, wie mir scheinen will. Wenn im Hymnus auf den pythischen Apollon (vs. 150, 336 Herm.) die Götter und Menschen von den Titanen stammen, so wird hiedurch selbst die Möglichkeit, dass sie nach einer anderen Ansicht von Zeus stammen, die Welcker a. a. O. behauptet, kaum, die Wahrscheinlichkeit gewiss nicht erwiesen; wenn in der Sage von den Weltaltern in den hesiodischen Werken und Tagen 109 und 127 die Menschen des goldenen und silbernen Geschlechts von den Göttern um Kronos gemacht werden (*ποίησαν*),[130]) sowie die des dritten und vierten Geschlechts von Zeus (143, 157 *ποίησε*), so ist hier von einer Vaterschaft im einen wie im anderen Falle keine Rede, denn es handelt sich um ein Machen und Bereiten, facere und formare, wobei die Art und Weise im letzten Falle nicht angegeben wird, wohl aber im dritten, bei dem ehernen Geschlechte, das Zeus *ἐκ μελιᾶν*, doch wohl nicht als Vater, bildet. Gleiches gilt von Simonides von Amorgos und von Platon, die Welcker

130) Dass sich hiermit das *ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι* vs. 108 nicht vertrage und dass 108 nebst 106 und 107 als Interpolation zu betrachten sei hat schon Göttling erinnert, der auch mit gutem und vollem Recht auf das *ποίειν*, efformare nicht procreare Gewicht legt.

(S. 182) anführt; ein Machen der Menschen aus Erde wie bei dem Letzteren (Polit. p. 271) begründet keine Vaterschaft. Aber freilich verwechselt Welcker die Begriffe von Schaffen, Machen und Zeugen auch sonst noch, und wenn ihm Zeus im Ehebunde mit Here, Demeter und anderen Göttinnen »schaffend« ist, warum sollte er da nicht als Vater gelten, wenn er die Menschen aus Baumstämmen schnitzt oder aus Thon knetet? Am schlimmsten aber fährt Welcker a. a. O. mit der Stelle der Odyssee 20. 202 wo Philoitios sagt

Ζεῦ πάτερ . . . .
οὐκ ἐλεαίρεις ἄνδρας, ἐπὴν δὴ γείνεαι αὐτός κ. τ. λ.

in der, wie Welcker schreibt, Schwenck vor langer Zeit[131]) eine Spur der Ansicht erkannte, dass Zeus die Menschen »erschaffen« habe, wenn auch der Widerspruch, welchen dies mit der homerischen Mythologie bilde, nicht zu heben sei. Welcker aber meint, »Philoitios beziehe sein *γείνεαι* auf seine Anrede *Ζεῦ πάτερ*, und man werde nicht sagen wollen, dass er in seiner Ruchlosigkeit eines sonst im weiteren Sinne genommenen Namens spotten wolle.« Gewiss nicht, und zwar um so weniger, je weniger Philoitios, den Welcker mit Melanthios verwechselt zu haben scheint, ruchlos ist. Man werde vielmehr, fährt Welcker fort, dem Scholiasten beipflichten, der an das *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε* erinnert. Schwerlich! denn dann wäre in der That einem sonst in weiterem Sinne genommenen Namen eine andere und eigene Bedeutung gegeben, die, mag sie ernst oder spöttisch gemeint sein, und zwar an dieser einen Stelle, einen Widerspruch mit der homerischen Mythologie begründet, der auch schwerlich dadurch zu heben ist, dass dem Philoitios die Erinnerung an Odysseus den Gedanken an die *διογενεῖς βασιλῆες* nahe legen mag, sondern den zu beseitigen nur dann gelingen möchte, wenn man eine versteckte Anspielung auf Herakles annehmen dürfte, der gemäss man etwa *ἐπὴν καὶ γείνεαι αὐτὸς*, auch dann, wenn du sie selbst gezeugt hast, schreiben müsste. Will man aber dies nicht als Expediens gelten lassen, gut, so erkenne man den Widerspruch unverhüllt an, aber gründe dann auch Nichts auf ihn.

Auch dagegen muss ich Einspruch erheben, wenn Welcker S. 183 schreibt: »das Gefühl, dass die Menschen aus Gott seien, drückt im Allgemeinen sich auch aus durch die unzähligen Sagen der Einfalt von

131) In der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1834. S. 951.

den Stammvätern aus Zeus und dessen Vermählung mit den Landen, als Phthia, Ägina, Thebe, Taygete u. s. w.« **Die Menschen?** Nein, die hochadeligen Anaktengeschlechter,[132]) deren sich manche, viele bis auf Zeus, so gut wie andere auf Apollon und andere Götter zurückführten, und wie auch andere Götter mit den Repräsentantinen oder Heroinen der Landschaften und Städte, wo jene Cult hatten, vermählt wurden, wahrhaftig nicht in dem Sinne, den Welcker behauptet. Gleiches gilt nich minder von Pind. Nem. 5. 7, wo die Äakiden, aber wahrlich nicht »die Menschen« von Kronos und Zeus abgeleitet werden; und einzig und allein für die Spätzeit, aus der Welcker a. a. O. Kleanthes' *ἐκ τοῦ γάρ γένος ἐσμέν* und Aratos' *πατὴρ ἀνδρῶν — τοῦ γάρ γένος ἐσμέν* citirt, kann die Annahme einer Vaterschaft des Zeus den Menschen gegenüber zugegeben werden, während mit Bestimmtheit nach dem Vorherigen zu läugnen ist, was Welcker behauptet, dass Epiktet's Ausspruch: »Wer von der Lehre wahrhaft sich überzeugen kann, dass wir Menschen alle von Gott bevorzugt geschaffen sind und dass Gott Vater ist der Menschen wie der Götter, der, mein' ich, wird über sich keinen unedlen, keinen gemeinen Gedanken fassen« »**auch für die älteste Zeit** gelten müsse.«

Wenn nun nach dem Allen gesagt werden muss, dass das *πάτερ Ζεῦ* und das *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε* im Allgemeinen im figürlichen und patriarchalischen Sinne gebraucht werde, so ist auch noch darauf hinzuweisen, dass mit diesem uneigentlichen und patriarchalischen Sinne der Anrede: »Vater« sich die Ausdrücke *ἄναξ, ὕψιστος* und *ὕπατος κρειόντων*, denen sich solche wie *μηδέων* u. A. anschliessen auf's natürlichste verbinden, Ausdrücke, die doch nicht so gar selten sind, wie Welcker S. 179 annimmt, und die, weit entfernt zu dem *πατὴρ* einen Gegensatz zu bilden, dessen Begriff der patriarchalischen Basileia nur nach einer bestimmten Richtung hin präcisiren.

Hiernächst ist ein Wort zu sagen über das von Welcker S. 193 ff. besprochene »Schaffen« des Zeus, welches ein Zeugen im Ehebunde mit einer Erdgöttin ist. Wie zunächst die Alten dies »Schaffen« aufgefasst haben, das lehrt uns ein Äschylos in dem bekannten herrlichen Frag-

132) Götterl. 2. S. 215 heisst es bei Welcker: »dass die Könige und namentlich die sagenhaften wie Dardanos, Tantalos [Söhne] von Zeus hiessen, und **die Eitelkeit stolzer Geschlechter** und ihrer genealogischen Schmeichler, musste dann auch zu vielen Dichtungen führen.«

mente der Danaiden,[133]) das Euripides[134]) nachgeahmt hat, oder auch ein Vergil,[135]) von Neueren verweise ich besonders auf Preller's[136]) trefflich gehaltene Opposition. Welcker aber widerlegt sich eigentlich selbst, schon indem er S. 196 Zeus in seinem Verhältniss zur Natur »grundverschieden von Jehovah« nennt und wieder daselbst, wenn er schreibt: »das Wort Schöpfer (Himmels und der Erden) fehlt den Sprachen, deren Völkern eine absolute Trennung des Göttlichen von der Materie nicht in den Sinn kam« d. h. den Ariern; nur dass er hierfür hätte sagen müssen, die Idee, der Begriff oder das Dogma eines ausserweltlichen Gottes von Ewigkeit her, der den Kosmos der ganzen Welt durch seinen Willen und sein Wort schafft, fehlt diesen Völkern, fehlt auch den Griechen, denen alle Schöpfung eine Zeugung war. Richtig ist, was wir S. 197 lesen, dass der Gedanke des Psalmisten: ehe denn die Berge geworden und die Erde und die Welt geschaffen wurden bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, sich in der griechischen Religion nicht ausgesprochen finde; aber das ist es ja grade, worauf es ankommt, Zeus ist kein ausserweltlicher Gott, kein Gott schlechthin wie Jehovah, sondern ein Gott in der Natur, denn falsch ist es, wenn Welcker hinzufügt: »aber durch den auf den Namen Kronion gelegten Nachdruck wird indirect angedeutet, was dort ausgesprochen ist,« denn Kronion ist nicht entfernt der Gott von Ewigkeit her. Und so sollte man auch nicht sagen: »gewissermassen ist Zeus allerdings Demiurg, der an der Materie bildet, die ohne seine Zeugung keine lebendigen Gestaltungen darbieten würde, zu göttlichen Werken [?] erst durch seine Gottheit befähigt wird. Die Natur ist untergeordnet indem sie ohne ihn immerdar unverändert ruhen würde;« denn dies ist griechischen mythologischen Anschauungen diametral entgegen. Es kommt aber gar sehr darauf an, diese Thatsache, dass die Griechen die Idee des Schaffens eines vor der Materie dagewesenen Gottes nicht hatten, und zwar weil sie keinen supranaturalen, transcendenten Gott kannten, sondern Zeus wie alle Götter von Anfang aus der

---

133) Bei Athen. 13. 600. C., wo man im ersten Verse statt *ἁγνὸς* was hier kaum das Richtige treffen dürfte, da es auf die *ἁγνότης* des *οὐρανὸς* hier am wenigsten ankommt, wohl *λάγνος* lesen möchte; freilich aber steht an der entsprechenden Stelle bei Euripides *σέμνος*.

134) Daselbst. 13. 599 f.

135) Georg. 2. 323 ff.

136) Jahn's Jahrbb. a. a. O. S. 36.

Natur sind, so dass Zeus' Ehen nicht anders sind als die Ehen anderer Götter, diese Thatsache unverhüllt auszusprechen. »Zeus ist, indem von ihm die Gattin unzertrennlich, die aus seinem Verhältniss zur Erde hervorging« nicht »eben so innerweltlich (immanent) wie er überweltlich (transcendent) ist« wie es S. 196 heisst, sondern er ist durchaus und nur immanent, durchaus »hingegeben an die Welt« und gar nicht »in sich zurückgezogen, nicht in sie aufgehend, oder Weltgeist.« —

Und nun Zeus und die Moira. Wenn sich uns Zeus weder in seines Namens Urbedeutung, noch in seinen ältesten Culten, noch auch in seiner Herrscherstellung in der Götterfamilie und im Götterstaat, noch ferner als Schöpfer der Menschen und der Welt als Gott schlechthin gezeigt hat, so könnte es scheinen, dass er sich als solcher in seinem Verhältniss zur Aisa, Moira offenbare. Denn ich stimme Welcker von ganzem Herzen zu, wenn er die Idee eines Schicksals über Zeus und ausser Zeus und den Göttern, über und ausser der gewöhnlichen göttlichen Vorsehung und Vorherbestimmung bekämpft.[137]) Aber ich kann ihm nicht beistimmen, wenn er die Moira, Aisa als identisch mit dem göttlichen Willen zu Zeus allein in ein enges Verhältniss bringt. Sie ist nicht der Ausfluss von Zeus' Willen allein, sondern von aller Götter Willen, sie eignet nicht Zeus, sondern den Göttern als Göttern, als Theilhabern jenes abstracten *θεῖον*, welches allein wir als die insita notitia angesprochen haben. Die S. 187 von Welcker angeführten Stellen, obwohl sie nur zufällig, sichtbar nicht absichtlich ausgewählt sind, in denen die Moira der Götter (*Μοῖρα θεῶν*) steht, in denen die Moira als Ausfluss des Willens der Here, des Apollon erscheint, genügen vollkommen, um meine Behauptung zu beweisen, die es denn wohl auch rechtfertigt, dass später nicht Zeus allein *Μοιραγέτης* heisst, sondern auch Apollon, und dass, wie Welcker selbst anführt, neben Zeus und wie Zeus auch Athene, Here, Apollon, Poseidon, Kypris die Keren senden oder abwehren. Dass aber die Moira öfter zu Zeus als zu den anderen Göttern steht, und dass sich aus der Formel *ἐκ Διὸς Μοῖρα* die Vaterschaft des Zeus gegenüber den Moiren entwickelt hat, wie sie die hesiodische Theogonie (904) kennt, das darf uns nicht wundern, da dem Zeus als dem *βασιλεὺς* des Olymp die oberste Entscheidung in den Schicksalsdingen natürlich anheimfällt.

---

137) Götterl. 1. S. 183 ff. Womit ich freilich nicht jedes Wort in diesem Abschnitt unterschrieben haben möchte, worauf aber hier Nichts ankommt.

6.

Wir kommen zum Zeus Kronion, in dem jedenfalls die Ansicht Welcker's von der Zeusreligion culminirt. Die Erklärung des Kronos als Chronos ist bekanntlich nicht neu, sondern von einer Anzahl unserer bedeutendsten Mythologen bereits früher vertreten, eben so wenig kann man die mit jener Erklärung im Zusammenhange stehende Deutung des Kronion als des Gottes von Ewigkeit her in ihrem innersten Kern neu nennen; hält man Kronos für die Zeit, die unendliche Zeit, so kann man ja Sohn der Zeit nicht anders als in dem angegebenen Sinne fassen. Aber trotzdem ist in Welcker's Bearbeitung dieser Idee viel Neues, theils in der sehr gelehrten und gründlichen Beweisführung für dieselbe als Thatsache, theils in ihrer weiten Ausdehnung und Anwendung auf die griechische Religion, endlich in der Erhabenheit der Auffassung. Deswegen, und obgleich ich keineswegs verkenne, dass schon von Anderen, namentlich von Preller (a. a. O. S. 37) Bedeutendes gegen Welcker's Lehre eingewendet worden ist, kann ich nicht glauben, dass es verlorene Mühe sei, dieselbe schrittweise zu verfolgen und sie in ihrer Grundlage und in allen ihren Consequenzen neu zu prüfen.

Welcker beginnt seine Darstellung (S. 141) mit einer Behandlung des Sprachgebrauchs bei Homer, zu der ich ihm folgen werde, nachdem ich zuvor noch einmal darauf hingewiesen habe, dass Homer für den Zeus Kronion überhaupt unsere älteste Quelle ist, da das Wort, wie ich schon oben (S. 22) bemerkt habe, uns in keinem der ältesten Culte auch nur zufällig entgegentritt. Es fällt mir nicht ein, diesen negativen Beweis gegen das Alter des Kronion als an und für sich schwerwiegend oder gar entscheidend zu halten, nur glaube ich, dass er im Zusammenhange mit dem Ferneren ebenfalls einiges Gewicht gewinnen und zum Senken der Schale mit beitragen wird.

Untersuchen wir nun zuerst, ob Welcker's Deutung des Zeusbeinamens Kronion n ö t h i g sei, um die Thatsachen, die sich im homerischen und späteren dichterischen Sprachgebrauch an ihn knüpfen zu erklären. Welcker sagt a. a. O.: »nun ist der Beiname Kronion von allen des Zeus der häufigste bei Homer und Hesiodus und bei allen Nachfolgenden um so mehr, als sie in den religiösen Ton der ältesten Poësie einstimmen.« Dies leitet Welcker aus der von ihm angenommenen Bedeutung des Kronion ab, durch welche, wie er sagt, dem Gotte das

höchste Prädicat beigelegt werde. Aber gleich hier müssen wir fragen, ob sich bei dem bekannten grossen Gewichte, das, namentlich auch in den homerischen Gedichten, auf das *πατρόθεν ὀνομάζειν* in der Bezeichnung und namentlich in der Anrede gelegt wird,[138]) die Thatsache der überwiegend häufigen Bezeichnung und namentlich der Anrede des Zeus als *Κρονίων* oder *Κρονίδης* nicht viel einfacher aus eben dieser Sitte und aus der Analogie der noch häufigeren Bezeichnung und Anrede des Agamemnon als Atreides[139]) erkläre? Und da es feststeht, dass Homer Kronos als Person und als den Vater des Zeus kennt und anerkennt,[140]) so kann ich allerdings nicht zweifeln, dass der Dichter Kronion und Kronides so gut wie Sohn des Kronos genealogisch verstanden hat, und dass sich die Häufigkeit des Beinamens nicht aus dessen Gewicht als »das höchte Prädicat,« sondern aus der Sitte des *πατρόθεν ὀνομάζειν* erkläre. Und diese Bemerkung gilt eben so wohl auch dem gegenüber, was Welcker im Verfolge des ausgezogenen Satzes bemerkt: »auch wird Kronion und Kronides sehr oft allein statt Zeus gebraucht, und wo es mit Zeus und einem anderen gewichtvollen Beinamen verbunden steht, muss es eben so wohl wie dieser auch Gewicht haben.« Ganz gewiss; aber kein anderes als wenn Agamemnon ausschliesslich Atreides genannt wird, was sich ebenfalls noch häufiger findet, als Kronion und Kronides für Zeus,[141]) nicht selten aber, grade wie bei Zeus, mit besonders ehrenvollem Nachdruck, so selbst im Munde des zürnenden Achill 1. 122: *Ἀτρείδη κύδιστε.* Und nicht verschieden ist es, wenn andere hervorragende Helden, der Peleide, der Tydeide, der Laertiade bei Homer nur *πατρόθεν* genannt werden, während sich derselbe Sprachgebrauch in demselben Sinne bekanntermassen auch auf die späteren Dichter fortpflanzt. Hiernach kann ich nun weiter auch nicht als richtig anerkennen was Welcker S. 142 schreibt: »wäre

138) Es genügt auf Il. 10. 68 und auf die Abhandlung Wachsmuth's, Hellenische Alterthumskunde 1. S. 809 zu verweisen.

139) In den ersten 12 Büchern der Ilias steht Zeus Kronion und Kronides im Ganzen 22 Mal, Atreides Agamemnon aber 32 Mal.

140) Vgl. Il. 2. 205, 319; 4. 59, 75; 5. 721; 6. 139; 8. 383; 9. 194; 12. 450; 14. 194; 15. 187; 16. 431; 18. 293, um von den Stellen der Odyssee abzusehn.

141) In den ersten 12 Büchern der Ilias steht Kronion und Kronides ohne Zeus allein oder mit einem anderen gewichtvollen Beinamen verbunden 28 Mal, Atreides ohne Agamemnon allein oder mit einer zweiten gewichtvollen Ehrenbezeichnung verbunden aber 44 Mal.

dieser Name zuerst aufgekommen durch die Genealogie, so würde er weder einen so nachdrucksvollen und häufigen Gebrauch in Bezug auf Zeus erhalten haben, noch würden dessen beide mythologische Brüder, denen der Name nur genealogisch zukommt, von diesem Gebrauche in solchem Grade ausgeschlossen sein«; denn während sich der nachdrucksvolle und häufige Gebrauch bei Zeus aus der Sitte des *πατρόθεν ὀνομάζειν* wie gesagt und aus der Analogie besonders des Atreiden bei Agamemnon ganz natürlich auch bei der blos genealogischen Geltung des Kronion erklärt, so erklärt sich eben so einfach die Ausschliessung des Poseidon und Aïdoneus von demselben Ehrenbeinamen zum Theil schon dadurch, dass diese Götter die jüngeren Brüder sind, während Zeus als Erbe und Thronfolger des Kronos der Kronide katexochen ist. Wie sehr aber der genealogische Ehrenname und grade dieser an dem Ältesten haftet, das lehrt uns wieder die Analogie der beiden Atriden.[142]) Ungleich vollständiger dagegen und in der That in erschöpfender Weise erklärt sich die Ausschliessung des Poseidon und Aïdes von dem Beinamen der Kroniden dadurch, dass sie erst durch Mythenpragmatismus oder »jenen combinatorischen Mythus« wie Welcker sich S. 141 ausdrückt, welcher sie zu Brüdern des Zeus macht, überhaupt zu Kroniden geworden sind, was Welcker a. a. O. berührt und S. 160 ff. weiter ausführt. Der Mythus vom Kronos selbst, das glaube ich hier nicht erst beweisen zu dürfen, da ich auf diesen Punkt ohnehin in anderem Zusammenhange zurückkommen muss, haftet in seinen Wurzeln und in seinem ganzen Umfange ursprünglich an Zeus allein, und er ist auf die beiden anderen Götter als die Brüder und die drei Göttinnen als die Schwestern des Zeus einzig und allein im theogonischen System

142) Während nämlich Menelaos in den vielen Stellen, in denen er vorkommt stets als *βοὴν ἀγαθὸς* oder *ἀρηΐφιλος* oder *ξανθὸς* vorkommt, führt er den Beinamen Atreides in den ersten 12 Büchern der Ilias Alles in Allem 8 Mal, Agamemnon aber wie schon bemerkt Alles in Allem 75 Mal, wobei die Stellen ungerechnet sind, in denen die zwei Atriden als *Ἀτρεΐδαι* vorkommen, Stellen von denen man leicht zugestehn wird, dass in ihnen der Ehrenname eigentlich an Agamemnon haftet und auf den jüngeren Bruder mit übertragen ist. Nun kommen freilich Poseidon und Aïdoneus selbst nicht einmal so oft als Kroniden vor, wie Menelaos Atride heisst; aber wenn man aus der Häufigkeit ihrer beiderseitigen Erwähnungen überhaupt ein Rechenexempel aufmachen würde, so würde man finden, dass sich die Zahl der Stellen, wo Menelaos vorkommt zu denen, wo er Atride heisst wesentlich proportional verhalten zu denen wo jene Götter vorkommen und wo sie Kroniden heissen.

und nur so weit übertragen worden, wie dies die Consequenz des Systems gebieterisch forderte. Und wiederum erklärt sich aus der Thatsache, dass der ganze Mythus von Kronos ursprünglich nur den Zeus angeht, oder vielmehr, es bestätigt diese Thatsache was Welcker a. a. O. weiter bemerkt, dass nämlich »nur die Geburt des Zeus von Rhea auf einigen Punkten gefeiert worden ist, nirgend[143]) die der ihm gegebenen Brüder.« Denn dass Rhea den Zeus geboren, und nicht allein geboren, sondern auch vor seinem Vater gerettet hat, das ist ein wirklicher, wenn auch kein Urmythus, eine ausführlich auch von den Dichtern erzählte Geschichte, dass aber Poseidon so gut wie Aïdes, wie Here, Hestia und Demeter Rhea's Kinder sind, ist kein irgendwie significanter Mythus, wenigstens nicht für die nationale und poëtische Mythologie, sondern eine blosse Folge der combinatorischen Theogonie, folglich auch gänzlich gleichgiltig. Wenn aber Welcker S. 141 f. schreibt: »grade dass bei Homer Kronion als Ehrenname stetig allein des Zeus gebraucht, sowie dass dieser von ihm dagegen nie ein Sohn Rhea's genannt wird, beweist, dass gegen diesen neueren Mythus die alte religiöse Anschauung sich noch in Kraft erhielt, nach welcher Kronion bestimmter als Zeus den Unterschied Gottes von der Welt ausdrückt, und nach welcher allein Zeus ursprünglich und wesentlich Kronion war«, so muss ich darauf entgegnen, dass auch bei keinem einzigen Helden, der *πατρόθεν* genannt wird, die Mutter jemals mit irgendwelchem Nachdruck erwähnt wird, wie denn auch von allen Göttern und Göttinen nur Apollon und Hermes als Söhne des Zeus und der Leto resp. der Maias vorkommen. Und zwar, weil das *μητρόθεν ὀνομάζειν* durchaus nur Ausnahme und unhellenische Sitte ist.[144]) Nach diesem Allen glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, dass wir in keinem Falle der Anwendung des Kronion bei Homer zu der Welcker'schen Erklärung zu greifen nöthig haben, dass vielmehr ganz gewiss im Bewusstsein des Dichters, dem Kronos eine Person und reale Grösse ist

143) Vergl. jedoch Pausan. 8. 8. 2 u. 3, jene immerhin merkwürdige Stelle, in welcher von Rhea nach der Geburt des Poseidon Ähnliches berichtet wird wie der populäre Mythus von ihr nach Zeus' Geburt erzählt, merkwürdig auch dadurch, dass Pausanias angiebt, durch diesen Mythus zum Glauben an die räthselvolle Sinnigkeit der griechischen Mythologie bekehrt worden zu sein, was Forchhammer im Philologus 14. 3. p. 385 ff. ausgebeutet hat.

144) Bachofen in den Verhandlungen der stuttgarter Philologenvers. S. 40.

nach Analogie seines gesammten Sprachgebrauchs, Kronion, Kronides und Sohn des Kronos einzig und allein mit Beziehung auf den wirklichen mythologischen Vater des Zeus gesetzt ist.

Was aber den Sprachgebrauch der späteren Dichter anlangt, namentlich zunächst denjenigen Pindar's, über den Welcker S. 142 handelt, so erklärt sich dieser ebenso aus der feststehenden mythologischen Thatsache und aus dem grossen Einflusse der epischen Poësie, dem sich so leicht kein späterer Dichter entzieht[145]) und am allerwenigsten ein Pindar, mit seiner »Hingebung an den Mythus«, die Welcker selbst hervorhebt.

Wenn man nun die vorstehenden Bemerkungen über Homer's Verhältniss zu den Namen Kronion und Kronides anerkennt, so könnte man sich immer noch um die von Welcker angenommene Bedeutung dieser Worte zu vertheidigen, auf die zweite Position zurückziehn, Homer selbst habe das überkommene Urwort Kronion misverstanden und, durch die eingebürgerte Genealogie, nach der Zeus ein Enkel ist, irre geleitet, dasselbe im gewöhnlichen Sinne falsch angewendet; und allerdings finden wir bei Welcker S. 142 die Behauptung, welche das Einnehmen dieser zweiten Position wenigstens vorbereitet: »der Name Kronion ist so alt wie für uns im griechischen Alterthum irgend Etwas.« Aber wo wäre auch nur der Schatten eines Beweises für diese Behauptung? wo die Möglichkeit, einen Beweis zu finden, als in den ältesten Culten, in denen man aber wie bemerkt, vergebens suchen wird. Denn das Einzige, was nun noch übrig bliebe, nämlich die zweite Behauptung, Kronion erkläre sich aus sich selbst, und verbürge in sich selbst sein Alter, wie der Name des Zeus, diese Behauptung hat Welcker nicht ausgesprochen, und die wird auch wohl kein vernünftiger Mensch im Ernst aussprechen. Dagegen sucht Welcker die aufgestellte Bedeutung von Kronion durch den Nachweis zu erhärten, dass Kronos Chronos, Zeitgott im Sinne vom Gott der unendlichen Zeit sei; wenn ihm dieser Nachweis gelänge, so würde er, das muss man zugestehn, die mehrberührte zweite Position einnehmen können, und zu behaupten berechtigt sein: Homer hat das ihm überkommene Wort Kronion misver-

---

145) Herodot's berühmter Ausspruch über Homer und Hesiod: *οὗτοι δέ εἰσιν οἱ ποιήσαντες τὴν θεογονίην Ἕλλησιν καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες κ.τ.λ.* enthält im Hinblick auf die spätere Poësie, den poëtischen Nationalmythus eine grosse und beherzigenswerthe Wahrheit.

standen; und weiter: folglich ist dasselbe wenn auch grade nicht als Urwort wie Zeus, doch als sehr alt und als älter denn der genealogische Mythus erwiesen. Freilich. Wir haben also zu untersuchen, ob Welcker den Nachweis von Kronos' Bedeutung als Chronos gebracht habe, ob dieser überhaupt zu bringen sei.

7.

»*Κρόνος* ist *χρόνος*, die Zeit ......« Es sei mir verstattet, diese Grundbehauptung, mit der alles Andere steht und fällt, zuerst sprachlich, sodann an den Zeugnissen der Alten und endlich sachlich zu prüfen. »Kronos, also schreibt Welcker S. 140, ist *χρόνος*, die Zeit, und wurde als Eigenname so in der Schrift gestempelt,[146]) wie *Καρμάνωρ* für *Χαρμάνωρ*, *Ἀμφικτύων* für *Ἀμφικτίων*,[147]) wie vielen alten Namen geschehen ist.« Beziehn sich die letzten Worte, wie aus dem Beispiel des *Ἀμφικτύων* mit *υ* für *ι* geschlossen werden muss, im Allgemeinen auf die bekannte Thatsache, dass viele mythologische Namen durch eine geringe Veränderung der Form aus Appellativen herausgebildet und zu Individualnamen differenzirt sind,[148]) so ist dagegen Nichts einzuwenden; hat Welcker als er sie niederschrieb aber speciell den Wandel des *κ* und *χ* als eines der Mittel zur Bildung der Individualform aus dem entsprechenden Appellativum im Auge gehabt, und meint er, dass viele alte mythologische Namen eben durch dieses Mittel ausgeprägt und aus dem Appellativum differenzirt worden seien, so muss man bedauern, dass er ihrer nicht mehre nennt, und namentlich, dass er nicht mehr Beispiele mythologischer, in hochalterthümlicher Zeit, um die es sich doch zunächst, ja allein handelt, so gebildeter Namen anführt. Vielmehr

---

146) Im Rhein. Mus. a. a. O. heisst es statt dessen jedenfalls richtiger, »dass der Anfangsbuchstabe nur der verschiedenen Aussprache angehöre«, denn die Fixirung des Namens Kronos, er sei entstanden wie er entstanden sein mag, liegt natürlich aller Schrift weit voraus.

147) Im Rhein. Mus. a. a. O. werden als Analoga weiter hinzugefügt: *Κρηστὼν* von *χρηστὸς*, *Κρησίλας* für *Χρησίλας* und *Καρίδημος*, *Καρίλας* auf phrygischen und milesischen Münzen.

148) Vergl. auch Welcker, Götterl. 1. S. 133.

ist unter den von Welcker angeführten Beispielen mythologisch und alt nur *Καρμάνωρ*, für welchen doch die Erklärung O. Müllers (Prolegg. S. 159) aus *Καθαρμάνωρ*, welche dem Wesen und Wirken des Karmanor vortrefflich entspricht, immer noch erwogen zu werden verdient, und somit dürfte die Erklärung des Kronos aus *χρόνος* in mythologischen Analogien bis jetzt schwerlich eine starke Stütze finden. Ist dies aber nicht der Fall, so kann man auch den übrigen von Welcker angeführten Beispielen eben kein grosses Gewicht beilegen, vielmehr verfangen sie eben so wenig, wie Alles, was man schon seit langer Zeit und oft genug[149]) zur Begründung der Ableitung des *Κρόνος* von *χρόνος* vorgetragen hat. Man beruft sich auf den Wechsel von *κ* und *χ* in den Dialekten, auf die Thatsache des ionischen *κ* für *χ*; aber man vergisst Zweierlei nachzuweisen, was hierbei sehr genau in Frage kommt, erstens nämlich, dass entweder Kronos der Gott von einem Volksstamm benannt worden sei, der überhaupt in analogen Fällen *κ* für *χ* sprach,[150]) oder zweitens dass irgendwo und irgendwann in Griechenland das Appellativ *χρόνος κρόνος* gesprochen worden sei. Bis aber entweder mythologische Analoga zu der Individualdifferenzirung des Zeitgottes *Κρόνος*, der bekanntlich auch spät noch als *Χρόνος* vorkommt, aus dem Appellativ *χρόνος* beigebracht, oder bis die eben angedeutete Alternative erwiesen worden sein wird, muss es erlaubt sein, die Erklärung des *Κρόνος* aus *χρόνος* besten Falls für möglich, gewiss aber nicht, sie für zwingend oder erwiesen zu halten.

Nächst dem Namen selbst zieht Welcker auch das Epitheton *ἀγκυλομήτης*, welches dem Kronos bei Homer oftmals, bei Hesiod (Theog. 168) in der Geschichte des Herrschaftswechsels gegeben wird, zum Beweise der Deutung des Kronos als *χρόνος* heran, insofern er S. 143 schreibt, dies Beiwort scheine Kronos »als der Zeit« zuzukommen. Aber er widerlegt sich selbst S. 265, wo er diesen Gedanken weiter begründet, und schreibt: »Zeus wird genannt *Κρόνου παῖς ἀγκυλομήτεω*. Nun ist zwar die Zeit das Weiseste, wie Pindar, denn sie erfindet Alles,

149) Vergl. z. B. Buttmann, Mythologus 2. S. 33, griech. Gramm. § 17, Kühner, ausführl. griech. Gramm. § 39 a.

150) Der kretische Künstler Kresilas gehört einer anderen Gegend der völkerbunten Insel an (Kydonia) als diejenige, wo der Kronosmythus Wurzel hatte und einer Zeit, deren Dialektsidentität mit der Zeit der Entstehung des Kronosmythus man schwerlich ohne Beweis zugestehn wird.

wie Thales sagt...... krummsinnig aber scheint Kronos doch so allgemein nicht mit Bezug auf den Begriff der Zeit genannt zu sein, als deren Wege unerforschlich seien, wie Wegkrümmen undurchschaubar, sondern mit Bezug auf einen besonderen, auffallenden, gelungenen Streich, auf eine einzelne Dichtung.« Dem ist einfach beizustimmen, denn ganz gewiss bezieht sich das Beiwort ἀγκυλομήτης, welches als ein besonders charakteristisches ständig geworden, auf die Geschichte, den Mythus selbst, in dem es Hesiod gebraucht, und nach welchem Kronos sich mit der ihm von Gäa gegebenen Harpe in den Hinterhalt legt und aus diesem heraus, feig und listig, nicht mit offener Gewalt den Vater bezwingt. Zeus hat Kronos und die Titanen im offenen Kampfe, mit grader Gewalt bezwungen, Kronos hat durch Hinterlist und Heimtücke gesiegt, darin liegt der charakteristische, auch die Folgen bedingende Unterschied der beiden Geschichten vom Thronwechsel, wie sie die Theogonie erzählt, und darin zugleich der Unterschied im Wesen der beiden Götter, welches auf Seiten des Kronos durch das die ganze Geschichte in nuce enthaltende Epitheton ἀγκυλομήτης bezeichnet, festgehalten und ausgeprägt ist. Und wenn Welcker im Verfolg der angezogenen Stelle (S. 265) weiter schreibt: »so ist es der naïven, volksmässigen Auffassung gemäss, nach welcher der die Idee in ein mystisches Räthsel einkleidende Weise sich richtet, indem er dabei seinen eigenen Gedanken im Sinn behält«, so vermisse ich hier eben so wohl die nähere Bezeichnung, welcher Weise hier gemeint sei, wie für die Schlussworte des Satzes allen und jeden Beleg[151]). Ist dem Homer Kronos eine mythische Person wie seine anderen Götter, und an dieser Thatsache kann ernstlich nicht gezweifelt werden, so ist es unbegreiflich, aus welchem Umstande man merken oder schliessen soll, dass er das aus dem Mythus vollkommen erklärte Beiwort anders als in dem mythischen, naïven und volksmässigen Sinne verstanden

---

151) Es macht einen eigenen und, ich kann es nicht verhehlen, peinlichen Eindruck, Welckern hier auf jenem Standpunkte Creuzer's zu finden, von dem aus dieser die alten Dichter und namentlich auch Homer als priesterlich eingeweihte Weise betrachtete, welche dem einfältigen Volke nur die Hülle von ihnen selbst ganz anders begriffener Geheimlehren mittheilen. Bei Creuzer's trotz aller weitläufigen Gelehrsamkeit eminenter Unklarheit konnte dies nicht auffallen und ist ein solcher Standpunkt wenigstens consequent festgehalten, wie er sich mit der historischen und kritischen Klarheit eines Welcker verträgt ist ein für mich unauflösliches Räthsel.

habe; und genau dasselbe gilt von den späteren Dichtern, welche die mythische Thatsache als solche berichten. Das vorhomerische Alterthum, das Welcker S. 264 wie für den ganzen Mythus so auch für das Beiwort des Kronos in Anspruch nimmt, bin ich weit entfernt zu bestreiten oder anzuzweifeln, was ich behaupte ist nur dies, dass gleichwie dem Homer der Mythus von dem Thronwechsel als Mythus zukam und von ihm als Mythus, ohne alle erforschbare reservatio mentalis wiederberichtet wurde, ihm ebenso das Wort *ἀγκυλομήτης* in seinem mythischen Sinne zugekommen, und von ihm in eben diesem Sinne grade so naïv und volksmässig gebraucht ist, wie der ganze Homer durchaus naïv und volksmässig ist.[152]) Und danach kann ich das Wort *ἀγκυλομήτης* eben so wenig wie den Namen Kronos als einen Beweis gelten lassen, dass *Κρόνος* *Χρόνος* sei.

Ich wende mich nun zu einer Prüfung der antiken Zeugnisse, durch die Welcker, wie er S. 143 schreibt, beweisen will: »neben dem genealogischen Mythus hat sich auch die Idee immer erhalten«, nämlich die Idee, dass Kronos die Zeit und Zeus Kronion der Gott von Ewigkeit her sei. Mit je mehr Bitterkeit Welcker im Rhein. Mus. a. a. O. S. 625 es seinem Recensenten im Philologus als einen Beweis von mangelnder Achtung des Gegners und der Wahrheit vorwirft, dass er, anstatt sich auf alle die hier in Rede kommenden Beweismittel Welcker's einzulassen, nur auf die von ihm natürlicherweise als nichtig bezeichneten mannigfaltigen Spielereien verwiesen hat, welche die Orphiker mit Kronos getrieben haben,[153]) um so mehr muss ich eine gewissenhafte Prüfung dieser Welcker'schen Beweisstücke als meine Pflicht anerkennen, und um so mehr darf ich hoffen, Welckern durch sie einen Beweis meiner Achtung vor ihm und vor der Wahrheit zu geben.

Zum Eingange muss ich, besonders da es sich hier um ein angebliches »sich erhalten« der Idee handelt, nochmals daran erinnern, dass Zeus in keinem seiner ältesten Culte jemals Kronion genannt worden oder für uns als Kronion erkennbar ist, und dass Homer, der älteste Zeuge des Namens Kronion, denselben durchaus als persönliches Patronymikon, Kronos als persönlichen Gott und Vater des Zeus versteht. Das-

152) Nägelsbach, homerische Theologie S. 5 ff.

153) »Den unbestimmt weiten Kreis orphischer Ansichten« nennt es Welcker, Götterl. 1. S. 143.

selbe gilt unbestreitbar für Hesiod, eben so unbestreitbar für die von Homer abhängigen Dichter des Kyklos.[154]) Ähnlich verhält es sich mit dem olenischen Hymnus, den Welcker S. 144 herbeizieht, und von dem er meint, dass in ihm »nach einer besonderen mystischen Speculation« Eileithyia die Mutter des Eros älter als Kronos genannt werde (Pausan. 8. 21. 3). Aber hier ist Kronos sichtbar und sicherlich nicht als ewige Zeit, als Ewigkeit gedacht, wie Welcker es S. 144 f. nimmt, denn: älter als die Ewigkeit ist Unsinn; der Sinn aber des olenischen Gedankens ist, die Eileithyia als zu den Urgöttern gehörend zu bezeichnen, die älter sind als selbst die zweite Götterdynastie der populären Poësie. Und wieder ganz ähnlich verhält es sich, wenn Epimenides Aphrodite, die Moiren und Erinnyen Töchter des Kronos und der Eurynome nennt (Welcker a. a. O.); sie sollen als Urgötter bezeichnet werden, die Moiren speciell der populären Darstellung in der hesiodischen Theogonie gegenüber, welche sie (vs. 904) zu Töchtern des Zeus und der Themis macht. Dass die Moiren nicht erst mit Zeus und durch Zeus auf die Welt gekommen seien, dies will er sagen und dies sagt er; warum hier Kronos im Sinn von Ewigkeit stehn solle, das vermag ich nicht abzusehn.

Aber auch Pindar gebraucht Kronion erweislich nur genealogisch, denn, wenn er Zeus »in Hingebung an den Mythus« (Welcker a. a. O. S. 142) als Rhea's Sohn anruft, »für Olympier selige Kroniden und Könige, des Kronos Söhne sagt, Here und Hestia als Töchter der Rhea preist und den Poseidon einige Male Sohn des Kronos nennt« (Welcker a. a. O.), so ist vollständig unerweislich, dass er in den 16 Stellen, in denen er Vater Kronion oder Kronion, Kronides allein sagt, dabei an etwas Anderes als an den genealogischen Mythus gedacht habe; ja aus seiner ganzen schlichten Frömmigkeit und Gläubigkeit, welche nicht am wenigsten in der bekannten Kritik sich offenbart, die Pindar an ihm unwürdig dünkenden Mythen übt,[155]) ergiebt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit, ja ich möchte sagen mit Gewissheit und Nothwendigkeit,

---

154) Übrigens kommt in den uns erhaltenen Fragmenten des Kyklos Kronion und Kronides je nur ein Mal vor, ersteres bei Stasin. Kypr. fragm. 7. vs. 5, letzteres bei Lesch. Il. parv. fragm. 6 nach Welcker's Zählung im Epischen Cyclus 2. S. 513 u. 534.

155) Vergl. Seebeck über den religiösen Standpunkt Pindar's im Rhein. Mus. 3. (1845) S. 504 ff., wo auch die Motive der Mythenkritik Pindar's gut beleuchtet sind.

dass er in der That nie etwas Anderes als den genealogischen Mythus im Sinne gehabt habe.

Weiter: »anspielend auf die eigentliche Bedeutung, schreibt Welcker S. 144, nennt Äschylos Kronion (Zeus) *αἰῶνος κρέων ἀπαύστου* (Suppl. 569 Well.) Sophokles (Antig. 604 Herm.) *ἀγήρως χρόνῳ*«; und doch sagt derselbe Äschylos (Prom. 913)

πατρὸς δ' ἀρὰ Κρόνου τοτ' ἤδη παντελῶς κρανθήσεται[156])

und Sophokles (Trachin. 127)

ὁ πάντα κραίνων βασιλεὺς Κρονίδας,

Beide offenbar anspielend auf eine andere Bedeutung und Etymologie von Kronos, und zwar viel offenkundiger, als in den von Welcker angezogenen Stellen auf die von ihm als die eigentliche supponirte Bedeutung von Kronion, der auch in diesen Stellen nicht, wohl aber in den beiden von mir entgegengesetzten genannt wird. Zu diesen beiden Stellen aber fügen sich diejenigen, die ich hier wohl nicht im Einzelnen nachzuweisen brauche, in welchen beide Dichter Kronos als Person, als entthronten Vater des Zeus kennen, und den Mythus im populären Sinne ohne selbst versteckte Hintergedanken handhaben. War ihnen aber Kronos Person, wie sollte ihnen »der eigentliche Sinn« von Zeus Kronion aufgegangen oder bei ihnen neben dem genealogischen Mythus »erhalten« sein.

Pherekydes von Syros begann, wie Welcker S. 143 citirt, sein Werk: *Ζεὺς μὲν καὶ Χρόνος εἰς ἀεὶ καὶ Χθὼν ἦν,* was so nach dem Zeugniss des Diogenes von Laerte, in anderen Worten von Mehren bezeugt wird.[157]) Hier hat nun Welcker ganz gewiss Recht, dass nicht wie Preller[158]) wollte, gegen alle Handschriften *Κρόνος* zu ändern sei, aber es fehlt auch der Nachweis, dass Pherekydes mit einem Gedanken an Kronos gedacht habe, was auch von Brandis a. a. O. anerkannt wird. Der Sinn ist, wie auch bei Hermias[159]) angedeutet wird, wahrscheinlich dieser: im Anfang war Gott und die ewige Zeit, in der sich Alles ent-

156) Auch in dem Vers Eum. 759: *Παλλάδος καὶ Λοξίου ἕκατι καὶ τοῦ πάντα κραίνοντος τρίτου σωτῆρος* dürfte in dem *πάντα κραίνοντος* auf Kronion in diesem Sinne angespielt oder jenes für dies gesetzt sein.

157) Vergl. Pherecyd. fragmm. ed. Sturz p. 40 ff., Welcker's Note a. a. O. und Brandis Geschichte d. griech. Philosophie 1. S. 80 ff.

158) Im N. Rhein. Mus. 4. S. 379.

159) Irris. gentil. philos. p. 12. *ὁ μὲν αἰθὴρ τὸ ποιοῦν* (Zeus) *ἡ δὲ γῆ τὸ πάσχον, ὁ δὲ χρόνος ἐν ᾧ τὰ γιγνόμενα.*

wickelt und die Erde, darauf Alles ist; oder es waren, wie Brandis ausführt, Chronos und Zeus zugleich als höheres, schaffendes und belebendes Princip bezeichnet, *χϑών* aber oder *Χϑονίη* als der Inbegriff des Stofflichen gefasst. Vom Kronos ist, fasse man die Worte wie man will, keine Rede. In ähnlichem Sinne hat auch Pindar (Ol. 2. 17.) die Zeit, *χρόνον* den Anfang aller Dinge genannt, ohne entfernt an Kronos zu denken.

Und wenn nun Kratinos, um auch diesen zu berücksichtigen, den Perikles scherzend einen Sohn der Empörung und des *πρεσβυγενὴς Χρόνος* nannte (Welcker S. 144), so hat Welcker wiederum ganz Recht zu sagen, dies dürfe nicht in *Κρόνος* geändert werden; einen Sinn hat die Stelle nur, wenn Perikles als Emporkömmling Sohn der Empörung und der Zeit genannt wird, mit Kronos hat sie Nichts zu thun, denn es ist nur ein witziger Einfall, der Zeit, *χρόνος* ein Epitheton zu geben, welches an und für sich auch für sie passend, den Namensanklang an *Κρόνος* verstärkte und zur Verpersönlichung des unpersönlichen und unmythischen *χρόνος* als Vater neben der Mutter Empörung beitrug.

In allen bisher besprochenen Stellen vermag ich einen Beweis für die Auffassung des Kronos im Sinne Welcker's nicht anzuerkennen; aber, sollte ich mich hierin irren, so bleibt immer noch die Frage bestehn, ob denn die Auffassung der Tragiker, Pindar's, des ältesten prosaschreibenden Philosophen zu beweisen im Stande sei was Welcker beweisen will und muss beweisen wollen, nämlich es habe sich die Idee neben dem genealogischen Mythus »immer erhalten«? Diese Frage bleibt bestehn und berechtigt bis die Existenz der Idee auch in den ältesten Zeugnissen und von ihnen herab in ununterbrochener Folge nachgewiesen ist. Denn bis dies geschehn ist, was wohl nie geschehn wird und kann, bleibt mir immer noch zu sagen übrig, dass der in den ältesten Quellen rein genealogisch verstandene Kronos bereits von Pindar, Pherekydes, Äschylos, Sophokles anders verstanden, umgedeutet, nach scheinbarer Etymologie neu erklärt worden sei, bereits von diesen Älteren so gut wie von nicht wenigen Jüngeren. Denn dass dieses geschehn sei kann freilich Niemand bezweifeln. Nur scheint mir, und nicht mir allein,[160]) das älteste, nicht anders erklärbare Zeugniss

160) Auch Buttmann im Mythologus 2. S. 31 und Preller, Mythol. 2. Aufl. 1. S. 45. Note 2 citiren diese Stelle des Euripides als das älteste Zeugniss für die neu angenommene Deutung des Kronos.

dafür, dass Kronos als Chronos gefasst worden, nicht bei Pindar, Äschylos oder Sophokles, sondern bei Euripides sich zu finden, der (Heraclid. 900) den Äon zum Sohne des Kronos macht. Aber wird hiedurch bewiesen, dass die Idee sich »immer erhalten« habe? Durch ein Zeugniss des Euripides?! Oder wird es erwiesen dadurch, dass in noch viel späterer Zeit, in der Zeit der unverständigsten, willkürlichsten, seichtesten Mythenerklärung Kronos von E i n i g e n oder von M a n c h e n als Chronos, als Zeit gefasst wurde? Würde es erwiesen wenn auch Dionysios (Arch. rom. 1. 38) und Arnobius (3. 29) Recht hätten mit der Behauptung, dass die Griechen überhaupt, alle Griechen ihn als *χρόνος* verstehn?[161]) und nicht vielmehr Plutarch (Quaest. Rom. 12), welcher uns ausdrücklich bezeugt, dass *ἔνιοι*, Einige, meinethalb Manche und Viele ihn so erklärt haben. Welcker meint freilich (S. 143) dies *ἔνιοι* sei »bescheidener Ausdruck« und die Menge der einzeln vorkommenden Zeugnisse bestätige dies; aber was hat denn die Bescheidenheit mit dieser Angabe des Plutarch zu thun? und was berechtigt uns, dem Schriftsteller, indem wir ihm Bescheidenheit unterschieben, eine kritisch wohl erwogene Aussage in ihr Gegentheil zu verkehren? Und wenn denn wirklich in dieser Spätzeit nur diese e i n e Deutung im Schwange gewesen ist, was beweist denn die Aussage derjenigen Zeugen, die Welcker (S. 144) in bunter Reihe aufführt: »der Scholiast zu Apollonius (1. 1098), Cicero (Nat. deor. 2. 25), Augustinus (Civ. Dei 4. 10), Themistius, Lactantius, Apuleius?« Beweist sie, dass die Idee sich »immer erhalten« habe? Nimmermehr! Welcker meint zwar a. a. O., es sei bei einiger Umsicht und Unbefangenheit unmöglich nicht einzusehn, dass sie mit ihrer Auffassung im Rechte seien; aber selbst wenn dies der Fall wäre, so könnte man diese Schriftsteller dennoch nicht als Z e u g e n gebrauchen, und zwar nicht einmal als Zeugen für die Bedeutung des Kronos; denn, wenn man ihnen auf diesem Punkte eine tiefere und richtige mythologische Einsicht zutraute, so müsste man ihnen auch auf anderen Punkten, auch bei der Deutung anderer Gottheiten folgen; und ich möchte sehn, wie Welcker den abfertigen würde, der ihm solches zumuthen möchte!

Wenn ich nun als Resultat dieser Einzelprüfung der von Welcker

---

161) Wenn wir nämlich ihre Worte so urgiren dürfen, was sehr zweifelhaft sein möchte; jedenfalls reden diese Schriftsteller wesentlich nur von ihren Zeitgenossen.

angeführten antiken Zeugnisse, mit Ausschluss der Orphiker, die in der Frage ganz gleichgiltig sind, glaube behaupten zu dürfen, dass kein antikes Zeugniss existirt, welches uns nöthigt, Kronos nach ursprünglicher Auffassung als Chronos, als unendliche Zeit oder Ewigkeit anzuerkennen, so muss ich zugestehn, dass die Möglichkeit, er sei dies dennoch gewesen durch das Bisherige noch nicht widerlegt ist. Um auch diese Möglichkeit hinwegzuräumen müssen wir nun untersuchen, was wir über das Wesen des Kronos aus seinen griechischen Culten und seiner Stellung im poëtisch nationalen Göttersystem zu erkennen vermögen, und ob uns dies veranlassen kann, ihn als das aufzufassen, als was ihn Welcker erklärt.

8.

Welcker's Auffassung des Kronos glaube ich in folgende drei Hauptsätze zusammenfassen zu dürfen, denen ich die eigenen Worte als Belege beifügen will:

1. Kronos ist als Person nur aus dem Kronion hypostasirt und wurde nur des Zeus wegen und als zu ihm gehörig, und zwar ausnahmsweise verehrt.

Vergleiche hierzu: Welcker, Götterl. 1. 148: »unvermeidlich war es, dass nach der patronymischen Form Kronion, Kronides statt der blossen Bedeutung oder des Prädicats mythisch als eine Person aufgefasst wurde, und es ist möglich, dass die Idee des Kronos als Urzeit, Frühling aller Zeiten, selige Vorzeit dem Glauben an eine dem Zeus vorangegangene Dynastie zu Hilfe gekommen ist.« Ebendaselbst heisst Kronos: dieser nun gesetzte Vater des Zeus.«

S. 150: »Im Cult ist Uranos so gut wie nicht berücksichtigt gleich dem Kronos, ein Zeichen, dass er nur ein Gedankenwesen war, abgezogen aus Zeus.«

S. 151: »Die beiden Götterpaare über Zeus, ein Product der systematisirenden Theologie, gaben hinter dem Altar oder Tempel des Allerhöchsten wie einen Peribolos des Heiligthums ab.«

S. 142. »Verehrt wurden die zu dieser Entwickelung verwandten Wesen nur seinethalb, als zu ihm gehörig, und zwar nur das ihm zunächst stehende Paar und nur ausnahmsweise.«

Endlich S. 145 in der Note die Zustimmung zu dem Satze, den Preller im 7. Bande des Philologus S. 37 geschrieben hatte: »Kronos war nur die theogonische Begründung, die mythologische Ableitung des Zeus *Κρονίων*, dessen Cult ohne Zweifel den des Kronos erst geschaffen hat«,[162]) und

S. 155: »Kronos ist in späteren Zeiten gleich anderen Wesen der theogonischen Dichtung, er insbesondere als Vater des Zeus, so wie Leto als Mutter des Apollon, verehrt worden.«

2. Eine Ausnahme hievon bildet Kronos als Gott der Kronia, in denen er als Weltherrscher im goldenen Zeitalter verehrt wurde.

Vergleiche S. 155 ff., besonders den Satz: »von diesen späten, eigentlich dem Zeus geltenden Ehren des Kronos ist bestimmt das alte und berühmte Fest der Kronia zu unterscheiden, bei welchem kaum eine Spur[163]) von Rhea zu entdecken ist......... Die Kronia beziehn sich allein auf die Idee des paradiesischen Zustandes, welcher vor der Herrschaft des Zeus, eigentlich vor aller Wirklichkeit, im goldenen Weltalter unter dem Regiment des Kronos im Himmel gewesen war.«

3. »In der Berührung mit Phönikiern in Kreta, Rhodos, Karthago, Sicilien nannten die Griechen den phönikischen Baal oder Moloch Kronos, und es hat nicht an wunderlicher Vermischung beider Wesen gefehlt« (S. 145).

Um in der Fülle von Behauptungen und Lehren dieser Sätze und der ganzen Capitel aus denen sie entlehnt sind, und in denen viel Wahres sich mit Vielem mischt, das mir nicht richtig scheint, Bahn zu gewinnen, will ich damit anfangen, meine volle Übereinstimmung mit allen den Sätzen zu erklären, die Welcker über Uranos und Ge in ihrem Verhältniss zum Zeus ausgesprochen hat, um dieselben, oder besonders

---

162) Dass Preller, und zwar schon als er die erste Auflage seiner Mythologie schrieb, von diesem Satze in seinem ganzen Umfange zurückgekommen war und denselben auch jetzt nicht wieder aufgenommen hat, ist kaum für weniger aufmerksame Leser zu bemerken nöthig.

163) Diese Spur findet sich in dem Berichte des Philochoros bei Macrobius I. 7 und bei Hesychius wo die Kronien dem Kronos und der Göttermutter geweiht genannt werden; wahrscheinlich ist dies aus sonstigen Culten des Kronos und der Rhea gedankenlos wiederholt, denn thatsächlich hat Rhea mit den Kronien Nichts zu thun.

Uranos, auf den es zumeist ankommt, als »im Cultus so gut wie nicht berücksichtigt,« als »bedeutungs- und wesenlos,« als »nur genealogischem Gebrauche dienend« und als »nur des Zeus wegen verehrt« zu erweisen. So richtig aber dies Alles ist, so sehr muss ich doch dagegen sofort Einsprache thun, dass Kronos mit Uranos durchweg auf eine Stufe gestellt, dass von ihm durchweg dasselbe ausgesagt wird wie von Uranos. Es ist richtig, dass Uranos sich nicht in Bild und Gestalt finde gleich der Gäa, dem Helios, dem Okeanos (S. 151), Gleiches gilt aber bekanntlich nicht von Kronos; es ist richtig, dass Uranos keine Tempel und Altäre habe, und mit Recht wird die Stelle bei Vitruv 1. 2. 5: Jovi, Fulguri, Caelo et Soli et Lunae aedificia sub divo bestritten (das. in der Note), die Erwähnung in späten römischen Inschriften auf ihre richtige Bedeutung zurückgeführt, aber Gleiches gilt wieder nicht vom Kronos. Denn selbst wenn wir von der Aussage des Attius (bei Macrob. Saturn. 1. 7) absehn, dass der grösste Theil der Griechen und am meisten Athen dem Saturnus die Kronien feiere und an diesem Tage durch alle Feldmarken und Städte frohe Mahle begehe und Jeder seinen Diener bediene, oder wenn wir mit Welcker (S. 158) annehmen wollten, »der Dichter scheine nur aus Voraussetzung nach der Verbreitung des Festes in die Ferne zu viel zu sagen,« was freilich doch noch manchem Zweifel unterliegt, da Gleiches doch wenigstens noch zwei Mal oder drei Mal bezeugt wird,[164]) auch dann noch sind uns bestimmte Feste und Culte des Kronos — was für eines Kronos und welcherlei Culte soll weiterhin erörtert werden — aus Athen, Olympia, Elis, Theben,[165]) Lebadeia, Samos,[166]) Rhodos, Kreta und Kyrene[167]) bezeugt. Und auch die Behauptung Welcker's, dass die zu der genealogischen Entwickelung verwandten Wesen, Kronos wie Uranos, nur des Zeus wegen Verehrung genossen, ist doppelt unrichtig, da Uranos gar keine Culte, Kronos dagegen entschieden selbständige Culte hatte. Denn, mag man diejenigen Kronos-

---

164) Von Verrius Flaccus bei Macrob. a. a. O. 1. 4: Saturnaliorum dies apud Graecos festi habentur und Schol. Arist. Nubb. 397: *παρὰ τοῖς Ἕλλησιν ἑορτή*; vergl. noch Athen. 14. 639, wo die Kronien eine *ἑορτὴ ἑλληνικωτάτη* genannt werden.

165) Nach Plut. Vita Hom.

166) Nach Massgabe des Umstandes, dass auch auf Samos ein Monat *Κρόνιος* hiess, siehe Monatsberichte der Berl. Akad. 1859. S. 750 f.

167) Nach Macrob. 1. 7. 14 auch aus dem hellenisirten Alexandrien, wenn man der Ausfüllung der hier im Text befindlichen Lücke durch den einen Codex P. Glauben schenken will; vgl. jedoch v. Jan zu dieser Stelle.

culte, welche mit Zeus- und mit Rheaculten verbunden sind also: in Athen im Bezirke des Olympieion (Pausan. 1. 18. 7), wo ein Tempel des Zeus und der Rhea war, in Lebadeia, wo dem Kronos neben Zeus Basileus, Here Basilis oder Henioche, Demeter Europe und Apollon geopfert wurde und wo die Bilder des Kronos, des Zeus und der Here in gemeinsamem Tempel standen (Paus. 9. 39. 3 u. 4), in Olympia, wo unter 6, zwölf Göttern paarweise geweihten Altären einer für Kronos und Rhea stand (Schol. Pind. Olymp. 5. 8 u. 10), mag man diese Culte so deuten, als ob sie dem Kronos um des Zeus willen, oder Kronos und Rhea als den Eltern des Zeus gegolten hätten, was freilich auch noch untersucht werden soll und z. B. für Lebadeia keineswegs zuzugeben ist, so bleibt doch unzweifelhaft, dass der Kronoscultus in Athen am 15. Elaphebolion (Corp. Inscr. gr. 523) und am 12. Hekatombäon, wo die Kronien gefeiert wurden, dass ferner der Kronoscultus in Olympia auf dem Kronoshügel und dass derjenige von Kyrene, dass derjenige von Rhodos und von Kreta und dass die Koinobomie des Kronos mit Helios in Elis, so verschieden dies Alles unter sich gewesen sein mag, entfernt nicht auf Zeus oder auf das theogonisch-genealogische Verhältniss des Kronos zum Zeus begründet war.

In gewissem Sinne giebt dies ja auch Welcker zu, indem er den Kronos der Kronien von seiner obersten Behauptung ausnimmt, und entwickelt, wie der Gott in diesen Festen als Weltherrscher im goldenen Zeitalter gefeiert worden, und dass der Sinn dieser Feier jeden Gedanken an den Herrschaftswechsel, also an das genealogische Verhältniss des Kronos zum Zeus ausschliesse, weil man ja sonst Zeus als den hätte verehren müssen, der diesem goldenen Zeitalter ein Ende gemacht hat (S. 156). Eben so unzweifelhaft und augenscheinlich fehlt jegliche Beziehung auf Zeus dem von den *Βασίλαι* auf dem Gipfel des *Κρόνιος λόφος* bei Olympia begangenen Kronoscult (Paus. 6. 20. 1), welcher dem Kronos als dem ältesten Herrscher des Himmels galt (Paus. 5. 7. 6), dem die Menschen des goldenen Zeitalters einen Tempel erbaut haben sollten. Und dass Gleiches von den Culten auf Rhodos und Kreta gelte ist bemerkt.

Mit diesen letzten Culten findet man sich freilich am leichtesten ab, indem man[168]) den Kronos für den phönikischen Baal-Moloch erklärt,

168) So, um von Anderen zu schweigen, noch Gerhard, griech. Mythol. § 129. 3.

aus dessen Kinderopfern man auch die Sage von Kronos' Kinderverschlingung ableiten zu können wähnt. Allein schon Buttmann (Mythologus 2. S. 50) schreibt in dieser Hinsicht sehr richtig als das Resultat einer langen Untersuchung: »so möchte also Alles, was zu der Ansicht führen könnte, dass die Person des Kronos aus dem phönikischen El oder Moloch entstanden sei sich reduciren auf Kinderopfer, die jenem obersten Gotte dort gebracht wurden, verglichen mit der Kinderverschlingung, welche der Mythos von diesem alten König der Götter berichtet. Vollkommen hinreichend war dies für jene alten Griechen, welche das Bedürfniss hatten, ihre Gottheiten in den fremden zu finden, aber ganz nichtig ist es für unseren kritischen Zweck.« Und in der That, ich wäre trotz Allem was man schon darüber geschrieben hat, begierig, eine wirklich begründete Ableitung des Kronos aus Baal-Moloch zu lesen. Dass man den phönikischen Gott in Griechenland Kronos genannt, also den griechischen Kronos mit dem phönikischen Moloch ähnlich, in gewissen (scheinbaren) Punkten übereinstimmend gefunden hat, das beweist doch in der That nicht das Mindeste, sondern es ist, um mich eines Welcker'schen Ausdrucks zu bedienen, eine wunderliche Vermischung. Und wahrlich, wenn man alle die Götter der Griechen, welche diese selbst früher oder später mit Barbarengöttern verglichen und identificirt, aus diesen abgeleitet haben, als in der That aus Barbarengöttern entstanden, als wirklich überkommen auffassen wollte, dann müsste man damit beginnen, die gesammten Resultate der modernen vergleichenden Sprach- und Mythenforschung irgend einem barbarischen Götzen in die glühenden Arme zu werfen! Die Menschenopfer, welche Kronos empfing, beweisen aber, wenn es möglich ist, noch weniger; denn es ist überflüssig, die grosse Zahl von Menschenopfern, die griechischen Göttern in reingriechischen Staaten und Culten fielen, hier aufzuzählen, da dies bekannte Dinge sind,[169]) und das Vorurteil, als seien die Menschenopfer ungriechisch und unarisch, das noch O. Müller[170]) aussprach, als beseitigt gelten darf. Dies ist denn auch von Anderen[171]) eingesehn, während Preller auch in der 2. Auflage seiner My-

169) Vergl. nur Hermann's Gottesdienstl. Alterthümer § 27.

170) Äschylos Eumeniden gr. u. deutsch S. 139, vergl. Welcker Götterl. 1. S. 206. Note 3.

171) Heffter, Schulzeitung 1833. 2. No. 29, Götterdienste auf Rhodos 3. S. 13 f., Lauer, System d. griech. Mythol. S. 166 u. A.

thologie noch annimmt, dass in der Entmannungsgeschichte des Uranos Manches ausländischen Ursprungs sei, und dass die Sage von Zeus' Jugend auf Kreta und den Nachstellungen, durch welche er vom eigenen Vater bedroht war, »der auch sonst als listig und grausam geschildert wird, höchst wahrscheinlich nach dem Muster des phönikischen Molochdienstes« erfunden worden (S. 44 f.), obgleich er unmittelbar hinzufügt: »aber eben so gewiss ist Kronos, der Kronos Homer's und eines in ganz Griechenland verbreiteten Gottesdienstes, ein altgriechischer Begriff.«[172]) Aber sei es hiermit wie es sein mag, denn dem gegenüber, was mir Hauptsache ist, tritt die Frage über die Ableitung des kretischen und rhodischen Kronos aus Baal Moloch oder über dessen spätere Identificirung mit demselben in den Hintergrund; die Hauptsache für mich ist, dass beide Annahmen gleich wenig für die von Welcker statuirte Wesenheit des Kronos als des Gottes der unendlichen Zeit sprechen, so dass vielmehr erst zu erweisen und sicher schwer zu erweisen wäre, wie ein Kronos-Chronos, ja wie überhaupt ein blos theogonisch fingirter Gott ohne Wesen und Realität im Glauben und ohne Cult zur Identification und Vermischung mit Baal Moloch hätte gelangen sollen, oder wie man diesen gar aus jenem hätte ableiten können. Möge man deshalb über diese Culte denken wie man will; die anderen Culte des Kronos in den Kronien, die Culte in Athen, Olympia, Samos, Kyrene und wahrscheinlich an noch vielen anderen Orten kann man mit Molochculten in keiner Weise zusammenbringen; diese Culte sind ohne Zweifel rein griechisch, und sie haben mit Zeusculten Nichts zu thun.

Dies betont ja auch Welcker selbst S. 155 mit grossem Nachdruck

172) Es sei mir erlaubt, auf die Differenzen und wie ich sagen muss den Fortschritt der Darstellung dieser Punkte in der 2. gegen die 1. Auflage des Preller'schen Buches aufmerksam zu machen; an dem phönikischen oder sonst ausländischen Ursprunge des Mythus von der Geburt der Aphrodite hält er noch fest, obgleich diese mir grade eine vollkommne griechische Erfindung scheint, die in den zwei Angeln, erstens der Thatsache des Kommens aus dem Meere, über das Meer der orientalischen Aphrodite (Apheredeth) und zweitens ihrem am meisten charakteristischen Beinamen *Οὐρανία* hangt. Die aus dem Meer gekommene Liebes- und Fruchtbarkeitsgöttin, die in ihren Culten auf griechischem Boden *Οὐρανία* hiess, grade diese scheint mir aus dem in's Meer gefallenen Schamgliede des Uranos in allen ihren Elementen durch eine sinnreich künstliche Erfindung, aber eben recht eigentlich eine solche, die als ätiologischer Mythus erscheint, abgeleitet zu sein. Und dass man für die Sage von der Kinderverschlingung des Kronos auch nicht nöthig hat, auf Moloch und seine Culte zurückzugreifen, hoffe ich weiterhin zu zeigen.

und mit eben so grossem Recht, indem er in dem oben S. 73 zu 2 ausgezogenen Satze den Kronos der Kronien von den eigentlich dem Zeus geltenden Ehren ausnimmt. Aber diese Kronien, meint Welcker S. 156 »beziehn sich allein auf die Idee des paradiesischen Zustandes, welcher vor der Herrschaft des Zeus, eigentlich vor aller Wirklichkeit im goldenen Weltalter unter dem Regimente des Kronos im Himmel, wie Hesiod sich ausdrückt, gewesen war. Dieses Fest, fährt er fort, war eine Nachahmung dieser goldenen Zeit des Friedens und des arbeitslosen Genusses und hiess Kronia nur allein in Bezug auf sie.« Und wir sollen glauben, dass die Idee oder der Traum eines goldenen Weltalters vor aller Wirklichkeit ein solches Fest durchaus volksthümlichen Charakters, wie es Welcker selbst schildert und wie es Buttmann (Mythologus 2. S. 67 f.) mit Recht mit den Dionysien vergleicht, hervorgerufen habe? dass man dies volksthümliche Fest einem allegorisch speculativen Kronos gefeiert, es nach diesem benannt habe? nach einem Gotte, der nicht allein keinen eigentlichen Cult hatte, sondern der der lebendigen und wirklichen Zeusreligion in ihren ältesten Wurzeln widersprach? »Aber konnte eine solche Idee so tief in's Volk eindringen?« so fragt Welcker selbst S. 157; und was antwortet er sich? »war hingegen das Fest der allgemeinen Lustbarkeit und Gleichheit schon da, so konnte es eher durch die Beziehung auf den Herrscher der Zeit der Freude und Unschuld erhoben und erweitert werden.« So konnte es eher; wie schwankend und unsicher lässt hier das richtige Gefühl Welckern sich ausdrücken; aber, angenommen einstweilen, wenn auch keineswegs zugegeben dies Letztere, wem galt denn das alte, primitive, schon da gewesene, später durch die Beziehung auf Kronos erhobene Fest volksthümlicher Lustbarkeit? welchem Gotte wurde es denn gefeiert, ehe man ihm die Beziehung auf das geträumte goldene Weltalter unterschob? Welcker hat sich auf diesem Punkte durch Buttmann, dem er in dieser ganzen Argumentation ziemlich strict folgt, irre- und zu einer Annahme fortleiten lassen, welche aller Analogie antiken Wesens und Lebens widerspricht und die er im Ernste nicht kann aufrecht erhalten wollen, nämlich zu derjenigen, dies Fest sei ursprünglich ohne Beziehung auf eine Gottheit gewesen, es habe überhaupt nicht religiös begründete, nicht einer Gottheit und ihren Gaben geltende Feste gegeben. Wo wäre eine Spur von solchen in Griechenland,[173])

173) Götterlehre 2. S. 56 sagt Welcker: »alle griechischen Feste ohne Ausnahme waren religiös.«

wo die von Welcker selbst S. 159 mit den Kronien parallelisirten Feste entschieden an Gottheiten anknüpfen, ja wo wäre eine solche Spur bei irgend einem natürlich lebenden und nicht von religionsloser Übercultur zerfressenen Volke nachweisbar? Buttmann hat auf das nordische Juulfest als analog hingewiesen, von welchem er a. a. O. S. 56 schreibt: »Bei den celtischen und anderen nordischen Völkerschaften war die Hauptlustbarkeit im Jahre das Jul- oder Juelfest, das sich nachher im Norden an das christliche Weihnachtsfest anschloss, aber, wie bekannt, schon in den ältesten heidnischen Zeiten vorhanden war. Von diesem Feste liest man, so viel ich weiss, nirgend, dass es das Fest eines der celtischen oder nordischen Götter war, sondern es war eine von uralten Zeiten hergebrachte Lustbarkeit, womit man die Zeit der kürzesten Tage oder vielmehr der langen Nächte erheiterte.« Aber dies ist, obgleich es Welcker in seine Argumentation aufgenommen hat, bestimmt irrig; das Juulfest ist allerdings primitiv religiösen Charakters wie allein schon sein Name »Jóla-blót, d. h. Wintersonnenwende-Opfer« beweist, insofern das Opfer als solches ja immer die Gottheit involvirt, der geopfert wird. Mein College, Herr Prof. Theodor Möbius, an welchen ich mich mit der Bitte um Auskunft über die Natur des Juulfestes wandte, antwortet mir im grösseren Zusammenhange folgendermassen: »Von den drei grossen allgemeinen Opferfesten, die in heidnischer Zeit alljährlich in Norwegen gefeiert wurden (1. zur Begrüssung des Winters, am 14. October, 2. für Frieden und Fruchtbarkeit, am 12. Januar, 3. für Sieg und Kriegsglück, am 14. April) war am bedeutendsten das zweite, auch Jól genannt oder Jóla-blót d. h. Wintersonnenwende-Opfer, von dem christlichen Könige Hákon (935—961) auf Weihnachten verlegt, was daher noch heutzutage Juul oder Juulefest bei den Dänen und Schweden genannt wird. Indem man hiebei um Frieden und Fruchtbarkeit opferte, die vor Allen der Gott Frey verlieh, hierbei aber einen dem Frey geheiligten Eber vorführte, um, die Hände auf ihn gelegt, feierliche Gelübde auszusprechen, ist es zwar wahrscheinlich, dass dies Opfer vorzugsweise dem genannten Gotte zu Ehren abgehalten worden, ohne dass diess irgendwo — soweit ich nachkommen kann — ausdrücklich bezeugt wäre [dies die Quelle von Buttmann's Irrthum], eben so wenig, als dass das dritte Fest, an welchen man um Sieg opferte deshalb als ein Odinsfest (als des Sieg verleihenden Gottes) gegolten hätte. Das

erste Fest steht mit keinem Gotte in Verbindung d. h. mit keinem irgendwie charakterisirten wie Frey oder Odin. Opfer (Dank- oder Sühnopfer) als solche involviren ja immer die Gottheit, der man opfert, nur dass dieselbe vor dem Zwecke der festlichen Zusammenkunft und vor Allem des mehrtägigen Trinkgelages in diesem Falle, und zwar in einer Zeit, die eine verhältnissmässig sehr späte zu nennen ist, etwas in den Hintergrund getreten zu sein scheint.«[174]) Es ist, als wenn dieses von den Kronien geschrieben wäre, bei denen ebenfalls die allgemeine Lustbarkeit, der volksthümliche Charakter der Festfreude, den ursprünglichen religiösen Anlass verdunkelt hat. Verdunkelt sage ich, aber keineswegs unsichtbar gemacht für den, der sehn will und unbefangen ist. Der Gott aber, dem ursprünglich das attische und wahrscheinlich fast allgemein griechische (wie italische) Fest der Freude und Gleichheit, wie dem Frey das Opfer für Frieden und Fruchtbarkeit gegolten hat, ist kein anderer als Kronos, aber nicht der Kronos, Herrscher des verhältnissmässig spät geträumten vorzeitlichen goldenen Weltalters, sondern der Gott der realen, alljährlichen goldenen Zeit, des *χρυσοῦν θέρος* wie der Sommer in Delphi hiess, welche in den Monat fällt, in welchem, wie uns bestimmt bezeugt ist, das Opfer an Kronos (*τῷ Κρόνῳ θυσία*) dargebracht wurde, und der in Athen (und in Samos) von Alters her *Κρόνιος*, Kronosmonat d. h. Reife- und Erndtemonat hiess weil er der Reife- und Erndtemonat (Juli) in der That war, der Monat, wo man nach glücklich eingebrachter Erndte von der strengen Arbeit ruhte, und sich an dem Überfluss der Gottesgabe und im Bewusstsein dieses Überflusses gütlich that wie in Thessalien an den Pelorien, die ja auch Athen. 14. 636 mit den Kronien, als einer *ἑορτῇ ἑλληνικωτάτῃ* vergleicht. Es ist das die Zeit, in der man noch heutzutage Kronien feiert, in der nach

174) Ganz ähnlich verhält es sich ja noch heutzutage mit den Kirchweihfesten oder Kirmsen. In katholischen Landen findet allerdings an denselben noch eine Kirchweihe und ein Gottesdienst zu Ehren des Schutzpatrons statt, allein wie sehr tritt auch dies ursprünglich allein bestimmende Moment hinter die auf die Kirchweihe folgende mehrtägige Lustbarkeit mit Trink- und Tanzvergnügen zurück, bei dem wohl kein Mensch an die Bedeutung des Festes auch nur einen Augenblick denkt. In protestantischen Ländern ist nun aber von dieser ursprünglichen Bedeutung vollends garnicht mehr die Rede, und doch hat auch in diesen wohl jedes Dorf seine Kirmes an einem bestimmten althergebrachten Tage, jedenfalls dem Namenstage des Schutzpatrons der Kirche. Wer will nun in diesen Fällen die ursprüngliche, und doch gänzlich verdunkelte Bedeutung dieser Feste läugnen?

eingeheimster Erndte die Arbeiter einen guten Tag (Erndtebier) haben, an dem, wie man ebenfalls noch heutzutage z. B. im Holsteinischen und Schleswigschen (wahrscheinlich auch noch anderswo, in den genannten Gegenden war ich oft genug Augenzeuge) sehn kann, die Gutsherrschaft den Knechten und Mägden ein Fest bereitet, dessen Mittelpunkt nicht sie, die Gutsherrschaft ist, sondern bei dem die Knechte und Mägde die Hauptpersonen abgeben, die auch von der Herrschaft bedient werden.

Nun hat freilich Welcker S. 157 Note die Angabe, der Hekatombäon habe von Alters in Attika *Κρόνιος* oder *Κρονιών* geheissen *ἀπὸ τῆς γενομένης τῷ Κρόνῳ θυσίας* »eine beliebige Erklärung« genannt; freilich hat Buttmann geschrieben: »dass keine Spur in irgend einem Schriftsteller in dem Kronos der Griechen einen Gott des Feldbaus ahnen lasse« (a. a. O. S. 54) und Welcker sagt S. 157, dass er dies mit Recht geschrieben habe; allein S. 464 lesen wir bei Welcker: »dieser Monat (Hekatombäon) war der erste nach der Sommersonnenwende und im attischen Jahr, weshalb er auch *Κρονιών*, der älteste oder Urmonat geheissen hatte, wenn nicht, weil etwa dem Kronos geopfert worden war,« also wenigstens eine bedingte Zustimmung zu der Erklärung, die S. 157 als »eine beliebige« abgefertigt wird. Und was den Gott des Feldbaus, speciell den Gott der Reife und Erndte anlangt, so ist es mir unmöglich, nicht so ziemlich in Allem was wir von dem griechischen Kronos, wie in Allem was wir von dem, wie auch Buttmann als Fundamentalsatz annimmt, unzweifelhaft wirklich identischen Saturnus Italiens wissen, lauter Zeugnisse für eben diese Wesenheit und Bedeutung des Gottes zu erkennen, in seinem Namen, in seinem ständigen Attribut, in der Zeit seiner Feste, in der Art, wie diese Feste gefeiert wurden, in sonstigen Nachrichten über seine Culte und über seine Verehrer, in dem Umstande, dass Kronos zum Herrscher einer fabelhaften goldenen Zeit und in einem fabelhaften Schlaraffenlande geworden ist, und endlich in dem Umstande, dass er auf Kreta zum Vater des dort verehrten Zeus hat gemacht werden können. Wir haben nun dies Alles im Einzelnen zu prüfen.

9.

Der Name *Κρόνος* ist nach der auch von G. Hermann, Heffter, Schömann, Lauer und Preller befolgten Etymologie von *κραίνω* abzuleiten; freilich hat Welcker S. 145 in der Note diese Ableitung eine »unglückliche« genannt, aber dass sie zunächst antikem Sprachgefühl entspricht beweisen die oben S. 69 mitgetheilten Stellen des Äschylos und Sophokles,[175] und so wie sprachlich Nichts gegen dieselbe einzuwenden ist,[176] so hat jetzt auch die moderne Linguistik sich derselben angeschlossen, während das Wort *Χρόνος* als grundverschieden beleuchtet wird.[177] Dabei werden wir denn wohl einstweilen und bis diese Argumente widerlegt sind, Beruhigung fassen dürfen.

Von grosser Bedeutung für die Erkenntniss des Wesens des Kronos ist sein ältestes und allein ständiges Attribut — denn den sein Hinterhaupt verhüllenden Schleier hat er nicht immer — das Krummmesser, dessen Bedeutung aber noch bestimmt festgestellt werden muss. Das Wort *ἅρπη*, welches für dies Messer des Kronos am meisten gebraucht wird, bezeichnet kein im wirklichen Leben des höheren Alterthums gebrauchtes Instrument,[178] sondern kommt nur in der Hand mythologischer Personen vor, nämlich ausser bei Kronos bei Zeus im Kampfe mit Typhon bei Apollodor (1. 6. 3), bei Hermes bei der Enthauptung des Argos, bei Perseus im Gorgonenmythus (Beides mehrfach, namentlich in Kunstwerken) und bei Herakles und Iolaos im Kampfe gegen die Hydra,[179] ein einziges und spätes Mal auch bei Theseus im Kampfe gegen Minotauros,[180] bei diesen Allen ausser Kronos aber nur in relativ späten Zeugnissen, und zwar entweder nach blosser Analogie der Harpe des Kronos als mythologisches Schneideinstrument, oder promiscue mit an-

---

175) Vergl. auch Il. 2. 419 *οὐδ᾽ ἄρα πώ οἱ ἐπεκραίαινε Κρονίων* worauf Preller Mythol. 2. Aufl. 1. S. 45. Note 1 hinweist.

176) Dies erkennt auch Hr. Dr. H. D. Müller im Philologus a. a. O. S. 555 an, wo er von *κείρω* ableiten will.

177) Vergl. E. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 1. S. 124 mit S. 168.

178) Nämlich der Art, wie es später für einen Elephantenstachel gebraucht wird Ael. H. An. 13. 22.

179) Welcker, Alte Denkmäler 3. Taf. 6. S. 263 ff., oder Mon. dell' Inst. 3. tav. 46. 2. Ann. 14. p. 103 sqq.

180) O. Jahn, Archäolog. Beiträge S. 256.

deren Schneide- und Stichwaffen, also ohne specielle Bedeutung.[181]) Specifisch gehört die Harpe Kronos einzig und allein, und nur bei ihm wird sie niemals durch ein anderes Instrument ersetzt. Eine solche ausschliesslich mythologische Waffe, die ihre Analogie in der ebenfalls ausschliesslich mythologischen Ägis findet, kann nun offenbar noch weniger als solche Waffen, die auch im wirklichen Gebrauche des Menschen vorkommen, wie etwa der Bogen und die Pfeile Apollon's, die gleichwohl anerkanntermassen ihre bildliche Bedeutung haben, bedeutungslos sein, muss vielmehr mit Nothwendigkeit eine ganz prägnante Bedeutung haben. Nun giebt es aber zweierlei Götterattribute, allegorische und symbolische; allegorisch z. B. sind die Pfeile Apollon's für Sonnenstrahlen, Zeus' Ägis für Wettergewölk; symbolisch aber sind z. B. der Bogen der Artemis, der sie als Jagdgöttin charakterisirt oder, um ein ganz unzweifelhaftes Beispiel zu wählen Hermes' *ὄλβου καὶ πλούτου ῥάβδος*. Wäre nun die Harpe des Kronos ein allegorisches Attribut der ersteren Art, so könnte sie einzig und allein als ein Bild des Blitzes betrachtet werden, als welches sie in Apollodor's Erzählung vom Typhonkampfe des Zeus augenscheinlich gilt. Und wirklich hat Lauer in seiner Mythologie S. 164 den allerdings nicht eben glücklichen Gedanken gehabt, die Harpe des Kronos nach Analogie derjenigen des Perseus, die er als Blitzstrahl (wohl mit Recht) auffasst, ebenfalls für den Blitz zu erklären. Welcker aber verwirft eine solche Annahme ausdrücklich und mit Recht, indem er S. 154 schreibt: »nicht die leiseste Spur, dass Kronos einst den Blitz gehabt.« Ist also die Harpe des Kronos nicht allegorisch bedeutsam, und will man sie nicht etwa als eine wunderliche Ausgeburt der Phantasie Hesiod's betrachten, dem, während er nach einer Waffe für Kronos zu dem bekannten Zwecke suchte, nicht ein Schwerdt, ein Dolch, ein gewöhnliches Messer, sondern durch unerklärlichen Zufall ein ganz neues Wort *ἅρπη* in die Feder gerieth, eine Ansicht, die ich Welckern trotz Allem was er gesagt hat, nicht unterzuschieben wage,

181) So hat Herakles in den alten Vasen des Hydrakampfes, welche in den Mon. dell' Inst. a. a. O. zusammengestellt sind in No. 2, 4, 6 das grade Schwerdt, in No. 1 u. 5 die Harpe, die in No. 2 u. 6 Iolaos handhabt; ebenso führt Perseus im Gorgonenabenteuer, er der in späteren Kunstwerken so oft mit der Harpe erscheint in der alten Metope von Selinunt das grade Schwerdt, dasselbe in den Mon. dell' Inst. 2. 49 zusammengestellten Argosmonumenten Hermes in No. 5 und dem Hauptbilde, während er in der Gemme No. 9 die Harpe führt.

so bleibt Nichts übrig, als die Harpe symbolisch bedeutsam zu fassen. Man darf sie folglich nicht aus der Geschichte erklären, in der sie für uns erkennbar am frühesten in Anwendung kommt, wie dies Welcker allerdings thut, indem er sie mehrfach (so S. 145, 160) als die blosse theogonische Waffe des Kronos behandelt, sondern man muss mit Buttmann (Mythol. a. a. O. S. 36) sagen: »nicht etwa zum Andenken an jenes mythische Factum wird Kronos mit der Sichel gebildet; sie war längst da vor diesem episch ausgebildeten Mythus.«

Wohl; aber was ist denn *ἅρπη*? und als was war sie symbolisches Attribut des Kronos lange vor der epischen und theogonischen Entmannungsgeschichte. Je weniger *ἅρπη* ein Instrument des wirklichen Gebrauchs ist, und obwohl sich ihr Name etymologisch verstehn lässt,[182]) wird ihre Bedeutung vollkommen klar erst aus der zweiten Bezeichnung mit der sie belegt wird: *δρέπανον*. Und bekanntlich nennt schon Hesiod selbst Theog. 162 dies Instrument *δρέπανον*, und mit demselben Namen wird es in jenen Sagen bezeichnet, welche den Namen der Vorgebirge *Ζάγκλη* und *Δρέπανον* und den von Kerkyra von der von Kronos weggeworfenen Harpe ableiten.[183]) *Δρέπανον* aber, oder episch *δρεπάνη* ist ein Wort der lebenden Sprache und ein Instrument des wirklichen Gebrauchs, und zwar seit Il. 18. 551 und Odyss. 18. 368 die Getraidesichel, und niemals etwas Anderes als diese. Und mit diesem Sprachgebrauche stimmt es vollkommen, dass in den ältesten Kunstwerken, welche die Harpe in mythologischem Gebrauche zeigen,[184]) dieselbe als einfache, wenn auch zum Theil als gezahnte[185]) Getraidesichel erscheint, keineswegs aber als jenes waffenartige Instrument mit einer graden und einer krummen Spitze, das aus späteren Kunstwerken so bekannt ist, dass man über demselben die älteste Gestalt und mit der ältesten Gestalt

---

182) Preller stellt *ἅρπη* mit sarpio und dem makedonischen Monat *Γορπιαῖος* d. h. Schnittermonat zusammen, Mythol. 2. Aufl. 1. S. 45. Note 3.

183) Vergl. Preller, Griech. Mythol. 2. Aufl. 1. S. 45. Note 3.

184) Siehe die oben Note 181 angeführten Vasen mit der Hydra.

185) Vergl. ebendas. und wenigstens bei einer Kronos- oder Saturnusdarstellung, Böttiger Kunstmythol. 1. Taf. 1. No. 2. Aber diese Zahnung kann ich nur für Misverständniss des Beiwortes *καρχαρόδους* betrachten, welches gewiss nicht scharfe Zähne der Harpe, sondern sie als scharfzahnig, d. h. scharf, schneidend schlechthin bezeichnet, wie das z. B. schon Pape in s. griech. Handwörterbuch eingesehn hat, während Preller, Mythol. 2. Aufl. S. 45. Note 3 wieder auf das »mit scharfen, spitzen Zähnen« zurückgreift.

auch die älteste und einfachste Bedeutung der Harpe schier aus den Augen verloren und vergessen hat. Dass also die Harpe des Kronos sein ältestes und ständiges Attribut die Sichel, die Getraidesichel sei, wird sich mit Recht nie läugnen lassen, und fraglich kann nur sein, in welchem Sinne dem Gott dies Attribut beigelegt worden sei. Buttmann (a. a. O. S. 36) antwortet: »als altes Attribut des Hieroglyphs der Zeit.«[186]) Aber wo ist auch nur der Schatten eines Beweises, dass die Sichel ein altes Attribut des angeblichen Hieroglyphs der Zeit sei, dass man die Zeit im höheren Alterthum als die abmähende und nicht vielmehr als die verschlingende gefasst habe im Sinne jenes orphischen Verses auf Chronos-Kronos (Hymn. 12. 3)

ὃς δαπανᾷς μὲν ἅπαντα καὶ αὔξεις ἔμπαλιν αὐτός?

Buttmann beruft sich (S. 34) auf Macrobius 1. 8 und auf ein Epigramm in Brunk's Analekten (Ἀδεσπ. 615) auf Laertes' zerstörtes Grab, wo es heisst:

ψήχει καὶ πέτρην ὁ πολὺς χρόνος, οὐδὲ σιδήρου
φείδεται, ἀλλὰ μιῇ πάντ' ὀλέκει δρεπάνῃ.

Und das ist Alles? und damit sollen wir uns zufrieden geben und bewiesen glauben, dass dieses Bild, diese Übertragung in die Urzeit gehöre, in so uralte Zeit, dass dieser Sinn vergessen und verborgen blieb während der ganzen Periode, in der alte Schriftsteller und noch ältere Kunstwerke das von Kronos im Mythus als Waffe gebrauchte Instrument, mit dem er den Meisterschnitt gethan hatte, auf Hermes, Zeus, Perseus, Herakles und Iolaos übertrugen? oder ist in diesen Übertragungen die Harpe auch ein Attribut des Hieroglyphs der Zeit? Es lässt sich vielmehr mit der grössten Sicherheit behaupten, dass in diesen Übertragungen die Harpe Nichts sein könne und sein solle, als ein Schneide- und Mordinstrument furchtbarer und gewaltiger, als ein solches in Menschenhand vorkommt, diesen so überlegen wie die Ägis menschlichen Schilden; jenes selbige Schneide- und Mordinstrument, dem die mythische That des Kronos gleichsam die Weihe gegeben hatte, und welches in

186) Preller, welcher in der ersten Auflage seiner Mythologie S. 42 sich über diesen Punkt sehr unklar und widerspruchsvoll ausgesprochen hatte, sagt in der neuen, was ich mit lebhafter Freude anerkenne, S. 45 »die Sichel deutet zunächst auf Erndte und Erndtesegen.« Dabei können wir einstweilen stehn bleiben, das was P. weiter folgen lässt muss ich weiterhin beleuchten.

denjenigen Fällen wieder in Anwendung gebracht wird, wo Götter und halbgöttliche Helden ähnlich gewaltige Schnitte auszuführen haben wie den, welchen, als Vorbild aller, Kronos ausgeführt hatte. Oder sollen wir aus dem nur im späteren und spätesten Sprachgebrauche überhaupt vorkommenden bildlichen Gebrauche der Sichel als Instrument der Alles niedermähenden Zeit entnehmen, dass sich der hieroglyphische Sinn des Attributs »immer erhalten« habe nach Analogie der Art, wie Welcker aus späten Schriftstellern gegenüber den früheren beweist, dass die Idee des Kronion sich neben dem genealogischen Mythus erhalten habe? Und auch noch darauf muss ich hinweisen, dass eine ähnliche bildliche Bedeutung irgend eines anderen alten Götterattributs vollkommen unerhört ist.

Fasst man nun dies Alles zusammen, so wird man einsehn, dass nichts Anderes übrig bleibt als das Attribut der Getraidesichel dem Gotte in seiner einfachen, natürlichen und wirklichen Bedeutung, d. h. als das Instrument der Erndte, des Abschneidens des reifen Getraides zuzusprechen. Und wenn dies der Fall ist, so beweist dies Attribut den Gott, seinen Träger als den Gott der Erndte, des Sommers, grade so wie Demeter δρεπανηφόρος durch dasselbe Attribut als Erndte- und Getraidegöttin bezeichnet wird.

Als solcher hat er in seinem Wesen zwei Seiten, die freilich ursächlich untrennbar mit einander verbunden sind, die sich aber auch je für sich auffassen lassen, eine segensreiche und eine verderbliche, welche beide Preller in der früheren Ausgabe seiner Mythologie 1. S. 43 gut hervorhebt,[187]) wenn er schreibt, der Gott der Reife und Erndte sei »in jenen Klimaten um so mehr [auch] eine böse, zerstörende Macht, weil dort die Zeit der Erndte [die doch ein Segen ist] mit der des Alles verwüstenden Sonnenbrandes zusammenfällt.« Diese beiden Seiten in dem Wesen des Gottes treten nun in seinen Mythen und Culten uns getrennt entgegen; dem verderblichen, Alles verdörrenden Gotte des sommerlichen Sonnenbrandes gelten die Mythen von der Kinderverschlingung, die Vorstellung als Greis und die Menschenopfer einiger Culte, dem segensreichen Gotte der Erndte aber werden die Kronien als

187) Weniger klar und präcis in der zweiten, wo gleichwohl S. 46 ebenfalls darauf hingewiesen ist, dass die Zeit der Erndte mit derjenigen des höchsten Sonnenbrandes zusammenfalle.

Erndtefeste gefeiert und Früchte und Kuchenopfer dargebracht; er, der Verleiher der jährlichen Zeit des Überflusses und Genusses ist zum Herrscher des geträumten goldenen Weltalters und er ist zum Vater des Zeus auf Kreta nach dessen dortiger Cultauffassung geworden.

Ehe ich dies näher begründe will ich noch hervorheben, dass meiner Überzeugung nach Kronos' Verhältniss zum Uranos und in der Entmannungsgeschichte durchaus speculativ aufgefasst werden muss, also wesentlich so wie dies Preller in der neueren Auflage seiner Mythologie thut (S. 45), wenn er die Entmannung so fasst, dass durch sie der allzu grossen Fruchtbarkeit ein Ende gemacht, und dadurch ein neuer Zeitabschnitt eines ungehinderten Wachsthums aller irdischen und himmlischen Kräfte herbeigeführt wird. Vielleicht noch klarer und bestimmter wurde in der früheren Auflage (S. 43) Kronos in theogonischer Beziehung als Gott der Reife und Vollendung dargestellt, weil jetzt die Zeit gekommen war, wo die Zeugungen des Uranos aufhören mussten, damit sich die neu entstandenen Naturkräfte in Ruhe ausbreiten und entfalten könnten. Gegen die in eben dieser früheren Darstellung enthaltenen Unklarheiten und Widersprüche, durch welche Kronos dem Uranos gegenüber als Gott des ausdörrenden Sonnenbrandes bezeichnet wurde, der den unerschöpflichen Regengüssen seines Vaters ein Ende macht, kämpfe ich nicht weiter, da Preller sie selbst getilgt hat, und nur dagegen muss ich mich noch auflehnen, dass auch in der neuen Auflage (S. 38) in die kosmogonischen und theogonischen Zeugungen des Uranos das Fragment aus Äschylos' Danaiden eingemischt wird. Denn so gewiss auch Anschauungen dieser Art zur Paarung von Uranos und Gäa wie von Zeus und Dione, Zeus und Here u. A. geführt, und so die theogonisch-kosmogonische Paarung begründet haben, so wenig hat die Regenbefruchtung der Erde durch den Himmel mit den kosmogonischen Zeugungen des Uranos und der Gäa auch nur das Mindeste zu thun. Uranos' Zeugungen haben wir etwa nach Analogie der vergilischen Verse (Georg. 2. 336 ff.) als Weltfrühling zu fassen,[188]) dem eine zweite, vollkommnere Periode der Kosmogonie und der eigentlichen Theogonie, eine Periode der Reife und Vollendung, ein Weltsommer folgen musste, den der Reifer und Vollender, der *κραίνων Κρόνος* heraufführt. Und in der That zeigt eine nähere Prüfung des Gehalts der hesiodischen Theo-

188) Vergl. auch Brandis, Gesch. d. griech. Philos. 1. S. 75 f.

gonie, dass der Dichter in den Uraniden und den übrigen bei Uranos' Entmannung vorhandenen theogonischen Potenzen alle Kräfte und Erscheinungen des Kosmos als im Keime vorhanden hat darstellen wollen, während sich dieselben in den auf die Entmannung folgenden Fortzeugungen der Urpotenzen zu der ganzen Fülle der Erscheinungen und der ideellen Mächte des Weltalls entwickeln. Dass aber Kronos zum Vertreter dieses Weltsommers geworden, das geschah, weil er Gott des jährlichen irdischen Sommers war, und dass er seine That mit der Sichel vollbringt, das ist aus der charakterisirenden Hauptfunction jedes erndtenden, die Zeugungen des Frühlings abmähenden Sommers entnommen. So ist Alles speculativ und doch in der Darstellung deswegen dichterisch und mythisch, weil die Bilder aus der Anschauung entnommen sind und auf Thatsächlichem in älteren Mythen und Culten beruhen.

Wenden wir uns nun den Culten des Kronos zu, so haben wir es natürlich zuerst mit den attischen Kronien zu thun als dem bekanntesten Feste des Gottes. Über die Natur des Festes, die auch Welcker im Grunde nicht verkennt, braucht nach dem früher Gesagten hier nicht mehr Viel hinzugefügt zu werden. Die Zeugnisse des Philochoros und des Attius bei Macrob. Saturn. 1. 10. 22 u. 7. 37 charakterisiren es als ein Fest der allgemeinen Lustbarkeit, namentlich als ein solches der Knechte nach Einbringung der Erndte (frugibus et fructibus iam coactis; Philoch. nach Macrobius' Übersetzung) und das ohne allen Zweifel auch mit Beziehung auf den Erndtesegen gefeiert wurde; bekannt ist, dass es auf den 12. Hekatombäon fiel (Demosth. adv. Timocrat. p. 708) und in sofern als öffentliches Fest bezeichnet ist, als seinetwegen die Sitzung der Bule ausfiel (*διὰ ταῦτ' ἀφειμένης τῆς βουλῆς*, Demosth. a. a. O.), wenngleich die Opfer nicht von Staats wegen dargebracht wurden, weil es in dem Verzeichniss der Opfer dieses Monats im Corp. Inscr. gr. No. 157 fehlt. Auch auf die Gründe, die ich für den primitiv religiösen Charakter des Festes und seine ursprüngliche Beziehung auf Kronos geltend gemacht habe, will ich nur zurückverweisen. Nun scheint es mir aber unwidersprechlich, dass ein Gott, welchem nach eingebrachter Erndte und mit Rücksicht auf dieselbe, also als Dank für dieselbe ein Opfer dargebracht und ein Fest gefeiert wurde, eben hierdurch als ein Gott der Erndte und weiterhin als derjenige bezeichnet wird, dem man den Segen des Feldes zu verdanken glaubte. Bemerken aber muss ich noch, dass man weder das von Philochoros (a. a. O.), Plutarch (Thes. 12),

dem Etymologicum magnum (v. Ἑκατομβαιὼν), Hesychius (v. Κρόνια) übereinstimmend bezeugte hohe Alter des Kronosfestes und Kronosopfers im Kronosmonat, noch die Dauer desselben, welche ausser Demosthenes (a. a. O.) Machon (bei Athen. 13. p. 581 a.), Lukian (Saturn. 7, Gall. 14) und Plutarch (non posse suav. vivi 16) verbürgen, ohne Willkühr in Abrede stellen kann, während die Cultgestalt des Kronos, nicht eines geträumten Herrschers des goldenen Weltalters uns aus den Kuchenopfern nochmals entgegentritt, welche er nach Corp. Inscr. gr. No. 523 am 15. Elaphebolion empfing wie Zeus Georgos im Mämakterion (C. I. gr. a. a. O.). Und somit nehme ich die athenischen Kronien als ein erstes bestimmtes Zeugniss dafür in Anspruch, dass Kronos als Gott der Erndte und folglich als Gott des Landbaus und vegetativer Fruchtbarkeit verehrt worden sei.

Sehn wir nun vorerst von den in anderem Zusammenhange zu erwägenden Nachrichten ganz ab, welche wie Schol. Arist. Nubb. 397, Verr. Flacc. b. Macrob. 1. 4. 7, Attius das. 1. 7. 37, Athen. 13. p. 639 die Kronien als ein überall in Griechenland gefeiertes Fest bezeugen, Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit in Bausch und Bogen und ohne besondere Beweise und Gründe in Abrede zu stellen ebenfalls nur Willkühr genannt werden könnte, so begegnet uns als das nach den athenischen Kronien bekannteste Fest und Opfer des Kronos das auf dem Gipfel des *Κρόνιος λόφος* bei Olympia am Tage des Frühlingsäquinoctiums im eleischen Monat Elaphios von den *Βασίλαι* dargebrachte (Pausan. 6. 20. 1), dessen chronologisches Zusammentreffen mit dem attischen Opfer am 15. Elaphebolion ich nicht für zufällig halten kann, welches mir vielmehr als ein Opfer nach vollbrachter Aussaat,[189]) wie dasjenige im Hekatombäon als Fest nach vollendeter Erndte erscheint.[190]) Das hohe Alter aber dieses eleischen Frühlingsopfers für Kronos ist um so sicherer anzunehmen, da in den *Βασίλαι καλούμενοι* eine eigene Priesterschaft mit eigenthümlichem, in seinem Ursprunge dunklem Namen auftritt, und da sich der Cultus nicht an den von Pausan. 5. 7. 4 bezeugten Tempel des Kronos als des ersten Herrschers im Himmel

189) Die doppelte Saatzeit, im Herbst und im Frühling, ist bekannt, vgl. Hermann Priv. Alterth. § 15. 12; die letztere aber, obgleich in historischer Zeit die weniger gebräuchliche, lässt sich als die ursprünglichere erweisen.

190) So fasst dasselbe auch Heffter. Relig. d. Griechen u. Römer S. 330, dessen Abhandlung über Kronos in der Schulzeitung von 1833. II. No. 29 f. mir leider unzugänglich gewesen ist.

anknüpft, den die Menschen der goldenen Zeit gebaut haben sollten, noch auch an den Altar des Kronos und der Rhea, den der Schol. Pind. Ol. 5. 8 u. 10 anführt, sondern an eine Naturstätte, an welcher unter verschiedenen Varianten[191]) Kronos' Name untrennbar haftet, ohne dass auf derselben ein Tempel oder sonst irgend eine Art von Einrichtung auf die Entstehung des Cultus in späterer Zeit hinwiese.

Die Erwähnung der *Βασίλαι καλούμενοι* lässt uns hier den Cultus von Lebadeia anfügen, bei welchem Kronos an dem *Τροφώνια* oder *Βασίλεια* genannten Feste Antheil hatte. Auch Welcker berührt diesen Cultus S. 155, aber er sagt nur ablehnend: »dass wegen des Orakels des Trophonios ausser dem Zeus, der Here und anderen Göttern auch dem Kronos (ohne Rhea) geopfert wurde (Paus. 39. 3 u. 4) hat nach Art dortiger Theologie keine besondere Bedeutung.« Dies verstehe ich nicht. »Hat keine besondere Bedeutung nach Art dortiger Theologie«? also die Theologie von Lebadeia hat keine besondere Bedeutung? und was heisst: keine besondere Bedeutung? heisst das keine überhaupt? und will Welcker, indem er die lebadeische Theologie für bedeutungslos erklärt, auch den dortigen Cult des Kronos für bedeutungslos erklären und somit beseitigen? Oder ist hier ein Druckfehler, wie ihrer leider eine so grosse Zahl das Buch verunziert, und soll es heissen: hat eine besondere Bedeutung, d. h. eine singuläre, eigenthümliche? Wenn dies der Fall ist, so muss man bedauern, dass Welcker Nichts gethan hat, um diese eigenthümliche Bedeutung der lebadeischen Religion und des Antheils des Kronos an denselben aufzuklären; denn Niemand wird läugnen, dass diese Religion dunkel und noch keineswegs durchaus verstanden sei. Und deswegen darf man auch über dieselbe nicht so apodiktisch absprechen wie Lauer (System der griech. Mythol. S. 167), der es für »unzweifelhaft« erklärt, dass Kronos in Lebadeia Beziehung zu Fruchtbarkeit und Gedeihen habe. Aber wahrscheinlich in hohem Grade bleibt es immerhin, dass diese Ansicht im Wesentlichen das Richtige treffe.[192]) Denn, dass Trophonios, der Mittelpunkt des Cultus ein Dämon der Fruchtbarkeit, ein Nährdämon der Erde sei,[193]) wird sich

191) *Κρόνου λόφος*, *Κρόνιος λόφος*, *Κρόνιον ὄρος* bei Pausan., *Κρόνου πάγος* b. Pind. Ol. 8. 17, 5. 17, 11. 50, *Κρόνειον* b. Xenoph. Hell. 7. 4. 14, vergl. E. Curtius Peloponnesos 2. S. 51.

192) Angenommen ist dies auch von Heffter Rel. d. Griechen u. Römer S. 329.

193) Müller, Orchomenos S. 149.

nicht läugnen lassen, eben so wenig, dass Demeter, seine Amme, als Erdmutter mit seinem Cult verbunden war; die Bedeutung des Zeus *βασιλεὺς* und der Here *βασιλὶς* oder *ἡνιόχη*[194]) ist dunkel, und man darf sie nicht mit Lauer ohne Weiteres als Wesen bezeichnen, die dem Segen des Ackerfeldes vorstehn,[195]) obgleich auch dies nicht unwahrscheinlich ist; zu beachten ist ferner der Zeus *ὑέτιος* im Haine des Trophonios neben dem Heiligthum der Demeter Europe (Paus. a. a. O. § 4), insofern er als regnender Gott ebenfalls Gott der Befruchtung und der Fruchtbarkeit ist. Er erscheint bei Pausanias als ein anderer denn der *βασιλεὺς* und als ein Dritter der im Tempel mit Kronos und Here aufgestellte; da man aber nach Pausan. (a. a. O. § 5) vor dem Opfer den Zeus Basileus und die Demeter Europe anrief, mit der nach dem früheren § der *ὑέτιος*, nicht der *βασιλεὺς* verbunden ist, während hier der *ὑέτιος* ganz wegfällt, so ist die Identität des *βασιλεὺς* und *ὑέτιος* viel wahrscheinlicher als die Nichtidentität; danach würde sich eine ähnliche Bedeutung auch für die Here *βασιλὶς* ergeben, während in dem mit angerufenen Apollon, als Helios-Apollon gefasst, die zweite Bedingung der Fruchtbarkeit: Licht und Wärme neben dem Regen des Zeus aufzutreten scheint. Stellt sich also in diesem Götterkreise, zu dem noch die ebenfalls im Haine des Trophonios verehrte Herkyna hinzutritt, die nicht minder deutliche Beziehung zum Wasser hat, wie der Zeus *ὑέτιος* (Pausan a. a. O. § 2 u. 3), allerdings ein Kreis von Gottheiten dar, welche die Fruchtbarkeit der Erde oder des Ackerfeldes darstellen oder bewirken, so wird man dem in dieser Gesellschaft auftretenden Kronos schwerlich mit Recht gleiche Bedeutung absprechen können, während er als Reifer und Zeitiger der Frucht,[196]) welche die übrigen Gottheiten erzeugt, genährt und gepflegt haben, und mit der Trophonios, der Mittelpunkt des Kreises und Cultus nährt, seinen vollberechtigten Platz und seine ganz natürliche Erklärung findet. Doch sei dem wie ihm

---

194) *Ἡνιόχη* bei Paus. a. a. O., aber *βασιλὶς* Müller a. a. O. 148. Note 5.

195) Panofka's Abhandlung über den Trophonioscult von Rhegion in den Schriften der berl. Akademie 1848 ist wie gewöhnlich unbrauchbar.

196) Auf gleichen Grund kann die vom Etym. M. v. *Ἦλις* p. 426. 18 bezeugte Koinobomie des Kronos und Helios und dass Kronos in dem von Welcker S. 145 citirten chaldäischen Oradel *Ἠελίου πάρεδρος* heisst, mindestens eben so füglich zurückgeführt werden, wie auf das Ordnen des Zeitmasses, wie Welcker meint. Ist es denn nicht Helios, der unter Kronos' Vorstandschaft, oder durch welchen Kronos das Getraide reift?

sei, bedeutungslos ist dieser Kronoscultus nicht, Beziehung auf Zeus als den theogonischen Sohn des Kronos hat er gleichfalls nicht, und aus einer Geltung des Kronos als Chronos vermag ich denselben nicht zu deuten.

Kehren wir nun noch einmal zu dem eleischen Cultus zurück, so ist freilich zu gestehn, dass in ihm die Natur des Opfers und die mit diesem im Zusammenhange stehende des Gottes nicht ausdrücklich, sondern hauptsächlich dessen Alter und Unabhängigkeit von anderen Culten angegeben wird, dafür aber finden wir in den in Kyrene gefeierten Kronien, bei denen man sich nach Macrob. 1. 7. 25 mit Feigen bekränzte und mit Kuchen beschenkte, wiederum Züge, welche sich aus der ländlichen Natur des Gottes, dem das Fest galt, und den man nach Macrobius' ausdrücklichem Zeugnisse als Spender der Baumfrucht und des Honigs betrachtete, leicht und einfach, aus irgend einer anderen schwer, wenn überhaupt erklären lassen. Dass aber diese Kronien in Kyrene selbständig entstanden und dass sie ausser Zusammenhange mit uns unbekannt gebliebenen Culten des Mutterlandes waren, kann vernünftigerweise Niemand behaupten, ja ich glaube für die Zurückführbarkeit derselben auf eine Stiftung der Ägiden, die allerdings nicht bewiesen werden kann, nach der Natur der ägidischen hauptsächlich agrarischen Culte und nach der Geschichte von Kyrene einige Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen zu dürfen, die, wenn man sie anerkennt, uns einen tiefen Hintergrund der Religion erschliessen und vielleicht einst auf ihren inneren Zusammenhang hinführen würde.

Hier wird es nun am Orte sein, ein paar Nachrichten in's Auge zu fassen, welche die Verehrer des Gottes angehn. Plutarch (de nobil. 20) giebt an, die Menschen unter Kronos seien Landbauer gewesen, was auch Welcker S. 157 beiläufig erwähnt, aber nur, um die Bemerkung daran zu knüpfen, dies passe ganz zu der volksmässigen Art des Festes, an dem die Herren sich unter die Diener mischen. Dies ist unbestreitbar richtig; aber eben diese volksmässige Art des Festes in Verbindung mit der Angabe, die das Fest Begehenden, denn diese sind in Plutarch's Worten bezeichnet, seien Bauern gewesen, und dies wieder in Verbindung mit den von Macrobius übersetzten Worten des Philochoros: delectari enim deum honore servorum contemplatu laboris, bezeichnet wiederum Kronos als den Gott des Landbaus, der Bauern und der Knechte, welchen letzteren in den entwickelten Zuständen griechischer

Staatsverfassungen die thätige Landarbeit wesentlich und hauptsächlich zufiel, mit denen sich aber am Kronosfeste die vornehm und städtisch gewordenen Herren mischten, sie die einst selbst die wahren Kronosverehrer waren, denn es gab zu seiner Zeit keine Sclaven, sagt Kronos bei Lukian. Kronos erscheint in diesen Spuren überwucherter alter Cultur und Culte sehr ähnlich dem namentlich von Welcker im Anhange zu seiner Trilogie S. 186 ff. trefflich beleuchteten Dionysos der alten Ziegenhirten und Weinbauern, und es ist schon von vielen Alten und Neuen die weitere Ähnlichkeit der dionysischen Festlust mit der Festlust der Kronien in Parallele gezogen worden, eine Ähnlichkeit, die meiner Überzeugung nach, aus der Verwandtschaft der Wurzeln beider Culte herstammt. Nur dass der dionysische Cultus unter vielen und harten Kämpfen der adeligen Städter gegen seine bäuerischen Träger, unter Kämpfen, die Niemand besser beleuchtet hat, als Welcker a. a. O., allmälig in die Stadt eindrang und sich hier festsetzte und herrlich entfaltete, ohne dabei alle Elemente seines ursprünglichen ländlichen Charakters einzubüssen, während der Kronoscult der Kronien, obgleich auch er in die Stadt eingedrungen ist, mehr und mehr den wirklich thätigen Landbauern, den Knechten anheimfiel, ohne dass deshalb Kronos zum Gotte der Knechte und Sclaven geworden wäre.

Die Natur der Kronosverehrer, nämlich dass sie Bauern seien, geht auch aus den von Welcker S. 158 f. angezogenen und in etwas anderem Sinne gedeuteten Ausdrücken der Komödie: *Κρονίων ὄζων* (Arist. Nubb. 398), *Κρόνος* (ib. 929) *Κρόνοι τραγῳδοί* (id. Vespp. 1480) hervor. Welcker meint, diese Ausdrücke gehn »altväterische Einfalt, Beschränktheit und Altersschwäche« an und knüpfen sich an den Begriff altväterlicher Glückseligkeit des fabelhaften goldenen Zeitalters. Bei näherer Erwägung aber ergiebt sich, dass dieselben mit Altersschwäche als solcher Nichts zu thun haben, sondern sich auf altväterliche Einfalt, Beschränktheit, bäuerliche Unbildung im Gegensatze zu der modernen und raffinirten Cultur und Sophistik beziehn, und dass man zu ihrer Ableitung nicht auf ein fabelhaft goldenes Uralter, so populär dessen Bilder zu der Zeit gewesen sein mögen,[197]) zurückzugreifen nöthig hat, sondern nur auf ländliche, bäuerliche Sitten und Culte. So ist das *Κρονίων*

197) Vergl. Welcker a. a. O., besonders aber Bergk, de reliquiis comoediae atticae p. 193 sqq.

ὄζων dem Sokrates in den Mund gelegt, der mit demselben den Strepsiades, bekanntlich überhaupt und ganz besonders in der hier in Rede stehenden Scene den Typus altväterlicher Einfalt und Beschränktheit, Bäuerlichkeit,[198]) verhöhnt und zwar als dieser altfromm meint, den Blitz sende doch offenbar Zeus, Meineidige zu strafen, worauf ihm Sokrates sein:

καὶ πῶς, ὦ μῶρε σὺ καὶ Κρονίων ὄζων καὶ βεκκεσέληνε

an den Kopf wirft, was Droysen ganz gut mit:

Wie, was, o du Narr, altmodischer Kauz, Altweibergeschichtenerzähler

übersetzt hat. Noch charakteristischer ist es, dass das *Κρόνος ὤν* von dem *ἄδικος λόγος* gegen den *δίκαιος* gebraucht wird, bekanntlich der verkörperten neuen und faulen Bildung gegenüber dem Vertreter der alten Einfachheit und Kraft, Einfalt und Bäuerlichkeit. Und nicht minder deutlich ist der Sinn der dritten Stelle in den Wespen, wo es von Bdelykleon, der Parallelfigur des Strepsiades als Repräsentant der guten alten Zeit, heisst, er tanze die Tänze der Thespis und wolle die jetzt aufgeführten Tragödien — im Gegensatze zu den wirklich altmodischen — als *Κρόνοι τραγῳδοί*, d. h. als altmodisches Zeug darthun, wo eine andere Erklärung gar nicht möglich ist. Dass bei diesen Vertretern der guten alten Zeit an eine Ableitung aus dem goldenen Zeitalter und an einen erst durch dieses vermittelten Bezug zum Kronos gar nicht zu denken ist, muss einleuchten, womit natürlich nicht entfernt geläugnet werden soll, dass in anderen Stellen, wie sie Preller in der neuen Bearbeitung seiner Mythologie S. 46 Note 2 anführt, die Ausdrücke *Κρόνιοι* u. s. w. so gut wie *Ἰαπετοί* und *Κόδροι* sich auf Alter und Altersschwäche beziehn; ist ja doch Kronos auch der *γέρων* und *τριγέρων*! Wichtig aber ist es, die in den angeführten Stellen vorhandene Beziehung auf altväterliche Ländlichkeit und Einfalt wohl in's Auge zu fassen und von dieser anderen getrennt zu betrachten.

Und wenn denn nun die Natur der alten Kronosverehrer auf griechischem Boden verdunkelt worden ist und mit ihr die Natur des Gottes selbst, so ist Beides auf italischem Boden im Cultus des Saturnus vollständig erhalten. Es ist mir allerdings wohl bewusst, dass von den

---

198) *ἄγροικος ὤν...... ὄζων τρυγός, τρασιᾶς, ἐρίων περιουσίας*, der seine Ziegen hütet *διφθέραν ἐνημμένος* (Nubb. vs. 47, 50, 72).

Meisten und auch von Welcker die Herbeiziehung des Saturnus zur Aufklärung des griechischen Kronos perhorrescirt wird, dass man alle Zeugnisse für die wirkliche Identität beider Gottheiten eben so bestimmt verwirft wie alle jene Nachrichten, die von einer Übertragung der griechischen Kronien als Saturnalien nach Italien reden. Es ist gewöhnlich geworden, von einer späteren Identificirung des Kronos und Saturnus und von einem Synkretismus ihrer Mythen zu reden, aber es ist nicht gehörig beachtet, dass alle die Züge in den Culten, auf welche es für die Erkenntniss der Natur des Gottes in Griechenland und Italien ankommt,[199]) echt volksthümlich und gewiss alt sind, während die theogonischen Mythen vom Kronos, die seine alte Cultnatur Nichts angehn, dem Saturnus nur ganz äusserlich und in später Mythencombination angedichtet sind. Eben hierin aber liegt ein Fingerzeig, um die Grenze des späten Synkretismus und der alten wirklichen Identität zu erkennen, die eine verschiedene Entwickelung im Einzelnen nicht ausschliesst; und was diese alte Identität anlangt muss ich gestehn, dass ich in allen neueren mythologischen Schriften vergebens nach einem durchschlagenden Argument gegen dieselbe gesucht habe. Ich kann vielmehr auf diesem Punkte mich nur gänzlich mit Buttmann einverstanden erklären, der (Mythol. 2. S. 29) von der Identität von Kronos und Saturnus ausgeht und mehrfach auf dieselbe zurückkommt und der a. a. O. schreibt: »wer den Saturnus vom Kronos trennen will, der trenne nur auch eben so leichtsinnig [dies will ich nicht gesagt haben] den Vulanus, den Mercurius, die Diana, die Minerva von den entsprechenden griechischen Gottheiten, von denen die Namen sie trennen.« Dass aber Saturnus wirklich und ganz unzweifelhaft Gott des Landbaus, dass seine Verehrer Bauern waren, dieses, was Buttmann in Abrede stellen musste, weil er sonst die gleiche Natur des Kronos und seiner Verehrer hätte zugeben müssen, dürfte nach den neuesten Forschungen über Namen und Culte des Saturnus[200]) schwer zu bestreiten sein.

Wenn sich nun in diesen Culten und Cultusspuren, so fragmentarisch und verdunkelt wir sie kennen mögen, dennoch als gemeinsamer

---

199) Ich brauche mich nur auf das zu berufen, was G. Sippel: De cultu Saturni, Marb. 1848. S. 66 f. als Gründe für die spätere Identificirung anführt, es sind eben so viele Zeugnisse für die Identität.

200) Ich verweise auf die treffliche Darstellung Preller's, Röm. Mythol. S. 408 ff.

Erklärungsgrund am einfachsten der Glaube an einen von ländlicher Bevölkerung angebeteten Gott ergiebt, dessen Obhut man die im Frühlinge bestellte Saat empfahl und dem man die Fülle und den Segen der Erndte dankte, so ist daraus die Vorstellung des im goldenen Weltalter herrschenden Kronos so leicht abzuleiten, dass es dazu nicht mehr bedarf als der einfachen Worte Preller's, Mythol. 1. 43 (der ersten Auflage): »als Erndtegott ist er zugleich der Herrscher des goldenen Zeitalters, wo ewige Reife und ewige Erndte war,« denn wenn Kronos herrscht und wo er herrscht ist Reife und Erndte, nur dass man, um die Vorstellung zu erschöpfen, hinzusetzen muss: und wo die Menschen in einfachen, von allen Mängeln und Übeln der Civilisation unbeleckten Zuständen lebten wie die bäuerlichen Verehrer des Kronos und in Freude, Friede und Brüderlichkeit, wie die Herren und Knechte an den Kronien. Denn dass in der That diese beiden Vorstellungen des goldenen Zeitalters, die eine von einer Vorzeit der Unschuld und Einfalt und die andere von einer Zeit der üppigsten Fülle und des mühelosen Genusses sich mit einander verbanden hat am ausführlichsten Bergk in seinen Commentationes de reliquiis comoed. ant. atticae p. 188 sqq. dargelegt und Welcker nicht bestritten; wie aber einerseits nach der Natur seiner Gaben und seiner Feste, andererseits gemäss der Natur seiner Verehrer Kronos zum Repräsentanten und Herrscher dieser geträumten goldenen Zeit werden konnte, dies scheint mir so einfach und leicht begreiflich wie irgend Etwas, und ich glaube, mich für das Natürliche und Naheliegende einer solchen Ideenverbindung und Übertragung auf Welcker selbst und auf das berufen zu dürfen, was er über die Verbindung der Kronien mit der Idee des goldenen Weltalters gesagt hat, nachdem ich gezeigt habe, dass die Art, wie er sich diese Verbindung hergestellt denkt, irrig sei.

Ist nun aber die Ideenverbindung zwischen dem Kronos der ländlichen Culte und Erndtefeste und dem Kronos, Herrscher der goldenen Zeit, so wie ich sie vermittelt denke, richtig, so wird es erlaubt sein, die unter diesem Gesichtspunkte gewichtige Thatsache, dass man allerdings am meisten in Athen, aber keineswegs allein daselbst von dem goldenen Weltalter und seinem Herrscher Kronos erzählte, mit jenen oben (S. 89) bei Seite gelassenen oder zurückgestellten Nachrichten in Verbindung zu bringen, nach denen allerdings ganz besonders in Athen (maxime Athenis, Attius b. Macrob), aber keineswegs in Athen allein

die Kronien gefeiert wurden, und es dürfte hieraus sich eine, vielleicht Manchem unerwartete Stütze für die Glaubwürdigkeit jener Nachrichten ergeben, welche da bezeugen, dass die maxima pars Graium die Kronien gefeiert habe (Attius), dass Saturnaliorum dies apud Graecos etiam festi habentur (Varr. Flacc.), dass die Kronien seien *παρὰ τοῖς Ἕλλησιν ἑορτή* (Schol. Aristoph.) oder eine *ἑορτὴ ἑλληνικοτάτη* (Athen.). — Soviel über die eine, grössere Hälfte der Kronosculte in Griechenland, welche dem Gott in seinem segensreichen Wirken gelten.

Über die andere Hälfte der Culte und über den Mythus, der Kronos als verderblichen Gott schildert, glaube ich mich kurz fassen zu dürfen.

Was zuerst die Culte, nämlich die Menschenopfer anlangt, welche sich bekanntlich auf Rhodos und Kreta beschränkten, so steht zunächst deren Ursprung nicht fest, und man kann nicht sagen, dass sie dem griechischen Kronos und nicht vielmehr dem Kronos genannten Baal-Moloch gegolten haben, ich meine nicht einem mit Baal-Moloch identificirten, schon vorhanden gewesenen griechischen Kronos, sondern pure dem ersteren, der nur hier so gut wie an manchen anderen Orten Kronos genannt wurde. Es ist dies Welcker's Ansicht, der ich nur dies Eine entgegenstellen möchte, dass sie nicht nothwendig die richtige ist, so viel Wahrscheinliches sie auch, besonders deswegen für sich hat weil wir ähnliche Culte des griechischen Kronos auf griechischem Boden nicht finden. Aber erwiesen ist, soviel ich zu sehn vermag trotz dem Allen noch nicht, dass diese rhodischen und kretischen Menschenopferculte dem phönikischen Baal-Moloch-Kronos und nicht dem griechischen Kronos gelten, und als möglich muss ich dies immer noch hinstellen, wobei als nicht unbedeutender Incidenzpunkt in Rücksicht kommt, dass das rhodische Opfer auf den 6. Metageitnion (30. Juli) fiel, also wenigstens annähernd mit dem attischen Kronion am 12. Hekatombäon coincidirte und, worauf es hier besonders ankommt, in der Zeit des grössten Sonnenbrandes begangen wurde. Dass in einer solchen Zeit dem griechischen Kronos, mag er auch als Gott der Reife und Erndte verehrt worden sein, als dem im Sonnenbrande und in der Dürre der Erde furchtbaren Gotte Menschenopfer als Sühnopfer dargebracht worden sein können, und zwar nach griechischer Cultstiftung, das möchte ich nach zahlreichen Analogien anderer griechischer Culte weder unmöglich noch überraschend nennen. Namentlich dürfte hier einerseits auf die Culte des Zeus Lykäos und Laphystios, sicherer Hitze- und Dürre-

götter und auf die Menschenopfer, die Apollon Thargelios als Sühnopfer empfing,[201]) zu verweisen sein und andererseits auf die Menschenopfer, welche dem Dionysos fielen,[202]) da dieser als Gott der vegetativen Fruchtbarkeit und Fülle mit dem Kronos als dem Gotte der Fülle, Reife und des Erndtesegens in Parallele tritt.

Was aber den Mythus von der Kinderverschlingung anlangt, so ist dieser ganz gewiss nicht aus den Menschen- oder Kinderopfern des Kronos abzuleiten, sondern er beruht, wie auch Preller und zwar in der früheren Auflage seiner Mythologie (1. S. 43) besonders klar angedeutet hat, auf der natürlichen Wirkung derselben Kraft des Gottes, welche die Erndte zeitigt, dann aber in dörrendem Sonnenbrande Alles verzehrt, was der Gott mit einer Gattin Erde — denn nur eine solche kann ihm zukommen, und eine solche ist, ganz von der Erklärung ihres Namens abzusehn, begrifflich auch Rhea — erzeugt hat. Nur dass man diesen Mythus von der Kinderverschlingung in seinen Keimen ganz allgemein verstehn und die Substituirung der mythisch-theogonischen Kinder des Kronos als blosse theogonisch-combinatorische Übertragung oder Anwendung betrachten muss. Auf diesem Punkte muss ich der namentlich von Lauer (Syst. d. griech. Mythol. S. 169) entwickelten Ansicht, der übrigens auch Preller zuneigt, entgegentreten, sofern Lauer die Verschlingung der theogonischen Kinder für an sich bedeutend hält, und Preller in der hesiodischen Darstellung das Princip findet, dass das Vollkommenste stets das Letzte und deswegen Zeus der Jüngste sei (Myth. 2. Aufl. 1. S. 47). Dies wage ich als bestimmt irrig zu bezeichnen. Denn erstens giebt die Verschlingung der Kroniden: Hestia, Demeter, Here, Aïdes und Poseidon, wenn wir diese Gottheiten in ihrer Bedeutung fassen, wie Lauer wollte, ein ganz unwahres und unleidliches Bild, und zweitens sind ja diese Gottheiten auf keinem anderen Wege zu Kronos' Kindern geworden als auf demjenigen des combinatorischen Mythus, der sie zu Geschwistern des Zeus machte. Die ganze Entwickelung ist vielmehr unzweifelhaft diese: ursprünglich bedeutsam ist nur, dass Kronos alles Gezeugte wieder verschlingt als Gott des dörrenden, verzehrenden Sonnenbrandes, den Jeder zu würdigen wissen wird, der z. B. die sommerliche oder nachsommer-

201) Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer § 60. 4, 17 ff.; § 68. 11.
202) Hermann, a. a. O. 27. 4.

liche Campagna di Roma kennt; die Kinder des Kronos aber sind ursprünglich entschieden namenlos, die ganze Vegetation; dann entstand der Mythus der Zeus zu Kronos' Sohn machte (von dem nachher), weiter und auf anderem Wege der, welcher die beiden anderen Götter zu Zeus' Brüdern und nach dem auch im Titanenmythus hervortretenden Gesetze des Parallelismus die 3 Göttinen zu seinen Schwestern stempelte; als Zeus' Geschwister wurden nun diese fünf gleichfalls zu Kroniden, und als solche nun erst zu den von dem Vater Verschlungenen. Da sie aber grosse Cultgottheiten waren und als solche fortbestanden, also nicht verschlungen sein konnten, musste der Mythus von Kronos' Entthronung durch Zeus nothwendig auch auf ihre Rettung durch den auf anderem Wege geretteten und in Folge der Verschlingungsgeschichte aus dem Ältesten zum Jüngsten gewordenen Zeus ausgesponnen werden, was durch die Fabel von dem Wiederausbrechen der Kinder sowie des statt des Zeus verschlungenen Steines bewerkstelligt wurde. Dies Alles aber ist einzig und allein theogonische Poësie, blosse nothgedrungene Combination ohne den leisesten Anhalt der Bedeutsamkeit.

Bedeutsam dagegen und eine blosse Consequenz des ersten Bedeutsamen, der ursprünglichen Kinderverschlingung ist es, dass Kronos als Greis erscheint, ein Bild der verlebten Natur, wie Preller (S. 46) wieder richtig sagt, der Natur die im Sonnenbrande kahl und grau und alt geworden ist. Alle weiteren Schilderungen aber des alten, kahlköpfigen, mürrischen vertrockneten Kronos *γέρων* und *τριγέρων* sind Consequenzen und Ausmalungen dieser Anschauung, welche durch die andere Anschauung von der Entthronung durch Zeus, von des Kronos Herrschaft vor der des Zeus also im Uralterthum, wesentlich unterstützt wurde, und in der That so befestigt und popularisirt worden ist, wie es uns Schriftstellen und Kunstwerke beweisen. Dies Alles ist einfach und klar auch ohne weitere Worte; schwierig bleibt nur die eine Frage, auf welchem Wege Kronos zum Vater des Zeus geworden sei, eine Frage, deren Beantwortung wir uns jetzt schliesslich zuwenden, und um derentwillen alles Vorstehende untersucht und ausgesprochen werden musste.

10.

Welcker fasst die Sache kurz wie folgt: »Unvermeidlich war es, sagt er (Götterl. 1. S. 148) dass nach der patronymischen Form Kronion, Kronides statt der blossen Bedeutung oder des Prädicats Kronos mythisch als eine Person aufgefasst wurde.« S. 149 lesen wir: »zu einer Zeit, wo etwa Apollons oder anderer Götter Geburtsfest als das Heiligste gefeiert wurde, durfte der Mythus sich nicht scheuen, auch den Kronos als Vater im eigentlichen Sinne zu fassen, und ihm die grosse Göttin zu vermählen, die wirkliche, alte, hochangesehene Göttin Rhea.« Sodann S. 150: »denkbar ist es, dass die Dichtung im Zusammenhange gestanden habe mit dem Übergang von den Naturgöttern zu den menschenartigen. Denn Zeus, wenn er auch nicht aufgehört hatte, der höchste Gott, oder Gott vor und über allen Naturgöttern zu sein, war doch auch Gott eines Naturreichs; durch jenen Mythus aber erfährt er scheinbar [?] in diesem Bezug eine Umwandlung, indem er unter die Götter dieser neuen Periode nicht als Natur, sondern nur als Person eintrat, eben so wie die aus ihm geborenen Götter.«

Der Vater Kronos also wird aus Kronion hypostasirt. Die Mutter aber ist eine wirkliche Cultgestalt und zwar sie nebst dem Kinde und schon vor dem Mythus, der Kronos zum Vater und zu ihrem Gemahl machte. Dies finden wir weiter ausgeführt im 2. Bande der Welcker'schen Götterlehre S. 216 ff. in dem Capitel: Rhea und das Zeuskind oder der kretische, kretageborene Zeus.

Rhea nämlich ist die phrygische Kybele-Rhea, deren ursprünglicher Name nicht Kybele, sondern Rhea war und auf Kreta auch blieb (S. 221), »dasselbe Wesen, wie die grosse Göttin, Mutter, *Μᾶ*, Mutter der Götter, auch Kybele der Phryger« (S. 218), welche mit ihrem Kinde auf Kreta in Lyktos (S. 216) und an der östlichen Küste in der diktäischen Höhle bei Knossos (S. 218) Cult hatte. Dieser Kybele-Rhea eignet »nach phrygischem Urmythus« ein Kind, welches sie »für sich (de soi) hervorbringt« (S. 220. Note), ohne dass hierbei ein Vater irgendwie in Rücksicht genommen wurde, und demgemäss finden wir »bei der alten idäischen, diktäischen Höhle keine Spur nicht nur von einer Verehrung des Kronos mit der Rhea, oder des Kronos allein, oder der Geschwister des Zeus« (S. 224), vielmehr wurde »die eteokretische, phrygische

Rhea, die Hauptgöttin dieser Lande, der sich die nach Kreta gewanderten Dorier zuwendeten, hier nicht als Gattin des Kronos, sondern für sich mit dem Sohne gefeiert« (S. 227). Und andererseits ist, nachdem Rhea von den Phrygern zu rein genealogischen Zwecken entlehnt und mit dem aus Kronion hypostasirten Kronos verpaart war, mit dieser Entlehnung »kein Cult der Rhea, der Rhea und ihrer Kinder, oder der Rhea und eines Neugeborenen, in einer heiligen Höhle [dies als der Ursprüngliche des Rhea-Kybelecultus nämlich] irgendwo verbunden, sondern es blieb bei der genealogischen Formel« (S. 227).

Das Elternpaar des Zeus also kommt, der Vater durch Hypostase aus Kronion, die Mutter durch genealogische Entlehnung einer wirklichen Muttergöttin mit einem Kinde zu Stande, die Verbindung aber wird bewirkt durch Identification des griechischen Zeus mit dem phrygisch-eteokretischen Kybelekinde. Denn der griechische Zeus ist von dem kretischen ursprünglich »ganz verschieden« (S. 218, 220, 226, 227 u. and. Stellen). Der kretische Zeus, das Rheakind, Atys war »ursprünglich ganz im Allgemeinen Leben, Frühling« (S. 219), und entspricht vielmehr dem Dionysos, der auch mit dem Atys vermischt wird (S. 220); er ist der Gott alles Naturlebens und »von dem obersten Gotte der Griechen so gründlich verschieden, dass wir keinen Anlass haben, den Namen des Zeus auch bei dem kretischen Volksstamme, welcher jenen Naturgott von jeher verehrt hatte, vorauszusetzen, vielmehr annehmen müssen, dass ihm erst die Griechen den Namen ihres höchsten Gottes beilegten, »weil er dort, wo sie sich mit den Eingeborenen einigten, der oberste Gott war« (S. 227). »Das Merkmal des Höchsten gab hier Anlass zur Verschmelzung« (S. 228), und wenn Atys Zeus genannt wurde, »so ist er nur örtlich in die höchste Ordnung gehoben, wie Aristäos-Apollon in Keos auch Zeus hiess« (S. 220). Diese Identification zu vollenden kommt hinzu, dass »Zeus nicht als der Herr der Welt, sondern nur physisch, als Regen aufgefasst, oder Hyes und der phrygische Hyes-Sabazios ganz ähnliche Figuren sind« (das.) »Der Neugeborene der Rhea, der im Wesentlichen als ein Sabazios-Hyes wie in Phrygien zu denken ist, wurde Zeus genannt, da Zeus, blos physisch genommen, mit jenem hinlänglich übereinstimmte« (S. 228).

Diese ganze, hier nur in den Hauptpunkten ausgezogene Combination, geistreich und gelehrt und weit aussehend wie sie sein mag,

und so viel Scheinbares sie, besonders in der Lehre von der Identification des Naturzeus, Regenzeus mit dem Atys haben mag, hangt wie in ihren beiden Angeln in den beiden Behauptungen, dass einerseits Kronos aus Kronion abgeleitet, eine theogonische Fiction, keine Cultgestalt sei, und dass andererseits Rhea wirklich mit der phrygischen Kybele idensisch, dass sie mit dem Zeuskinde aus der phrygischen grossen Mutter mit dem ihr eignenden Atyskinde hervorgewachsen, nicht aber erst später mit der phrygischen Göttin identificirt oder durch Theokrasie vermischt sei. Dies sieht auch Welcker selbst sehr wohl ein, denn 1. S. 149 schreibt er: »Nur weil ihr Name und Cult fremd und dunkel waren, konnte sie (Rhea) mit dem ureinheimischen Kronos verbunden werden.«

Über die Irrigkeit der Welcker'schen Ansichten über Kronos und über dessen reale Cultpersönlichkeit kein Wort mehr. Was aber Rhea und die Frage über ihre ursprüngliche Identität oder ihre spätere Vermischung mit der phrygischen Kybele anlangt, ist Welcker früher anderer Ansicht gewesen als er jetzt ist, indem er in seinem Werke über die Äschylische Trilogie Prometheus S. 200 Folgendes schrieb: »die häufige und ganz gewöhnliche Vermischung der Kureten und Korybanten erklärt sich theils aus der Gemeinschaft des Standes......, theils aber hat sie einen natürlichen und mächtigen Grund in der bei den alten Schriftstellern eben so häufigen Verwirrung der phrygischen und lydischen grossen Mutter mit der kretischen Rhea, welche erst Zoëga in einer meisterhaften Abhandlung[203]) gelöst hat«, was er auf den folgenden Seiten weiter ausführt. Nun kann mir allerdings Nichts auf der Welt ferner liegen, als Welckern aus dieser Umkehr seiner wissenschaftlichen Überzeugung einen Vorwurf zu machen, da ich den Werth des solonischen *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* zu würdigen weiss, und an mir selbst recht gründlich zu erfahren hoffe; allein wo wir einen Mann wie Welcker in dieser Art mit seiner eigenen Forschung und Überzeugung, die er auf anderen Punkten durch sein ganzes Leben so energisch festgehalten hat, im stricten Widerspruche finden, da muss uns dies sehr vorsichtig machen, und wir müssen von dem Welcker von 1859 sehr starke Beweise gegen den Welcker von 1824 verlangen, wenn wir jenem statt diesem und der in der That meisterhaften Ab-

203) Bassirilievi antichi di Roma 1. p. 45 sqq. und 81 sqq.

handlung eines Zoëga folgen und glauben sollen. Und diese starken Beweise eben sind es, die ich in der neuen Ausführung vermisse.

Allerdings finden wir (Götterl. 2. S. 221) die Behauptung oder Annahme, Rhea sei der ursprüngliche Name gewesen,[204]) der auch in Kreta nie durch die spätere Form der phrygischen Kybele verdrängt worden: aber er stützt diese Annahme, auf welche schliesslich Alles ankommt, und durch welche ganz allein die Frage über die ursprüngliche Einerleiheit oder die spätere Theokrasie von Kybele und Rhea entschieden werden kann, auf nichts Anderes und Nichts mehr, als auf den Vers des Apollonios Rhod. Argon. 1. 1139:

ῥόμβῳ καὶ τυπάνῳ Ῥείην Φρύγες ἱλάσκοντο,

ferner auf Lukian de sacrificat. 5. 10 *ὁ Μυγδόνιος σέβει τὴν Ῥέαν* und darauf, dass Sophokles im Philoktet (393) den Chor die *μήτηρ αὐτοῦ Διὸς* als *ὀρεστέρα παμβῶτι Γᾶ* anrufen lässt, womit er allerdings auf die *μήτηρ ὀρείη* d. i. die Kybele, die troisch-phrygische Göttin anspielt. Aber diese Stellen können absolut Nichts beweisen, da sich die sophokleïsche durch die Annahme der bereits — und zwar bereits seit lange — vollzogenen Theokrasie vollkommen erklärt, und da der Name Rhea in den beiden anderen Stellen ungenauer Ausdruck ist, desselben Schlages wie in der Opposition des Demetrios von Skepsis gegen Euripides bei Strab. 10. p. 472. 20, die auch Welcker anführt: Rhea sei nicht in Kreta, sondern nur in Phrygien und Troas verehrt worden, wer anders rede, der spreche mythologisch, nicht historisch. Hier meint Demetrios, wie dies auch Welcker in seiner Trilogie S. 204 ganz klar und richtig beleuchtet, Kybele, die Euripides in den Bakchen (vs. 59, 75, 103) wirklich mit Rhea confundirt, und deren Namen er mit dem der Rhea promiscue gebraucht, und er kann nur Kybele meinen, da ihm der Rheadienst und die Rheasage auf Kreta unmöglich unbekannt sein konnte, und, wie aus den Worten selbst hervorgeht, sehr wohl bekannt war. Er opponirt also gegen die Vermischung von Kybele und Rhea und wenn wir nun gleichwohl im Texte Strabon's den verkehrten Namen Rhea statt Kybele finden, so ist zunächst an eine momentane Gedankenlosigkeit Strabon's beim Excerpiren zu denken. Denn, so geläufig vermöge der Theokrasie der Name Rhea für Kybele geworden ist, reden genaue

---

204) Über seine Ableitung vergl. Preller, Griech. Mythol. 2. Aufl. 1. S. 502. Note 3. Welcker's Annahme, der Name stamme aus *ἔρα* mit Lautverschiebung (Götterl. 2. S. 116) scheint mir nicht sehr plausibel, viel eher möchte ich Preller's Vorschlag folgen.

Schriftsteller, da wo sie von der phrygischen Göttin sprechen, nie von Rhea, sondern setzen die anderen, d. h. die wirklichen asiatischen Namen. So berichtet Herodot (5. 102), die einheimische Göttin von Sardes sei Kybele (nicht Rhea); ebenso Strabon (10. p. 469. 12), die Berekynten, ein phrygischer Stamm, verehrten Rhea, d. h. die mit der griechischen vermischte Göttin, und sie nennen sie, nicht etwa Rhea, sondern: *μητέρα θεῶν καὶ Ἄγδιστιν καὶ Φρυγίαν θεὸν μεγάλην ..... καὶ Ἰδαίαν καὶ Δινδυμήνην καὶ Σιπυλήνην καὶ Πεσσινουντίδα καὶ Κυβέλην* [*καὶ Κυβήβην* Meineke]. Ebenso p. 470. 15, wo er von der Vermischung des Dionysischen mit dem Phrygischen spricht, sagt er wiederum von den Phrygern, sie nannten Rhea: Kybele, Kybebe, Dindymene, aber nicht Rhea; und in Kyzikos kennt er (1. p. 45) wohl: die *μήτηρ Ἰδαία,* (12. p. 575. 11) die *μήτηρ Δινδυμήνη,* (13. p. 589. 17) *μητρὸς θεῶν ἱερὸν ἅγιον Τηρείης ἐπικαλούμενον*, nirgend aber Rhea; und auch Pausanias, wo er (8. 47. 4) über Kyzikos und Prokonnessos berichtet, sagt: *ἄγαλμα Μητρὸς Δινδυμήνης* aber nicht Rhea's; ebenso spricht er bei Pessinus (1. 4. 5) von *Ἄγδιστις,* bei der Steunoshöhle (10. 32. 3) von *Μητρὸς ἱερὸν* und *ἄγαλμα* aber nimmer von Rhea. Und ganz gleicherweise wird von keinem der bei Zoëga (a. a. O. S. 83. 6) angeführten Schriftsteller, die von dem Cult von Berekyntos handeln, die Göttin Rhea genannt, und Gleiches gilt wiederum von den Culten auf Sipylon (Zoëga a. a. O. 7) und von den sonstigen asiatischen Culten. Und demnach stellt sich die Sache so, dass allerdings von nicht wenigen griechischen Schriftstellern, von Eumelos an[205]) Rhea, die griechische, theogonische Mutter des Zeus Kybele, oder Bergmutter, auch Dindymene genannt wird, von keinem aber ausser von den zwei von Welcker angeführten, unter diesen Umständen am allerwenigsten schwer wiegenden, die asiatische Göttin, unter so mancherlei Namen sie immer auftreten mag, Rhea, ein deutlicher und entscheidender Beweis allein schon dies, um von alle dem Anderen, was Zoëga mit eben so grossem Scharfsinn wie umfassender Gelehrsamkeit geltend gemacht hat, abzusehn, dass wir es wirklich mit Synkretismus und Theokrasie zweier getrennten Gestalten, und nicht mit ursprünglicher Einheit bei nur scheinbarer Verschiedenheit zu thun haben, und dass der Name der asiatischen, phrygisch-troischen Göttin nicht ursprünglich Rhea gewesen sei, wie Welcker annimmt und worauf

205) Schol. Il. 6. 130, Gerhard, Griech. Mythol. § 144. 3, Zoëga a. a. O. S. 88. 16 ff.

er seine ganze Combination baut und bauen muss, wie er dies selbst anerkennt in den bereits angezogenen Worten: »nur weil ihr Name und Cultus fremd und dunkel waren, konnte sie mit dem ureinheimischen Kronos verbunden werden.«[206]) Fällt aber dieser Grund, auf welchem das ganze Gebäude ruht, so können wir für unsere Zwecke ein näheres Eingehn auf die Lehren Welcker's über den »phrygischen Urmythus« von der Mutter mit ihrem Sohne, der nach ihm durch semitische Einflüsse getrübt worden wäre, entbehren. Denn, sind Kronos und Rhea nicht auf dem Wege, den Welcker annimmt, zu Gatten und zum Elternpaar des Zeus geworden, so kann auch nicht jene Identification des Zeus mit dem, ursprünglich ganz im Allgemeinen Leben, Frühling bedeutenden Sohne der phrygischen Göttermutter stattgefunden haben, die Welcker lehrt. Und weiter folglich kann auch der Mythus von der Geburt, dem Geborenwerden des Zeus nicht ursprünglich an Rhea haften, was allein schon daraus hervorgeht, dass er in diesem Falle und so wie Welcker sich die Sache denkt, hundertmal für einmal Sohn Rhea's heissen müsste.[207]) Und wenn sich nun die Sache so stellt, dass Kronos, den Welcker als blosse theogonisch-genealogische Fiction und Abstraction betrachtet, eine wirkliche Cultgestalt ist, so kann im Gegensatze hierzu Rhea nicht die wirkliche Göttin benachbarter Stämme, sondern grade sie muss eine ausgedachte theogonische Potenz sein wie Leto, Maias u. A., die Welcker 1. S. 148 ablehnend vergleicht, und folglich haben wir uns den ganzen Geburtsmythus des Zeus anders zu erklären, haben wir zu versuchen uns die Hergänge bei dessen Entstehung anders vorstellig zu machen als Welcker sie dargestellt hat.

Dieses beziehe ich aber nicht auf das Grundmotiv des Mythus, dass Zeus überhaupt zu einem Geborenen geworden ist, vielmehr glaube ich, wie ich dies auch schon oben (S. 24) ausgesprochen habe, dass Welcker eben dies Grundmotiv als solches vollkommen aufgedeckt hat, indem er an das Geborensein und die Geburtsfeste der anderen Götter als das Heiligste in ihrem Cultus erinnert. So gut wie alle Götter zuerst ewige,

---

206) Dass auch Preller, griech. Mythol. 2. Aufl. S. 47 und S. 502 ff. Rhea für nicht reingriechisch erklärt, sondern sie aus der kleinasiatischen Bergmutter und Kybele ableitet, hat mich wohl bedenklich gemacht, aber kann mir die Überzeugung von der Richtigkeit meiner Ansicht nicht rauben.

207) Vergl. oben S. 62, wo nach Welcker bemerkt ist, dass Homer Zeus nie Sohn Rhea's nennt.

ἀειγενεταί sind und dann zu geborenen wurden und Eltern erhielten, so gut musste dies bei Zeus geschehn, wenn nicht in die Grundanschauungen der Religion, in ihre Ideen von den Göttern und von ihrem Wesen ein nimmer erträglicher Zwiespalt kommen sollte, wozu dann noch die Thatsache kommt, dass »Genealogien aufwärts die Würde erheben und erklären sollen, anstatt das Wesen der Person als minder umfassend darzustellen«, wie Welcker abermals mit der klarsten Einsicht schreibt (1. S. 142). Im Grundprincip also kann ich mich Welckern durchaus anschliessen, es kommt nur auf dessen Anwendung und Consequenzen an. Und hier glaube ich macht die Geburtssage des Apollon und des Hermes vollends Alles klar. Denn, so wenig Zeus von Anfang an Kronos' und Rhea's Sohn war, grade so wenig war Apollon von Anfang an und in seinen mannigfaltigen ältesten Culten Sohn des Zeus und der Leto, Hermes derjenige des Zeus und der Maias, man nannte vielmehr für Beide weder Vater noch Mutter. So gut aber Apollon und Hermes zu Söhnen des Zeus geworden sind, und zwar dem Prinzip nach auch auf demselben Wege ist Zeus zum Sohne des Kronos geworden. Als das mythologische Bedürfniss eingetreten war, diese Götter als geboren zu fassen, da suchte man ihnen Väter; da machte man, und zwar zunächst örtlich, Apollon den Gott des himmlischen Tageslichts, den Helios-Apollon, wie ihn Welcker wenigstens begrifflich, wenn auch schwerlich mythologisch richtig nennt, zum Sohne des lichten Himmels und einer erfundenen Mutter, bedeute diese, Leto, nun Nacht oder was sonst; den Hermes als Gott der Wolken und als solcher im Regen Vermittler des Himmels und der Erde, der Ober- und Unterwelt und Ausrichter, διάκτορος des Himmels, zum Sohne des Wolkenhimmels des Ζεὺς κελαινεφὴς noch mehr als νεφεληγερέτης, und einer abermals erfundenen Muttergöttin, Maia oder Maias, die wohl nicht mehr als dies ist.[208]) Und so wie in diesen beiden Fällen der Vater wirkliche Cultgestalt ist, während die Mütter

208) So auch Lauer, System d. griech. Mythol. S. 221 und Preller griech. Mythol. 2. Aufl. 1. S. 298; Welcker, Götterl, 1. S. 344 widerspricht, der Form *Μαιὰς* wegen; dies jedoch ist nicht stichhaltig, da *Μαιὰς* nur die Individualform neben dem Appellativum μαῖα aus μᾶ sein kann; der einzige Grund, den man mit Recht gegen diese Ansicht geltend machen kann ist, dass Hermes *Μαιαδεὺς* und *Μαιάδης* heisst, was auf eine prägnante Bedeutung des mütterlichen Namens hinweist; da aber dieser Name Maiadeus auch nicht in ältester Poësie und nicht vor Hipponax, vielmehr nur bei diesem vorkommt, so ist es schwerlich gewagt, hier ein Misverständniss oder ein Nichtverstehen der Bedeutung anzunehmen.

nur fictiv, theogonisch gedichtet sind, und deswegen auch nur in dem theogonischen Mythus, in Beziehung auf die Geburt der Kinder und in dem was mit dieser nothwendig zusammenhangt lebendig, im Cult nur der Kinder wegen berücksichtigt sind: grade so ist auch, wie ich gezeigt habe, der Vater des Zeus eine wirkliche Cultgestalt, und scheint die Mutter Rhea eine theogonische Fiction, die in Allem was wir von ihrem Mythus und von ihrem Cultus wissen, mit Leto ganz auf einer und derselben Stufe steht.

Es bleibt uns nun nur noch die Beantwortung der Frage übrig, wie kommt Zeus zu den Eltern, oder speciell, wie kommt er zu dem Vater, Kronos, den die Theogonie ihm giebt?

Hier könnte man sich versucht fühlen die Lösung aus dem Begriffe des Kronos, nicht sowohl als Herrscher der goldenen Zeit, wie ihn Buttmann nicht zum besten fasste, als vielmehr als Vertreter der Urzeit, der titanischen Zeit und als Vertreter einer obsolet gewordenen Cultur und Religion abzuleiten. Welcker selbst deutet einen derartigen Gedanken wenigstens im Vorübergehn an, wenn er 1. S. 148 schreibt: »es ist möglich, dass die Idee des Kronos als Urzeit, Frühling aller Zeiten, dem Glauben an eine dem Zeus vorangegangene Dynastie zu Hilfe gekommen ist,« allein mit Recht bemerkt er das. S. 156 »die Dichtung von den Weltaltern steht in keinem inneren Zusammenhange weder mit dem Götterkampfe noch mit Zeus und der Religion überhaupt, und ist nicht durch sie entsprungen.« Auch ist unerweislich, dass die Dichtung von den Weltaltern älter oder auch nur so alt sei, wie der Geburtsmythus des Zeus. Aber auch aus dem Mythus vom Titanenkampfe, in welchem Kronos als das Haupt der gestürzten Dynastie erscheint, kann man die Vaterschaft des Kronos deswegen nicht ableiten, weil keine Spur vorhanden ist, dass Kronos vor dem fertigen theogonischen Mythus oberster Gott, Haupt einer Götterdynastie gewesen ist, wozu er vielmehr erst als Vater des Zeus und in Folge des Titanenmythus geworden zu sein scheint, so dass wahrscheinlich der Geburtsmythus des Zeus und die Vaterschaft des Kronos älter ist, als der Titanenmythus, und diesen wenn auch nicht in seinem Wesen, so doch in seiner Form bestimmt hat.

Überdies haben wir uns daran zu halten, dass der Mythus von Zeus' Geburt ein kretischer, von Kreta ausgegangen ist, wo vollends keine Spur einer solchen Dynastenstellung des Kronos vorhanden ist noch auch davon, dass von hier der Mythus vom Titanenkampfe in sei-

ner Idee ausgegangen wäre. Folglich müssen wir die Erklärung im kretischen Zeuscult suchen, und es wird sich hauptsächlich darum handeln, ob sich darthun lässt, dass der kretische Zeus so aufgefasst worden ist, dass er zum Sohne des Kronos als des Gottes der Fülle und der Reife, der tellurischen Fruchtbarkeit gedichtet, dass dem Zeus in einem solchen Gotte ein Vater gesetzt werden konnte.

Grosse Theile dieser Untersuchung hat schon Welcker vorweg genommen und Manches von dem, worauf es ankommt, so bestimmt und klar ausgesprochen, dass ich seine eigenen Resultate in dieser gegen ihn gerichteten Darstellung verwenden kann. Vor allen Dingen ist der Satz richtig, dass sich der Geburtsmythus an Zeus als einen in der Natur, und zwar auf dem Gebiete vegetativer Fruchtbarkeit als Hyes waltenden Gott anknüpft, der sich sachlich vollkommen mit Hyes-Sabazios und mit Dionysos vergleichen lässt, und den Welcker wiederholt als Gott des Naturlebens bezeichnet. Nur durfte er diesen nicht, wie er es doch mit so gar gewaltigem Nachdruck thut, von dem Zeus der Griechen als schlechthin verschieden, grundverschieden hinstellen; denn grundverschieden ist dieser kretische Zeus wohl von dem homerischen, poëtisch national gesteigerten und abgeklärten Herrscher und Vater der Götter und Menschen, aber durchaus nicht von dem Zeus vieler örtlichen Naturculte in anderen Gegenden Griechenlands,[209]) namentlich nicht von dem, der mit einer Gattin Erde, sie heisse Gäa, Dione, Here, Demeter oder wie immer sonst verpaart, mit dieser im warmen Frühlingsregen alles Blühen und Gedeihen der Natur zeugt, nicht schafft. Nur in sofern kann man den kretischen Zeus des Naturlebens von dem mit der Erdgöttin zeugenden anderer Culte verschieden nennen, als er in Kreta noch stricter, als in anderen Culten an das Gebiet des Naturlebens der Erde gebunden erscheint, und zwar bis zu dem Grade, dass er, wie Dionysos, mit dem Leben der Natur auch absterbend gedacht, dass sein Grab wie das des Zagreus-Dionysos gefeiert werden konnte. Aber auch darin hat Welcker Unrecht, dass er 2. S. 217 behauptet, in Kreta selbst oder in Beziehung auf Kreta und den kretischen Zeus sei sonst niemals von mehr als dem Kinde und dann auch von dem Grabe

209) Es genügt auf das hinzuweisen, was über Naturculte des Zeus bei Welcker Götterl. 2. S. 193 ff. unter der Überschrift: einzelne Bezüge des Zeus zusammengestellt ist, obwohl sich das hier Gesagte noch vermehren liesse; vergl. Lauer a. a. O. S. 196 ff., wo freilich Vieles und manches Verkehrte durcheinander steht.

die Rede, vielmehr erscheint der kretische Zeus demjenigen anderer Localculte auch darin verwandt, dass er, wie jene, eine Gattin Erde hat, die Hellotis Europe nämlich, mit der er in Stier- d. h. in Flussgestalt zeugt, und die mit Sonne und Mond und dergleichen nicht das Entfernteste zu thun hat, sondern, was ich freilich erst in einer eigenen Abhandlung nachweisen kann, eine so sichere Erdgöttin ist wie irgend eine der mit Zeus gepaarten Göttinen,[210]) sie mögen Gäa, Dione, Here, Demeter oder Io heissen, denn auch diese gehört in diesen Kreis. Auch darf man den Zeussohn Minos, und die Gestalt des Zeus, der mit diesem in geheimer Grotte die ennaëterischen Zusammenkünfte hat, und ihm die Gesetze verleiht, durch welche Kreta regiert wird, wie Sparta durch die Rhetra des delphischen Apollon, nicht so ganz und gar aus den Augen verlieren wie es Welcker thut, wenn er sagt, bei dem kretischen Zeus sei nur von der Geburt und dem Grabe die Rede.

Allerdings aber kommt es für unseren Zweck hierauf kaum, dagegen wesentlich darauf an, dass der kretische Zeus in eminenter Weise Gott des Naturlebens, der vegetativen Fruchtbarkeit sei. Einen solchen Gott als ewigen, nicht geborenen und unendlichen hinzustellen ist nicht allein fernliegend, sondern würde gradezu unnatürlich sein, um so mehr, je naturgemässer mit der auflebenden Natur des Frühlings sich der Begriff der Jugend, eines jugendlichen Gottes derselben, so gut wie mit

210) Schwenck sagt in seiner Griech. Mythologie S. 56 unter Anderem: »Zeus ward auf Kreta als Stier verehrt, nämlich als Urheber der Fruchtbarkeit, welche der Himmelskönig durch Witterung, insbesondere durch Regen giebt.« »Deshalb zeugt er als kretischer Stier mit der kretischen Göttin Europe, seiner Gattin.« »So wie Zeus mit Here zeugt im Lenze, wenn der Kukkuk ruft, so zeugt er in Kreta mit Europe als krokoshauchender Stier ebenfalls im Lenz, denn das Blühen der Natur ist diese Zeugung.« Alles dies ist vollkommen richtig und wird auch noch dadurch bestätigt, dass in der Münze von Gortys in Mionnet's Empreintes No. 688 auf dem Scepter der Europe, wie auf demjenigen der polykleitischen Here in Argos, der Kukkuk sitzt, das Symbol des *ἱερὸς γάμος* im Frühling. Dass gleichwohl Europe, richtiger Hellotis Europe, denn Hellotis ist ihr Cult-, Europe wie bei Demeter nur ihr Beiname (Steph. Byz. *πρότερον γὰρ ἐκαλεῖτο Ἑλλωτὶς* [Grotys nämlich], *οὕτω γὰρ παρὰ Κρῆσιν* [auch in anderen Städten z. B. Knossos] *Εὐρώπη*), für Schwenck Himmelsgöttin wie bei Anderen Mondgöttin ist, gehört mit zu der unbegreiflichen Verblendung derer, welche nicht begreifen können, was doch Welcker in Beziehung auf Here so sonnenklar gemacht hat, dass der himmlische Zeus im Frühlingsregen nicht den Himmel (oder gar den Mond!) befruchten, nicht mit dem Himmel oder dem Mond Blumen und Kräuter, Gras und Getraide erzeugen kann, sondern einzig und allein mit der Erde. Doch dies nur beiläufig; Europe und die eben so verkannte Io behalte ich mir eigens zu behandeln vor.

der herbstlich absterbenden Natur sich der Begriff des Alters, eines alternden, endlich leidenden und gestorbenen, begrabenen Gottes eben dieser Natur verbindet. War nun Zeus auf Kreta wesentlich ein solcher Gott des Naturlebens, der jung auflebenden und der alternd absterbenden Natur wie Dionysos, so war ein Mythus von seiner Geburt so gut wie unvermeidlich. Und nun scheint mir auch der Rest, nämlich die Verknüpfung dieses Mythus mit Kronos nicht mehr fern zu liegen, sofern auch dieser ein Gott ähnlicher Geltung war, bei dem aber im Namen wie im Wesen von allem Anfang an keine Jugend, kein Aufblühn, sondern die Reife, die Vollendung und das Alter betont wurde. Aber eben weil bei Kronos in seinem Sondermythus und Cultus nicht sowohl das Erzeugen als das Reifen der Natur hervorgehoben war, musste ihm, wenn er ein Vater werden sollte, eine fingirte, und zu genealogischem Zwecke herangezogene Gattin, dem Begriffe nach eine Mutter Erde gegeben werden, so gut wie Kronos dem Begriffe nach Gott des Himmels ist. Deshalb heisst Zeus in älterer Theologie auch Uranide und spätere Theologen geben ihm den Äther, den Himmel zum Vater, ohne damit thatsächlich etwas Neues zu sagen, obwohl sie, in der Deutung des Kronos als Chronos befangen, allerdings etwas Neues zu sagen meinen durften. Dass die Alten und nicht wenige der Neueren dem Hitze- und Dörrgott Kronos gegenüber die Mutter Gäa-Rhea zu einer Göttin des Fliessens und der Feuchte gestempelt haben, ist unbestreitbar sinnig, namentlich dem Mythus von der Kinderverschlingung gegenüber, insofern Kronos, der mit der Göttin der Feuchte vereinigt zeugerisch fruchtbar auftritt, von derselben getrennt, ihr entgegenwirkend das Gezeugte im Sonnenbrande wieder verzehrt. Aber mag dies fehl gehn, mag selbst Rhea's Namen dunkel bleiben — und dass er durchaus befriedigend erklärt sei wird man wohl kaum sagen dürfen — wie ja auch nach dem Urteil der Linguisten Leto's Name, den man zu verstehen glaubte, dunkel ist,[211]) dies Alles ändert an der Hauptsache, an dem Princip des Mythus von Zeus' Geburt Nichts, und auch daran Nichts, dass dieser wie derjenige des Apollon und Hermes sich an den Vater und nicht an die Mutter knüpft.

---

211) Vergl. G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie 1. S. 96.

LOCKE'S LEHRE
VON DER MENSCHLICHEN ERKENNTNISS

IN VERGLEICHUNG

MIT LEIBNIZ'S KRITIK DERSELBEN

DARGESTELLT

VON

G. HARTENSTEIN.

Der Verschiedenheit der Ansicht über den Ursprung der menschlichen Vorstellungen und Begriffe ist nicht erst seit Kant eine über die Grenzen der Psychologie hinausgreifende Bedeutung beigelegt worden. Nachdem jedoch Kant für die »Geschichte der reinen Vernunft« allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt hatte, auf welche sich die wesentliche Verschiedenheit der metaphysischen Versuche sollte zurückführen lassen, von denen der eine eben die Verschiedenheit der Ansichten über den Ursprung der Begriffe als Unterscheidungsmerkmal hervorhob,[1]) sind neben Aristoteles und Plato Locke und Leibniz vorzugsweise als Repräsentanten zweier ganz verschiedener philosophischer Denkweisen angesehen und der Gegensatz der psychologischen Ansicht über den Ursprung der Begriffe, ob sie aus der Erfahrung entlehnt oder angeboren seien, nicht nur für ein Merkmal, sondern auch für den Grund der divergirenden Richtungen dieser Denker, ja der metaphysischen Lehrmeinungen überhaupt gehalten worden. Während jedoch bei Leibniz vorzugsweise dessen Metaphysik die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, sind die Untersuchungen Locke's über die menschliche Erkenntniss vorzugsweise von Seiten der in ihnen niedergelegten psychologischen Erörterungen ins Auge gefasst worden, und die Bedeutung des ihm im Gegensatze zu Leibniz beigelegten Empirismus und Sensualismus für die Metaphysik erschien als so geringfügig, dass man auch da, wo man dem absoluten Idealismus der nachkantischen Philosophie in Deutschland nicht huldigte, ihn höchstens als einen Vertreter des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes hat gelten lassen. Dieses Urtheil hat sich in neuester Zeit zum Theil dahin modificirt, dass man die grosse Bedeutung Locke's nicht blos für seine Zeit, sondern für die Geschichte der Philosophie überhaupt wieder bereitwillig anerkannt hat. Drobisch hat

1) Kant, Krit. d. rein. Vern. (Werke herausg. von Hartenstein) Bd. II, S. 634.

ihn mit Recht als den »Vorläufer Kant's« bezeichnet; Charles de Rémusat hebt in einem lesenswerthen Aufsatze über ihn hervor,[2]) dass er, obgleich keines seiner Werke den Stempel des Genies trägt, obgleich ihnen der Glanz der Einbildungskraft, der Schwung der Leidenschaft, überhaupt alles Blendende, Aufregende, Fortreissende fehlt, obgleich seine Darstellung, wenn auch nicht nachlässig, doch oft bequem und weitschweifig ist, obgleich er das Nachdenken weit mehr anregt, als befriedigt, doch wenigstens in Frankreich und England ein Jahrhundert mit seiner Denkweise beherrscht hat. Der Grund davon liegt nicht blos in der leichten Zugänglichkeit seiner Lehre; sein Werk ist immer noch trocken und ernsthaft genug, um flüchtige oder nach glänzenden Resultaten mehr, als nach gründlichen Untersuchungen begierige Leser zu ermüden und abzuschrecken; — sondern vor Allem in seiner Unbefangenheit, seiner Ehrlichkeit und aufrichtigen Wahrheitsliebe, in der Entschlossenheit, mit welcher er althergebrachte Lehrmeinungen seiner Kritik unterwirft, in dem Muthe, auf die Einbildung einer Einsicht, die keine ist, lieber Verzicht zu leisten, als sich und Andere durch unbegründete Sätze in wissenschaftliche Selbsttäuschungen verstricken zu lassen. Diese Eigenschaften theilt er mit allen wirklich grossen Denkern, vor Allem mit Kant; und durch diese Eigenschaften hat er ein Jahrhundert beherrscht, welches nicht durchaus so frivol war, als man häufig gemeint hat, und für dessen Frivolitäten wenigstens er selbst nicht verantwortlich ist.

Jedenfalls haben seine Untersuchungen bei seinem grossen Zeitgenossen Leibniz, dem Niemand eine Hinneigung zu den Leichtfertigkeiten einer späteren Zeit Schuld geben wird, eine Aufmerksamkeit erregt, die es diesem der Mühe werth erscheinen liess, ihnen eine Arbeit, die *nouveaux essais sur l'entendement humain* zu widmen, die neben der Theodicee die ausführlichste unter allen seinen philosophischen Schriften ist. An ein Werk, welches ihm unbedeutend erschienen wäre, würde Leibniz schwerlich diese speziell eingehende Sorgfalt gewendet haben; an der blossen Polemik als solcher hatte er keine Freude, und wie häufig

2) Drobisch »über Locke den Vorläufer Kant's« in d. Zeitschr. für exacte Philos. Bd. II, S. 1. — Charl. de Rémusat, *Locke, sa vie et ses oeuvres.* (*Revue de deux mondes* 1859. *T.* 23.) Auch Schärer in seiner Schrift: »J. Locke, seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung« (Leipz. 1860) sagt S. 77: »Locke gehört unstreitig zu den Philosophen ersten Rangs.«

auch Locke's Buch ihm lediglich als Anknüpfungspunkt für die Darlegung seiner eigenen Ansichten dient, ohne eine Uebereinstimmung in sehr wichtigen Punkten würde er schwerlich Veranlassung genommen haben, die Darlegung seiner eigenen Gedanken gerade an das Locke'sche Werk anzuknüpfen. Seine Kritik ist, auch wo er wirklich polemisirt, durchaus im Tone der Achtung gehalten; sie verräth nur in seltenen Fällen einen Anflug einer lebhafteren Erregung, und ein starker Beweis seiner Hochachtung liegt überdies darin, dass er die Veröffentlichung seiner im J. 1704 entstandenen *nouveaux essais* unterliess, weil Locke unterdessen gestorben war.[3])

Indem nun der Versuch gemacht werden soll, dem Verhältniss zwischen der Locke'schen und Leibnizischen Theorie der Erkenntniss, d. h. ihrer Lehre über die Grundlagen, Methoden und Grenzen derselben eine spezielle Erörterung zu widmen, scheint es zweckmässig erst die Lehre Locke's im Zusammenhange vor Augen zu legen, um an ihr die Vergleichungspunkte sowohl für die zustimmenden als für die abweichenden Erörterungen Leibniz's zu gewinnen. Diese Untersuchung erscheint insofern nicht als überflüssig, als die Darstellungen des Lehrbegriffs beider Denker ihren Gegensatz in Beziehung auf die Theorie der Erkenntniss gewöhnlich grösser erscheinen lassen, als er sich bei einem eingehenden Studium ihrer Schriften zeigt und überdies die gewöhnliche Schätzung Locken Leibniz gegenüber eine so untergeordnete Stellung anweist, dass es der Mühe werth ist, die Ausgangspunkte, die Richtung und den Erfolg der Leibnizischen Polemik gegen ihn, sofern eine solche wirklich vorhanden ist, einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Da es dabei nicht blos auf allgemeine Umrisse, sondern auf das Einzelne ankommt, so mag es erlaubt sein, in der Mittheilung der Belegstellen nicht allzu sparsam zu sein, um so mehr, als die Anführung der eigenen Worte beider Denker nicht selten als eine weitere Ausführung des im Texte Gesagten wird angesehen werden können.

---

3) *Mr. Hugony*, schreibt Leibniz an *Rémond de Montmort* unter dem 14. März 1714, *a vu mes reflexions assez étendues sur l'ouvrage de Mr. Locke. Mais je me suis dégouté de publier des réfutations des auteurs morts, quoiqu'elles dussent paraitre durant leur vie et être communiquées à eux mêmes.*)

I.

Die Ueberzeugung, dass die Untersuchung des Erkenntnissvermögens nothwendig sei, um die Grenzen zwischen dem dem Menschen erreichbaren und dem ihm unerreichbaren, dem wahren und dem eingebildeten Wissen zu ziehen und somit den Grund und Boden für jede auf die metaphysische Erkenntniss der Welt gerichtete Untersuchung abzustecken, spricht Locke im Eingange seines Werkes mit derselben Bestimmtheit aus, wie Kant in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft. Die Veranlassung seines Nachdenkens über diesen Gegenstand waren Gespräche zwischen ihm und seinen Freunden über Fragen, die zunächst mit der Frage nach dem Ursprunge und den Grenzen der Erkenntniss nichts gemein hatten; aber die Schwierigkeiten, in die sie sich verwickelten, ohne sie lösen zu können, liessen in Locke den Gedanken entstehen, dass sie überhaupt mit der ganzen Discussion auf einem falschen Wege seien, und dass, bevor man sich auf dergleichen Fragen einlasse, man erst die Fähigkeit zu erkennen untersuchen müsse, um zu bestimmen, was innerhalb und was ausserhalb derselben liege.[4]) Die Möglichkeit des Erfolgs einer solchen Untersuchung setzt er voraus, obgleich er ihre Schwierigkeiten nicht verkennt; denn da das Erkenntnissvermögen dem Auge gleiche, welches uns die Dinge sichtbar mache ohne sich selbst zu sehen, so gehöre Kunst und Anstrengung dazu, es in eine gewisse Entfernung zu rücken und selbst zum Gegenstande der Betrachtung zu machen.[5]) Die Aufgabe, die er sich stellt, ist den Ursprung, die Gewissheit und den Umfang der menschlichen Erkenntniss, so wie die Gründe und Grade des Glaubens, der Meinung und des Fürwahrhaltens zu untersuchen, die bei den Menschen in Beziehung auf die verschiede-

---

4) Locke *Ess. concern. hum. understand.* (17 *edit. London* 1775) *Epistle to the reader* (*p.* 2): *After we had a while puzzled ourselves, without coming any nearer a resolution of those doubts which perplexed us, it came into my thoughts, that we took a wrong course, and that before we set ourselves upon enquiries of that nature, it was necessary to examine our own abilities and see what objects our understandings were, or were not, fitted to deel with.* Die Introduction vor dem 1. Buch spricht jedoch § 1 nicht gerade von der Nothwendigkeit, sondern blos von der Nützlichkeit einer solchen Untersuchung.

5) a. a. O. *Introduct.* § 1 (*p.* 1).



nen Objecte der Erkenntniss sich vorfinden; und er thut dabei von vorn herein Verzicht auf eine physikalische oder metaphysische Untersuchung des Wesens der Seele; er hält es für seinen Zweck für ausreichend, die verschiedenen Vermögen der Erkenntniss, die sich in dem Menschen vereinigt finden, in so fern zu untersuchen, als sie ihre Thätigkeit in Beziehung auf die der menschlichen Auffassung sich darbietenden Objecte der Erkenntniss ausüben, und so in einfach historischer Weise darzulegen, durch welche Mittel der Mensch zu den Vorstellungen, die er über die Dinge thatsächlich hat, gelange, und darnach die Grenzlinie zwischen gewisser Erkenntniss und den über die Dinge herrschenden Meinungen zu bestimmen; Meinungen, die so verschiedenartig, zum Theil einander so entgegengesetzt seien und doch so zärtlich gehegt oder so leidenschaftlich vertheidigt und bestritten werden, dass man vermuthen möchte, entweder es gebe überhaupt keine Wahrheit, oder dem Menschen stehe wenigstens kein Mittel zu Gebote sich ihrer zu versichern.[6]) Es ist also eine empirische Analyse des menschlichen Vorstellungs- und Gedankenkreises, von welcher Locke die Entscheidung über Wahrheit und Irrthum, Wissen und Meinen erwartet und ganz in ähnlicher Weise, wie Kant das Endresultat der Kritik der reinen Vernunft ausspricht, deutet Locke sogleich im Eingange seines Werks an, dass, obwohl eine solche Untersuchung den Skepticismus zurückzuweisen und der Faulheit im Denken ihre Vorwände zu nehmen im Stande sei, doch durch sie alle unfruchtbaren Streitigkeiten über Fragen, deren Beantwortung ausserhalb der menschlichen Erkenntniss liege, abgeschnitten werden.[7]) Wenn

---

6) a. a. O. § 2 *This being my purpose, to enquire into the original, certainty and extent of human knowledge, together with the grounds and degrees of belief, opinion and assent, I shall not at present meddle with the physical constitution of our mind, or trouble myself to examine, wherein its essence consists. . . . It shall suffice to my present purpose, to consider the discerning faculties of a man, as they are employed about the objects, which the have to do whith; and I shall imagine I have not wholly misemployed myself in the thoughts I shall have on this occasion, if in this historical plain method I can give any account of the ways, whereby our understandings come to attain those notions of things we have and can set down any measures of the certainty of our knowledge* u. s. w.

7) KANT, Krit. d. r. V. Bd. II, S. 531. LOCKE, *Introduct.* § 6. 7. Selbst das Bild vom Ocean, auf den sich das menschliche Denken hinauswage und auf dem es sich ohne Selbstkritik in lauter Irrfahrten zu verlieren in Gefahr sei, welches Kant (a. a. O. S. 236) so beredt ausmalt, findet sich bei Locke a. a. O.

dabei Kant die Geschichte der Metaphysik überhaupt im Auge hat, welche »ein Kampfplatz sey, der ganz eigentlich dazu bestimmt zu seyn scheine, die Kräfte im Scheingefecht zu üben, auf dem noch niemals irgend ein Fechter sich den kleinsten Platz habe erkämpfen und auf seinen Sieg einen dauerhaften Besitz habe gründen können«, so liegt darin, dass Locke zunächst die Grundlosigkeit der herrschenden Schulmetaphysik seiner Zeit vor Augen zu legen bemüht ist, keine wesentliche Verschiedenheit der Endabsicht beider Denker;[8]) denn denselben Dogmatismus, welchen Locke bekämpft, fand auch noch Kant vor.

Um sich für seine Untersuchung den Grund und Boden zu ebnen, beginnt Locke mit der Kritik der Annahme angeborner Vorstellungen oder vielmehr angeborner Erkenntnissprincipien. Er schickt dabei die Bemerkung voraus, dass diese Annahme unnöthig sei, sobald sich nachweisen lasse, auf welche Weise der Mensch die Erkenntniss, welche er wirklich habe, erwirbt; aber abgesehen davon, erklärt er die Annahme selbst für unhaltbar. Ihre Hauptstütze liege in der Berufung darauf, dass es gewisse sowohl theoretische als praktische Sätze gebe, über deren Wahrheit ein schlechthin allgemeines Einverständniss herrsche. Aber abgesehen davon, dass dieses allgemeine Einverständniss, selbst wenn es sich factisch nachweisen liesse, nichts für das Angeborensein beweisen würde,[9]) lasse es sich thatsächlich gar nicht nachweisen; es

---

8) Kant, Kr. d. r. V. S. 17. Locke, *Epistle to the reader* (S. 6): *In an age, that produces such masters, as the great Huygenius and the incomparable Mr. Newton, 'tis ambition enough to be employed as an under-labourer in clearing the ground a little and removing some of the rubbish that lies in the way of knowledge; which certainly had been very much more advanced in the world, if the endeavours of ingenious and industrious man had not been much cumbered with the learned but frivolous use of uncouth, affected and unintelligible terms, introduced into the sciences, and there made an art of, to that degree, that philosophy, which is nothing but the true knowledge of things, was thought unfit or uncapable to be brought into well-bred company and polite conversation.*

9) B. I, ch. I. § 3. *This argument drawn from tho universal consent, had this misfortune in it, that if it were true in matter of fact, that there were certain truths, wherein all mankind agreed, it would not prove them innate, if there can be any other way shewn, how man may come to that universal agreement in the things they do consent in.* § 18 führt aus, dass Sätze wie: süss ist nicht bitter, ein Kreis ist kein Viereck und unzählige andere dann ebenfalls für angeboren erklärt werden müssten. Auch könne man nicht sagen, dass die Anerkennung solcher Sätze Folge der Anwendung eines allgemeinen Princips, etwa des Satzes des Widerspruches sei. § 20 *As to the difference to being more general, that makes this maxim more remote from being innate, those general and abstract ideas being more strangers to our first apprehensions* u. s. w.

gebe genug Menschen, denen solche angeblich angeborne Wahrheiten wie z. B. der Satz des Widerspruchs in dieser Form gar nicht zum Bewusstsein kommen.[10]) Dem gegenüber berufe man sich darauf, dass angeborene Principien solche seien, deren Wahrheit der Mensch anerkenne, sobald er zum Gebrauche seiner Vernunft[11]) komme. Solle das so viel heissen als der Mensch entdecke diese Wahrheiten durch den Gebrauch der Vernunft, so übertrage man der Vernunft ein sehr unnöthiges Geschäft; warum soll sie erst entdecken, was der Mensch schon besitzt?[12]) Bedenke man ferner, dass die Vernunft das Vermögen ist, aus bekannten Principien unbekannte Sätze abzuleiten, so müsste man einen mathematischen Lehrsatz eben so für angeboren erklären, wie ein mathematisches Axiom; die unmittelbare Zustimmung endlich, die uns gewisse Sätze abnöthigen, beruhe auf einer andern Operation des Geistes, als auf der des discursiven Denkens; beruhte sie hierauf, so wäre das eben ein Beweis, dass jene Sätze nicht angeboren sind.[13]) Solle aber der obige Satz eine Zeitbestimmung enthalten und so viel heissen als: eine angeborne Wahrheit kommt zum Bewusstsein des Menschen, sobald sein Vernunftgebrauch beginnt, so würde, selbst angenommen, dass dies wirklich der Fall sei, auch das nichts beweisen. Denn wie folgt das Angeborensein einer Wahrheit daraus, dass mit dem Gebrauche oder der Thätigkeit eines gewissen Vermögens das Bewusstsein und die

---

10) a. a. O. § 5 *'Tis evident, that all children and idiots have not the least apprehension or thought of them, and the want of that is enough to destroy that universal assent, . . . it seeming to me near a contradiction to say, that were any truths imprinted on the soul, which it perceives or understands not; imprinting, if it signifies any thing, being nothing else, but the making certain truths to be perceived. For to imprint any thing on the mind, without the minds perceiving it, seems to me hardly intelligible.*

11) Es mag erlaubt sein, das Wort *reason* durch Vernunft zu übersetzen. Locke kennt den Unterschied der Kant'schen Philosophie zwischen Verstand und Vernunft nicht; *reason* ist ihm das Vermögen des discursiven Denkens. B. IV, ch. XVII.

12) a. a. O. § 9. *To make reason discover those truths thus imprinted, is to say, that the use of reason discovers to a man, what he knew before; and if men have those innate, impressed truths originally and before the use of reason, and yet are always ignorant of them, till the come to the use of reason, 'tis in effect to say, that men know and know them not, at the same time.*

13) a. a. O. § 11. *Those who will take the pains to reflect with a little attention on the operations of the understanding, will find that this ready assent of the mind to some truths depends not either on native inscription or the use of reason, but on a faculty of the mind quite distinct from both of them, as we shall see hereafter.*

Anerkennung derselben eintritt?[14]) Gerade der Umstand, dass die angeblich angebornen Sätze dargelegt werden müssen, um als wahr anerkannt zu werden, zeige. dass sie nicht angeboren sind; sie enthalten den Ausdruck eines vorher nicht vorhandenen Wissens.[15]) Zu sagen, dass die Erkenntniss solcher Sätze, bevor sie dargelegt und anerkannt sind, nur *implicite*, nicht *explicite* uns inwohne, heisse im Grunde nichts Anderes sagen, als ihre Erkenntniss sei möglich, und das gelte von einer Masse von Erkenntnissen, die Niemand für angeboren erkläre.[16]) Wirklich angeborne Wahrheiten müssten sich nicht nur vor allen andern Erkenntnissen als deren Grundlagen, sondern auch als solche mit voller Deutlichkeit und Bestimmtheit im Bewusstsein ankündigen; aber weder das eine noch das andere sei der Fall.[17]) Ueberhaupt könne von angebornen Principien, die, insofern sie Wahrheiten sein wollen, immer Sätze sein müssen, nicht die Rede sein, so lange nicht bewiesen sei, dass es angeborne Begriffe gibt und Locke gesteht, er werde demjenigen sehr dankbar sein, der ihm einen Satz nachweise, bei welchem die in ihm vorkommenden Begriffe für angeboren erklärt werden müssen.[18]) Die Probe, ob die in den angeblich angebornen Sätzen enthaltenen Begriffe angeboren seien, könne man bei jedem Kinde machen, um zu prüfen, mit welchem Rechte die Begriffe Identität und Verschiedenheit, Ganzes und Theil, Einheit, Unendlichkeit, Ewigkeit (als das Hauptmerkmal im Begriffe Gottes) u. s. w. für angeboren erklärt werden kön-

---

14) a. a. O. § 14. *By what kind of logic will it appear, that any notion is originally by nature imprinted in the mind in its first constitution, because it comes first to be observed and assented to, when a faculty of the mind, which has quite a distinct province, begins to exert itself?*

15) a. a. O. § 21. *This cannot be denied, that men grow first acquainted with many of these self-evident truths, upon their being proposed; but it is clear, that whosoever does so, finds in himself, that he then begins to know a proposition, which he knew not before.*

16) a. a. O. § 22. *It will be hard to conceive what is meant by a principle imprinted on the understanding implicitly, unless it be this that the mind is capable of understanding and assenting firmly to such propositions. And thus all mathematical demonstrations as well as first principles must be received as native impressions of the mind, which I fear they will scarce allow them to be, who find it harder to demonstrate a proposition, then assent to it when demonstrated.*

17) Die Ausführung § 24—27.

18) a. a. O. § 23. *I would gladly have any one name the proposition, whose terms or ideas were either of them innate.* Vgl. ch. III, § 19.

nen.[19]) Eine Vorstellung, von der wir kein Bewusstsein haben, sei keine Vorstellung; eine Vorstellung, die ins Bewusstsein eintrete, sei entweder eine neue, vorher nicht gehabte, oder eine früher erworbene, im Gedächtniss aufbewahrte, und Niemand könne ein Beispiel auch nur einer einzigen angeblich angebornen Vorstellung nachweisen, deren er sich als einer in seinem Bewusstsein vorhandenen unabhängig von den Veranlassungen bewusst werden könnte, bei welchen sie entstanden ist.[20]) Gibt es mithin keine angebornen Vorstellungen, so gibt es auch keine angebornen Sätze und Wahrheiten.

Dies gilt von den sogenannten praktischen Principien nicht minder, als von den speculativen oder theoretischen. Die empirische Berufung auf die allgemeine Uebereinstimmung rücksichtlich gewisser sittlicher Anforderungen ist noch weniger begründet, als die auf die Uebereinstimmung über gewisse theoretische Erkenntnisse; die Thatsache, dass die angeblich angebornen praktischen Principien nicht befolgt werden, beraubt sie eigentlich ihres praktischen, das Wollen bestimmenden Charakters und lässt sie zu blos theoretischen Sätzen herabsinken;[21]) natürliche, allgemein verbreitete Neigungen beweisen dafür nicht das Geringste; gerade auf praktischem Gebiete ist die Verschiedenheit der Urtheile und Handlungen eine handgreifliche Thatsache; und die weitverbreitete Billigung, welche offenbar unmoralische Handlungen bei ganzen Völkern gefunden haben, zeigt, dass das, was man Gewissen nennt, nichts ist, als die eben vorhandene Meinung des Handelnden über die

---

19) B. I, ch. III. § 2—18.

20) a. a. O. § 20. *I desire an instance of an idea, pretended to be innate, which (before any impression of it) any one could revise and remember as an idea he had formerly known; without which consciousness of a former perception there is no remembrance, and whatever idea comes into the mind without that consciousness, is not remembrance or comes not out of memory, nor can be said to be in the mind before that appearance. For what is not either actually in view or in the memory, not can be said to be in the mind before that appearance.*

21) B. I, ch. II. § 3. *First, I have always thought, the actions of men the best interpreters of their thoughts. But since it is certain, that most mens practices and some men's open professions have either questioned or denied these principles, it is impossible to establish an universal consent, . . . without which it is impossible to conclude them innate. Secondly, 'tis very strange and unreasonable to suppose innate practical principles, that terminate only in contemplation. Practical principles derived from nature are there for operation and must produce conformity of action, not barely speculative assent to their truth, or else they are in vain distinguished from speculative maxims.*

Rechtmässigkeit oder Unrechtmässigkeit gewisser Handlungen.[22]) Zu sagen, dass die angebornen praktischen Principien durch Gewohnheit, Erziehung u. s. w. verdunkelt, ja ganz verwischt werden können, heisst eben zugestehen, dass es über sie keine allgemeine Uebereinstimmung gebe, auf welche doch das Angeborensein derselben gegründet werden sollte, wenn man nicht etwa seinen eigenen Ueberzeugungen allgemeine Gültigkeit beilegen und sie eben darum für angeboren erklären oder behaupten will, dass Sätze, welche manche Menschen nicht anerkennen, doch von allen Menschen anerkannt werden.[23])

Bei dieser Bestreitung angeborner Vorstellungen und angeborner Sätze, — denn für die Frage nach den Gründen der Erkenntniss sind nicht sowohl jene als diese das Entscheidende, — beruft sich Locke nirgends auf ein vorausgesetztes Wissen über die Natur und das Wesen der Seele, sondern alle seine Gegengründe bewegen sich um die beiden Hauptgesichtspunkte, dass die Thatsachen der Erfahrung zu jener Annahme nicht passen und dass wirklich angeborne Begriffe und Sätze sich in einer ganz andern Weise ankündigen und wirksam zeigen müssten, als nachweislich der Fall ist.

Gibt es keine angebornen Begriffe und Sätze, die das ursprüngliche, durch nichts vermittelte Eigenthum der Seele sind, ist also die letztere ursprünglich ohne alle Vorstellungen, so kann der Ursprung aller Vorstellungen nur in der Erfahrung liegen. Die Erfahrung hat ein doppeltes Gebiet, das der äusseren und das der inneren Wahrnehmung; die erstere bezeichnet Locke als Sensation, die zweite als Reflexion. Sensation ist die durch die Sinne vermittelte Wahrnehmung äusserer Gegenstände; Reflexion die Wahrnehmung der Thätigkeiten der Seele in Beziehung auf die durch die Sinne dargebotenen Vorstellungen; die letztere nennt er Reflexion, weil die Thätigkeiten der Seele durch die innere Auffassung, durch eine Art inneren Sinnes Object der Auffassung und dadurch Inhalt des Bewusstseins werden.[24])

---

22) a. a. O. § 8. *Conscience is nothing else but our own opinion or judgment of the moral rectitude or pravity of our own actions. And if conscience be a proof of innate principles, contraries may be innate principles, since some men with the same bent of conscience prosecute what others avoid.*

23) a. a. O. § 20.

24) B. II, ch. I. § 2. *Let us then suppose the mind to be, as we say, white paper, void of all characters, without any ideas; how comes it to be furnished? whence comes it*

Sensation und Reflexion bieten uns den gesammten Inhalt unseres Vorstellungskreises dar und es lässt sich kein Bestandtheil desselben nachweisen, der nicht auf eine dieser beiden Quellen oder auf beide verbunden zurückgeführt werden könnte.

Diese von Locke ganz allgemein ausgesprochnen Sätze hätten verhindern sollen, seine Lehre von vorn herein als einen reinen Sensualismus zu bezeichnen; die Thatsache, dass nicht nur das, was im Bewusstsein geschieht, sondern auch die geistige Thätigkeit selbst Gegenstand der inneren Auffassung ist und dass die innere Auffassung dieser Thätigkeiten Beiträge zu dem menschlichen Vorstellungskreise darbietet, welche auf die sinnliche Empfindung nicht zurückgeführt werden können, sammt der darin liegenden Ueberschreitung des Sensualismus ist geradezu die eine und zwar die wichtigere Hälfte seiner Grundansicht. Nur können die Vorstellungen, durch welche wir die inneren Thätigkeiten bezeichnen, nicht eher zum Bewusstsein kommen, als die sinnliche Empfindung diesen Thätigkeiten ein Material dargeboten hat; der Mensch kann die Vorstellung des Empfindens, Denkens, Wollens u. s. w. nicht eher haben, als er empfunden, gedacht, gewollt hat, und selbst dann bedarf es der Aufmerksamkeit, um diese verschiedenen Arten des geistigen Thuns zum Bewusstsein zu bringen.[25]) Locke behauptet nicht, dass der Inhalt der sinnlichen Empfindung der ausschliessliche Inhalt des Bewusstseins sei; aber er spricht den Satz aus, dass die sinnliche Empfindung die Bedingung der Ausübung der übrigen geistigen Thätig-

by that vaste store, which the business and boundless fancy of men has painted in it? .... To this I answer, in one word, from experience .... Our observation employed either about external sensible objects, or about the internal operations of our mind, perceived and reflected on by ourselves, is that which supplies our understanding with all the materials of thinking ... § 3. This great source of most of the ideas we have depending wholly upon our senses and derived by them to the understanding, I call sensation. § 4. The other source ... tho' it be no sense, as having nothing to do with external objects, yet it is very like it and might properly enough be called internal sense .. I call this reflection. By reflection I would be understood to mean that notice, which the mind takes of its own operations and the manner of them, by reason whereof there come to be ideas of these operations in the understanding.

25) a. a. O. § 7. 8. *Children, when they come first into it, are surrounded with a world of new things, which by a constant sollicitation of their senses draw the mind constantly to them ... Men's business (in the first years) is to acquaint themselves with what is to be found without, and so growing up in constant attention to outward sensations, seldom make a considerable reflection on what passes within them* u. s. w.

keiten ist; er spricht diesen Satz aus im Zusammenhange mit seiner Polemik gegen die Behauptung der cartesianischen Schule, dass die Seele immer denke, d. h. dass das Denken eben so das Wesen der Seele, wie die Ausdehnung das Wesen des Körpers sei.[26]) Gleichwohl ist ihm die Reflexion nicht eine verwandelte, weiter entwickelte Sinnlichkeit; sondern so vorsichtig er auch vermeidet über das Wesen der Seele und ihrer Wirkungsart etwas dogmatisch zu behaupten, so ist doch ihre Befähigung, sich auf Grundlage der sinnlichen Empfindung eine diese überschreitende Welt von Vorstellungen, Gedanken, Bestrebungen aufzubauen, etwas, was nicht anzuerkennen der unbefangenen Beobachtung unmöglich sei.[27]) Gerade darin, dass der menschliche Vorstellungskreis die sinnliche Empfindung überschreitet, findet Locke das wesentliche Motiv, das Mannigfaltige, was sich dem Bewusstsein als sein Inhalt darbietet, insofern es darauf Anspruch macht, Erkenntniss zu sein, einer prüfenden Kritik zu unterwerfen.

II.

Auf dieser Grundlage unternimmt nun Locke eine Analyse des menschlichen Vorstellungskreises, wie er wirklich beschaffen ist; er versucht ihn in seine Elemente zu zerlegen und den Beitrag zu bestimmen, den diese Elemente allein oder in Verbindung mit den übrigen zu der menschlichen Erkenntniss liefern. Der Geist ist in dieser Beziehung an die Dinge, an die auf sie sich beziehenden Empfindungen und die dadurch erregten inneren Thätigkeiten gebunden, passiv; was er seiner eigenen

---

26) a. a. O. § 10—19. Das Resultat § 20. *I see no reason therefore to believe that the soul thinks before the senses have furnished it with ideas to think on.*

27) Ebendas. § 24. *All those sublime thoughts, which tower above the clouds and reach as high as heaven itself, take their rise and footing here; in all that great extent, wherein the mind wanders ... it stirs not one jot beyond these ideas which sense or reflection have offered for its contemplation.* ch. VII, § 10. Andrerseits B. II, ch. XXIII. § 15. *It is for want of reflection that we are apt to think that our senses shew us nothing but material things. Every act of sensation, when duly considered, gives us an equal view of both parts of nature, the corporal and spiritual. For whilst I know, by seeing or hearing, that there is some corporeal being without me, the object of that sensation, I do more certainly know, that there is some spiritual being within me that sees and hears.*

Thätigkeit zuzuschreiben ein Recht hat, ist eingeschlossen in die Grenzen, die ihm der Thatbestand der menschlichen Natur vorschreibt.[28])

Die letzten Elemente des Vorstellungskreises bezeichnet Locke als einfache Vorstellungen (*simple ideas*) im Gegensatze zu zusammengesetzten (*complex ideas*). Die Möglichkeit, einfache Vorstellungen von den zusammengesetzten zu unterscheiden, unterliegt ihm keinem Zweifel; ohne an der Stelle, an welcher er diese Unterscheidung einführt, auf eine genauere Begriffsbestimmung der Einfachheit einer Vorstellung einzugehen,[29]) bemerkt er später,[30]) dass er gewisse Vorstellungen mehr in Beziehung auf die Art, in welcher sie ins Bewusstsein eintreten, als insofern sie von andern Vorstellungen unterschieden sind, für einfache erkläre. So ist ihm die qualitative Bestimmtheit der sinnlichen Empfindung, insofern für die Empfindung selbst ein verschiedenartiges Mannigfaltige sich nicht unterscheiden lässt, das Merkmal ihrer Einfachheit; die Kälte und Härte eines Stücks Eis sind eben so einfache Vorstellungen, wie der Geruch und die Farbe der Lilie. Er nennt daher auch solche Vorstellungen einfach, welche aus mehreren aber qualitativ gleichen Theilen zusammengesetzt sind.[31])

---

28) B. I, ch. I. § 25. *In this part the understanding is merely passive and whether or no it will have these beginnings and as it were materials of knowledge, is not in its own power. For the objects of our senses do .. obtrude their particular ideas upon our minds, whether we will or no; and the operations of our minds will not let us be without, at least, some obscure notions of them.* Vgl. ch. II, § 3.

29) ch. II, § 1. (*The simple idea*) *being each in itself uncompounded contains in it nothing but one uniforme appearance or conception in the mind, and is not distinguishable into different ideas.*

30) ch. XIII, § 1. *Though I have often mentioned simple ideas, ... yet having treated them there rather in the way, that the come into the mind, than as distinguished from others more compounded, it will not be perhaps a miss to take a view of some of them under this consideration* u. s. w.

31) Hierher gehört die Antwort, welche Locke auf den Einwurf Barbeyrac's, dass er den Raum fälschlich für eine einfache Vorstellung erkläre, weil der Raum Theile habe, dem Uebersetzer seines Werkes Coste mittheilte und die auch in der Oben angeführten Ausgabe als Anmerkung zu B. II, ch. XV. § 8 (p. 159) steht. *The question is to know, whether the idea of extension agrees with this* (vgl. Anm. 29) *definition? Which will effectually agree to it, if it be understood in the sense which Mr. Locke had principally in his view; for that composition which he designed to exclude in this definition, was a composition of different ideas in the mind and not a composition of the same kind in a thing, whose essence consists in having parts of the same kind etc.* Vgl. LOCKE *Essais etc. traduit par Coste.* Amst. 1755 p. 152.

Einfache Vorstellungen bieten nun in einer von der Willkühr schlechthin unabhängigen Weise nicht nur die einzelnen Sinne, jeder seine eigenen dar, sondern auch mehrere Sinne; eine dritte Classe derselben bietet die Reflexion allein, eine vierte Sensation und Reflexion in Verbindung dar.[32]) Ohne den Anspruch zu machen, die einfachen Vorstellungen irgendwie vollständig aufzuzählen, rechnet er zu der ersten Classe die qualitativ verschiedenen Empfindungen der einzelnen Sinne, zu denen auch die Solidität der Körper als Empfindung des Tastsinns gehören soll;[33]) zu der zweiten Ausdehnung, Gestalt, Bewegung, Ruhe; zu der dritten die Vorstellung des Denkens und Wollens; zu der vierten die Vorstellungen von Lust und Schmerz, Kraft, Existenz und Einheit, während die Vorstellung der Zeit an die Reflexion auf den Verlauf unserer eigenen Vorstellungen gebunden sei.

In den spezielleren Erörterungen zunächst über diejenigen einfachen Vorstellungen, die uns auf dem Wege der sinnlichen Wahrnehmung zugeführt werden,[34]) bemerkt Locke, dass jede solche Vorstellung positiv ist, gleichviel ob sie durch eine positive, oder, indem er sich des hergebrachten Schulausdrucks bedient, durch eine privative Ursache hervorgebracht ist;[35]) die Empfindung des Schwarzen ist eben so positiv, wie die des Rothen oder des Blauen, die Wahrnehmung der Ruhe eben so positiv, wie die der Bewegung. Viel wichtiger als diese Bemerkung ist ihm jedoch die Frage, ob die sinnlich wahrgenommenen Qualitäten als Eigenschaften der Dinge selbst angesehen werden können. Zu dieser Frage findet er sich berechtigt durch die Unterscheidung zwischen den Vorstellungen, insofern sie eben nur Vorstellungen sind und insofern sie Modificationen der sie verursachenden Körper bezeichnen.[36])

---

32) B. II, ch. III—VII.

33) B. II, ch. IV. ist diesem Begriff gewidmet, um die Cartesianische Gleichsetzung zwischen Ausdehnung und Körperlichkeit zu bestreiten.

34) B. II, ch. VIII.

35) a. a. O. § 1—6. Dass der Gebrauch des Begriffs einer privativen Ursache nur eine Anbequemung an den gewöhnlichen Sprachgebrauch der Schule ist, zeigt § 6: *The privative cause I have here assigned of positive ideas, are according to the common opinion; but in truth it will be hard to determine whether there be really any ideas from a privative cause, till it be determined, whether rest be any more a privation then motion.* Vgl. § 4.

36) a. a. O. § 7. *To discover the nature of our ideas the better and to discourse of them intelligibly, it will be convenient to distinguish them, as the are ideas or per-*

Die gemeine Auffassung — und man darf hinzusetzen, auch die zu Locke's Zeit herrschende Schulphilosophie — macht diese Unterscheidung nicht und betrachtet die Vorstellungen als Ausdruck der Qualität der Dinge selbst. Locke ist sehr ausführlich, um dieses Vorurtheil zu zerstören; er beruft sich namentlich auf die Relativität aller sinnlichen Empfindungen, welche es verbieten, die gelbe Farbe und die Wärme mehr für eine Eigenschaft des Feuers zu halten, als den Schmerz, den es uns verursacht, wenn es uns brennt;[37]) aber er ist gleichwohl nicht geneigt, dem gesammten Inhalte unseres sinnlichen Bewusstseins diese blos phänomenologische Bedeutung zuzugestehen. Der Grund davon liegt darin, dass er die durch die Cartesianische Schule verbreitete Ansicht von der Entstehung der sinnlichen Empfindung für richtig, wenigstens für sehr wahrscheinlich hält. Zugegeben, dass man unter der Qualität eines Körpers lediglich sein Vermögen zu verstehen habe, gewisse qualitativ bestimmte und von andern unterschiedene Vorstellungen in uns hervorzubringen,[38]) und ferner angenommen, dass die nothwendige Bedingung, unter welcher ein Körper eine Vorstellung in uns erregen kann, ein Eindruck (*impulse*) auf das Organ ist, so wird die Entstehung der sinnlichen Vorstellungen davon abhängen, dass sinnlich nicht wahrnehmbare Theilchen der uns umgebenden Körper, die nach Gestalt, Bewegung, Textur und Zahl verschieden sind, die sinnlichen Organe berühren und so die Empfindung erzeugen.[39]) Ausdehnung, Gestalt, Solidität und Beweglichkeit der materiellen Theile werden dabei vorausgesetzt, und man hat daher ein Recht, das, was diese Vorstellungen bezeichnen, als eine Eigenschaft der Körper, diese Vorstellungen selbst als den Körpern ähnlich zu betrachten. Locke nennt sie die ersten, alle übrigen zweite Qua-

---

ceptions in our minds, and as they are modifications of matter in the bodies that cause such perceptions.

37) a. a. O. § 15—22.

38) a. a. O. § 8. *Whatsoever the mind perceives in itself or is the immediat object of perception, thought or understanding, that I call idea, and* t h e p o w e r t o p r o d u c e a n y i d e a i n o u r m i n d, I c a l l q u a l i t y o f t h e s u b j e c t, w h e r e i n t h a t p o w e r i s. *Thus a snow-ball having the power to produce in us the ideas of white, cold and round, the powers to produce those ideas in us, as they are in the snow-ball, I call qualities; and as they are sensations or perceptions in our understanding, I call them ideas; which ideas if I speak of sometimes as in the things themselves, I would be understood to mean those qualities in the objects which produce them in us.*

39) a. a. O. § 11 flgg.

litäten (*primary, secondary qualities*); die letzteren zerfallen wieder in zwei Classen, je nachdem ein Ding eine sinnliche Empfindung unmittelbar oder mittelbar, durch eine von einem andern Dinge empfangene Einwirkung, hervorbringt, wie z. B. wenn wir die Farbe des von der Sonne gebleichten Wachses wahrnehmen, in welchen letzteren Fällen der gemeine Sprachgebrauch vorzugsweise den Begriff der Kraft anwendet, indem er der Sonne die Kraft das Wachs zu bleichen zuschreibt.[40])

Den einfachen sinnlichen Vorstellungen stehen zur Seite die durch Reflexion, durch die innere Auffassung der psychischen Ereignisse und Thätigkeiten dargebotenen. Locke trägt kein Bedenken, diese verschiedenen Thätigkeitsformen als Vermögen der Seele zu bezeichnen, ohne mit dieser Bezeichnung auf eine Bestimmung des Wesens der Seele Anspruch zu machen;[41]) er benutzt sie als ein bequemes Hülfsmittel, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten, soweit sie sich auf die Erkenntniss beziehen, zu unterscheiden und in ihrer natürlichen Stufenfolge aufzuzählen. Das erste Seelenvermögen, welches sich auf die Vorstellungen bezieht, ist das Vorstellungsvermögen; das Vorstellen ist daher die erste und einfachste Vorstellung, welche wir durch Reflexion erlangen. Im blossen Vorstellen verhält sich die Seele rein passiv; dadurch unterscheidet es sich vom Denken, welches einen Grad willkührlicher Aufmerksamkeit einschliesst, bei welchem sich der Geist als thätig zeigt. Was Vorstellen sei, darüber verweist Locke jeden an seine eigene innere Erfahrung;[42]) es lasse sich darüber nur so viel mit Gewissheit sagen,

40) a. a. O. § 23. § 26.

41) Es ist in dieser Beziehung vorläufig auf seine Erörterungen über den Begriff der Kraft und des Vermögens überhaupt zu verweisen B. II, ch. XXI. — B. IV, ch. VI, § 14, wo er die möglichen Erweiterungen des Wissens überschlägt, sagt er: *I have mentioned here only corporeal substances, whose operations seem to lie more level to our understanding; for as to the operation of spirits, both their thinking and moving of bodies, we at first sight find ourselves at a loss, though perhaps, when we have applied our thoughts a little nearer to the consideration of bodies and their operations and examined how far our notions even in these reach with any clearness, beyond sensible matter of fact, we shall be bound to confess, that even in these too, our discoveries amount to very little beyond perfect ignorance and incapacity.* Dergleichen Aeusserungen beweisen neben vielen andern ähnlicher Art, wie wenig dogmatischen Werth Locke auf die von ihm selbst adoptirte mechanische Erklärung der Entstehung der Vorstellungen gelegt hat.

42) B. II, ch. IX, § 1. § 2.

dass die in dem körperlichen Organe stattgefundene Veränderung ins Bewusstsein eintreten müsse, wenn eine Vorstellung entstehen solle, daher trotz der Affection selbst des gesunden Organs die sinnliche Wahrnehmung nicht eintritt, wenn das Erkenntnissvermögen sie nicht auffasst.[43]) Er knüpft daran die für die psychologische Erörterung eben so nothwendige als fruchtbare Bemerkung, dass Vieles für eine sinnliche Wahrnehmung gehalten wird, was eigentlich eine durch frühere Erfahrungen bedingte Deutung der sinnlichen Empfindung ist; und beruft sich hierbei vorzüglich auf die ergänzende Auslegung, die wir den Wahrnehmungen des Gesichts unwillkührlich geben.[44])

Das nächste Vermögen, durch welches ein Fortschritt in der Erkenntniss geschieht, ist das Vermögen die durch Sensation und Reflexion erworbenen Vorstellungen festzuhalten. Dies geschieht auf doppeltem Wege, erstlich durch die verweilende Aufmerksamkeit, zweitens durch das Wiederhervorrufen früher gehabter Vorstellungen, also durch das Gedächtniss.[45]) Von der Wichtigkeit des Gedächtnisses oder, wenn es erlaubt ist, einen von Locke selbst nicht angewendeten Ausdruck zu gebrauchen, der Reproduction, hat er eine sehr ausgedehnte Vorstellung; alle übrigen Vermögen würden bei der Unfähigkeit des Menschen eine grosse Masse von Vorstellungen gleichzeitig sich gegenwärtig zu halten, ohne sie so gut wie nutzlos sein;[46]) aber durch die Bezeich-

43) a. a. O. § 4. *Want of sensation in this case is not thro' any defect in the organ, . . . but that, which uses to produce the idea, tho' conveyed in by the usual organ, not being taken notice of in the understanding and so imprinting no idea on the mind, there follows no sensation.* Es mag bemerkt werden, dass das Wort *understanding* bei Locke, wie in der englischen Sprache überhaupt, der allgemeine Ausdruck theils für die verschiedenen Arten der Auffassung und Erkenntniss, theils für die verschiedenen dabei stattfindenden geistigen Operationen ist.

44) a. a. O. § 8. Er führt dabei einen Brief von Molineux an, der die später an Chesselden's Blinden gemachten, in den *Philosoph. Transactions* erst 1728 veröffentlichten Beobachtungen gewissermassen voraussagt.

45) B. II, ch. X, § 1. *The next faculty of the mind, whereby it makes a further progress towards knowledge, is that which I call retention or the keeping of those simple ideas, which from sensation or reflexion it had received. This is done two ways. First, by keeping the idea . . . for some time actually in view, which is called contemplation. The other way of retention is the power to revive again in our minds those ideas, which after imprinting have disappeared . . . This is memory, which is as it were the store-house of our ideas.*

46) a. a. O. § 8. *Memory . . is of so great moment, that were it is wanting, all the rest of our faculties are in great measure useless.*

nung des Gedächtnisses als des Vermögens, sich aus dem Bewusstsein verschwundener Vorstellungen als früher gehabter wieder bewusst zu werden oder sie als solche wieder hervorzurufen, glaubt er sich jeder näheren Untersuchung über die Bedingungen und Gesetze der Reproduction überhoben.[47]

Sinnliche Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Gedächtniss würden wenig nützen, wenn sie nur unklare und verworrene Vorstellungen der Gegenstände darböten. Aber der Mensch hat auch ein Unterscheidungsvermögen (*faculty of discerning*); diese Fähigkeit, die Gleichheit oder Verschiedenheit der Dinge zu bemerken, ist der eigentliche Grund des allgemeinen und unmittelbaren Einverständnisses über gewisse Sätze, die man geneigt ist für angeboren zu halten. In dieser Bestimmung der Vorstellungen durch Unterscheidung gibt sich die Richtigkeit des Urtheils (*judgment*) zu erkennen, während dem, was man Geist (*wit*) nennt, hauptsächlich die rasche Verknüpfung und Vergleichung der Vorstellungen eigenthümlich ist.[48]

Indem nun keine Unterscheidung möglich ist ohne Vergleichung, spricht Locke zwar nicht von einem besonderen Vergleichungsvermögen, aber er legt auf die Thätigkeit des Vergleichens als einer ins Unbestimmbare hin reichen Quelle von Vorstellungen und Begriffen das grösste Gewicht.[49] Bei der Betrachtung eines Gegenstandes sind wir nicht auf ihn beschränkt; der Geist vermag jede seiner Vorstellungen zu überschreiten, um ihr Verhältniss zu andern ins Auge zu fassen. In dieser Gegenüberstellung der Dinge oder Vorstellungen entdeckt er Beziehungen oder Verhältnisse; er bezeichnet sie durch Worte, welche eben die Ausdrücke für die bestimmte Art der Beziehung sind, und die Dinge und Vorstellungen heissen dann die Glieder des Verhältnisses.[50] Wo die Beziehung keine gegenseitige ist, übersieht man dabei leicht die nur relative Bedeutung solcher Vorstellungen und verfällt in den Irrthum, als ob dergleichen Vorstellungen etwas dem Gegenstande selbst Zukommendes seien. Jedes Verhältniss setzt aber nothwendig zwei von

47) a. a. O. § 2.

48) B. II, ch. XI, § 1. 2.

49) a. a. O. § 4. *The comparing them one with another ... is another operation of the mind about its ideas, and is that upon which depends all that large tribe of ideas, comprehended under relation.* Vgl. B. II, ch. XXV, § 1.

50) B. II, ch. XXV, § 2—6.

einander verschiedene oder für verschieden gehaltene Vorstellungen voraus; der ihr Verhältniss bezeichnende Begriff ist nicht nur von den Begriffen, welche die Glieder des Verhältnisses bezeichnen, verschieden, sondern er kann auch bestimmter und deutlicher sein, als die letzteren; ebenso kann sich das Verhältniss ändern, ohne dass das eine Glied desselben einer Veränderung unterliegt. Wie unermesslich mannigfaltig aber auch die Vorstellungen sein mögen, die der Mensch durch Vergleichung gewinnt, zuletzt finden sie sämmtlich ihren Stütz- und Anfangspunkt in einfachen, von der Sensation oder Reflexion dargebotenen Vorstellungen.[51])

Eine fernere Thätigkeit, die der Geist in Beziehung auf das ursprüngliche Material seines Vorstellens ausübt, ist die Verbindung (*composition*), vermöge deren mehrere einfache Vorstellungen zu einer Vorstellungsgruppe (*complex*) vereinigt werden. Zu dieser Verbindung und Verknüpfung mag auch die Erweiterung (*enlarging*) gerechnet werden, die der Geist mit gewissen Vorstellungen vornimmt; denn Erweiterung ist Verknüpfung gleichartiger Vorstellungen, wie besonders an den Zahlbegriffen deutlich ist.[52])

Welche Vorstellungen und Vorstellungsgruppen nun auch durch diese Thätigkeiten des Geistes der Mensch erworben habe, er wird suchen, sie zu bezeichnen; dazu stehen ihm articulirte Laute zu Gebote; er bezeichnet sie also durch Worte. Worte sind Zeichen von Vorstellungen, Vorstellungen sind von den Dingen entlehnt, und es würde eine unendliche Menge von Worten nöthig sein, wenn jedes einzelne Ding und jede einzelne Vorstellung durch ein besonderes Wort bezeichnet werden sollte. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, verallgemeinert der Geist die besonderen Vorstellungen, indem er das Individuelle, was ihnen als einzelnen anhaftet, weglässt und so die Abstracta, die Gattungen des Gleichartigen feststellt. Diese allgemeinen und als solche bestimmten Vorstellungen verknüpft er mit Namen; sie sind gleichsam die Modelle und Typen, auf welche die wirklichen Dinge je nach ihrer

51) a. a. O. § 7. 9.

52) B. II, ch. XI, § 6. *Composition whereby the mind puts together several of those simple ones it has received . . . Under this composition may be reckoned also that of enlarging, wherein, though the composition does not so much appear as in more complex ones, yet it is nevertheless a putting several ideas together, though of the same kind.*

Gleichheit oder Verschiedenheit bezogen werden.[53]) Dieses Vermögen der Abstraction spricht Locke den Thieren gänzlich ab, während das Vermögen zu vergleichen und Vorstellungen zu verbinden ihnen in gewissem Grade nicht abgesprochen werden könne; und zwar fehlen ihnen allgemeine Begriffe nicht desshalb, weil ihnen die Organe für die Bildung articulirter Laute fehlen, sondern in dem Mangel der Fähigkeit zu abstrahiren liegt das specifische Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Thier.[54])

Ueberblickt man nun die Gesammtheit dieser Bestimmungen Locke's über die Entstehung des menschlichen Vorstellungskreises, über welche er sich am Schlusse derselben mit grosser Bescheidenheit äussert,[55]) so darf man nicht übersehen, dass er, neben dem durch die äussere und innere Erfahrung dargebotenen Material der Vorstellungen, sich auf eine Mehrheit geistiger Thätigkeiten beruft, durch welche jenes Material zum Theil dergestalt umgebildet werde, dass sich der Zusammenhang dieser Producte des Unterscheidens, Vergleichens, Verknüpfens und Beziehens mit den primitiven Elementen derselben der flüchtigen Betrachtung leicht entziehe. Der menschliche Vorstellungskreis unterscheidet sich von dem der Thiere eben vermöge dieser der menschlichen Natur eigenthümlichen Thätigkeiten, die Locke einfach als eine weise und zweckmässige Ein-

---

53) a. a. O. § 8. 9. *The use of words then being to stand as outward marks of our internal ideas and those ideas being taken from particular things, if every particular idea . . . should have a distinct name, names most be endless. To prevent this, the mind makes the particular ideas . . to become general; which is done by considering them as the are in the mind such appearances, separate from all other existences and the circumstances of real existence . . . This is called abstraction, whereby ideas, taken from particular beings, become general representatives of all of the same kind, and their names general names . . . Such precise, naked appearances in the mind . . . the understanding lays up (with names commonly annexed to them) as standards to rank real existences into sorts, as the agree with these patterns, and to denominate them accordingly.*

54) a. a. O. § 10. 11.

55) a. a. O. § 15—17. *Thus I have given a short and, I think, a true history of the first beginnings of human knowledge . . . wherein I must appeal to experience and observation, whether I am in the right; the best way to come to truth being to examine things as really they are and not to conclude they are, as we fancy of ourselves . . . If other men have either innate ideas or infused principles, the have reason to enjoy them; and if they are sure of it, it is impossible for others to deny them the privileges that they have above their neighbour. I can speak only on what I find in myself. . . . I pretend not to teach, but to enquire.*

richtung des Schöpfers betrachtet, deren Wirkungsart aber nicht weniger als der durch äussere und innere Erfahrung dargebotene Stoff zu den Voraussetzungen gehört, deren er sich zur Erklärung des Vorstellungskreises bedient. Was aus den durch äussere Erfahrung dargebotenen Elementen wird, hängt von der Activität des Geistes eben so ab, als von dem Verkehr mit der Aussenwelt.[56])

III.

Um nun den Gehalt an Erkenntniss zu untersuchen, den diese Producte der geistigen Thätigkeiten haben, erachtet es Locke für nothwendig, zuvörderst die Hauptclassen der zusammengesetzten Vorstellungen oder Begriffe zu unterscheiden. Sie lassen sich nach seiner Ansicht auf drei Classen zurückführen, Substanzen, Modi und Relationen. Diese Bezeichnungen bedürfen einer Erklärung. Unter Substanzen versteht er diejenigen Verknüpfungen einfacher Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen, die mit der Voraussetzung gedacht werden, dass sie bestimmten wirklich existirenden Dingen entsprechen, dergestalt dass die für sie und in ihnen vorausgesetzte Substanz als der Anknüpfungspunkt für die übrigen in der Vorstellungsgruppe enthaltenen Bestandtheile gehalten wird. Der Begriff der Substanz entspricht also dem Begriff des Dings mit seinen Eigenschaften, insofern es als der Träger der letztern angesehen wird.[57]) Locke setzt hinzu, dass dieser Begriff nicht auf einzelne

---

56) B. II, ch. XII, § 1. *As the mind is wholly passive in the reception of all its simple ideas, so its exerts several acts of its own, whereby out of its simple ideas, as the materials and foundations of the rest, the other are framed.*

57) B. II, ch. XII, § 6. *The idea of substance are such combinations of simple ideas as are taken to represent distinct particular things subsisting by themselves, in which the supposed idea of substance, such as it is, is the first and chief.* In der *first letter to the Bishop of Worcester* (vgl. die hier angef. Ausg. v. Locke's *Essay* p. 83 Anm.) erläutert er diesen Begriff so: *The ideas of the qualities and actions or powers are perceived by the mind to be themselves inconsistent with existence; .. we must conceive a substratum or subject, wherein the are .... Because a relation cannot be found in nothing or be the relation of nothing, and the thing here related as a supporter or a support is not represented .. by any clear and distinct idea, therefore the obscure and indistinct vague idea of thing or something is all that is left to be the positive idea which has the relation of a support or substratum to modes or accidents.*

Dinge beschränkt sei, sondern sich auch auf Collectivvorstellungen mehrerer Dinge erstrecke; die Vorstellung einer Armee oder einer Schafheerde nennt er eben so die Vorstellung einer Substanz, als die des einzelnen Menschen oder Schafes.[58]) Bei der Kritiklosigkeit, mit welcher die natürliche Auffassung der Dinge die Einheit des Seins auf alles das überträgt, was sich ihr als irgendwie verknüpft darstellt, erscheint diese Bestimmung weniger auffallend, als sie sein würde, wenn es Locke nicht vor Allem darauf ankäme, die Beschaffenheit dieses natürlichen Vorstellungskreises kenntlich zu machen.

Als *modi*, — eine Bezeichnung für die es schwer ist ein congruentes deutsches Wort zu finden, — bezeichnet er die zusammengesetzten Vorstellungen, welche nicht mit der Voraussetzung gedacht werden, dass das durch sie Bezeichnete eine selbstständige Existenz habe, sondern welche als Anhängsel und Affectionen, Attribute, Accidenzen oder Modificationen der Substanzen gedacht werden. Sie zerfallen in zwei Classen, einfache *modi*, wenn die in ihnen verknüpften einfachen Vorstellungen gleichartig, gemischte *modi*, wenn diese ungleichartig sind.[59]) So sind z. B. die Raum- und Zahlbegriffe, die verschiedenen näheren Bestimmungen des Denkens, der Lust und Schmerzempfindungen einfache *modi;* zu den gemischten *modis* gehören alle die unbestimmbar mannigfaltigen ungleichartige Bestandtheile einschliessenden Begriffe, welche nicht die Dinge selbst bezeichnen und doch von ihnen ausgesagt werden. Vorzugsweise bilden die Begriffe des Denkens, der Bewegung und der Kraft die Anknüpfungspunkte für diese gemischten *modi*, welche die nach den Gesichtspunkten der Ursachen, Mittel, Gegenstände, Werkzeuge, Zwecke, der Zeit, des Orts u. s. w. verschiedenen Modificationen jener Vorstellungen bezeichnen; in diesem Sinne ist die Vorstellung des Laufens und Ringens nicht weniger ein gemischter *modus*, als die der Dankbarkeit oder der Rache; aber eine Aufzählung aller

---

58) B. II, ch. XII, § 6.

59) a. a. O. § 4. *Modes I call such complex ideas, which, however compounded, contain not in them the supposition of subsisting by themselves, but are considered as dependences on, or affections of substances.* § 5. *Of these modes are two sortes, which deserve distinct consideration; first, there are some which are only variations or different combinations of the same simple idea ... and these I call simple modes. Secondly, there are others compounded of simple ideas of several kinds, put together, to make one complex on; ... and these I call mixed modes.*

dieser Vorstellungen würde nicht viel weniger heissen, als ein Wörterbuch des grössten Theils der Worte und Begriffe liefern, deren sich die Theologie, die Moral, die Jurisprudenz, die Politik und die verschiedenen übrigen Wissenschaften bedienen.[60]) In der Bildung dieser zusammengesetzten Vorstellungen ist der Geist thätig und überschreitet die Erfahrung;[61]) die Einheit, die er ihnen zuschreibt, liegt in der ihnen beigelegten Verknüpfung und dem äusseren Zeichen derselben, dem Namen; gewöhnlich bekommen nur die Complexionen dieser Art eine bestimmte Benennung, rücksichtlich deren ein Bedürfniss der Mittheilung vorhanden ist. Daher finden sich nicht in allen Sprachen Zeichen für alle Begriffe und jede Sprache hat Worte, für welche es in anderen Sprachen keine genau entsprechenden gibt; in der Veränderlichkeit dieser Vorstellungsgruppen liegt ein Grund für die Veränderlichkeit der Sprachen.[62])

Der Begriff dessen, was Locke *modus* nennt, ist im hohen Grade unbestimmt und schwankend; das negative Merkmal, durch welches er ihn begrenzt, dass das durch den Begriff *modus* Bezeichnete nicht eine selbstständige Existenz in Anspruch nimmt, sondern nur Anhängsel und Modification der Substanzen ist, passt nicht durchweg zu den von ihm selbst angeführten Beispielen. Welcher Substanz Modification sollte wohl der Begriff des Triumphs oder des Ostracismus sein? Wenn Locke den Begriff des Vaters und des Sohnes für Relationen, den des Vatermords für einen gemischten Modus erklärt, so bezeichnet der letztere zunächst nicht die Modification eines Dings, sondern hat zu seiner Voraussetzung jenes Verhältniss zwischen Vater und Sohn. Für die Relationen, die dritte Hauptclasse der zusammengesetzten Begriffe, macht er als das wesentliche Merkmal die vergleichende Betrachtung der Dinge gel-

60) B. II, ch. XXII, § 10—12.

61) a. a. O. § 2. *The mind often exercise an active power in making these several combinations. ... And hence, I think, it is that these ideas are called notions, as if they had their original and constante existence more in the thoughts of men, than in the reality of things, and to form such ideas, it sufficed, that the mind puts the parts of them together and that they were consistent in the understanding, without considering, whether they had any real being.*

62) a. a. O. § 4. *Every mixed mode consisting of many distinct simple ideas, it seems reasonable to enquire, whence it has his unity? ... To which I answer, it is plain, it has his unity from an act of mind combining those several simple ideas together ... and the mark of this unity ... is one name given to that combinations.* Vgl. § 5—7.

tend;[63]) wo er aber von den moralischen Relationen spricht, kommt er nothwendig vielfach auf Begriffe, die er auch als gemischte *modi* bezeichnet. Daher subsumirt er auch bisweilen die Relationen geradezu unter die gemischten *modi*,[64]) und umgekehrt; obwohl er Raum, Zeit, Zahl für einfache *modi* erklärt, bemerkt er doch, dass alle Bestimmungen dieser Begriffe Verhältnisse und Beziehungen einschliessen.[65]) Man würde der Unterscheidung der Substanzen, *modi*, und Relationen die des Dings, der Eigenschaft, und der Beziehung oder des Verhältnisses substituiren können, wenn nicht Locke als Beispiel für die *modi* Begriffe anführte, welche Verhältnisse und Beziehungen bezeichnen, und wenn er nicht umgekehrt die Einsicht hätte, dass das, was als Eigenschaft der Dinge vorgestellt wird, auf Verhältnissen beruht.

Indessen diese ganze Unterscheidung der drei Hauptclassen der Vorstellungen ist für ihn nur das Mittel, um dadurch einen Leitfaden für die Untersuchung zu gewinnen, welchen Anspruch auf Erkenntniss die unter die eine oder die andere Classe fallenden Begriffe machen können. So wenig systematisch diese Untersuchung bei Locke auch angelegt ist, so enthält doch das 13—23. Capitel des zweiten Buchs eine Kritik derjenigen Begriffe, welche zu allen Zeiten die Mittelpunkte metaphysischer Lehrmeinungen gewesen sind und um welche sich namentlich die aristotelisch-scholastische Metaphysik gruppirt. Sie sind der des Dings und seiner Eigenschaften (Substanz und Accidenz), der Kraft, der Ursache und Wirkung, des Raums, der Zeit, der Zahl, des Endlichen und Unendlichen, des Ich; und die Bedeutung des Locke'schen Werks beruht zum mindesten eben so sehr, als auf seinen psychologischen Analysen, auf dieser Untersuchung des Erkenntnisswerthes, den diese Begriffe in der Gestalt, wie sie sich factisch in dem menschlichen Gedankenkreise nachweisen lassen, haben oder nicht haben. Bei der Darlegung dieser Untersuchungen ist es zweckmässig, die bei Locke durch die Unterscheidung der *modi*, Substanzen und Relationen bestimmte Reihenfolge fallen zu lassen, und mit dem Begriffe des Dings und seiner Eigenschaf-

---

63) B. II, ch. XII, § 7. *The last sort of complex ideas is that we call relations, which consists in the consideration and comparing one idea with another.* Vgl. ch. XXV, § 1.

64) B. III, ch. IV, § 1. *Mixed modes, under which I comprise relations too.*

65) B. II, ch. XXI, § 3.

ten zu beginnen, um darauf die Begriffe folgen zu lassen, welche die Beziehungen und Verhältnisse der Dinge bezeichnen.

Der Begriff des Dings, sagt Locke, wie er thatsächlich in der Auffassung theils der äusseren Objecte, theils unserer selbst sich aufdringt, beruht darauf, dass eine Mehrheit einfacher Vorstellungen, die sich beharrlich einer gleichzeitigen Auffassung darbieten, unter einander in die Einheit einer Gesammtvorstellung, die durch ein besonderes Wort bezeichnet wird, verknüpft ist. Unsere Vorstellung eines Menschen, eines Pferds, eines Stücks Gold, Blei u. s. w. ist nichts als die Complexion der an den durch diese Worte bezeichneten Gegenständen wahrgenommenen Merkmale; und in ähnlicher Weise bilden wir aus den Merkmalen des Denkens, des Ueberlegens, Zweifelns, Hoffens, Wollens u. s. w. die Complexion, welche wir Geist oder Seele nennen. Bei keiner dieser Complexionen nehmen wir in irgend einem ihrer Bestandtheile d. h. in irgend einem der Merkmale des Dings einen Grund wahr, warum es mit den übrigen gerade so und nicht anders verknüpft ist; ferner können wir uns keine Vorstellung davon machen, wie das, was den einfachen Bestandtheilen der Complexion entspricht, für sich existiren könne, und so setzen wir der ganzen Complexion Etwas voraus, was den einzelnen Bestandtheilen derselben eine Unterlage, einen Träger, einen Stützpunkt darbiete; wir unterscheiden und verknüpfen in dieser Unterscheidung das Ding und seine Eigenschaften, die Substanz und ihre Accidenzen, so dass die letzteren der ersteren als inhärierend gedacht werden.[66])

66) B. II, ch. XXIII, § 1. *The mind being furnished with a great number of the simple ideas, ... take notice also, that a certain number of these simple ideas go constantly together; which being presumed to belong to one thing, and words being suited to common apprehensions, ... are called, so united in one subject, by one name; which by inadvertancy we are apt afterwards to talk of and consider as one simple idea, which indeed is a complication of many ideas together; because, not imagining, how these simple ideas can subsist by themselves, we accustom ourselves to suppose some substratum, wherein they do subsist or from which they do result; which therefore we call substance.* § 3. *Thus we come to have the ideas of a man, horse, gold, water etc., of which substances whether any one has other clear idea, farther than of certain simple ideas coexisting together, I appeal to every one's own experience.* § 5. *The same happens concerning the operations of the mind viz. thinking, reasoning, fearing etc., which we concluding not to subsist of themselves, nor apprehending how they can belong to body, .. we are apt to think these the actions of some other substance, which we call spirit.* Darüber, dass die Ursache der bestimmten Verknüpfung der Merkmale in der Einheit des Dings gänzlich unbekannt ist, vgl. besonders B. IV, ch. VI, § 7 flgg.

Dabei macht er ausdrücklich darauf aufmerksam, dass diese Complexionen zum grossen Theile nicht blos in den Merkmalen bestehen, die in dem Dinge sich wirklich als coexistirend nachweisen lassen, sondern dass die Vorstellung von dem, was die Dinge sind, in sehr vielen Fällen ihre nähere Bestimmung durch das erhält, was sie thun und leiden, so dass diese Potentialitäten, diese Kräfte und Vermögen den Dingen eben so als ihre Eigenschaften beigelegt werden, wie das, was sie unabhängig von ihrem Wirken und Leiden sind oder zu sein scheinen.[67]) So sind unsere Vorstellungen von den Dingen zusammengesetzt aus den Vorstellungen einerseits ihrer ruhenden Eigenschaften und denen der von ihnen ausgehenden und in sie einströmenden Wirkungen, andererseits der Substanz als des Trägers dieser Mannigfaltigkeit. Natürlich legen wir dabei jedem einzelnen Dinge seine eigene Substanz unter; den Gedanken einer allgemeinen, allen Dingen gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Substanz berührt Locke gar nicht, weil er sich in dem natürlichen Vorstellungskreise in der That nicht vorfindet; aber er erinnert an die substanziellen Formen als den schulmässigen Ausdruck für die natürliche Vorstellungsweise und spricht von einem allgemeinen Begriff der Substanz, insofern das Verhältniss von Substanz und Accidenzen bei jedem Dinge immer dasselbe ist.[68])

Welchen Erkenntnisswerth hat nun dieser Begriff der Substanz, insofern er mit dem Anspruch auftritt, das Wesen der Dinge zu bezeichnen? Gar keinen, ist Locke's Antwort auf diese Frage; denn der Begriff der Substanz bezeichnet nichts als ein gänzlich unbekanntes Etwas, welches den Qualitäten der Dinge als ihr Träger vorausgesetzt wird. Er enthält nicht den geringsten Aufschluss weder über sein eigenes Was, noch über die Art, wie die Eigenschaften und Kräfte theils mit der Substanz, theils unter einander verbunden sind.[69]) Locke benutzt diese

67) B. II, ch. XXIII, § 7. 8. *The power of drawing iron is one of the ideas of the complex one of that substance we call a loadstone, and a power to be so drawn is a part of the complex one we call iron* u. s. w.

68) Vgl. hierüber die aus dem ersten Briefe an den Bischof von Worcester in der hier citirten Ausgabe I, 241 in der Anmerkung angeführten Stellen.

69) B. II, ch. XXIII, § 2. *If any one will examine himself concerning his notion of pure substance in general, he will find he has no other idea of it at all but only a supposition of he knows not what support of such qualities, which are capable of producing simple ideas in us; which qualities are commonly called accidents. If any one should be asked, what is the subject wherein colour or weight inheres, he would have nothing to*

Gelegenheit, um sehr ausführlich auseinanderzusetzen, dass der Begriff einer geistigen und einer körperlichen Substanz gleich viel oder vielmehr gleich wenig Aufschluss über das Wesen des Geistes und des Körpers darbiete. Denken, Wollen sammt allen übrigen Merkmalen, die wir in die Complexion, welche wir Geist oder Seele nennen, zusammenfassen, sind gerade so begreiflich und so unbegreiflich, wie Ausdehnung, Cohäsion, Mittheilung der Bewegung, die wir als das Wesen des Körpers denken.[70]) Es bleibt uns nichts übrig als die Vorstellungen von Körper und Geist zu nehmen, wie sie sich bei dem ersteren durch die ersten Qualitäten, bei dem zweiten durch die Begriffe aufdringen, durch die wir die innern Ereignisse und Thätigkeiten auffassen; sobald wir diese Grenze überschreiten, verwickeln wir uns in unentwirrbare Schwierigkeiten und entdecken nichts als unsere Unwissenheit.[71])

Der Umstand, dass der von Locke in seiner Werthlosigkeit aufgezeigte Begriff der Substanz geradezu den Mittelpunkt der durch Aristoteles zur Geltung gekommenen Schulmetaphysik bildet, macht es be-

---

say, but the solid extended parts; and if he were demanded, what is it that solidity and extension inhere in, he would not be in a much better case, than the Indian, who, saying that the world was supported by a great elephant, was asked, what the elephant rested on; to which his answer was, a great tortoise; but again pressed to know what gave support to the broad-backed tortoise replied: something, he knew not what. And thus here, as in all other cases where we use words without having clear and distinct ideas, we take like children, who, being questioned, what such a thing is, which they know not, readily give the satisfactory answer, that it is something. ... The idea then we have, to which we gave the general name substance, being nothing but the supposed, but unknown support of those qualities we find existing, which we imagine cannot subsist sine re substante, without something to support them, we call that support substantia, which is in plain English standing under or upholding. Vgl. B. I, ch. III, § 18. II, ch. XXXI, § 6 flgg. III, ch. XIII, § 19.

70) B. II, ch. XXIII, § 16—32.

71) a. a. O. § 30. *The substance of spirit is unknown to us, and so is the substance of body equally unknown to us. Two primary qualities or properties of body, viz. solid coherent parts and impulse, we have distinct clear ideas of; so likewise we know and have distinct clear ideas of two primary qualities or properties of spirit, viz. thinking and power of action. ... We have also the ideas of several qualities inherent in bodies; ... we have likewise the ideas of the several modes of thinking ...* § 32. *Whensoever we would proceed beyond these simple ideas we have from sensation and reflection and dive farther into the nature of things, we fall presently into darkness and obscurity, perplexedness and difficulties, and can discover nothing farther but our own blindness and ignorance.*

greiflich, dass er auf ihn mit einer Art unermüdlicher Ausführlichkeit immer wieder zurückkommt. Das 31. Capitel des II. Buches (§ 6 flgg.) enthält nochmals die ausführliche Erörterung, dass die Vorstellung der Substanz gleich unvollständig und ungenügend ist, gleichviel ob man darunter die substantielle Form der einzelnen Dinge oder den ganzen Complex der in dem Begriffe des Dings zusammengefassten Merkmale versteht. Die angebliche substantielle Form ist factisch unbekannt; wäre sie bekannt, so müsste sich aus ihr die Mannigfaltigkeit der an dem Dinge wahrgenommenen Merkmale und der Zusammenhang der letzteren unter einander ableiten lassen; der Complex der Merkmale aber gibt schon desshalb einen höchst unvollständigen Begriff, weil die meisten dieser Merkmale ein Wirken und Leiden bezeichnen und es noch unbestimmt viel mehr solche Verhältnisse des Thuns und Leidens geben kann, als wirklich beobachtet worden sind. Auch gehört hierher die Nachweisung, dass der grösste Theil der Eigenschaften, die wir den Dingen als ihr eigenes Was beilegen, von fremden, oft sehr weit entlegenen Bedingungen abhängt.[72])

Was die Vorstellungen von Aggregaten mehrerer Dinge, wie die einer Heerde, einer Stadt, einer Flotte u. s. w. anlangt, so hätte sie Locke wohl mit Stillschweigen übergehen können, da wenigstens die hergebrachte Schulmetaphysik von der Substanz einer Flotte, einer Stadt nicht in demselben Sinne gesprochen hat, wie von der einer Rose, eines Stücks Gold, Brod u. s. w. Gleichwohl mag es der pantheistischen Verwechselung der Einheit des Begriffs vom Sein mit der Einheit des Seienden gegenüber nicht unerwähnt bleiben, dass Locke den Begriff der Welt oder des Universums als ein Beispiel für die Fähigkeit des Geistes anführt, die heterogensten und entgegengesetztesten Dinge in einen Begriff zusammenzufassen.[73])

Die Complexionen von Vorstellungen, durch welche wir die Dinge bezeichnen, bestehen zum grossen Theile aus den Kräften, die wir ihnen beilegen; was die Dinge zu sein scheinen, verräth sich uns durch das, was sie wirken und leiden. Für beides haben wir die Vorstellung

---

72) B. IV, ch. VI, § 11.

73) B. II, ch. XXIV, § 2. *These collective ideas of substances the mind makes by its power of composition and uniting severally, either simple or complex ideas into one...* § 3. *There are no things so remote, nor so contrary, which the mind cannot by this art of composition bring into one idea, as is visible in that signified by the name Universe.*

des ursachlichen Zusammenhangs, und die Vorstellung der Ursachen und Wirkungen gehört zusammen mit dem der Kraft und der Empfänglichkeit. Locke trennt die Erörterung über diese Begriffe; er widmet dem Begriffe der Kraft das 21. Capitel des II. Buches, und spricht von Ursache und Wirkung erst im 26. Capitel, weil er den ersteren Begriff für einen *modus*, den zweiten für eine Relation erklärt, und es verräth sich auch an dieser Stelle, wie wenig durchgreifend diese ganze Unterscheidung zwischen *modus* und Relation ist.[74]) Ist ein Unterschied in der Art, wie diese Begriffe in dem gewöhnlichen Gedankenkreise auftreten, so liegt er darin, dass Ursache und Wirkung sich auf die wirkliche Thätigkeit und das wirkliche Leiden der Dinge, der Begriff der Kraft und des Vermögens sich auf das mögliche Thun und Leiden derselben bezieht. Die Art, wie Locke den Ursprung dieser Vorstellungsarten bezeichnet, entspricht diesem Unterschiede. Indem wir, sagt er, die beständigen Veränderungen der Dinge wahrnehmen, sehen wir die Entstehung bestimmter Qualitäten und Dinge abhängig von andern Dingen und ihrer Wirksamkeit, und dies gibt uns die Vorstellung von Ursache und Wirkung. Was wir Schaffen, Zeugen, Machen u. s. w. nennen, sind verschiedene Bestimmungen dieses Verhältnisses; die Verschiedenheit der Vorstellungen, welche das entstandene oder veränderte Ding uns aufdringt, ist die ausreichende Veranlassung des unter den Dingen angenommenen ursächlichen Verkehrs, obwohl wir über die Art, wie die Wirkung hervorgebracht wird, dadurch nichts erfahren.[75]) Uebertragen

74) Locke gesteht dies selbst zu, indem er B. II, ch. XXI, § 3 sagt: *I confess, power includes in it some kind of relation (a relation to action or change), as indeed which of our ideas, of what kind soever, when attentively considered, does not?*

75) a. a. O. ch. XXVI, § 1. *In the notice, that our senses take of the constant vicissitude of things, we cannot but observe, that several particular, both qualities and substances, begin to exist, and that they receive this their existence from the application and operation of some other being. From this observation we get our ideas of cause and effect. That which produce any simple or complex idea, we denote by the general name cause, and that which is produced effect. ... Whatever is considered by us to conduce or operate to the producing any particular simple idea, or collection of simple ideas, ... which did before not exist, hath in our minds the relation of a cause and so is denominated by us ...* § 2 a. E. *The notion of cause and effect has its rise from ideas received by sensation and reflection, and this relation, how comprehensive soever, terminates at last in them. For to have the idea of cause and effect, it suffices to consider any simple idea or substance as beginning to exist by the operation of some other, without knowing the manner of that operation.*

wir nun die Bestimmungen dieses Verhältnisses, gleichviel ob es sich uns durch den Wechsel unserer Wahrnehmungen, oder durch unsere eigene Thätigkeit verräth, auf ein zukünftiges mögliches Geschehen, so entsteht die Vorstellung der Kraft, oder vielmehr die eines möglichen Wirkens und Leidens.[76]) Obgleich es nun beinahe keine Art sinnlich wahrnehmbarer Dinge gibt, deren Veränderungen uns nicht die Vorstellung eines möglichen Leidens darbieten, und obgleich diesem gegenüber immer die eines möglichen Thuns steht, so kündigt sich doch die Vorstellung des letzteren, der activen Kraft, nirgends so bestimmt und deutlich an, als in der Reflexion auf die Operationen unseres eigenen Geistes.[77]) Jede (wirkliche oder mögliche) Thätigkeit lässt sich auf zwei Arten zurückführen, Denken und Bewegen. Die Vorstellung des Denkens bietet uns lediglich die Reflexion dar; aber auch den Begriff der bewegenden Kraft entlehnen wir eigentlich nicht der Körperwelt; denn der bewegte Körper ist vielmehr leidend als thätig; die Mittheilung der Bewegung ist nur die Fortsetzung einer schon vorhandenen Bewegung und die Vorstellung eines Anfangs der Bewegung gewinnen wir nur durch die Thatsache der willkührlichen Bewegung unserer Glieder. Unsere ganze Vorstellung der Kraft und des (activen) Vermögens hat daher ihre Quelle weniger in der äusseren, als in der inneren Erfahrung.[78])

So wenig diese Erörterung über den Begriff der Causalität und über die damit zusammenhängenden der Kraft und des Vermögens eigentlich die Thatsache überschreitet, dass sich diese Begriffe in der Auffassung

---

76) a. a. O. ch. XXI, § 1. *The mind being informed by the senses of alteration of those simple ideas it observes in things without..., reflecting also on what passes within itself and observing a constant change of its ideas, ... and concluding from what it has so constantly observed to have been, that the like changes will for the future be made in the same things, by like agents and by the like ways, considers in one things the possibility of having any of its simple ideas changed, and in another the possibility of making that change and so comes by that idea which we call* p o w e r. § 2. *Power thus considered is twofold, viz. as able to make or able to receive any change; the only may be called active, and the other passive power.*

77) a. a. O. § 4. *We are abundantly furnished with the idea of passive power by al most all sortes of sensible things ... Nor have we of active power (which is the more proper signification of the word power) fewer instances ... But yet if we will consider it attentively, bodies by our senses do not afford us so clear and distinct idea of active power, as we have from reflection on the operations of our minds.*

78) a. a. O. § 4. Es gehören hierher auch die Anm. 70 angeführten Erörterungen Locke's.

der inneren und äusseren Veränderungen geltend machen, so ist es doch nicht ohne Interesse, wie vorsichtig sich Locke über den Gebrauch der Begriffe Kraft und Vermögen ausspricht. Er macht darauf aufmerksam, dass die ganze Art, wie wir die Begriffe des Wirkens und Leidens unter die Dinge vertheilen, in vielen Fällen nur der Ausdruck einer oberflächlichen Auffassung ist;[79]) er erklärt überdies von vorn herein, dass er sich des Begriffs des activen Vermögens in Beziehung auf die Naturdinge nur bediene, um sich der gewöhnlichen Vorstellungsweise zu accommodiren;[80]) ebenso lehnt er die Unterscheidung verschiedener Seelenvermögen zwar nicht geradezu ab, aber er spricht doch sehr bestimmt aus, dass, wenn man diese Vermögen wie verschiedene handelnde Wesen in der Seele auffasse, daraus Verwirrung und unnöthige Schwierigkeiten entstehen müssen, wie namentlich da deutlich sei, wo man davon spreche, dass ein Vermögen das andere bestimme, auf dasselbe wirke u. s. w.[81]) Er geht aber auch noch einen Schritt weiter und streng genommen so weit, dass er den ganzen Begriff des Vermögens zugleich für eben so natürlich und für eben so werthlos erklärt, wie den Begriff der Substanz. Die Gewohnheit, sagt er, die verschiedenen geistigen

---

79) a. a. O. § 72.

80) a. a. O. § 2. *Since active power make so great a part of our complexe ideas of natural substances and I mention them as such, according to common apprehension; yet they being not perhaps so truly active powers as our hasty thoughts are apt to represent them,* u. s. w.

81) a. a. O. § 6. *The ordinary way of speaking is, that the understanding and will are two faculties of the mind, a word proper enough, if it be used, as all words should be, so as not to breed any confusion in men's thoughts, by being supposed (as I suspect it has been) to stand for some real beings in the soul that performed those actions of understanding and volition. ... I suspect that this way of speaking of faculties had misled many into a confused notion of so many distinct agents in us, which had their several provinces and authorities and did command, obey and perform several actions, and so many distinct beings; which has been no small occasion of wrangling, obscurity and uncertainty in questions relating to them.* § 17. *If it be reasonable to suppose and talk of faculties, as distinct beings that can act, 'tis fit that we should make a speaking faculty and a walking faculty and a dancing faculty, ... as well as we make the will and understanding to be faculties. ... And we may as properly say, 'tis the singing faculty sings and the dancing faculty dances, as that the will choses or that the understanding conceives; or, as is usual, that the will direct the understanding or the understanding obeys or not obeys the will, it being altogether as proper and intelligible to say, that the power of speaking direct the power of singing or the power of singing obeys or disobeys the power of speaking.*

Thätigkeiten auf den Begriff verschiedener Vermögen zurückzuführen, fördert die Erkenntniss unseres geistigen Wesens so wenig, als die Voraussetzung verschiedener Vermögen des Körpers die des Körpers. Der Magen verdaut, also hat er ein Verdauungsvermögen; der Körper scheidet gewisse Stoffe aus, also hat er ein Ausscheidungsvermögen; der Geist erkennt, also hat er ein Erkenntnissvermögen; er wählt und beschliesst, also hat er ein Willensvermögen. Locke sieht sehr wohl, dass alle diese Redeweisen dem, was factisch geschieht, die Vorstellung der Möglichkeit dieses Geschehens vorschieben und damit nichts besagen, als was sich von selbst versteht, ohne den geringsten Aufschluss über den Hergang der gegebenen Veränderung zu enthalten.[82])

Dass er dies einsieht und doch nicht auf den Gebrauch des Vermögensbegriffs ganz und gar Verzicht leistet oder einen Versuch macht, einen besseren Begriff an seine Stelle zu setzen, ist nicht blos eine Folge seiner Bereitwilligkeit, sich dem hergebrachten Sprachgebrauche anzubequemen, sondern es liegt darin in diesem Falle eben so, wie in andern gleich wichtigen, ein charakteristisches Merkmal einer gewissen Genügsamkeit, die sich bescheidet, den einmal vorhandenen Gedankenkreis einer berichtigenden Umbildung nicht unterwerfen zu können. Dazu kommt, dass diese Kritik des Vermögensbegriffs bei ihm nicht in einer allgemeinen Untersuchung über den Begriff der Causalität wurzelt, sondern ihm mehr gelegentlich bei der Erörterung über die Freiheit des Willens zuwächst; eine Erörterung, welche, so interessant sie ist und so sehr sie zu einer Vergleichung mit der Leibniz'schen und Kant'schen Lehre von der Freiheit auffordert, doch dem Zwecke dieser Abhandlung so fern liegt, dass sie hier übergangen werden muss.

Die Erörterungen Locke's über den Begriff der Substanz, der Cau-

---

82) a. a. O. § 20. *Nor do i deny, that those words (power, faculty etc.) are to have their place in the common use of language that have them made current. It looks like to much affectation wholly to lay them by, and philosophy itself ... must have so much complacency, as to be clothed in the ordinary fashion and language. ... But the fault has been, that faculties have been spoken of and represented, as so many distinct agents. For it being asked, what it was that digested the meat in the stomach, it was a ready and very satisfactory answer to say that it was the digestive faculty* u. s. w. *Which ways of speaking, when put into more intelligible words will, I think, amount to thus much: that digestion is performed by something that is able to digest, motion by something able to move, and understanding by something able to understand. And in thruth it would be very strange, if it should be otherwise.*

salität, der Kraft und des Vermögens machen den Erkenntnisswerth derselben im Grunde nicht abhängig von der Nachweisung der Art, wie wir nach seiner Ansicht zu ihnen gelangen. Wir denken zu der Mannigfaltigkeit der Merkmale eines Dings die Einheit des Dings selbst hinzu, wir setzen den Veränderungen der Dinge Ursachen, Kräfte und Vermögen voraus, nach Locke's Lehre dazu veranlasst durch die Thatsachen der inneren und äusseren Erfahrung; aber nicht der empirische Ursprung dieser Vorstellungsarten ist es, was ihn misstrauisch macht gegen die Befriedigung, welche sie der Schulmetaphysik gewährt hatten; sondern dass sie den unmittelbaren Inhalt der Wahrnehmung überschreiten und gleichwohl keinen Aufschluss über das darbieten, worüber sie uns zu belehren vorgeben, dass sie, statt ein positives Wissen zu enthalten, uns vielmehr lediglich eine Grenze und eine Lücke desselben erblicken lassen, daran nimmt Locke's nüchterner Untersuchungsgeist Anstoss. Dass der Begriff des Dings und seiner Eigenschaften, — der allerdings dadurch nicht tiefsinniger wird, dass man diese Worte in die lateinischen Substanz und Accidenz übersetzt, — nicht die mindeste Belehrung darüber enthält, weder was das Ding ist, noch wie die gleichzeitigen oder successiven Merkmale zu ihm kommen und umgekehrt, dass der Begriff der Ursache die Art und Weise gänzlich unbestimmt lässt, wie die Dinge auf einander wirken und von einander leiden, diese kritische Reflexion ist für Locke der Sache nach von dem empirischen Ursprung dieser Begriffe ganz unabhängig und man darf wohl sagen, dass sie für ihn dasselbe Gewicht gehabt haben würden, wenn er jene Vorstellungsarten für angeboren zu erklären sich genöthigt gefunden hätte.

Nicht ganz in derselben Richtung verlaufen seine Erörterungen über Raum und Zeit. Beide erklärt er für einfache Vorstellungen, weil, obwohl Theile des Raums und der Zeit unterschieden werden können, doch in dem Inhalte der Vorstellung von Raum und Zeit keine Mehrheit verschiedenartiger Vorstellungen unterschieden werden kann;[83]) alle Vorstellungen, die unter den allgemeinen Begriff des Raumes und der Zeit fallen, sind einfache *modi* derselben. Ueber den Ursprung der Vor-

---

83) Vgl. die oben Anm. 31 angeführte Anmerkung zu B. II, ch. XV, § 8 und dazu noch folgende Worte: *So that, if the idea of extension consists in having partes extra partes (as the school speaks), 'tis always a simple idea, because the idea of having partes extra partes cannot be resolved into two other ideas.*

stellung des Raums begnügt er sich mit der einfachen Bemerkung, dass wir sie durch Gesichts- und Tastempfindungen erhalten.[84]) Da die Ausdehnung und Solidität für ihn zu den wirklichen Eigenschaften der Körper gehört, so macht ihm die Frage, wie wir durch Gesichts- und Tastempfindungen räumliche Vorstellungen gewinnen, nicht die geringste Sorge; viel wichtiger ist es ihm, die Modificationen nachzuweisen, denen die Vorstellung des Raums zugänglich ist und zu zeigen, dass die Vorstellung des Raums mit der der Körperlichkeit nicht identisch ist und die Cartesianische Schule kein Recht hat, beide gleichzusetzen. Selbst die in psychologischer Beziehung geradezu entscheidende Frage, ob die bestimmten und individuellen räumlichen Auffassungen die Grundlage für die allgemeine Vorstellung des Raums, oder diese die Grundlage für jene darbieten, erörtert er nicht ausdrücklich; seiner ganzen Denkart nach hätte er sich für das erstere entscheiden müssen und doch behandelt er den Raum durchaus als das allen besonderen Raumbestimmungen zu Grunde Liegende. Jede bestimmte Entfernung ist eine Modification des Raums und jede Vorstellung derselben ein einfacher *modus* der Vorstellung von Raum. Die Möglichkeit, bestimmte Entfernungen so oft zu wiederholen als man will, gibt uns die Vorstellung der Unermesslichkeit des Raums; die Möglichkeit, die allgemeine Vorstellung des Raums entweder durch wirklich wahrgenommene, oder durch beliebig angenommene Verhältnisse der Grenzen gewisser Theile desselben zu bestimmen, führt auf den Begriff der Gestalt und zu der Möglichkeit, sich eine endlose Mannigfaltigkeit von Gestalten zu denken.[85]) Die Vorstellung des bestimmten Verhältnisses zwischen zwei oder mehreren Punkten im Raume, die man unter einander als ruhend betrachtet, bezeichnet der Begriff des Orts oder der Stelle, und Locke hebt hervor, dass, obgleich die gewöhnliche Auffassung den Dingen ihren Ort nur mit Rücksicht auf den zunächstliegenden Raum anweise, doch der Begriff des Orts eigentlich ganz relativ ist; das Universum ist nirgendwo, weil ausser ihm nichts ist, in Beziehung worauf ihm sein Ort angewiesen werden

---

84) B. II, ch. XIII, § 2. Wenn er dabei auf B. II, ch. IV zurück verweist, so hatte er dort von der Solidität als einer Eigenschaft des Körpers gesprochen, um die Cartesianische Gleichsetzung zwischen Raum und Körperlichkeit abzuweisen. Darauf kommt er auch hier § 25 wieder zurück.

85) a. a. O. § 3—6.

könnte.[86]) So ist der Raum mit seinen drei Dimensionen, der Continuität und der Unbeweglichkeit seiner Theile[87]) für den Menschen ein durch den Gesichts- und Tastsinn Gegebenes, an welches sich durch die Möglichkeit der Wiederholung vorgestellter Raumgrössen die Vorstellung der Unermesslichkeit anknüpft; aber was der Raum an sich sei, erfahren wir dadurch nicht im Geringsten; Locke begnügt sich in dieser Beziehung zu sagen, er werde auf die Frage, was der Raum sei, ob eine Substanz oder ein Accidenz, antworten, sobald jemand im Stande sei zu sagen, was Ausdehnung und was eine Substanz sei oder woher man wisse, dass nur unausgedehnte Wesen denken und ausgedehnte Wesen nicht denken können.[88])

Etwas tiefer geht die Erörterung über die Vorstellung der Zeit, wenigstens hebt sie einen Gesichtspunkt hervor, der in psychologischer Beziehung fruchtbar ist. Locke legt das wesentliche Gewicht darauf, dass die Vorstellung des Zeitlichen gebunden ist an die Reflexion auf die Succession unserer eigenen Vorstellungen. Wen Anschauungen oder Gedanken dergestalt beschäftigen, dass er auf deren Succession nicht reflectirt, für den entsteht die Vorstellung der Dauer eben so wenig, als sie der Schlafende während eines traumlosen Schlafs hat. Erst die Aufmerksamkeit auf die Aufeinanderfolge unserer Vorstellungen gibt uns die Vorstellung der Succession und wir nennen Dauer die Entfernung zwischen bestimmten Theilen dieser Aufeinanderfolge.[89]) Ist einmal diese Vorstellung gewisser Zeitdistanzen entstanden, so ist es möglich, sie auf

86) a. a. O. § 7—10. — § 10. *That our idea of place is nothing else but a relative position of a thing, I think is plain. ... To say that the world is somewhere, means no more than that it does exist; this, though a phrase borrowed from place, signify only its existence, not location.*

87) a. a. O. § 13. 14. *The parts of pure space are immoveable, which follows from their inseparability, motion being nothing but change of distance between two things.*

88) a. a. O. § 15—17.

89) a. a. O. ch. XIV, § 3. *Reflection on these appearances of several ideas one after another in our minds is that which furnished us with the idea of succession, and the distance between any parts of that succession or between the appearance of any two ideas in our minds is that we call duration. For .. whilst we receive successively several ideas, we know that we do exist, and so we call the existence or the continuation of the existence of ourselves or any thing else, commensurate to the succession of our ideas, the duration of ourselves or any thing coexistent with our thinking.* Locke lässt hier den Begriff der Distanz in der Zeit und der Dauer in der gemeinsamen Bezeichnung *duration* in einander fliessen.

Dinge und Ereignisse zu übertragen, welche uns nicht unmittelbar ein Bewusstsein der Aufeinanderfolge von Vorstellungen gegeben haben, eben so wie wir räumliche Vorstellungen auf Dinge übertragen, die wir nicht gesehen und getastet haben;[90]) aber der Anknüpfungspunkt für unsere Vorstellung bleibt die Succession unserer Vorstellungen und die der räumlichen Bewegung eben nur insofern, als sie uns eine bestimmte Aufeinanderfolge von Vorstellungen aufdringt.[91]) Für diese Aufeinanderfolge, bemerkt Locke, scheine es ein gewisses Maass der Geschwindigkeit zu geben, wenn die Vorstellungen unterscheidbar bleiben sollen; dieses Maximum der Geschwindigkeit, also das Minimum der Dauer, während welcher nur eine Vorstellung ohne Succession wahrgenommen werden kann, ist der Moment.[92]) Wollen wir nun die Dauer messen, Zeitdistanzen bestimmen, so ist das nicht so unmittelbar möglich wie bei Raumgrössen; den Raum messen wir, indem wir beliebig angenommene Theile des Raums mit andern Raumgrössen vergleichen; eine solche unmittelbare Vergleichung der immerfort verschwindenden Zeitdistanzen ist nicht möglich, sie wird aber mittelbar möglich, wenn Grund zu der Voraussetzung vorhanden ist, dass irgend etwas eine Zeitstrecke in periodischer Wiederkehr in gleiche Theile theilt.[93]) Jedes in

90) a. a. O. § 5.

91) a. a. O. § 6. *If any one should think we did rather get (the notion of succession) from our observation of motion by our senses, he will perhaps be of my mind, when he considers, that even motion produces in his mind an idea of succession, no otherwise then as it produces there a continued train of distinguishable ideas.* § 16. *It is not the motion but the constant train of ideas in our minds, .. that furnishes us with the idea of duration; whereof motion no otherwise gives us any perception, than as it causes in our minds a constant train of ideas.*

92) a. a. O. § 9. *There seem to be certain bounds to the quickness or slowness of the succession of those ideas one to another, beyond which they can neither delay nor hasten.* § 10. *The reason I have for this odd conjecture is from observing, that in the impression made upon any of our senses we can but to a certain degree perceive any succession, which if exceeding quick, the sense of succession is lost ... Such a part of duration, wherein we perceive no succession is that we may call an instant, and is that which takes up the time of only one idea in our minds, without the succession of another, wherein therefore we perceive no succession at all.*

93) a. a. O. § 17. 18. *Nothing being a measure of duration but duration, as nothing is of extension but extension, we cannot keep by us any standing, unvarying measure of duration, which consists in a constant fleeting succession, as we can of certain lengths of extension ... Nothing then could serve well for a convenient measure of time, but what has divided the whole length of its duration into apparently equal portions by constantly repeated periods.* Beispiele dazu § 20.

scheinbar gleichen Perioden wiederkehrende Ereigniss kann daher zum Maass der Dauer benutzt werden, und wenn dazu vorzugsweise die scheinbare tägliche und jährliche Bewegung der Sonne benutzt wird, so hat das seinen Grund eben in der Voraussetzung, dass diese Bewegungen gleichförmig sind; eine absolute Gewähr für die Gleichförmigkeit dieses Maasses gibt es nicht.[94]) Wenigstens ist es nicht richtig die Zeit als das Maass der Bewegung zu definiren; um die letztere zu messen, muss der Raum nicht weniger in Betracht gezogen werden, als die Zeit, und die Bewegung, welche in Verbindung mit dem Raume das Maass der Zeit ist, kann nur dadurch zum Maasse der Zeit benutzt werden, dass sie eine constante Folge von Vorstellungen darbietet in Perioden, die gleich weit von einander entfernt zu sein scheinen.[95])

Während die Vorstellung des Räumlichen an die Auffassung äusserer Objecte, die des Zeitlichen an die Reflexion auf die Succession der Vorstellungen selbst gebunden ist, entsteht der Begriff der Zahl aus der Wiederholung und Zusammenfassung der Vorstellung der Einheit, die uns eigentlich Alles, was innerlich und äusserlich wahrgenommen wird, darbietet. Die Vorstellungen der Zahlen verbinden daher mit der grössten Einfachheit ihres Elements und der Möglichkeit einer vollkommen genauen Unterscheidung der einzelnen Zahlgrössen die grösste Allgemeinheit ihrer Anwendung. Die Bestimmtheit der Bezeichnung jedes einzelnen Glieds der Zahlenreihe macht es einerseits möglich durch sie alle anderen Grössen zu messen,[96]) und die unbegrenzte Möglichkeit des Fortschritts in der Zahlenreihe ist andererseits eigentlich das, was wir unter der Unendlichkeit des Raums und der Zeit verstehen.[97])

Somit knüpft sich die Vorstellung der Unendlichkeit gleichmässig an Raum, Zeit und Zahl. Endlichkeit und Unendlichkeit sind *modi* der Quantität und können nur dem beigelegt werden, was Theile hat und durch Hinzufügung und Wegnahme derselben der Vermehrung und

---

94) a. a. O. § 19. 21.

95) a. a. O. § 22.

96) a. a. O. ch. XVI, § 1—4.

97) a. a. O. § 8. *The mind makes use of number in measuring all things, that by us are measurable, which principally are expansion and duration, and our idea of infinity, even when applied to those, seems to be nothing but the infinity of number ... This endless addition or addibility of numbers is that, I think, which gives us the clearest and most distinct idea of infinity.*

Verminderung zugänglich ist; daher sind diese Begriffe da nicht anwendbar, wo ein Vorgestelltes einer Vermehrung durch hinzugedachte Theile nicht zugänglich ist; es gibt Grade des Weissen und Süssen, aber kein unendliches Weiss und Süss.[98]) Der Ursprung dieser von allem Verkehr mit dem, was in den Bereich unserer Erfahrung fällt, scheinbar so entfernten Vorstellung liegt aber nirgends anders als in der unbeschränkten Möglichkeit, bestimmte Räume und Zeiten mit Hülfe der ebenfalls an keine bestimmte Grenze gebundenen Zahlenreihe ohne Ende zu wiederholen.[99]) Der Begriff der Unendlichkeit ist daher ein negativer, nämlich der eines möglichen endlosen Fortschritts; die Meinung, dass er ein positiver Begriff sei, beruht auf der falschen Ansicht, als ob das Ende eine Verneinung, also die Verneinung desselben eine Bejahung sei, während vielmehr das im Begriff des Unendlichen verneinte Ende das letzte positive Glied der durchlaufenen Reihe ist; was an dem Begriff des Unendlichen positiv ist, bezieht sich auf die durchlaufenen Theile der Reihe, nicht auf die noch zu durchlaufenden.[100]) Es sei daher wohl möglich, die Unendlichkeit des Raums, der Zeit, der Zahl d. h. die Möglichkeit eines Fortschritts ohne Ende, aber nicht, einen unendlichen Raum, eine unendliche Zeit, eine unendliche Zahl vorzustellen; denn das hiesse behaupten, dass eine Reihe, in deren Begriff es liegt nicht durchlaufen werden zu können, wirklich durchlaufen sei.[101]) Dasselbe gilt von

98) a. a. O. ch. XVII, § 1. *Finite and infinite seem to me be looked upon by the mind as the modes of quantity and to be attributed in their first designation only to those things, which have parts and are capable of increase or diminution, by the addition or subtraction of any the least part.* § 6. *To the perfectest idea I have of the whitest whiteness, if I add another of a less or equal whiteness (and of a whiter than I have I cannot add the idea), it makes no increase; ... and therefore the different ideas of whiteness are called degrees... If you take the idea of white, which one parcel of snow yielded yesterday to your sight, and an another idea of white from another parcel of snow you see today, ... they embody, as it were, and run into one, and the idea of white is not at all increased.*

99) a. a. O. § 3 fgg. § 8. *The idea of infinity consists in a supposed endless progression.*

100) a. a. O. § 13—15.

101) a. a. O. § 7. *I think it is not an insignificant subtility, if I say, that we are carefully to distinguish between the idea of the infinity of space, and the idea of a space infinite. The first is nothing but a supposed endless progression of the mind; ... but to have actually the idea of space infinite, is to suppose the mind already passed over, and actually to have a view of all those repeated ideas of space, which an endless repetition can never totally represent to it; which carries in it a plain contradiction.*

der Vorstellung des unendlich Kleinen; wobei er zum Schlusse bemerkt, dass vielleicht die Mathematik den Begriff des Unendlichen auf eine andere Weise ableiten könne; dies hindere indessen nicht, dass der Mathematiker ursprünglich diese Vorstellung auf dieselbe Weise erworben habe, wie die übrigen Menschen.[102]) Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, dass Locke durch diese Bestimmung des Begriffs des Unendlichen alle Speculationen, die auf den positiven Begriff eines wirklich existirenden Unendlichen irgend eine wissenschaftliche Deduction zu gründen unternehmen, stillschweigend abweist.

Während die bisherigen Erörterungen sich auf Begriffe bezogen, deren Bedeutung und Anwendung zwar nicht ausschliessend, aber vorzugsweise an die Auffassung der äussern Erfahrung gebunden ist oder sich wenigstens gleichmässig auf die äussere und innere Erfahrung erstreckt, unterwirft Locke noch einen Begriff, nämlich den der Identität und Verschiedenheit einer Untersuchung, deren Hauptgewicht auf eine Thatsache der innern Erfahrung fällt, nämlich auf die Identität, welche jeder sich selbst, seiner eigenen Persönlichkeit zuschreibt; eine Erörterung, von welcher gesagt werden muss, dass sie der erste Versuch ist, die Bedeutung dieser Thatsache festzustellen und dadurch wenigstens den Anknüpfungspunkt einer möglichen Untersuchung des Selbstbewusstseins zu gewinnen.

Locke geht dabei von der Bemerkung aus, dass der Begriff der Identität d. h. die Vorstellung, dass etwas dasselbe Ding sei, nicht auf die Persönlichkeit beschränkt ist, sondern sich zunächst auf äussere Dinge bezieht, so oft wir dieselben bei wiederholter Auffassung für dieselben erklären. Diese Erklärung gründet sich darauf, dass wir ein Ding an einer bestimmten Stelle zu einer bestimmten Zeit wahrnehmen; die Vorstellung der Identität beruht auf der vollkommenen Gleichheit unserer Vorstellungen von dem Dinge im Moment der jetzigen und der früheren Auffassung. Dabei fügt er aber doch hinzu, dass der Zuversicht der Annahme, ein Ding sei dasselbe, die Voraussetzung zu Grunde liege, es sei unmöglich, dass zwei Dinge derselben Art gleichzeitig an dem-

---

102) a. a. O. § 12. § 22. *Some mathematicians perhaps of advanced speculations may have other ways to introduce into their minds ideas of infinity; but this hinders not but they themselves, as well, as all other men, got the first ideas which they had of infinity ... in the method we have here set down.*

selben Orte existiren.[103]) Das sogenannte Princip der Individuation ist nichts Anderes, als dieses individuell bestimmte Dasein selbst, welches jedes Ding an eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort bindet, die es mit einem andern derselben Art nicht theilen kann.[104])

Handelt es sich um die Feststellung der Art und Weise, in welcher die gewöhnliche Auffassung von einer Identität der Dinge spricht, so sind diese Bestimmungen gewiss zu eng; auch entgeht es Locke'n nicht, dass der von ihm geltend gemachte Haltepunkt der Vorstellung der Identität da nicht vorhanden ist, wo ein Ding in einer Reihe von Veränderungen für dasselbe gehalten wird.[105]) Er gesteht daher zu, ein unbelebter Körper sei streng genommen nur so lange derselbe, als die seine Masse constituirenden Theile dieselben sind; bei belebten Körpern, Pflanzen und Thieren, fahren wir aber trotz des Stoffwechsels und der Massenveränderung fort sie für dieselben Dinge zu erklären, indem wir uns dabei an die Einheit des organischen Lebens halten.[106]) Handelt es sich in ähnlicher Weise um den Grund, aus welchem wir einen bestimmten Menschen für denselben halten, so ist nicht die Einheit der Substanz,

---

103) B. II, ch. XXVII, § 1. *When we see any thing to bee in any place in any instant of time, we are sure, that it is that very thing and not another .. and in this consists identity, when the ideas attributed to, vary not at all from what they were that moment wherein we consider their former existence, and to which we compare the present; for we never finding, nor conceiving it possible, that two things of the same kind should exist in the same place at te same time, whe rightly conclude, that whatever exists any where at any time, excludes all of the same kind and is there itself alone. When therefore we demand, whether any thing be the same or no, it refers always to something that existed such a time in such a place, ... from whence it follows, that one thing cannot have two beginnings of existence, nor two things one beginning.*

104) a. a. O. § 3. *From what has been said, it is easy to discover, what is so much enquired after, the principium individuationis and that is plain the existence itself, which determines a being of any sort to a particular time and place, incommunicable to two beings of the same kind.*

105) a. a. O. § 2. *Only as to things whose existence is in succession, such as are the actions of finite beings v. g. motions and thoughts, ... concerning their diversity there can be no question; because each perishing the moment it begins, they cannot exist in different times or in different places, as permanent beings can at different times exist in distant places.*

106) a. a. O. § 3. 4. *That being one plant, which has such an organisation of parts in one coherent body, partaking of one common life, it continues to be the same plant as long as it partakes of the same life* u. s. w. § 5. *The case is not so much different in brutes* u. s. w.

sondern die Einheit der Lebensfunctionen, wie sie sich in der ganzen äusseren Erscheinung des Menschen zu erkennen gibt, das, woran wir die Vorstellung seiner Identität anknüpfen; Niemand würde einen Papagey, und wenn er noch so vernünftig spräche, für einen Menschen erklären, und der einfältigste Mensch gilt immer noch für einen Menschen, wenn er so aussieht.[107])

Hiervon ganz verschieden ist aber die Frage nach der Einheit der Persönlichkeit, und hier macht nun Locke mit voller Entschiedenheit den Satz geltend, dass die empirische Auffassung unserer selbst uns keinen andern Haltepunkt für die Einheit der Person darbietet, als die Einheit und den continuirlichen Zusammenhang des Bewusstseins dessen, was wir in uns selbst als Ereigniss oder Thätigkeit wahrnehmen, also die Einheit des Selbstbewusstseins. Dieses Selbstbewusstsein dehnt sich zum Theil über Theile und Zustände des Körpers aus, ohne an sie ausschliessend oder vorzugsweise gebunden zu sein; es greift rückwärts in die Vergangenheit, und obwohl bei weitem nicht alle unsere Vorstellungsacte den Gedanken an das eigene Ich einschliessen und viele Bestimmungen des Ich im Laufe der Zeit ihm wieder verschwinden, so findet es doch, so oft es den Zusammenhang seines jetzigen Vorstellens mit seinem früheren Vorstellen und Handeln wieder anknüpfen kann, in dieser Einheit des Bewusstseins sich selbst; und die Einheit des Ich ist nichts Anderes als eben diese Einheit des Bewusstseins.[108]) Die Einheit des Ich entscheidet also nichts über die Einheit

107) a. a. O. § 6. 7. 8. *Whatever is talked of other definitions, ingenious observation puts it past doubt, that the idea in our minds, of which the sound man in our mouths is the sign, is nothing else but an animal of such a certain form: since I think it may be confident, that whoever should see a creature of his own shape and make, though it had no more reason all its life than a cat or a parrot, would call him still a man; or whoever should hear a cat or a parrot discourse, reason and philosophize, would call or think it nothing but a cat or a parrot.*

108) a. a. O. § 9. *To find wherein personal identity consists, we must consider what person stands for; which I think is a thinking intelligent being, that has reason and reflection and can consider itself as itself, the same thinking thing in different times and places; which it does only by that consciousness, which is inseparable from thinking and, as it seems to me, essential to it. ... By this every one is to himself that which he call self, it not being considered in this case, whether the same self be continued in the same or divers substances. For since consciousness always accompanies thinking and 'tis that that makes every one to be what he calls Self, ... in this alone consists personal identity ... and as far as this consciousness can be extended backwards to any past action or*

der ihm zu Grunde liegenden Substanz, ja die Frage nach der Einheit des ersteren geht nicht einmal als Frage auf die Einheit der letzteren.[109]) Um dies klar zu machen, wirft Locke zwei Fragen auf: 1) könnte, wenn die denkende Substanz eine andere würde, die Persönlichkeit dieselbe bleiben und 2) könnte, wenn die Substanz dieselbe bleibt, die Persönlichkeit sich ändern? mit andern Worten: ist die Einheit des Selbstbewusstseins in einer Mehrheit von Substanzen, und ist in einer und derselben Substanz eine Vervielfältigung der selbstbewussten Persönlichkeit denkbar? Beide Fragen, bemerkt er, haben zuvörderst für diejenigen keine Bedeutung, welche die psychischen Vorgänge lediglich als Functionen des animalischen Lebens betrachten, die an die materiellen Bestandtheile des Leibes gebunden sind. Denn diese denken die Einheit des Ich nothwendig als unabhängig von der Einheit der Substanz, gerade so wie die Einheit des Thiers nur die Einheit der Lebensfunctionen dieses bestimmten Organismus ist. Dieser Ansicht gegenüber hätten die, welche von der Einheit des Ich auf die Einheit der immateriellen Substanz schliessen, zu zeigen, warum die Identität des Ich mit einer Vielheit oder einem Wechsel der ihm zu Grunde liegenden immateriellen Substanz nicht vereinbar sei, und Locke ist im voraus geneigt anzunehmen, dass dies nicht mit zwingender Nothwendigkeit werde nachgewiesen werden können.[110]) Denn was die erste Frage anlangt, ob bei einem Wechsel der Substanz die Identität des persönlichen Bewusstseins beharren könne, so müsste sie bejaht werden, wenn es möglich wäre, das gesammte Bewusstsein aus der einen Substanz in die andere zu versetzen. Wäre das Selbstbewusstsein ein einiger und untheilbarer Act, so wäre das allerdings nicht möglich; aber das wirkliche Selbstbewusstsein ist kein solcher untheilbarer Act, sondern es ist immer die gegen-
…orstellung früherer Thätigkeiten; und die Identität des Selbst-
…ins bei einem Wechsel der Substanz wäre nicht undenkbar,

…far *reaches the identity of that person.* — Ueber die Beziehung des Selbst-
…s auf die Zustände und Theile des Leibes vgl. § 17. 18.

…. a. O. § 10. *The question being, what makes the same person and not whe-*
…*e same identical substance, which always thinks in the same person .... It*
…*me consciousness that makes a man be himself to himself, personal identity*
…*that only, whether it be annexed only to one individual substance, or can be*
… *a succession of several substances.*

…. a. O. § 12.

wenn die Erlebnisse und Thätigkeiten der ersten Substanz von einer zweiten als in ihr früher geschehen vorgestellt werden könnten, obgleich dies nicht der Fall gewesen wäre, wie wir z. B. im Traume Dinge als wirklich vorstellen, die nicht wirklich sind noch waren. Will man also den Wechsel der Substanz für unvereinbar erklären mit der Identität des persönlichen Bewusstseins, so hat man zu beweisen, dass die angeführte Bedingung der Möglichkeit des Gegentheils nicht eintreten kann; so lange wir aber die Natur und die Wirkungsart denkender Substanzen nicht genauer kennen, als dies der Fall ist, lässt sich dieser Beweis nicht führen; wohl aber lässt sich behaupten, dass, wenn das Gesammtbewusstsein der einen Substanz in eine andere übertragen werden könnte, dann die Identität der Persönlichkeit trotz der Verschiedenheit der Substanz ungeschmälert bleiben würde.[111])

Die andere Frage, ob in einer und derselben Substanz eine doppelte oder überhaupt eine verschiedene Persönlichkeit würde entstehen können, enthält nichts Unmögliches, sobald man den Fall für möglich hält, dass der gesammte Inhalt des Bewusstseins dergestalt verloren geht, dass aus einem späteren Bewusstsein keinerlei Verbindungsglieder in das frühere zurückreichen. Die, welche eine Präexistenz der Seele und Seelenwanderung annehmen, nehmen eigentlich diese Möglichkeit an; aber wie man auch diese Frage beantworte, es wird dadurch nichts an der Thatsache geändert, dass die Identität der Persönlichkeit lediglich in dem continuirlichen Zusammenhange des Bewusstseins besteht.[112]) Auf dieser Continuität des empirischen Bewusstseins, setzt er hinzu, und (muss man in seinem Sinne hinzufügen) nicht auf der indeterministischen Willensfreiheit, beruht die Zurechnung unserer Handlungen zu uns selbst sammt dem Rechte, Strafen und Belohnungen zuzufügen.[113])

Locke bemerkt am Schlusse dieser Erörterung über das Ich, die von ihm aufgeworfenen Fragen sammt deren hypothetischer Beantwor-

---

111) a. a. O. § 13.

112) a. a. O. § 14. — § 17. *Self is that conscious thinking thing (whatever substance made up of, wheter spiritual or material, simple or compounded, it matters not) which is sensible, or conscious of pleasure and pain, capable of happiness and misery and so is concerned for it self, as far as that consciousness extends.* Dass die Einheit der Substanz ohne die Continuität des Bewusstseins keine Persönlichkeit einschliesst, führt er weitläuftig aus § 23. 24.

113) a. a. O. § 18. 26.

tung werden Manchem wohl fremdartig vorkommen und er gebe zu, dass wenn wir von dem Wesen der Seele etwas wüssten, dergleichen Fragen überflüssig, ja selbst absurd sein würden; aber eben dieses Wissen fehle uns; und es ist ein Beweis seines nüchternen Untersuchungsgeistes, dass er die Thatsache des Selbstbewusstseins und die empirischen Merkmale desselben von den Folgerungen unterscheidet, die man darauf gründen zu können geglaubt hatte.[114]) Das Resultat Locke's ist dasselbe, welches Kant in der Darlegung des »Paralogismus der reinen Vernunft« ausspricht, dass nämlich die Einheit des Ich nichts entscheidet über das Wesen der dem Selbstbewusstsein vorausgesetzten Substanz. An einen Versuch, die Thatsache der Ichheit irgendwie zu erklären, denkt keiner von beiden Denkern; aber die Analyse, welcher Locke den Begriff des Selbstbewusstseins unterwirft, hat vor der einfachen Anerkennung der psychischen Thatsache bei Kant den Vorzug, dass sie auf die Beziehungen zwischen dem Selbstbewusstsein und dem Gesammtinhalt des Bewusstseins wenigstens in allgemeinen Umrissen hinweist.

IV.

Nachdem Locke die wichtigsten der Begriffe, durch welche wir die uns umgebende Welt und uns selbst auffassen, darauf hin geprüft hat, inwiefern sie eine wirkliche Erkenntniss darbieten, geht er dazu über nicht nur den wirklichen, sondern auch den möglichen Umfang des menschlichen Wissens zu bestimmen, insofern er durch die Art, wie unser Vorstellungskreis zu Stande kommt, bedingt ist. Die letzten Capitel des II. Buchs enthalten einige dazu nöthige Präliminärbestimmungen, indem sie Verschiedenheiten unter den Vorstellungen und Begriffen hervorheben, die entweder in der Art, wie sie selbst gedacht werden, oder in ihrer Beziehung auf die Objecte der Erkenntniss sich zu erkennen geben. In der ersteren Beziehung sind die Vorstellungen entweder klar und deutlich, oder dunkel und verworren, in der letzteren bezeichnen

114) a. a. O. § 27. — § 25 erklärt es Locke für die wahrscheinlichere Meinung, dass das Selbstbewusstsein an eine immaterielle Substanz gebunden sei; aber über den Mangel des Wissens darüber spricht er sich B. IV, ch. III, § 6 eben so entschieden als bescheiden aus. Seine skeptische Behandlung der Frage, ob ein materielles Wesen vorstellen und denken könne, hat ihren Grund lediglich hierin.

sie einerseits entweder wirkliche Dinge oder Einbildungen, andrerseits entsteht im Zusammenhange damit die Frage nach ihrer Wahrheit oder Falschheit.

Eine einfache Vorstellung ist klar, wenn sie der Art, wie das Object sich darstellt oder für eine wohlgeordnete Auffassung darstellen würde, entsprechen. Die Klarheit zusammengesetzter Vorstellungen besteht in der Klarheit der einfachen in ihr verknüpften Vorstellungen.[115]) Die Deutlichkeit einer Vorstellung oder eines Vorstellungscomplexes besteht in der Möglichkeit ihn von jeder andern Vorstellung zu unterscheiden.[116]) Deutlichkeit und Verworrenheit sind gebunden an die Beziehung einer Vorstellung auf andere Vorstellungen;[117]) bei zusammengesetzten Vorstellungen sind es die sie bildenden Theilvorstellungen, von deren vergleichender Unterscheidung die Deutlichkeit abhängt.[118]) Aber Deutlichkeit und Verworrenheit ist zugleich wesentlich an die Sprache gebunden; denn da jede Vorstellung für jeden, der sie denkt, gerade das bezeichnet, was er dabei denkt, und also für ihn von jeder andern Vorstellung hinreichend unterschieden ist, so würde es gar keine verworrenen Vorstellungen geben, wenn nicht die schon vorhandene Verschiedenheit der Worte und Benennungen der Dinge die Voraussetzung einschlösse, dass verschieden benannte Arten der Dinge auch verschieden seien; eine Vorstellung ist dann verworren, wenn sie als Vorstellung einer bestimmten Art von Dingen eben so gut die Bezeichnung durch die Benennung einer andern Art von Dingen gestattet; ohne diese Beziehung auf diese in der Sprache schon festgestellten Zeichen der Dinge (oder der ihrer Verschiedenheit entsprechenden Vorstellungscomplexe) würde es wenigstens schwer sein zu sagen, was eine verworrene Vor-

---

115) B. II, ch. XXIX, § 2. *Our simple ideas are clear, when they are such, as the objects themselves, from whence they were taken, did or might, in a well-ordered sensation or perception, present them. So far as they either want any thing of that original exactness or have lost any of their first freshness, ... so far are they obscure. ... Complexe ideas, as they are made up of simple ones, so they are clear, when the ideas that go to their composition are clear.*

116) a. a. O. § 4. *A distinct idea is that wherein the mind perceives a difference from all other; and a confused idea is such an one, as is not sufficiently distinguishable from another, from which it ought to be different.*

117) a. a. O. § 11. *Confusion making a difficulty to separate two things that should be separated, concerns always two ideas.*

118) a. a. O. § 7. 8. 10.

stellung sei.[119]) Vorstellungen, welche klar und deutlich sind, kann man bestimmte Vorstellungen nennen; es sind solche, die, so oft sie gedacht werden, unveränderlich an ein bestimmtes Wort als das constante Zeichen gerade dieser Vorstellung und dieses Vorstellungscomplexes gebunden sind.[120])

Vorstellungen, die in der Natur begründet sind und in der Wirklichkeit der Dinge ihren Beziehungspunkt oder ihr Vorbild haben, nennt Locke reelle, im Gegensatze zu phantastischen.[121]) Den Gebrauch, den er hier und im weiteren Verlauf des Werks von der Bezeichnung: reelle Vorstellungen im Gegensatze zu blossen Einbildungen macht, gestattet dieser Unterscheidung die Bezeichnung gültig und ungültig, freilich in einem doppelten, wesentlich verschiedenen Sinne zu substituiren, insofern dadurch entweder die durch innere oder äussere Erfahrung gewährleistete Thatsächlichkeit oder deren Mangel oder auch die blosse Widerspruchlosigkeit eines Begriffs bezeichnet wird. Locke bedient sich dieser Bezeichnung sowohl im Sinne jener empirischen, als dieser logischen Gültigkeit. Er erklärt desshalb zuvörderst alle einfachen Vorstellungen für reell, d. h. sie sind mit Ausnahme der sogenannten ersten

---

119) a. a. O. § 5. *Let any idea be as it will, it can be no other but such as the mind perceives it to be, and that very perception sufficiently distinguishes it from all other ideas ... No idea therefore can be undistinguishable from another.* § 6. *To remove the difficulty .., we must consider that things, ranked under distinct names, are supposed different enough to be distinguished, .. and there is nothing more evident, than that the greatest part of different names are supposed to stand for different things. Now every idea a man has, being visible, what it is, and distinct from all other ideas but itself, that which makes it confused, is, when it is such, that it may as well be called by another name, as that which it is expressed by; the difference which keeps the things distinct and makes some of them belong rather to the one and some of them to the other of those names, being left out; and so the distinction, which was intended to be kept up by those different names, is quite lost.* Vgl. § 12.

120) *Epistle to the Reader* (p. 9)*: I have in most places chose to put determinate or determined instead of clear and distinct. This I think may fitly be called a determinate or determined idea, when such as it is at any time objectively in the mind and so determined there, it is annexed and without variation determined to a name, which is to be steadily the sign of that very same object.*

121) B. II, ch. XXX, § 1. *By real ideas I mean such as have a foundation in nature, such as have a conformity with the real being and existence of things or with their archetypes. Fantastical or chimerical I call such, as have no foundation in nature nor have any conformity with the reality of being, to which they are tacitly referred, or with their archetypes.*

Qualitäten zwar keine Abbildungen der Qualität der Dinge, aber sie sind jederzeit der Einwirkung der Dinge auf unsere Wahrnehmung proportional.[122]) Er nennt aber auch alle die Vorstellungen und Begriffe reell, welche, ohne an einen äusseren Gegenstand als ihr Original gebunden zu sein, Producte einer willkührlichen Verknüpfung von unter einander verträglichen Vorstellungen sind. Wer den Begriff des Muths oder der Gerechtigkeit denkt, verknüpft, ohne den Anspruch ein existirendes Ding zu bezeichnen, gewisse Vorstellungen, und so lange diese unter einander verträglich sind, hat der Begriff die Bedeutung eines reellen d. h. er ist gültig; abgesehen von in sich widersprechenden Begriffen könnte bei allen derartigen Begriffen die Befürchtung einer Einbildung nur dann entstehen, wenn das sprachliche Zeichen, durch welches jemand einen solchen Begriff bezeichnet, in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch eine andere Bedeutung hätte.[123]) Die Vorstellungen der Substanzen endlich (der Dinge) sind nur in so weit reell, als sie Verknüpfungen solcher Merkmale sind, die den an den Dingen factisch vorkommenden Verknüpfungen der Merkmale entsprechen; Abweichungen davon sind Einbildungen.[124])

Aber bei den reellen oder gültigen Vorstellungen und Begriffen fragt es sich ausserdem, ob sie adäquat oder inadäquat sind. Adäquat würden die Vorstellungen sein, welche dem Originale, auf wel-

122) a. a. O. § 2. *Our simple ideas ave all real, all agree to the reality of things. Not that they are all of them the images or representations of what does exist; the contrary whereof, in all but the primary qualities of bodies, hath been already shewed. But though whiteness and coldness are no more in snow than pain is, yet those ideas of whiteness and coldness, .. being in us the effects of powers in things without us, .. they are real ideas in us, whereby we distinguish the qualities that are really in things themselves, ... the reality lying in that steady correspondence they have with the distinct constitutions of real beings.* Wenn Locke die einfachen Vorstellungen bisweilen Copieen der Dinge nennt, so thut er das nicht in dem Sinne, als wolle er dadurch eine qualitative Gleichheit zwischen den Dingen und den Vorstellungen bezeichnen, sondern sie sind eben nur Copieen d. h. Wirkungen einer äusseren Ursache ohne qualitative Gleichheit des Bewirkten mit dem Wirkenden vgl. B. II, ch. XXXI, § 12. 13.

123) a. a. O. § 4. *Mixed modes and relations having no other reality but what they have in the minds of men, there is nothing more required to those kind of ideas to make them real, but that they be so framed, that there be a possibility of existing conformable to them. These ideas themselves being archetypes, cannot differ from their archetypes and so cannot be chimerical, unless any one will jumble together in them inconsistent ideas.*

124) a. a. O. § 5.

ches der Vorstellende sie bezieht, vollkommen entsprechen; inadäquat die, welche dieser Forderung zum Theil nicht entsprechen.[125]) Einfache Vorstellungen nun sind immer adäquat, denn sie sind der vollständige Ausdruck der Wirkung der Objecte auf den Wahrnehmenden.[126]) Eben so sind die Vorstellungen der *modi* und Relationen, die aus willkührlichen Verknüpfungen einfacher Vorstellungen entstehen, adäquat; denn da sie nicht die Dinge selbst, sondern die Gesichtspunkte und Beziehungen bezeichnen, deren sich das Denken bedient, um jenen mit Hülfe der Sprache ihre Stelle anzuweisen, da sie mithin kein ausser ihnen liegendes Original haben, sondern ihre eigenen Originale sind, so kann ihnen nichts an ihrer Angemessenheit fehlen, ausser in so fern, als zu ihrer Bezeichnung Worte angewendet würden, welche in der Vorstellung anderer Personen schon eine bestimmtere Bedeutung haben.[127]) Die Vorstellungen von den Substanzen oder Dingen aber sind durchaus höchst inadäquat; in der weitläuftigen Auseinandersetzung dieses Satzes wiederholt und ergänzt Locke seine früheren Erörterungen über den äusserst geringen Erkenntnisswerth der ganzen Art und Weise, wie wir das Verhältniss zwischen Ding und Eigenschaft aufzufassen gewohnt oder genöthigt sind.[128])

Von der Gültigkeit und Ungültigkeit der Vorstellungen unterscheidet endlich Locke noch die Wahrheit oder Falschheit derselben. Er geht dabei von dem Satze aus, dass Wahrheit und Falschheit nicht in isolirten Vorstellungen, sondern in ihren Verknüpfungen und Beziehungen liege, also sich nicht auf Begriffe, sondern auf Urtheile beziehe. Eine Vorstellung an sich selbst betrachtet, insofern ihr Inhalt lediglich als im Bewusstsein gegenwärtig angesehen wird, ist weder wahr noch falsch; die Frage nach Wahrheit und Falschheit entsteht erst, wenn eine Vorstellung rücksichtlich ihrer Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit etwas Anderem, was nicht sie selbst ist, ins Auge gefasst wird.[129]) Dieser Vergleichungspunkt liegt, wenn man bei den gewöhn-

125) B. II, ch. XXXI, § 1.

126) a. a. O. § 2. *All our simple ideas are adequate, because being nothing but the effects of certain powers in things, fitted and ordained by God to produce such sensations in us, they cannot but be correspondent and adequate to those powers.*

127) a. a. O. § 3. 4.

128) a. a. O. § 6—11.

129) B. II, ch. XXXII, § 1. *When ideas themselves are termed true or false, there is still some secret or tacit proposition, which is the foundation of that denomination.*

lichen Fällen stehen bleibt, entweder in den Vorstellungen Anderer, sofern sie sich durch die Sprache zu erkennen geben, oder in der thatsächlich gegebenen Wirklichkeit der Dinge, oder in dem vorausgesetzten Wesen derselben.[130]) Handelt es sich um Wahrheit und Falschheit nach dem ersten Gesichtspunkte, so ist die Gefahr der letzteren bei weitem kleiner in Beziehung auf die Vorstellung der Dinge und ihrer Qualitäten, die ziemlich allgemein mit Benennungen bezeichnet werden, über deren Bedeutung kein Zweifel ist, als rücksichtlich der gemischten *modi*.[131]) Falsch können auch nicht die willkührlich gebildeten Begriffe sein, weil sie sich auf gar kein ausserhalb des Vorstellenden vorausgesetztes Original beziehen.[132]) Rücksichtlich der Beziehung der Vorstellungen auf die wirklichen Dinge endlich unterscheidet Locke zwischen den einfachen Vorstellungen ihrer Qualitäten und dem das Ding bezeichnenden Complexe derselben. Die ersteren sind eigentlich niemals falsch, denn sie sind den Wirkungen der Dinge proportional; ihre Wahrheit besteht in der Regelmässigkeit der sich in ihnen darstellenden Erscheinungen, und selbst wenn die Empfindungen des einen Menschen von denen des andern verschieden wären und z. B. dem einen als blau erschiene, was dem andern als gelb, so würde jeder durch das, was ihm erscheint, die Dinge mit ausreichender Sicherheit unterscheiden können.[133]) Aber die Vorstellungscomplexe, welche die Dinge bezeichnen,

---

§ 3. *Truth or falshood, lying always in some affirmation or negation, mental or verbal, our ideas are not capable, any of them, of being false, till the mind passes some judgment on them, that is affirms or denies something of them.* § 4. *Whenever the mind refers any of its ideas to any thing extraneous to them, they are then capable to be called true or false.* Vgl. § 20. 25. Locke setzt daher § 26 hinzu, es sei vielleicht zweckmässiger, von Richtigkeit und Unrichtigkeit der Vorstellungen zu sprechen. *All our ideas are in themselves right; but when we come to refer them to any thing, as to their patterns and archetypes, then they are capable of being wrong, as far as they disagree with such archetypes.*

130) a. a. O. § 4. 5. Einen vierten Gesichtspunkt, die logische Vergleichung des Inhalts der Vorstellungen, auf die er im vierten Buche alle strenge Erkenntniss zurückführt und beschränkt, übergeht er hier, wo es ihm eben nur um die Analyse des gewöhnlichen Gedankenkreises zu thun ist.

131) a. a. O. § 9. 10. 11. *When a man is thought to have a false idea of justice, gratitude, or glory, it is for no other reason, but that his agrees not with the ideas which each of those names are the signs of in other men.*

132) a. a. O. § 17.

133) a. a. O. § 14. 15.

können falsch sein, wenn entweder Merkmale, die die Dinge nicht haben, in sie aufgenommen, oder solche, die sie haben, weggelassen werden, wozu noch der viel gröbere Irrthum kommen kann, dass man blosse Einbildungen für wirkliche Dinge und die durch die sinnlich wahrnehmbaren Merkmale bestimmte Vorstellung des Dings für den Ausdruck ihres gänzlich unbekannten Wesens hält.[134])

V.

Während in den bisherigen Erörterungen Locke's das negative Resultat liegt, dass der menschliche Vorstellungskreis, wie er nun einmal ist, kein Wissen weder über das Wesen der Dinge, noch über das ihm selbst zu Grunde liegende reelle Substrat einschliesst, beginnt er im dritten Buche eine neue Reihe von Untersuchungen, um theils dieses negative Resultat weiter zu begründen, theils das Gebiet zu bestimmen, innerhalb dessen für den Menschen ein strenges positives Wissen möglich sei. Er eröffnet diese Untersuchung mit einer Erörterung über die Sprache, als den Ausdruck des Gedankenkreises, wie er sich als ein Gewordenes und relativ Fertiges zu erkennen gibt. Es ist dabei von keiner besonderen Wichtigkeit, dass er die Sprache für eine Erfindung des Menschen erklärt, die ihm vermöge seiner Fähigkeit, articulirte Laute zu äussern, möglich war;[135]) der Grund, warum er den Bedeutungen der Worte eine so ausführliche Erörterung widmet, ist der, dass in der Sprache sich die Vorstellungen und ihre Verknüpfungen zu erkennen geben. Zwischen Wort und Vorstellung findet eine unauflösliche Verschmelzung statt; was und wie der Mensch denkt, kann man nur aus dem abnehmen, was er spricht.[136]) Locke gesteht, er habe anfangs für den Gegenstand seiner Untersuchung die Berücksichtigung der Sprache

134) a. a. O. § 18. 22—24.

135) B. III, ch. II, § 1. 8.

136) a. a. O. § 2. *Words in their primitive and immediate signification stand for nothing but the ideas in the mind of him that uses them.* § 6. *Words being immediately the signs of mens ideas .... come by constant use to be such a connection between certain sounds and the ideas they stand for, that the names heard almost as readily excite certain ideas, as if the objects themselves, which are apt to produce them, did actually affect the senses.*

nicht für so nothwendig gehalten; aber eben weil unsere Erkenntniss, obgleich sie sich auf die Dinge bezieht, an Worte gebunden ist und Worte ein unvermeidliches Mittelglied zwischen den Gedanken und den Dingen sind, sei der Umfang und die Gewissheit der Erkenntniss mitbedingt durch die Beschaffenheit und Bedeutung der Worte.[137] Obwohl Worte zunächst der Ausdruck der Vorstellungen sind, die der Sprechende selbst hat, so liegt doch ihrem Gebrauche stillschweigend eine doppelte Beziehung zu Grunde, theils auf die Vorstellungen anderer, theils auf die Natur der Dinge. Die Voraussetzung, dass ein Zweiter mit dem gesprochenen Wort dieselbe Vorstellung verknüpfen werde, welche der Sprechende dabei hat, ist innerhalb einer gemeinschaftlichen Sprache dem Menschen überaus natürlich, obwohl sie keineswegs immer gegründet ist, zumal häufig die Gedanken mehr an den Worten als an den Dingen haften und Menschen, die früher das Wort, als die durch dasselbe bezeichneten Vorstellungen kennen lernen, oft wie die Papageyen reden;[138] in der andern Voraussetzung, dass Worte die Natur der Dinge bezeichnen, sieht Locke, obwohl er es hier nicht ausdrücklich ausspricht, geradezu den Fundamentalirrthum, aus dem die Selbsttäuschungen der Schulmetaphysik zum grossen Theile herfliessen.[139]

Hierauf bezieht sich sogleich die Erörterung über die Bedeutung der Worte, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, oder, was dasselbe ist, der allgemeinen Begriffe selbst. Schon vorher hatte er bemerkt, dass die Sprache, selbst angenommen, dass die Bezeichnung jedes einzelnen Dings durch ein besonderes Wort möglich sei, in diesem Falle nur ein

---

137) B. III, ch. IX, § 21. *Tho' knowledge terminated in things, yet it was for the most part so much by the intervention of words, that they seemed scarce separable from our general knowledge. At least they interpose themselves so much between our understanding and the truth, which it would contemplate and apprehend, that like the medium through which the visible objects pass, their obscurity and disorder does not seldom cast a mist before our eyes and impose upon our understanding.*

138) B. III, ch. II, § 7. *Because by familiar use from our cradles we come to learn certain articulate sounds very perfectly and have them readily on our tongues, .. but yet are not always careful to examine or settle their significations perfectly, it often happens that men ... do set their thoughts more on words than things. ... Not only children, but men speak several words no otherwise than parrots do, only because they have learned them and have been accostumed to those sounds.* Vgl. ch. V, § 15.

139) a. a. O. § 5. *Because men would not be thought to talk barely of their imaginations but of things as really as they are, therefore they often suppose their words to stand for the relation of things.*

überaus unzureichendes und unbequemes Mittel der Mittheilung sein würde; sie benutzt also die von einer Mehrzahl individueller Dinge geltenden Allgemeinbegriffe und bezeichnet sie durch bestimmte Worte.[140]) Die Entstehung dieser allgemeinen Vorstellungen oder Begriffe betrachtet Locke, obwohl er von einem besondern Abstractionsvermögen gesprochen hatte, doch als einen unwillkührlichen psychischen Vorgang; das Wesentliche dabei ist, dass die besonderen Merkmale der einzelnen Begriffe weggelassen und die mehreren gemeinschaftlichen Merkmale in der Gesammtvorstellung des Art- oder Gattungsbegriffs verknüpft werden.[141]) Allgemeine Begriffe sind lediglich Erzeugnisse des Denkens; ihre Allgemeinheit gehört ihnen, den Begriffen, aber nicht den Dingen, die sie bezeichnen; es gibt, könnte man im Sinne Locke's sagen, allgemeine Begriffe, aber keine allgemeinen Dinge.[142]) Der allgemeine Begriff bezeichnet überhaupt weder ein einzelnes Ding, noch eine Mehrheit einzelner Dinge, sondern eine gewisse Art oder Gattung von Dingen, und wenn man durch ihn bezeichnen zu können glaubt, was die Dinge sind, so trifft dieses Wesen gar nicht die Dinge selbst, sondern die Arten, nach welchen man sie unterscheidet und ordnet.[143]) Die Richtung der Abstraction und die dadurch bedingte Unterscheidung bestimmter Arten mag dabei immerhin durch die unter den Dingen selbst stattfindende Aehnlichkeit bedingt sein;[144]) das Wesen der Arten, insofern wir diese durch allgemeine Begriffe bezeichnen, ist immer selbst eine allgemeine Vorstellung, die eine Art vermittelndes Glied ist zwischen den Dingen und den Worten, durch welche wir die letzteren bezeichnen,[145])

---

140) a. a. O. ch. I, § 3. — § 4 erwähnt er auch der Negationen und negativen Begriffe, ohne ihnen eine so eingehende Erörterung zu widmen, wie den allgemeinen.

141) B. III, ch. III, § 6 flgg.

142) a. a. O. § 11. *General and universal belong not to the real existence of things, but are the inventions and creatures of the understanding, .. and concern only signs, whether words or ideas. Words are general, when used for signs of general ideas, .. and ideas are general, when they are set up as the representatives of many particular things; but universality belongs not to things themselves, which are all of them particular in their existence.*

143) a. a. O. § 12. *That which general words signify is a sort of things ... Whereby it is evident, that the essence of the sorts or (if the latin word pleases better) species of things, are nothing else but these abstract ideas.*

144) a. a. O. § 13 (vgl. B. III, ch. VI, § 28).

145) a. a. O. *When we say, this is a man, that a horse ... what do we else but rank things under different specific names, as agreeing to those abstract ideas, of which*

und so wie nichts verbürgt, dass die Zerlegung und Classification, welche wir in unseren Abstractionen mit den Dingen vornehmen, der Natur der Dinge entspreche, so haben wir kein Recht, die Merkmale, die in unsern Art- und Gattungsbegriffen vorkommen, für das unentstandene und unzerstörbare Wesen der Dinge zu erklären; denn die Dinge entstehen, verändern sich und vergehen, aber die Begriffe ihrer Arten behalten ihre Bedeutung, nämlich für unser Denken, aber nicht für die Dinge. Dem concreten Ding ist jedes seiner Merkmale gleich wesentlich oder gleich unwesentlich; was die Vorstellung davon für wesentlich und unwesentlich hält, dafür liegt der regulirende Gesichtspunkt lediglich in den schon festgestellten Art- und Gattungsbegriffen.[146])

Dass den Dingen, abgesehen von der Art, in welcher wir sie durch allgemeine Begriffe bezeichnen und classificiren, ein eigenes Was zukomme, ist eine Voraussetzung, an der Locke so wenig zweifelt als daran, dass die Dinge sind; aber er fordert, dass man das reelle Wesen der Dinge, oder — weil wir von den Dingen in keiner anderen Weise etwas wissen, als indem wir sie vorstellen, — das reelle Wesen des Gedachten und Vorgestellten überhaupt von dem nominellen Wesen unterscheide. Das Wort Wesen, bemerkt er, bedeutet zunächst das, was ein Ding ist. Dadurch aber, dass die Schulphilosophie vorzugsweise mit allgemeinen Begriffen operirt habe, habe das Wort Wesen diese seine ursprüngliche Bedeutung beinahe ganz verloren, und man habe das Wesen der Dinge in den Benennungen gesucht, die die Sprache den Arten und Gattungen der Dinge je nach den darüber festgestellten All-

---

we have made those names the signs? And what are the essences of those species set out and marked by names, but those abstract ideas in the mind, which are, as it were, the bonds between particular things that exist, and the names they are to be ranked under? And when general names have any connection with particular beings, the abstract ideas are the medium that unites them, so that the essences of species, as distinguished and denominated by us, neither are nor can be any thing but those precise abstract ideas we have in our minds.

146) a. a. O. § 19. *All things that existe, besides their author, are all liable to change; ... in which changes it is evident, their real essence, i. e. that constitution, whereon the properties of these several things depended, is destroyed and perished with them. But essences being taken for ideas established in the mind, ... they are supposed to remain steadily the same, whatever mutations the particular substances are liable. ... From what has been said, it is evident, that the doctrine of the immutability of essences proves them to be only abstract ideas.* Vgl. ch. VI, § 4. 5.

gemeinbegriffen gibt. Das Wort Wesen ist in dem einen Falle an die Sache, in dem andern an das Wort, als die Bezeichnung des allgemeinen Begriffs geknüpft.[147])

Um nun die Frage, in wie fern durch allgemeine Begriffe das, was durch sie gedacht wird, auch erkannt wird, in wie fern also der allgemeine Begriff nicht bloss das nominelle, sondern auch das reelle Wesen ausdrückt, zu beantworten, greift Locke zurück zu seiner Unterscheidung zwischen einfachen und zusammengesetzten Vorstellungen, von denen die letzteren in solche zerfallen, die ohne Beziehung auf ein äusseres Object lediglich durch ihren eigenen Inhalt gedacht werden und keinen Vergleichungspunkt ausser sich haben (die gemischten *modi* und die Relationen), und solche, deren Bedeutung an die Beziehung auf ein äusseres Object gebunden ist (die Substanzen).

Es muss befremden, dass Locke von den einfachen Vorstellungen den Satz ausspricht, dass bei ihnen das reelle und das nominelle Wesen der durch ihre Namen bezeichneten Arten zusammenfällt.[148]) Er gibt nicht einmal einen Grund davon an; dieser kann für ihn auch nicht darin liegen sollen, dass etwa die sinnlich wahrgenommenen Qualitäten mit der eigenen Qualität der Dinge identisch wären; sondern er scheint zu diesem seiner eigenen Denkart nicht angemessenen Ausdrucke dadurch gekommen zu sein, dass das Was einer einfachen Vorstellung nur durch sich selbst erkennbar sei und sich jeder Definition entziehe.[149])

---

147) a. a. O. § 15. *First, essence may be taken for the being of any thing, whereby it is what it is. And thus the real internal, but generally in substances unknown constitution of things, whereon their discoverable qualities depend, may be called essence. This is the proper signification of the word, ... and in this sense it is still used, when we speak of the essence of particular things, without giving them any name. Secondly, the learning and disputes of the schools having been much busied about genus and species, the word essence had almost lost its primary signification and ... has been almost wholly applied to the artificial constitution of genus and species. ... It being evident, that things are ranked under names into sorts or species, only as they agree to certain abstract ideas, to which we have annexed a name, the essence of each genus or sort comes to be nothing, but that abstract idea, which the general or sortal (if I may have leave so to call it) name stands for. These two sorts of essences may not unfitly be termed, the one the real, the other the nominal essence.*

148) a. a. O. § 18, vgl. ch. IV, § 3.

149) B. III, ch. IV, § 7. Vgl. damit § 18 die Nachweisung, warum bei einfachen Vorstellungen zwischen der niedrigsten Art und der höchsten Gattung nur sehr wenig Mittelglieder liegen.

Für die ganze grosse Classe von Begriffen ferner, welche er als gemischte *modi* und Relationen bezeichnet, legt er überall, wo er von ihnen spricht, das entscheidende Gewicht darauf, dass sie willkührliche, wenn auch nicht schlechthin zufällige und grundlose Verknüpfungen und Beziehungen einfacher Vorstellungen sind, die weder an die Voraussetzung einer äusseren Existenz, noch an die bestimmte Form des äusserlich Gegebenen gebunden sind.[150]) Sie haben daher kein Maass ausser sich; sie sind das, als was sie gedacht werden, ohne dass auch nur gefragt werden könnte, ob dieser Inhalt des Gedachten mit einem ausserhalb dieses Inhalts liegenden Objecte übereinstimme oder nicht; von einem Unterschiede dessen, was der Begriff enthält und was das Wort bedeutet, kann daher bei ihnen keine Rede sein; was der Begriff für den, der ihn bildet, enthält, besagt auch das Wort und desshalb fällt bei ihnen das nominelle und reelle Wesen zusammen.[151]) Wer den Begriff einer von drei Seiten begrenzten Fläche durch das Wort Dreieck bezeichnet, dessen Denken ist in der Feststellung dieses Begriffs nicht nur unabhängig von der Frage, ob ein Dreieck existirt, sondern der Begriff enthält auch den Grund der Eigenschaften des Dreiecks; das Wesen des Dreiecks ist der Inhalt seines Begriffs, eben so wie das Wesen der Dankbarkeit und der Gerechtigkeit in den in diesen Begriffen verknüpften Merkmalen liegt.[152]) Dieser Satz gilt, insofern bestimmte Begriffe dieser Art mit bestimmten Worten bezeichnet werden; bei der Masse von Zufälligkeiten, denen die Bildung dieser Begriffe sammt ihren Benennungen ausgesetzt ist, ist gleichwohl die Bedeutung der letztern im

---

150) B. III, ch. V, § 3. *The essences of the species of mixed modes are not only made by the mind, but made very arbitrarly, made without patterns or reference to any real existence. Wherein they differ from those of substances, which carry with them the supposition of some real being, from which the are taken, and to which the are conformable.* Die Ausführung und Limitation dieses Satzes vgl. § 5—7.

151) a. a. O. § 14. *The names of mixed modes always signifies (when they have any determined signification) the real essence of their species. For these abstract ideas being .. not referred to the real existence of things, there is no supposition of any thing more signified by that name, but barely that complex idea the mind itself has formed, ... and is that on which all the properties of the species depend and from which alone they flow; and so in these the real and nominal essence is the same.*

152) a. a. O. § 12. Er fügt hinzu: *Hence I think it is, that these essences of the species of mixed modes are by a more particular name called notions; as by a peculiar right appertaining to the understanding.*

allgemeinen viel schwankender, als die der Bezeichnungen für die einfachen Vorstellungen, wie schon daraus hervorgeht, dass jede Sprache eine Menge Worte hat, für die es in einer andern Sprache keine genau entsprechenden Worte gibt.[153])

Ein davon gänzlich verschiedenes Verhältniss findet aber bei den Vorstellungscomplexionen statt, durch welche wir die Dinge (die Substanzen) bezeichnen. Dass Locke auf diesen Gegenstand noch einmal sehr ausführlich zurückkommt, ist keineswegs eine blosse Wiederholung; während er vielmehr früher (vgl. oben S. 137 fgg.) sich auf die Nachweisung beschränkt hatte, dass das Was der den Dingen vorausgesetzten Substanzen factisch unbekannt sei, geht er hier auf die Nachweisung der Unmöglichkeit ein, dasselbe durch allgemeine Begriffe zu erkennen. Was wir von den Substanzen zu wissen glauben, fassen wir unter den allgemeinen Begriff der betreffenden Art von Dingen zusammen und der Inhalt dieses allgemeinen Begriffs gilt für das Wesen dieser Art; dergestalt dass das Wesen des einzelnen Dings durch die Beziehung auf den Inhalt des Begriffs seiner Art bestimmt wird. Dadurch wird die Entscheidung über das angebliche Wesen der Dinge in die Reihenfolge der logischen Abstractionen verwickelt. Ohne diese Beziehung auf die in den angenommenen Arten liegenden Unterscheidungsgründe dessen, was dem Dinge wesentlich und unwesentlich sein soll, ist ihm jede seiner Eigenschaften gleich wesentlich und gleich unwesentlich.[154]) Dass wir nun durch die Feststellung der Arten der Dinge die leisen und fast unmerk-

---

153) a. a. O. § 8. Vgl. B. III, ch. IX, § 6.

154) B. III, ch. VI, § 2. *The measure and boundary of each sort or species, whereby it is constituted a particular sort and distinguished from others is that we call its essence, which is nothing but that abstract idea to which the name is annexed.* § 11. 12. 13. *Our distinct species are nothing but distinct complex ideas with distinct names annexed to them. It is true, every substance that exists, has its peculiar constitution, whereon depend those sensible qualities and powers, we observe in it. But the ranking the things into species, which is nothing but sorting them under several titles, is done by us, according to the ideas we have of them.* § 4. *Let any one examine his own thoughts and he will find, that as soon as he supposes or speaks of essential, the consideration of some species or the complex idea signified by general name comes into his mind, and it is in reference to that, that this or that quality is said to be essential. . . . So that essential and not essential relate only to our abstract ideas and the names annexed to them.* § 5. *All such paterns and standards being quite laid aside, particular beings, considered only in themselves, will be found to have all their qualities equally essential, and every thing, in each individual, will be essential to it, or, which is more, nothing at all.*

lichen Uebergänge zwischen ihnen, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, nur einigermassen vollständig erschöpfen können, ist mehr als unwahrscheinlich; wenigstens im Gebiete der lebendigen Wesen liegt eine feste Grenzbestimmung der einzelnen Arten weder in der Fortpflanzung, noch viel weniger in den sogenannten substanziellen Formen, von denen sich ohnedies Niemand etwas träumen lässt, als die Schulphilosophie.[155]) Sollte überhaupt diese Annahme, dass die Arten der Dinge durch gewisse ihnen inwohnende Formen oder Wesenheiten wirklich von einander unterschieden sind und durch die diesen substanziellen Formen entsprechenden allgemeinen Begriffe ihrem Wesen nach erkannt werden, gerechtfertigt werden, so müsste sich beweisen lassen, erstlich, dass die Natur überhaupt die Absicht habe, die Classen der Dinge nach gewissen vorausbestimmten Mustern hervorzubringen, eine Voraussetzung, die in der rohen Form, wie man sie gewöhnlich macht, einer viel genaueren Prüfung unterworfen werden müsste; sodann wäre zu untersuchen, ob die Natur die Darstellung dieser Wesenheiten immer ausführe und erreiche, wobei die Frage entstehen würde, ob Misbildungen eine eigene Classe von Dingen bilden oder zu einer andern Classe gehören; jedenfalls aber müsste das reelle Wesen der Dinge, die wir nach Classen sondern, uns bekannt sein, um nach dessen Unterschieden die Arten der Dinge zu bestimmen, und gerade dies ist bei unserer Unwissenheit über das Wesen der Dinge unmöglich.[156]) Vielmehr bestehen unsere Begriffe von den Dingen lediglich aus den empirisch wahrgenommenen Eigenschaften sammt den Kräften, welche wir ihnen beilegen; weder jene noch diese sind vollständig bekannt; die Erfahrung verräth davon bald weniger, bald mehr, und je nach dem Reichthum oder der Armuth dieser Kenntniss bedeutet eine und dieselbe Bezeichnung der Dinge für verschiedene Menschen Verschiedenes, zwar genug, um das Verständniss im Verkehr des gewöhnlichen Lebens zu sichern, aber durchaus zu wenig, um diese Begriffe von den Dingen als Ausdruck eines strengen

---

155) a. a. O. § 12. 23. 24.

156) a. a. O. § 14—19. — *To distinguish substantial beings into species, according to the usual supposition that there are certain precise essences or forms of things, whereby all the individuals existing are by nature distinguished into species, these things are necessary: ... fourthly, the real essence of those things, which we distinguish into species and as so distinguished we name, ought to be known.*

Wissens betrachten oder als Grundlage wissenschaftlicher Folgerungen benutzen zu können.[157])

Zu dieser in der Sache selbst gegründeten Unvollkommenheit der Erkenntniss, die dergestalt an die Sprache d. h. an den wirklich vorhandenen in der Sprache seinen Ausdruck findenden Gedankenkreis gebunden erscheint, dass die Bezeichnungen der einfachen Empfindungen und der einfachen *modi* noch am meisten geeignet sind, das, was sie bezeichnen sollen, bestimmt auszudrücken, während die Benennungen der *modi mixti* und der Substanzen dies nur sehr unvollkommen oder gar nicht leisten,[158]) kommen nun noch eine Menge von Fehlern im Gebrauche der Sprache, die zwar an sich vermieden werden könnten, die aber gleichwohl häufig begangen werden und den Gedankenkreis, insofern er auf Erkenntniss Anspruch macht, vollends verwirren. Bald braucht man Worte, mit welchen man überhaupt gar keinen bestimmten und klaren Begriff verbindet, ein Fehler zu dem schon der Umstand reiche Veranlassung gibt, dass die Menschen die Worte früher lernen als die durch sie bezeichneten Begriffe; bald bedient man sich der Worte in verschiedenen Bedeutungen, was eben so klug ist, als ob jemand in einer Rechnung ein und dasselbe Zahlzeichen für verschiedene Zahlgrössen anwenden wollte; bald gebraucht man, um tiefsinnig zu erscheinen, dunkle und unklare Bezeichnungen; bald nimmt man Worte für Bezeichnungen von Sachen, die gar nicht existiren, wobei Locke nicht unterlässt, die substanziellen Formen, die vegetativen Seelen, den *horror vacui* u. s. w. als Beispiele anzuführen; bald gibt man den Worten Bedeutungen, die sie nicht haben können, was namentlich bei den Worten, durch die wir die Dinge bezeichnen, überall der Fall ist, wenn wir meinen, dadurch ihr eigenes Wesen auszudrücken; bald setzt man irrthümlich als etwas Selbstverständliches voraus, dass die Worte eine unzweifelhafte und bestimmte Bedeutung haben, und streitet über Worte, bei welchen sich jeder der Streitenden im Grunde etwas Anderes denkt.[159]). Diese Fehler schliessen zum Theil geradezu grobe Irrthümer ein, und so findet sich Locke veranlasst, im 11. Capitel des dritten Buchs eine Art

---

157) a. a. O. § 20. *Our distinguishing substances into species by names is not at all founded on their real essence, nor can we pretend to range and determine them exactly into species according to internal essential differences.* cf. § 30. B. III, ch. IX, § 12—17.

158) B. III, ch. IX.

159) B. III, ch. X, § 1—22.

pädagogischer Anweisung hinzuzufügen, wie wenigstens diese aus Nachlässigkeit und Mangel an Ueberlegung entstehenden Fehler vermieden werden können.

VI.

Die bisherigen Erörterungen bilden die Grundlage, auf welche gestützt Locke im vierten Buche seines Werks das abschliessende Urtheil über den Umfang und die verschiedenen Grade der Gewissheit der menschlichen Erkenntniss ausspricht. Der Fundamentalsatz, den er in dieser Beziehung an die Spitze stellt, besteht in der Erinnerung daran, dass für den menschlichen Geist der einzige Gegenstand seines Denkens seine eigenen Vorstellungen sind; alle Erkenntniss bezieht sich unmittelbar nicht auf die Dinge, sondern auf das Verhältniss der Vorstellungen; die Erkenntniss selbst ist die Wahrnehmung der Verknüpfung oder der Sonderung, der Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit, der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung unter den Vorstellungen und Begriffen. Wenn wir erkennen: weiss ist nicht schwarz, so nehmen wir die Unvereinbarkeit der diese Empfindungen bezeichnenden Vorstellungen wahr; und wenn wir erkennen: die drei Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei rechten, so nehmen wir wahr, dass diese Bestimmung von den drei Winkeln des Dreiecks ohne Widerspruch nicht getrennt werden kann.[160]) Als die Classen der Fälle, in denen über Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der Vorstellungen geurtheilt wird, unter-

160) B. IV, ch. I, § 1. *Since the mind in all its thoughts and reasonings, hath no other immediate object but its own ideas, which it alone does or can contemplate, it is evident, that our knowledge is only conversant about them.* § 2. *Knowledge then seems to me to be nothing but the perception of the connexion and agreement or disagreement and repugnancy of any of our ideas. In this alone it consists.* Das Wort *agreement* schliesst Identität und Zusammengehörigkeit zugleich ein. Es mag erlaubt sein, für dasselbe der Kürze wegen das deutsche Wort Uebereinstimmung zu gebrauchen. — Am Schlusse des Capitels § 8. 9 setzt Locke, um seine Definition der Erkenntniss vor dem Einwurfe zu schützen, als sei sie zu eng, noch den Unterschied zwischen wirklicher und habitueller oder gedächtnissmässiger Erkenntniss aus einander, bei welcher letzteren wir die Ueberzeugung von der Richtigkeit eines Satzes haben, weil wir uns erinnern, den Zusammenhang seiner Beweise früher eingesehen zu haben, ohne dass dieser Zusammenhang uns gerade jetzt gegenwärtig ist.

scheidet Locke folgende vier: 1) Identität und Verschiedenheit, 2) Beziehungen, 3) Coexistenz, 4) Wirklichkeit.[161]) Die Entscheidung über Einerleiheit und Nichteinerleiheit der Vorstellungen ist der erste, allen übrigen zu Grunde liegende Act des Geistes, der in jedem einzelnen Falle unmittelbar und nicht erst durch Vermittelung eines allgemeinen Denkgesetzes stattfindet, wo der Inhalt des Vorgestellten mit Bestimmtheit gedacht wird. Entsteht über Einerleiheit und Nichteinerleiheit ein Zweifel, so wird man immer finden, dass er sich nicht auf den Inhalt der Vorstellung, sondern auf den Namen bezieht. Von allen ihrem Inhalt nach verschiedenen Vorstellungen gilt in alle Ewigkeit der Satz, dass die eine nicht die andere ist; aber das würde zu keinerlei positiver Erkenntniss führen, wenn wir nicht durch die verschiedenen Gesichtspunkte ihrer Vergleichung Mittel gewännen über ihre Verhältnisse und Beziehungen zu urtheilen. Die dritte Classe von Fällen, wo wir über Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung urtheilen, bietet die Coexistenz d. h. die gleichzeitige Verknüpfung der Merkmale in den Dingen dar; die vierte soll die Anerkennung oder Voraussetzung der Existenz des Vorgestellten bezeichnen.[162]) Die Unterscheidung dieser vier Classen schliesst eigentlich zwei verschiedene Gesichtspunkte ein; die beiden ersten halten sich innerhalb des Vorstellungskreises selbst, die beiden letzten beziehen sich auf das Verhältniss der Vorstellung zu den als wirklich gedachten Objecten der Vorstellung; sie können aber in so fern unter den ersten Gesichtspunkt gebracht werden, als in der als wirklich vorgestellten Verknüpfung der Merkmale in den Dingen der Grund der Annahme liegt, dass die diesen Merkmalen entsprechenden Vorstellungen mit einander verknüpfbar sind, und dass der Begriff der Existenz selbst eine von den Vorstellungen ist, welche in die vergleichenden Operationen des Erkennens mit eingeht. Uebrigens bemerkt

---

161) a. a. O. § 3. *To understand, wherein this agreement or disagreement consists, I think we may reduce it all to these four sorts: 1) identity or diversity, 2) relation, 3) coexistence or necessary connexion, 4) real existence.* § 7. *Within these four sorts of agreement or disagreement is, I suppose, contained all the knowledge we have or are capable of: for all the enquiries that we can make concerning any of our ideas, all that we know or can affirm concerning any of them, is, that it is or is not the same with some other; that it does or does not always coexist with some other idea in the same subject; that it has this or that relation to some other idea; or that it has a real existence.*

162) a. a. O. § 4—7.

Locke selbst, dass Identität und Coexistenz eigentlich nur Verhältnisse bezeichnen, dass es ihm aber rathsam geschienen habe, sie aus der Masse der letzteren herauszuheben, weil sie dem Denken so eigenthümliche Veranlassungen der Bejahung und Verneinung darbieten, dass sie eine gesonderte Betrachtung verdienen.[163])

Handelt es sich nun darum, die Arten oder, wie Locke sagt, die Grade der Erkenntniss[164]) zu bestimmen, so reduciren sich diese zunächst auf zwei Classen, je nachdem die Entscheidung über Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorstellungen unmittelbar oder mittelbar, durch andere vermittelnde Vorstellungen erfolgt. Die erstere nennt er die intuitive, die zweite die demonstrative Erkenntniss. Die intuitive Erkenntniss wirkt unwiderstehlich, sie schliesst jeden Zweifel, jeden Aufschub der Entscheidung aus und bietet den grösstmöglichen Grad der Gewissheit dar.[165]) Die demonstrative Erkenntniss bedarf der Vermittelungen anderer Vorstellungen, deren Darlegung der Beweis ist; aber so wie das demonstrative Denken in jedem Punkte seines Fortschreitens auf die intuitive Erkenntniss der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der den Fortschritt vermittelnden Begriffe zurückgewiesen ist,[166]) so unterscheidet es sich von der letzteren auch

163) a. a. O. § 7. *Though identity and coexistence are truly nothing but relations, yet they are so peculiar ways of agreement and disagreement of our ideas, that they deserve well to be considered as distinct heads and not under relation in general.*

164) Locke unterscheidet *degrees of knowledge* (B. IV, ch. II) und *degrees of assent* (B. IV, ch. XVI). Der erste Ausdruck bezeichnet in der That Arten der Erkenntniss, der zweite den Grad der Zustimmung, den uns eine Art der Erkenntniss abnöthigt.

165) B. IV, ch. II, § 1. *If we will reflect on our own ways of thinking, we shall find, that sometimes the mind perceives the agreement or disagreement of two ideas immediately by themselves, without the intervention of any other; and this I think we may call intuitive knowledge ... Such kind of truths the mind perceives at the first sight of the ideas together, by bare intuition, ... this kind of knowledge is the clearest and most certain that human frailty is capable of. This part of knowledge is irresistible, and like bright sunshine forces itself immediately to be perceived, as soon as ever the mind turns its view that way, and leaves no room for hesitation doubt or examination. — § 2. When the mind cannot so bring its ideas together, as by their immediate comparison and as it were juxtaposition ... to perceive their agreement or disagreement, it is fain by the intervention of other ideas to discover the agreement and disagreement, which it searches; and this is that which we call reasoning. § 3. Those intervening ideas ... are called proofs.*

166) a. a. O. § 7. *In every step reason makes in demonstrative knowledge, there is an intuitive knowledge of that agreement or disagreement it seeks with the next intermediate idea, which it uses as a proof.*

dadurch, dass es, so gewiss auch der geführte Beweis sein mag, doch den Zweifel nicht ausschliesst und überhaupt dem durch eine Reihe von Spiegeln reflectirten Lichte gleicht, welches bei jedem Reflexe etwas von seiner ursprünglichen Helligkeit verliert.[167])

Alles, was nicht unter diese intuitive oder demonstrative Erkenntniss fällt, gehört in das Gebiet der Meinung oder des Glaubens. Streng genommen, würde dahin auch die sinnliche Erkenntniss gehören d. h. die Voraussetzung, dass unseren Vorstellungen von den Dingen auch wirklich Dinge entsprechen. Denn obwohl nichts gewisser sein könne, als dass wir die Vorstellungen, die wir auf ein wirkliches Object beziehen, wirklich haben, so sei doch das ein Gegenstand des Zweifels, ob diese Beziehung der Vorstellung auf die Objecte sich rechtfertigen lasse. Indessen da, wenn Alles nur ein Traum wäre, alles Denken und Forschen sehr unnütz sein würde, und da der hartnäckigste Skeptiker, der z. B. das Feuer, das ihn brennt, für einen Traum erkläre, doch wenigstens die Verknüpfung seines Schmerzes mit der Vorstellung des brennenden Dings nicht leugnen könne, so scheine es gerechtfertigt, wenn ausser den beiden oben genannten Arten der Erkenntniss noch eine dritte, die sinnliche, angenommen werde.[168])

Auf Grund dieser Bestimmungen unternimmt nun Locke die definitive Abschätzung sowohl des Umfangs als der Realität der menschlichen Erkenntniss. Da alle Erkenntniss in der Wahrnehmung der Uebereinstimmung

---

167) a. a. O. § 4—6.

168) a. a. O. § 14. *These two, intuition and demonstration, are the degrees of our knowledge; whatever comes short of one of these, with what assurance soever embraced, is but faith, or opinion, but not knowledge, at least in all general truths. There is indeed another perception of the mind, employed about beyond bare probability and yet not reaching perfectly to either of the foregoing degrees of certainty.... There can be nothing more certain, than that the idea we receive from an external object, is in our mind. ... But whether there be any thing more than barely that idea in our minds; ... is that, whereof some man think there may be a question made.... If any one say a dream may do the same thing and all those ideas may be produced in us without any external objects, he may please to dream that I make him the answer,* 1) *that is no great matter, whether I remove his scruple or no; where all is but dream, reasoning and arguments are of no use, ...* 2) *that I believe he will allow a very manifest difference between dreaming of being in the fire and being actually in it ... So that, I think, we may add to the two former sorts of knowledge this also of the existence of particular external objects ... and allow these three degrees of knowledge, viz. intuitive, demonstrative and sensitive.* B. IV, ch. XI behandelt diesen Gegenstand noch einmal.

stimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorstellungen besteht, so kann es zunächst keine Erkenntniss geben, wo die Vorstellung fehlt. Es kann auch keine geben, wo die Verhältnisse der Vorstellungen nicht innerlich wahrgenommen oder gedacht werden.[169]) Es folgt daraus, dass der Umfang der Erkenntniss nicht nur geringer sein wird, als die Wirklichkeit der Dinge, sondern auch beschränkter, als der Umfang unserer Vorstellungen. Denn während die sinnliche Erkenntniss sich nicht weiter erstreckt als die Wirklichkeit, die gerade jetzt unsere Sinne berührt, bieten sich weder mittelbar noch unmittelbar, also weder für die intuitive noch für die demonstrative Erkenntniss, alle die Beziehungen dar, welche zwischen den Vorstellungen möglich sind.[170]) Gewiss, sagt Locke, ist die menschliche Erkenntniss einer grossen Erweiterung fähig, wenn die Menschen aufrichtig und mit voller Geistesfreiheit auf die Entdeckung der Wahrheit denselben Fleiss und denselben Eifer wenden wollten, den sie anwenden, um Irrthümer, Partheiinteressen, einmal angenommene Systeme zu vertheidigen; aber er spricht zugleich die Ueberzeugung aus, dass unsere Erkenntniss niemals alles das umfassen werde, was wir zu wissen wünschen, und dass es immer unmöglich bleiben werde, gewisse Fragen, die sich auf Vorstellungen beziehen, die wir haben, zu beantworten.[171])

Werden diese allgemeinen Sätze auf die vier Classen der Fälle bezogen, rücksichtlich deren eine Entscheidung über Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der Vorstellungen gesucht wird, Identität, Coexistenz, Relation und Wirklichkeit, so ergeben sich folgende nähere Bestimmungen zunächst über den Umfang der Erkenntniss. Was zuerst Identität und Nichtidentität der Vorstellungen anlangt, so ist in Beziehung auf sie der Umfang der Erkenntniss immer so gross, als der Umfang unseres Vorstellens; denn es ist unmöglich, eine Vorstellung zu haben, ohne unmittelbar zu wissen, dass sie sich selbst gleich und von jeder andern verschieden ist.[172]) Die Erkenntniss der Coexistenz dagegen d. h.

169) B. IV, ch. III, § 1. 2.

170) a. a. O. § 3—5. § 6. *From all which is evident, that the extent of our knowledge comes not only short of the reality of things, but even of the extent of our own ideas.*

171) a. a. O. § 6. Zu diesen Fragen rechnet er auch die, ob ein materielles Wesen denken könne, deren Unbeantwortlichkeit er hier erörtert.

172) a. a. O. § 8.

der Verknüpfung der Merkmale in den Dingen, die wir als Substanzen bezeichnen, ist äusserst beschränkt. Denn dass die sinnliche Erkenntniss, vermöge deren wir überhaupt die Wirklichkeit der Dinge annehmen, sich nicht weiter erstreckt als unsere Erfahrung, versteht sich von selbst.[173]) Aber auch, was wir von den Dingen zu wissen im Stande sind, ist auf die Grenzen der Erfahrung beschränkt. Unsere Vorstellungen von den Dingen sind zunächst nichts als empirisch gegebene Complexionen einfacher Vorstellungen und wir haben kein Mittel, weder über die Ursachen gerade einer solchen Verknüpfung von Merkmalen, noch über die Art, wie die abgeleiteten Qualitäten durch die ursprünglichen bedingt sind, etwas zu entscheiden; insofern aber in jene Complexionen auch die Vorstellungen activer und passiver Kräfte, welche den Dingen inwohnen sollen, mitbestimmend eingehen, sind wir ebenfalls ganz und gar an die Erfahrung gewiesen, und während es ein demonstratives von der Erfahrung unabhängiges Wissen darüber gar nicht gibt, bezweifelt Locke, dass selbst eine erweiterte Erfahrung darüber, welche Kräfte in einer nothwendigen Verknüpfung und in einem nothwendigen Gegensatze unter sich und mit der empirisch gegebenen Beschaffenheit der Dinge stehen, einen wesentlichen Aufschluss zu geben im Stande sein werde.[174])

Rücksichtlich der Beziehungen und Verknüpfungen der Vorstellungen dagegen, deren Gültigkeit und Nothwendigkeit von der Vergleichung mit der Erfahrung unabhängig ist, gibt es nicht nur ein streng demonstratives Wissen, sondern es lässt sich im Voraus gar nicht bestimmen, bis zu welchen Grenzen auf diesem Gebiete die menschliche Erkenntniss sich werde erweitern können. Locke beruft sich in dieser Beziehung vor Allem auf das grosse Beispiel der Mathematik; aber er glaubt nicht, dass das Gebiet eines mit vollkommener Sicherheit fortschreitenden strengen Wissens auf Grössenbegriffe beschränkt sei; er hält namentlich die Moral einer gleich strengen Ausführung für zugänglich und findet den Grund, dass die Begründung und Erweiterung eines strengen Wissens vorzugsweise der Mathematik gelungen ist, hauptsächlich darin, dass die mathematischen Grundbegriffe weniger verwickelt sind als die

---

173) a. a. O. § 21. Im Gebiete des objectiv Seienden nimmt Locke davon nur das Dasein Gottes aus, für dessen Existenz er einen demonstrativen Beweis für möglich hält. Vgl. B. IV, ch. X.

174) a. a. O. § 10. 12. 13. 16.

moralischen, dass der Mathematik ein vollkommen genau bestimmtes und unzweideutiges Zeichensystem zu Gebote steht und dass sie der Unterstützung durch die sinnliche Anschauung zugänglich ist.[175])

Trotzdem ist unsere Unwissenheit jedenfalls unvergleichbar viel grösser als unser Wissen, und Locke hebt diese dunkle Seite des menschlichen Denkens geflissentlich hervor, um darauf aufmerksam zu machen, um wie viel nothwendiger es sei, sich der Lösung von Aufgaben zuzuwenden, die innerhalb der Grenzen unserer Befähigung liegen, als sich in dunkle Abgründe zu verlieren, wo unsere Augen uns gänzlich unnütz sind.[176]) Die Ursachen unserer Unwissenheit liegen vor Allem darin, dass uns Vorstellungen geradezu fehlen; in diesem Sinne sind die Schranken unserer Organisation, die uns nur ein beschränktes Erfahrungsgebiet zugänglich macht, und die dadurch bedingten Schranken der Erfahrung auch die Grenzen der möglichen Erkenntniss.[177]) Die zweite Ursache ist die Unmöglichkeit die vermittelnden Glieder zwischen unseren Vorstellungen und den durch sie bezeichneten Thatsachen aufzufinden; als eines der zunächst liegenden Beispiele führt Locke die Unmöglichkeit an, den Zusammenhang zwischen den äusseren Veränderungen der Körper und unseren eigenen Vorstellungen nachzuweisen.[178]) Eine dritte Ursache besteht darin, dass wir dem Inhalte der Vorstellungen, die wir haben und haben können, keine strenge Folge leisten; sie besteht in der Ungelenkigkeit, Schwerfälligkeit und Nachlässigkeit des Denkens und kann zum grössten Theile vermieden werden.[179])

---

175) a. a. O. § 18—20.

176) a. a. O. § 22.

177) a. a. O. § 23—26. *Distinct ideas of the several sorts of bodies, that fall under the examination of our senses, perhaps we may have, but adequate ideas, I suspect, we have not of any one amongst them. And tho' the former of these will serve us for common use and discourse, yet, whilst we want the latter we are not capable of scientifical knowledge; nor shall ever be able to discover general, instructive, unquestionable truths concerning them. Certainty and demonstration are things we must not, in these matters, pretend on.*

178) a. a. O. § 28. *How any thought should produce a motion in body, is as remote from the nature of our ideas, as how any body should produce any thought in the mind. That it is so, if not experience did convince us, the consideration of the things themselves would never be able, in the least, to discover to us.*

179) a. a. O. § 30.

Fragt man nun: worin besteht für Locke in letzter Instanz das, was dem Denken den Charakter der Erkenntniss, des Wissens gibt, so liegt die Antwort einfach in dem Satze: es ist die Anwendung der Formen und die Befolgung der Gesetze des Denkens, vermöge deren es sich in der Entscheidung über die Verhältnisse der Begriffe ausschliessend von dem Inhalte dieser Begriffe selbst leiten lässt. Die Wahrheit des Denkens ist gebunden an die Natur der Begriffe d. h. an das, was in ihnen gedacht wird, an ihren Inhalt, und die in diesem Inhalte des Gedachten liegenden Bestimmungen und Folgerungen sind ewige Wahrheiten, nicht weil sie vor dem Denken und unabhängig von demselben existiren, sondern, weil sie für jede Intelligenz, die sich nach dem Inhalte des Gedachten zu richten fähig ist, ohne Rücksicht auf Zeitverhältnisse gültig sind.[180]) Locke hält hiermit die Definition der Wahrheit fest, von welcher er ursprünglich ausgegangen war, dass nämlich ihr wesentliches Merkmal in der Uebereinstimmung der Gedanken nicht mit den Dingen, sondern unter sich selbst liege. Aber er verbirgt sich zugleich nicht, dass diese Bestimmung ungenügend erscheinen werde, weil eine Erkenntniss, die nur in der Uebereinstimmung der Gedanken unter sich selbst bestehe, über das Verhältniss derselben zu den Dingen nichts entscheide und blossen Phantasieen und Hirngespinsten denselben Werth

---

180) a. a. O. § 31. *In respect of universality, ... our knowledge follows the nature of our ideas. If the ideas are abstract, whose agreement or disagreement we perceive, our knowledge is universal. For what is known of such general ideas, will be true of every particular thing, in which that essence i. e. that abstract idea is to be found, and what is once known of such ideas, will be perpetually and for ever true.* B. IV, ch. XI, § 14. *Knowledge is the consequence of the ideas (be they what they will), that are in our minds producing their general certain propositions. Many of these are called aeternae veritates and all of them are indeed so, not from being written all or any of them in the minds of all men, or that they were any of them propositions in any one's mind, till he having got the abstract ideas ... But wheresoever we can suppose such a creature as man is, endowed which such faculties and thereby furnished which such ideas as we have, we must conclude he must needs, when he applies his thoughts to the consideration of his ideas, know the truth of certain propositions, that will arise from the agreement or disagreement which he will perceive in his own ideas. Such propositions are therefore called eternal truths, not because they are eternal propositions actually formed and antecedent to the understanding, that at any times make them; nor because the are imprinted on the mind from any pattern that are any where of them out of the mind and existe before; but because being once made about abstract ideas, so as to be true, they will ... by a mind having those ideas allways actually be true.*

zuzugestehen nöthige, wie den Untersuchungen des nüchternsten Menschen. Diese geforderte Uebereinstimmung der Gedankenverknüpfung mit den gedachten Gegenständen nennt Locke die Realität der Erkenntniss, und um zu zeigen, in wiefern sie sich, trotz der Beschränkung alles Erkennens auf das Denken, von blossen Einbildungen unterscheidet, macht er folgende Gesichtspunkte geltend.[181])

Wenn wir von Erkenntniss der Dinge sprechen, so gilt es sich zu besinnen, dass wir von den Dingen durchaus nicht unmittelbar, sondern lediglich vermittelst unserer Vorstellungen wissen, und man spricht von Realität der Erkenntniss, sofern angenommen werden kann, dass die Vorstellungen den Dingen entsprechen. Worin besteht nun das Kriterium der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorstellungen mit den Dingen? Wie kann das auf sich selbst beschränkte Denken wissen, ob es den Dingen entspricht? Um diese Frage zu beantworten, ist es nöthig die verschiedenen Classen der Vorstellungen zu unterscheiden.[182])

Was zuerst die einfachen Vorstellungen anlangt, so müssen sie gerade desshalb, weil das Denken sie nicht aus sich selbst erzeugen kann, bedingt sein durch die Einwirkung der Dinge auf den Geist. Sie sind also keine Einbildungen, sondern natürliche und regelmässige Wirkungen der ausser uns vorhandenen Dinge; sie zeigen uns die Dinge zwar nicht, wie sie sind, aber sie zeigen sie uns als solche Erscheinungen, welche die Dinge in uns hervorzurufen geeignet sind. In sofern stimmen unsere einfachen Vorstellungen mit der Existenz der Dinge überein, in einer Weise, die ausreichend ist um uns in der uns umgebenden Welt zurechtzufinden.[183]) Und darauf beruht auch die Realität

181) B. IV, ch. IV, § 1. 2. *If our knowledge of our ideas terminate in them and reach no further, where there is something further intended, our most serious thoughts will be of little more use, than the reveries of a crazy brain .... But I hope, to make it evident, that this way of certainty, by the knowledge of our own ideas, goes a little further than bare imagination, and I believe it will appear, that all the certainty of general truths a man has, lies in nothing else.*

182) a. a. O. § 3.

183) a. a. O. § 4. *The simple ideas represent to us things under those appearances which the are fitted to produce in us; whereby we are enabled to distinguish the sorts of particular substances, to discern the states they are in and to take them for our necessities and apply them to our uses. ... Thus the idea of whiteness ... has all the real conformity it can or ought to have with things without us. And this conformity between our simple ideas and the existence of things is sufficient for real knowledge.*

unserer Erkenntniss von den Substanzen, obgleich sie an die empirische Wahrnehmung einer gewissen Verbindung von Merkmalen der Dinge gebunden und auf sie beschränkt ist.[184])

Alle übrigen Complexionen von Vorstellungen sind dagegen gar nicht darauf angelegt, Copieen oder Abbilder von irgend etwas ausser ihnen zu sein, sie beziehen sich nicht auf existirende Dinge, als ihre Originale, sondern sie bezeichnen nichts als sich selbst. Dass also diese Begriffe Realität haben d. h. dass der Begriff mit dem, was er bezeichnet, übereinstimmt, ist ganz unzweifelhaft. Und diese Uebereinstimmung erstreckt sich über die blossen Gedanken hinaus zu den Dingen selbst; denn in allem Denken und Schliessen, welches sich innerhalb dieser Begriffe bewegt, betrachten wir die Dinge, insofern (nicht sowohl unsere Vorstellungen mit ihnen, als vielmehr) sie, die Dinge, mit unseren Vorstellungen und Gedanken übereinstimmen.[185]) Das ausgebreiteteste Beispiel dieser Art von Erkenntniss bietet, wie schon bemerkt, die Mathematik dar, die jedermann nicht nur für eine gewisse, sondern auch für eine reelle Erkenntniss hält und welche gleichwohl sich nur mit Vorstellungen und Begriffen beschäftigt, ohne dass die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erkenntniss von der Existenz der Gegenstände abhängt, an denen die mathematischen Bestimmungen vorkommen mögen. Dass die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten gleich sind, ist eine reelle Erkenntniss, gleichviel ob ein dreieckigtes Ding existirt oder nicht. Und eben desshalb, weil der Geometer die Dinge insofern betrachtet, in wiefern sich geometrische Bestimmungen an ihnen finden, kann er darauf rechnen, dass, was von den geometrischen

---

184) a. a. O. § 12. *Herein therefore is founded the reality of our knowledge concerning substances, that all our complex ideas of them must be such and such only, as are made up of such simple ones, as has been discovered to coexist in nature. And our ideas being thus true, tho' not perhaps very exact copies, are yet the subjects of real (as far as we have any) knowledge of them.*

185) a. a. O. § 5. *All our complex ideas except those of substances, being archetypes of the minds own making, not intended to be the copies of any thing, not referred to the existence of things as to their original, cannot want any conformity necessary to real knowledge. ... So that we cannot but be infallibly certain that all the knowledge we attain concerning these ideas is real and reaches the things themselves. Because in all our thoughts, reasoning and discourses, we intend things no farther, than as they are conformable to our ideas. So that in these we cannot miss of a certain and undoubted reality.*

Constructionen, insofern auch von den Dingen gelten wird.[186]) Eben so verhält es sich mit den moralischen Begriffen; auch sie bedeuten nichts Anderes als sich selbst; sie richten sich nicht nach dem, was ist und geschieht, sondern dieses wird nach ihnen bestimmt, und wenn der Gedanke richtig ist, dass der Mord den Tod verdient, so wird dieser Satz von jeder wirklichen Handlung, die dem Begriffe des Mordes entspricht, ebenfalls gültig sein.[187])

So ist Wahrheit immer ein Prädicat von Sätzen, und ein Satz ist wahr, wenn er eine den Verhältnissen der Dinge d. h. des Gedachten entsprechende Verknüpfung oder Trennung der Zeichen enthält.[188]) Aber gerade darum, weil bei der Unentbehrlichkeit der Sprache zur Bezeichnung der Gedanken die Menschen oft in Begriffen zu denken glauben, während sie nur Worte mit einander verknüpfen, ist es nothwendig, die gedachte, begriffsmässige Wahrheit von der blos in den Worten liegenden zu unterscheiden.[189]) Die ausführliche Erörterung, welche Locke diesem Unterschiede widmet, hat die Absicht zu zeigen, dass das auf eine fortschreitende Erkenntniss gerichtete Denken in gewissem Sinne unabhängig sei und sich unabhängig halten müsse von der Sprache; dem wissenschaftlichen Denken ist sein Weg nicht nothwendig durch die in der Sprache vorhandenen Vorstellungscomplexe vorgezeichnet, sondern durch den Inhalt des Gedachten selbst. Desshalb ist die in dem sprachlichen Ausdruck liegende Wahrheit theils mehr als die gedachte; denn sie enthält ausser dem Verhältniss der Begriffe auch noch die Beziehungen der Worte auf einander; theils weniger, denn sie kann, obgleich wahr, doch leer an Erkenntniss sein.[190]) Zu solchen, den Worten

---

186) a. a. O. § 6. 7. Vgl. ch. XII, § 7.

187) a. a. O. § 7—9. Vgl. B. III, ch. XI, § 16.

188) B. IV, ch. V, § 2. *Truth seems to me, in the proper import of the word, to signify nothing but the joining and separating of signs, as the things signified by them do agree or disagree one with other. So that truth properly belongs only to propositions.*

189) a. a. O. § 3. *To form a clear notion of truth, it is very necessary to consider truth of thought and truth of words, distinctly one of another; but yet it is very difficult to treat of them asunder, because it is unavoidable, in treating of mental propositions, to make use of words; and then instances given of the mental propositions cease immediately to be barely mental and become verbal. For a mental proposition being nothing but a bare consideration of the ideas, as they are in our minds stripped of names, they lose the nature of pure mental propositions, as soon as they are put into words.* Zur Erläuterung § 4.

190) a. a. O. § 6. *When ideas are so put together or separated in the mind, as*

nach wahren, aber für die Erkenntniss unfruchtbaren Sätzen rechnet er erstlich alle identischen Sätze. Den Wahn, als ob durch identische Sätze etwas erkannt werde, vergleicht er mit der Erwartung eines Affen, der dadurch satt zu werden hofft, dass er eine Auster aus einer Pfote in die andere wirft.[191]) Sodann sind aber auch alle die Sätze unfruchtbar für die Erkenntniss, in denen ein oder mehrere Merkmale eines Begriffs von diesem selbst ausgesagt werden; wie namentlich in allen den Fällen geschieht, wo der Gattungsbegriff von einer Art prädicirt wird; ein Verfahren, welches nützlich sein mag, um einem Andern auseinanderzusetzen, was man bei einem bestimmten Begriffe denkt, welches aber die Erkenntniss selbst nicht im geringsten vermehrt.[192]) Ueberhaupt alles Denken, welches entweder ein Abstractum an die Stelle des andern setzt, und somit über den Inhalt des Begriffs, mit welchem man zu thun hat, nicht hinausführt, bewegt sich lediglich in Worten und ist leer an Erkenntniss, ein Satz, durch welchen Locke, obgleich er den Unterschied analytischer und synthetischer Urtheile nirgends ausdrücklich gelten macht, doch so hart an der Grenze der Einsicht, dass jede wirkliche Erweiterung der Erkenntniss auf synthetischen Urtheilen beruht, streift, dass eben nur die Bezeichnung solcher Urtheile als synthetischer fehlt.[193])

Enthalten alle Sätze, welche den Gattungsbegriff von der Art prädiciren, nicht eine Erweiterung und Vermehrung, sondern lediglich eine Auseinandersetzung oder Wiederholung dessen, was wir schon wissen, so ist es sehr natürlich, dass Locke die Frage aufwirft, in wie fern es möglich sei, allgemeine Sätze mit dem Anspruch auf Erkenntniss auf-

---

they or the things they stand for, do agree or not, that is, as I may call it, mental truth. But truth of words is something more, and that is the affirming or denying of words one of another, as the ideas they stand for agree or disagree. And this again is twofold, either purely verbal and trifling, .. or real and instructive. Vgl. § 8.

191) B. IV, ch. VIII, § 3.

192) a. a. O. § 4. *Another sort of trifling propositions is, when a part of the complex idea is predicated of the name of the whole. . . Such are all propositions wherein the genus is predicated of the species.* § 9. *Of this sort a man may find an infinite number of propositions, reasonings and conclusions in books of metaphysicks, school-divinity and some sort of natural philosophy; and after all, know as little of God, spirits or bodies, as he did before he set out.*

193) a. a. O. § 13. *This, I think, I may lay down for an infallible rule, that, whatever the distinct idea any word stands for, is not known and considered, and something, not contained in the idea, is not affirmed or denied of it, there our thoughts stick wholly in sounds and are able to attain no real truth or falshood.*

zustellen. Allgemeine Sätze sind ihm, wie allgemeine Begriffe, eine Abbreviatur des Denkens; indem sie eine Masse von Einzelnheiten umfassen, erweitern sie den Gesichtskreis, verkürzen den Weg der Forschung, und sind diejenige Form, in welcher sich das Denken vorzugsweise bewegt.[194]) Die Wahrheit eines allgemeinen Satzes hängt aber immer von der Kenntniss der Grenzen und des Wesens dessen ab, was in den Umfang der in ihm vorkommenden allgemeinen Begriffe fällt. Solche genaue Grenzbestimmungen sind nun allerdings möglich bei den einfachen Vorstellungen und den *modis;* denn bei ihnen fällt das nominelle und reelle Wesen zusammen, d. h. der Begriff ist bei ihnen die Sache selbst. Aber ganz anders verhält es sich bei allgemeinen Sätzen über die Dinge, diesen Complexionen von Merkmalen, denen wir ein unbekanntes Substratum, die Substanz, unterlegen. So lange wir nicht wissen, — und wir wissen es in der That nicht, — wie ursprünglich die sinnlichen Merkmale der Dinge bedingt sind, welches nothwendige Band sie unter einander verknüpft, ja, wie überhaupt die Körper in uns Empfindungen und Vorstellungen erwecken, können wir von ihnen keinen Satz mit dem Anspruch auf strenge Allgemeinheit aussprechen, zumal überdies der grösste Theil dessen, was wir den Dingen als beharrliche oder wechselnde Eigenschaft beilegen, auf äusseren zum Theil sehr entlegenen und unbekannten Bedingungen beruhen mag.[195]) Möglich, dass der Fleiss

---

194) B. IV, ch. V, § 10.

195) B. IV, ch. VI, § 4. *Because we cannot be certain of the truth of any general proposition, unless we know the precise bounds and extent of the species the terms stand for, it is necessary we should know the essence of each species, which is that which constitutes and bounds it. This, in all simple ideas or modes, is not hard to do. For in these the real and nominal essence being the same, or, which is all one, the abstract idea which the general term stands for, being the sole essence and boundary that is or can be supposed of the species, there can be no doubt, how far the species extends or what things are comprehended under each term. ... But in substances, wherein a real essence, distinct from the nominal, is supposed to constitute, determine and bound the species, the extent of the general word is very uncertain; because, not knowing this real essence, whe cannot know what is or is not of that species.* § 13. *All general knowledge lies only in our own thoughts and consists barely in the contemplation of our own abstract ideas. Wherever we perceive any agreement or disagreement anongst them, there we have general knowledge and by putting the names of those ideas together accordingly in propositions can with certainty pronounce general truths. But because the abstract ideas of substances, for which their specifick names stand, ... have a discoverable connexion or inconsistency with but a very few other ideas, the certainty of universal propositions concerning substances*

und die Geschicklichkeit der Beobachtung durch scharfsinnige Verknüpfung der Phänomene auf Vermuthungen führt, welche die jetzige Erfahrung überschreiten; es werden das aber immer nur Vermuthungen bleiben, denen die strenge Gewissheit und Allgemeinheit fehlt. Diese bleibt beschränkt auf das Gebiet der Begriffe, die ohne den Anspruch das Wesen der Dinge zu bezeichnen nichts bedeuten als sich selbst, also, nach Locke's früheren Bestimmungen, die mathematischen und ethischen.[196])

Trotz des Gewichtes, welches Locke auf die Allgemeinheit der Erkenntniss innerhalb der Grenzen legt, in denen sie ihm als erreichbar erscheint, aber auch zugleich im Zusammenhange mit dem Satze, dass rücksichtlich der Erkenntniss der Wirklichkeit die Wahrheit des Allgemeinen auf der Wahrheit des durch dasselbe gedachten Besonderen beruht, ist er, theilweis nicht ohne eine gewisse Ironie über die Pedanterie der Schulphilosophie bemüht, die Unfruchtbarkeit oder wenigstens die Entbehrlichkeit der allgemeinen Formen und Formeln nachzuweisen, deren bewusstvolle Anwendung die wissenschaftliche Methodologie als ein unentbehrliches Hülfsmittel des Denkens geltend macht. Es gehören hierher die beiden Capitel über die Axiome und über den Syllogismus, als die angeblich nothwendigen Regulatoren und unentbehrlichen Formen des fortschreitenden Denkens.

Rücksichtlich der Axiome, die er gewöhnlich Maximen nennt, d. h. der unmittelbar gewissen und allgemeinen Sätze, welche für bestimmte Gebiete der Erkenntniss die unentbehrliche Grundlage darbieten sollen, fragt er zuvörderst, innerhalb welcher Gebiete sich dergleichen Sätze überhaupt nachweisen lassen. In Beziehung auf die Existenz, die Wirklichkeit der äusseren Dinge gibt es gar keine, rücksichtlich der Verknüpfung der Merkmale in den Dingen gibt es deren nur überaus wenige; alle oder wenigstens die meisten solcher unmittelbar gewisser Sätze beziehen sich auf Einerleiheit oder Verschiedenheit oder auf die Beziehungen der Begriffe.[197]) In beiderlei Rücksicht sind aber eigentlich alle Sätze gleich evident und unmittelbar gewiss, welche eine un-

---

is very narrow and scanty in that part, which is our principal enquiry concerning them. Vgl. die § 8—12 analysirten Beispiele.

196) a. a. O. § 13.

197) B. IV, ch. VII, § 5—7. Rücksichtlich der Verknüpfung der Merkmale in den Dingen ist Locke geneigt den Satz, dass zwei Körper nicht in demselben Raume zugleich sein können, für einen unmittelbar gewissen Satz zu halten.

mittelbare Entscheidung über das Verhältniss oder die Beziehung mehrerer Begriffe enthalten. Jeder Begriff ist, was er ist, und für Jeden, der einen bestimmten Begriff denkt, ist es unmittelbar gewiss, dass dieser Begriff dieser und nicht ein anderer ist. Die Sätze: ein Mensch ist kein Pferd, oder: wenn ich von den fünf Fingern jeder Hand zwei wegnehme, so bleiben an jeder Hand drei, sind eben so evident, als der Satz: es ist unmöglich, dass etwas zugleich sei und nicht sei, oder der: Gleiches zu Gleichem und Gleiches von Gleichem gibt Gleiches.[198]) Wenn nun die Schulphilosophie gewisse allgemeine Sätze, die sie wegen ihrer unmittelbaren Evidenz Axiome oder Maximen nennt, für die entweder der Zeit oder der Sache nach ersten Erkenntnisse und somit für die Grundlage des fortschreitenden Denkens erklärt, so ist das ein Irrthum. Einzelnvorstellungen sind früher, als allgemeine; das Kind weiss viel früher, dass die Ruthe kein Zucker ist, als es an den Satz des Widerspruchs denkt, und eben so wenig ist der Satz: das Ganze ist gleich der Gesammtheit seiner Theile, der Grund der Erkenntniss, dass $1 + 2 = 3$ ist; vielmehr nimmt ein Denken, welches sich des Inhaltes des Gedachten bewusst ist, in unzähligen Fällen das Verhältniss dieses Inhaltes unmittelbar wahr, ohne erst den Umweg durch die aus allgemeinen Begriffen gebildeten Sätze zu nehmen, welche man Axiome nennt.[199]) So wie aber diese Axiome keinen Beweis für spezielle an sich evidente

---

198) a. a. O. § 4. *Every one finds in himself, that he knows the ideas he has; that he knows also, when any one is in his understanding and what it is; and that, when more than one are there, he knows them distinctly and unconfusedly one from another. Which always being so (it being impossible but that he should perceive what he perceives), he can never be in doubt, when any idea is in his mind, that it is there and is that idea it is, and that two distinct ideas, when they are in his mind, are there and are not one and the same idea.* Die Beispiele § 6.

199) a. a. O. § 9. 10. *These magnified maxims are not the principles and foundations of all our other knowledge. For if there be a great many other truths which have as much selfevidence as they and a great many that we know before them, it is impossible they should be the principles from which we deduce all other truths. ... What idea soever is affirmed of itself or whatsoever two entire distinct ideas are denied one of another, the mind cannot but assent to such a proposition, ... as soon as it understand the terms, ... without ... regarding those made in more general terms and called maxims.* § 11; 1. 2. Vgl. IV, ch. XII, § 3. *These general rules are but the comparing our more general and abstract ideas, which are the workmanship of the mind, made .. for the easier dispatch in its reasonings and drawing into comprehensive terms and short rules its various and multiplied observations.*

Sätze und daher auch niemals die Begründung einer Erkenntniss enthalten, so sind sie auch untauglich zur Erweiterung der Erkenntniss und zur Entdeckung vorher unbekannter Wahrheiten. Die grossen Entdeckungen eines Newton sind nicht bedingt durch die Anwendung des Satzes der Identität und der arithmetischen und geometrischen Axiome, sondern durch die Auffindung der die Wahrheit der von ihm entdeckten Sätze vermittelnden Begriffe. Der Nutzen, den dergleichen allgemeine Sätze haben, besteht lediglich darin, dass sie ein Mittel theils der geordneten Mittheilung schon gewonnener Erkenntniss, theils der Widerlegung im Verkehr mit hartnäckigen Streitköpfen sind. Sind vollends die Begriffe falsch und unklar, kleben die Gedanken an den Worten, statt bestimmte Vorstellungen zu bezeichnen, so werden dergleichen mit axiomatischer Gewissheit ausgesprochne Allgemeinheiten geradezu eine Stütze von Irrthümern, wie Locke z. B. an der cartesianischen Gleichsetzung der Begriffe des Raums und des Körpers weitläuftig auseinandergesetzt.[200])

Ganz in ähnlicher Weise spricht er über den Nutzen, welchen die bewusstvolle Anwendung des syllogistischen Formalismus für die Sicherheit und den Fortschritt der Erkenntniss habe. Bei den engen Grenzen, an welche die sinnliche Empfindung und die unmittelbaren Entscheidungen über das Verhältniss der Empfindungen gebunden sind, beruht der grösste Theil der Erkenntniss auf Deductionen und Schlüssen, also auf Vermittelungen des Denkens.[201]) Diese Thätigkeit des Subsumirens und Schliessens legt er einem besondern Vermögen, der Vernunft (*reason*) bei und ihre Functionen bestehen erstlich in der Auffindung der vermittelnden Begriffe (*sagacity*), zweitens in der Anordnung derselben, um ihren Zusammenhang übersehen zu können, drittens in der Wahrnehmung dieses Zusammenhanges, endlich viertens in der Ableitung des Schlusssatzes.[202]) Erkläre man nun den Syllogismus für das grosse Werkzeug der Vernunft und für den sichersten Wegweiser in der Ausübung dieses Vermögens, so sei zuvörderst deutlich, dass der Syllogismus eigentlich nur die Verknüpfung der vermittelnden Glieder des Beweises vor Augen legt und dass diese Verknüpfung in jedem einzelnen

---

200) B. IV, ch. VII, § 11. 12 fgg.

201) B. IV, ch. XVII, § 2. *Sense and intuition reach but a very little way. The greatest part of our knowledge depends upon deductions and intermediate ideas.*

202) a. a. O. § 3.

Fälle eben so gut ohne die Hülfe der syllogistischen Regeln wahrgenommen werden kann als mit ihr, man müsste denn annehmen, dass Niemand ohne das Bewusstsein jener Regeln einen richtigen Schluss machen könne, wobei es nur unbegreiflich sein würde, wie Aristoteles selbst jene Regeln und Formen habe entdecken können.[203]) Die Anordnung der vermittelnden Begriffe, die der Syllogismus nicht finden lehrt, hänge von dem Inhalt der Begriffe selbst ab und die syllogistische Form könne der Einsicht in die Verhältnisse der Begriffe nichts hinzufügen.[204]) Allerdings lasse sich jede Schlussfolge in syllogistischer Form darstellen, und Leute, die daran gewöhnt sind, mögen dies thun; aber, gänzlich unfähig unsere Erkenntniss zu erweitern, sei der Syllogismus im besten Falle nichts als die Kunst, die Erkenntniss, die man schon hat, geltend zu machen.[205])

Diese Erörterungen Locke's über die Entbehrlichkeit und den geringen Werth der syllogistischen Formeln berühren keineswegs seine Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit des demonstrativen Wissens, sondern sie lehnen für ein auf dasselbe gerichtetes

---

203) a. a. O. § 4. *God has not been so sparing to men to make them barely two-legged creatures and left it to Aristotle to make them rational i. e. those few of them that he could get so to examine the grounds of syllogisms, as to see, that in above threescore ways that three propositions may be laid together, there are but about fourteen, wherein one may be sure that the conclusion is certain and in the other not. ... I say not this any way to lessen Aristotle ... And I readily own, that all right reasoning may be reduced to his forms of syllogism. But yet I think without any diminution to him, I may truly say, that they are not the only, nor the best way of reasoning ... And he himself, it is plain, found out some forms to be conclusive and others not; not by the forms themselves, but by the original way of knowledge i. e. by the visible agreement of ideas.*

204) a. a. O. (p. 293.) *The natural order of the connecting the ideas must direct the order of the syllogisms and a man must see the connexion of each intermediate idea with those that it connect, before he can with reason make use of it in syllogism.*

205) a. a. O. (p. 298.) *If men skilled in and used to syllogisms find them assisting to their reason in the discovery of truth, I think they ought to make use of them. All that I aim at is, that they should not ascribe more to these forms than belongs to them.* § 6. *The rules of syllogism serve not to furnish the mind with those intermediate ideas that may shew the connexion of remote ones. ... Syllogism, at best, is but the art of fencing with the little knowledge we have, without making any addition to it.* — Der allgemeinen Beurtheilung des Werths der syllogistischen Formen gegenüber ist die Bemerkung, welche Locke über die gewöhnlich angenommene Stellung der Begriffe im Syllogismus macht, so wie die Bestreitung des Satzes, dass in jedem Syllogismus wenigstens eine allgemeine Prämisse vorkommen müsse (§ 8), nur von untergeordneter Bedeutung.

Denken nur die Nothwendigkeit ab, seine Operationen an das Bewusstsein jener Regeln und Formeln zu knüpfen. Nicht diese logischen Regeln und Formeln geben den Gedankenverbindungen ihre Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit, sondern der Inhalt und die Beziehungen des Gedachten selbst. Aber der Umfang des demonstrativen Wissens und seiner Grundlage, des intuitiven, ist sehr gering; die Lage des Menschen würde namentlich rücksichtlich seiner praktischen Bedürfnisse sehr hülflos sein, wenn er sich in seinem Fürwahrhalten und seinen Entschliessungen lediglich hieran halten sollte, und so unterlässt Locke nicht, auch noch die Arten des Fürwahrhaltens ins Auge zu fassen, welche nicht unter den Begriff des unmittelbaren intuitiven und des strengen demonstrativen Wissens fallen, und nimmt davon Gelegenheit, am Schlusse des ganzen Werks das Verhältniss des prüfenden Denkens zum religiösen Glauben näher zu bestimmen.

Den Ersatz des Mangels an strengem Wissen bildet im Allgemeinen das Urtheil nach Wahrscheinlichkeit, ein Fürwahrhalten aus Gründen, die, wie Locke sagt, nicht unveränderlich oder als solche der Erkenntniss zugänglich sind, sondern nur in den meisten Fällen uns ausreichend erscheinen.[206] Darauf gründet sich der Unterschied zwischen Wissen und Glauben, und die Grade der Wahrscheinlichkeit, so wie des damit verbundenen Fürwahrhaltens richten sich nach der Sicherheit der Beobachtung, der häufigen Wiederholung der Erfahrung, der Zahl und der Glaubwürdigkeit der Zeugen.[207] Für Meinungen über Dinge die nicht durch Erfahrung und Zeugniss constatirt werden können, erklärt Locke die Analogie als das Mittel einer wahrscheinlichen Erkenntniss, ohne auf die Bedingungen und Grenzen des Schlusses nach Analogie näher einzugehen; den Schluss nach Induction zergliedert er nirgends ausführ-

---

206) B. IV, ch. XIV, § 3. *The faculty which God has given man to supply the want of clear and certain knowledge, is* j u d g m e n t; *whereby the mind takes its ideas to agree or disagree, or, which is the same, any proposition to be true or false, without perceiving a demonstrative evidence in the proofs.* § 4. *Judgment is the putting ideas together or separating them from one another in the mind, when their certain agreement or disagreement is not perceived, but presumed to be so.* ch. XV, § 1. *Probability is nothing but the appearance of such an agreement or disagreement, by the intervention of proofs, whose connexion is not constant and immutable or at least is not perceived to be so, but is or appears for the most part to be so and is enough to induce the mind to* j u d g e *the proposition to be true or false rather than the contrary.* Vgl. ch. XVII, § 17.

207) B. IV, ch. XIV, § 6.

lich, wie überhaupt nirgends in seinem Werke Erörterungen vorkommen, die auf einen besonderen Einfluss der Lehre Baco's von Verulam auf ihn schliessen lassen.[208]) Dagegen könnte es auffallen, dass er die durch die Offenbarung beglaubigten Wunder ausdrücklich von den Fällen ausnimmt, wo eine der Erfahrung zuwiderlaufende Behauptung die Kraft des Zeugnisses aufhebe,[209]) wenn nicht seine Bestimmung des Verhältnisses zwischen Vernunft und Glauben sehr deutlich lehrte, wie wenig er geneigt war, die Rechte des prüfenden Denkens einer äusseren Autorität gegenüber aufzuopfern.

Unter dem Glauben, im Unterschiede oder, wenn man so will, im Gegensatze zur Vernunft versteht Locke die Zustimmung zu Sätzen, welche ohne einen durch die natürlichen Erkenntnisskräfte aus dem Inhalte der Begriffe abgeleiteten Beweis, sich auf die Glaubwürdigkeit dessen stützt, der dergleichen Sätze durch ausserordentliche Mittheilung von Gott erhalten zu haben versichert. Eine solche Mittheilung heisst Offenbarung, und zwar eine ursprüngliche, während die Mittheilung ihres Inhalts durch den, der sie zuerst empfangen hat, eine überlieferte Offenbarung sein würde.[210]) Eine ursprüngliche Offenbarung vorausgesetzt, bemerkt nun Locke zuvörderst, kann der, welchem sie geworden ist, anderen Menschen durchaus keine einfache Vorstellung mittheilen, die ihnen nicht vorher durch Sensation oder Reflexion bekannt gewesen wäre. Denn jede Art der Mittheilung müsste sich bestimmter Zeichen bedienen; durch Zeichen aber ist es nur möglich, Vorstellungen mitzutheilen, die schon vorher bekannt waren. Es lässt sich ferner zwar die Möglichkeit denken, dass die nämlichen Wahrheiten, welche wir

---

208) B. IV, ch. XVI, § 12. — Für das Verhältniss zwischen Locke und Bacon ist geradezu entscheidend, dass während dieser das Wissen auf Induction gründet oder wenigstens beschränkt, jener ein lediglich auf eine Masse beobachteter Fälle beruhendes Fürwahrhalten von dem Begriffe des Wissens ausschliesst und in das Gebiet der blossen Wahrscheinlichkeit verweist.

209) a. a. O. § 13. 14.

210) B. IV, ch. XVIII, § 2. *Reason, as contradistinguished to faith, I take to be the discovery of the certainty or probability of such propositions or truths, which the mind arrives at by deduction made from such ideas which it has got by the use of its natural faculties. Faith is the assent to any proposition not thus made out by the deduction of reason, but upon the credit of the proposer, as coming from God, in some extraordinary way of communication. This way of discovering tradition to men is called revelation.*

durch vernünftiges Denken erreichen können, durch Offenbarung mitgetheilt werden. Aber in diesem Falle würde die letztere weder nothwendig, noch sonderlich nützlich sein, weil uns unabhängig von ihr Mittel zu Gebote stehen würden, diese Erkenntnisse zu erlangen und eine durch eigenes Denken gewonnene Erkenntniss besser begründet ist, als ein Fürwahrhalten, welches sich lediglich auf das Factum der Offenbarung stützt. Dies gilt nicht blos von der Demonstration z. B. eines geometrischen Lehrsatzes, sondern selbst von äusseren Thatsachen; wie z. B. der, welcher die Sündfluth miterlebt hätte, eine grössere Zuversicht über dieses Factum haben würde, als der sie aus der Bibel kennen lernt.[211])

Eben desshalb kann auch der Anspruch, mit welchem ein geoffenbarter Satz auftritt, den denkenden Menschen nicht dazu bringen, etwas für wahr zu halten, was evidenten Sätzen zuwiderläuft. Man wird einen solchen Satz nicht für geoffenbart halten können und zwar desshalb, weil, ob der fragliche Satz wirklich von Gott mitgetheilt ist und ob der, welchem er mitgetheilt ist, ihn richtig verstanden habe, immer einem möglichen Zweifel ausgesetzt bleibt, während ein wirklich evidenter Satz eben dadurch evident ist, dass er den Zweifel ausschliesst.[212]) Dies gilt sogar für den unmittelbaren Empfänger der Offenbarung, wie viel mehr da, wo es sich um eine überlieferte Offenbarung handelt. Um die Frage zu entscheiden, ob ein bestimmtes Buch, welches mit dem Anspruch auftritt, geoffenbarte Sätze zu enthalten, wirklich geoffenbart sei, bedürfte es einer diese Behauptung des Geoffenbartseins bestätigenden zweiten Offenbarung. In allen den Fällen also, wo wir durch unser

---

211) a. a. O. § 3. 4. *The knowledge we have that this revelation came at first from God, can never be so sure as the knowledge we have from the clear and distinct perception of the agreement or disagreement of our own ideas. ... The like holds in matter of fact, knowable by our senses.*

212) a. a. O. § 5. *We can never assent to a proposition, that affirms the same body is in two distant places at once, however it should pretend to the authority of a divine revelation, since the evidence, first, that we deceive not ourselves in ascribing it to God, secondly, that we understand it right, can never be so great, as the evidence of our own intuitive knowledge ... And therefore no proposition can be received for divine revelation or obtain the assent due to all such, if it be contradictory to our clear intuitive knowledge; because this would be to subvert the principles and foundations of all knowledge, evidence and assent whatsoever. And there would be left no difference between truth and falshood, no measures of credible and incredible in the world* u. s. w. Vgl. § 8.

eigenes Denken ein evidentes Wissen erlangen können, ist die Vernunft der competente Richter; die Offenbarung kann ihre Entscheidungen bestätigen, aber ihre Gesetze nicht aufheben.[213]) Als der einzige Gegenstand des Offenbarungsglaubens bleiben daher nur Sätze übrig, über welche wir entweder keinerlei Erkenntnissquelle haben, welche also die Vernunft übersteigen, oder rücksichtlich deren uns nicht vollkommen entscheidende Gründe des Fürwahrhaltens zu Gebote stehen.[214]) Alles, was Gott wirklich geoffenbart hat, ist wahr und gewiss, daran ist kein Zweifel; aber ob das, was als geoffenbart hingestellt wird, wirklich eine Offenbarung ist oder nicht, das hat die Vernunft zu beurtheilen, und namentlich bei einer überlieferten Offenbarung wird sie nichts für offenbart halten können, was ihren an sich selbst klaren und evidenten Erkenntnissen widerstreitet. Wolle man diese Grenzbestimmung zwischen Vernunft und Glauben nicht zulassen, so werde man sich gefallen lassen müssen, dass die Religion der Vernunft gänzlich entbehre, und sich jedes Rechtes begeben, gegen die ausschweifendsten religiösen Meinungen und Ceremonien Einspruch zu thun.[215]) Dass endlich jeder, der mit dem Anspruch auftritt, dass ihm eine Offenbarung von Gott zu Theil geworden sei, und sich dabei auf ein inneres Licht, auf die Wirkung des Geistes in ihm u. s. w. beruft, sich die Frage gefallen lassen müsse, ob er nicht eine schwärmerische Selbsttäuschung für eine ihm gewordene Offenbarung halte, hätte Locke nach dem im 18. Capitel Vorgetragenen kaum nöthig gehabt so ausführlich auseinanderzusetzen, als er im 19. Capitel thut.

---

213) a. a. O. § 6. *In all things, where we have clear evidence from our ideas and those principles of knowledge I have above mentioned, reason is the proper judge, and revelation, though it may in consenting with it confirm its dictates, yet cannot in such cases invalidate its decrees.*

214) a. a. O. § 7. *There being many things, wherein we have very imperfect notions or none at all, and other things, of whose past, present, or future existence by the natural use of our faculties we can have no knowledge at all, these as being beyond the discovery of our natural faculties and above reason, are, when revealed, the proper matter of faith.* Vgl. § 9. § 10. *Nothing that is contrary to and inconsistent with the clear and self-evident dictates of reason has a right to be urged or assented to as a matter of faith, wherein reason hath nothing to do.* Die Vernunft nennt Locke eine natürliche Offenbarung, welche die historische Offenbarung überschreitet, aber nicht widerlegen kann. B. IV, ch. XIX, § 4.

215) a. a. O. § 11.

VII.

Ein zusammenfassender Ueberblick über das Ganze der Lehren Locke's dürfte nun in der That durchaus nicht das Urtheil rechtfertigen, dass seine Ansicht von dem menschlichen Wissen den empiristischen Charakter hat, durch den man sie gewöhnlich ausreichend bezeichnen zu können glaubt. Freilich behauptet er, dass alle unsere Vorstellungen in letzter Instanz rücksichtlich ihrer Elemente auf die Erfahrung zurückgeführt werden müssen, aber gleichwohl wäre es nicht richtig, seinen Satz: wovon wir keine Vorstellung haben, davon ist auch keine Erkenntniss möglich, in den Satz zu verwandeln: wovon wir keine Erfahrung haben, davon haben wir keine Vorstellung. Denn jene Ableitung der Vorstellungen aus der Erfahrung ist für ihn erstlich nicht auf die äussere sinnliche Erfahrung beschränkt, sondern die innere Wahrnehmung der Veränderungen, welche die geistige Thätigkeit mit dem sinnlichen Erfahrungsstoffe vornimmt, und der Rückschluss auf die verschiedenen Arten dieser Thätigkeit, somit auch die diesen Thätigkeiten vorauszusetzende verschiedenartige Befähigung, kraft deren in dem Unterscheiden, Vergleichen, Abstrahiren, Combiniren, Folgern u. s. w. eine unbestimmte Mannigfaltigkeit von der äusseren Erfahrung veranlasster, aber in dem äusseren Erfahrungsstoffe nicht unmittelbar mitgegebener Vorstellungsgebilde zu Stande kommt, fällt für ihn eben so in das Gebiet der erfahrungsmässig gegebenen Thatsachen, als die sinnliche Empfindung der Eigenschaften, durch die sich uns die Dinge verrathen. Den Unterschied zwischen Receptivität und Spontaneität, die Kant — und zwar lediglich als Ausdruck einer Thatsache — dem menschlichen Geiste beilegt, kann Locke, wenn auch nicht ganz im Sinne Kant's, ebenfalls für sich in Anspruch nehmen. Zweitens aber bezeichnet diese Berufung auf äussere und innere Erfahrung bei Locke nur den Anfang, den Ausgangspunkt nicht sowohl unseres Erkennens, als vielmehr lediglich unseres Vorstellens und Denkens; und nur in dieser Beziehung hat die Frage, ob ein Denken, welches in gar keinem nachweisbaren Zusammenhange mit dem erfahrungsmässig Gegebenen stände, einen Anspruch auf Erkenntniss habe, an dieser Stelle für ihn gar keine Bedeutung; denn ursprünglich gibt es kein solches Denken.

Was aber viel wichtiger ist, als diese beiden Punkte, — die von Locke behauptete Unmöglichkeit, den Vorstellungen und Gedanken einen

andern Ursprung als einen empirischen zuzuschreiben, ist für ihn nirgends der entscheidende Gesichtspunkt, wo es sich darum handelt, den Gehalt der Erkenntniss zu bestimmen. Bestimmt man das wesentliche Merkmal des Empirismus dahin, dass er die natürlichen Producte der passiven und activen Bewegung der Vorstellungen und Gedanken, also die unwillkührlich durch den Verkehr mit der Aussenwelt und die inneren, zum grossen Theile unwillkührlichen Thätigkeiten entstandene Weltansicht für wahr, für übereinstimmend mit der Beschaffenheit der dadurch vorgestellten Dinge hält, so sind die Resultate, zu welchen Locke gelangt, das gerade Gegentheil des Empirismus, indem sie entweder das Verhältniss der Vorstellungen zu dem Vorgestellten unbestimmt lassen, oder es in der nachdrücklichsten Weise aussprechen, dass der empirisch überkommene Vorstellungskreis keinen Anspruch auf Wahrheit in diesem Sinne hat, oder endlich darauf hinweisen, dass diejenige Formation, Verknüpfung und Erweiterung des Gedankenkreises, welche auf den Namen des Wissens Anspruch machen kann, von der Erfahrung insofern ganz unabhängig ist, als der Beweis ihrer unerschütterlichen Gewissheit durchaus nicht auf den Nachweis weder ihres Ursprungs aus der Erfahrung, noch ihrer Uebereinstimmung mit der Erfahrung gegründet ist.

Rücksichtlich des ersten Punktes muss an die Art erinnert werden, wie Locke sich über die Existenz der Aussenwelt und das Verhältniss unserer Vorstellungen zu der Qualität der Dinge äussert. Er macht keinen Anspruch darauf die Existenz der äusseren Dinge beweisen zu können; aber die Zuversicht, mit welcher wir die sich uns ganz unwillkührlich aufdringenden Sinnesempfindungen sammt den eben so unwillkührlichen Gefühlen der Lust und des Schmerzes, die sie in uns hervorrufen, nicht als lediglich von dem wahrnehmenden Subject, sondern von den Objecten verursacht ansehen, ist für ihn gross genug, um sich des Streits mit einem Skepticismus zu begeben, der entschlossen wäre, die ganze Welt der sinnlichen Wirklichkeit für einen Traum zu erklären (vgl. oben S. 174). Rücksichtlich des ursachlichen Verkehrs zwischen den Dingen und dem empfindenden Subject bescheidet er sich ebenfalls, keine strenge Theorie aufstellen zu können; er hält die Art, wie die Cartesianische Schule dieses Verhältniss zu erklären suchte, für eine wahrscheinliche Hypothese, aber das Wesen der Seele erklärt er für gänzlich unbekannt. Eine gewisse Hinneigung zu den Voraussetzungen der damals

herrschenden mechanischen Naturphilosophie verführt ihn, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Gestalt und Beweglichkeit als den körperlichen Dingen an sich zukommende Urqualitäten beizulegen; aber er hat die vollkommen klare Einsicht, dass, was wir sonst als sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften den Dingen zuschreiben, nicht das Was derselben, sondern nur ihr Verhältniss zu dem wahrnehmbaren Subject bezeichnet; unsere sinnlichen Vorstellungen sind keine Abbildungen der Eigenschaften der Dinge, obwohl sie ihren Kräften und Veränderungen proportional sind.

Lehrt uns mithin die sinnliche Empfindung über das Wesen der Dinge nichts, so gilt dies in gleichem Grade von den Begriffen, von den Kategorieen, unter welche das Denken die Dinge und Ereignisse subsumirt. Die Metaphysik hatte seit Aristoteles dadurch ein Wissen über die Dinge gewinnen zu können geglaubt, dass sie die Vorstellungsarten der natürlichen Weltauffassung in logische Abstracta verwandelte; und diese genügsame Voraussetzung zerstört Locke. Nicht in so fern, als ob er durch eine genaue psychologische Nachweisung, wie die die gewöhnliche Weltansicht beherrschenden Begriffe der Substanzialität und Causalität entstehen, ihre Unangemessenheit an den wahren Sachverhalt vor Augen gelegt hätte; eine solche Nachweisung ist abgesehen von den Schwierigkeiten der Psychologie ohnedies ohne ein anderweit schon gewonnenes metaphysisches Wissen nicht möglich; auch nicht in so fern, dass er in der gegebenen Beschaffenheit dieser Vorstellungsarten das Motiv eines fortschreitenden, auf ihre Umbildung und Berichtigung gerichteten Denkens gefunden oder auch nur gesucht hätte; sondern dadurch, dass er die breite Kluft des Nichtwissens aufdeckt, welche die Begriffe der Substanz und der Kraft zwar einem kritiklosen Denken verdecken, aber nicht ausfüllen. Sein grosses Verdienst liegt viel weniger auf dem Gebiete der Psychologie, — leistet er doch auf eine Theorie des geistigen Lebens geradezu Verzicht und seine psychologischen Erörterungen sind durchaus fragmentarisch, — als vielmehr auf dem der Metaphysik; seine allgemeine Ansicht, dass unsere Vorstellungen durch die Erfahrung entstehen, verfolgt er nirgends in das Specielle der Entstehung bestimmter Vorstellungen; aber er unterwirft die wichtigsten von den Begriffen, die, welches auch ihr Ursprung sein möge, mit dem Anspruch auf Erkenntniss der Dinge auftreten, einer prüfenden Kritik. Er ist fast unermüdlich in der Nachweisung, dass die natürliche, und

von der Schulphilosophie zu einem Lehrsatze erhobene Voraussetzung der Substanz, des Dings mit mehreren Merkmalen, sammt der Verknüpfung der Merkmale unter sich und mit der Substanz weder über das Wesen des Einen (der Substanz), noch über das Band zwischen dem Einen und dem Vielen (den Accidenzen) einerseits, noch über das zwischen den letzteren unter einander den allergeringsten Aufschluss gibt, und dass die Dinge, insofern wir sie durch diese Begriffe auffassen, vollkommen eben so unbekannt bleiben, als wenn wir sie ohne diese Begriffe auffassten. Die Unbrauchbarkeit des überkommenen Begriffs der Kraft und des Vermögens legt er nicht mit derselben Ausführlichkeit vor Augen; aber wenn er die Veranlassung, von activen Kräften zu sprechen, nicht in dem Verkehr mit der Aussenwelt, sondern in der Wahrnehmung unserer eigenen inneren Thätigkeit findet und doch zugleich das Wesen der Seele für unbekannt erklärt, so liegt darin ein ausreichender Grund, den Gebrauch dieser Begriffe für einen Nothbehelf zu erklären, dessen wir nicht entbehren können, um die Beziehungen der Dinge zu bezeichnen, ohne dass wir dadurch einen Aufschluss über die innere Natur dieses Verhältnisses gewinnen. Die Beschränktheit Locke's liegt darin, dass er nirgends einen Versuch macht, auf dem Wege eines nothwendigen Denkens die Grenzen des einmal vorhandenen Gedankenkreises zu überschreiten; und es kann dahin gestellt bleiben, ob der Grund davon darin liegt, dass er dies, ähnlich wie Kant, auf theoretischem Wege für unmöglich hält, oder darin, dass er nirgends einen Versuch macht, die Lücken unseres Wissen in bestimmten Problemen zu formuliren, in denen möglicherweise die Motive ihrer Lösung gefunden werden könnten; aber wenn er an die Stelle der Metaphysik die bescheidenere Aufgabe der Naturforschung setzt, so hat er, trotz der Einsicht, dass die Erweiterung und Berichtigung, die die menschliche Erkenntniss von ihr zu erwarten hat, nicht eigentlich auf demonstrative Gewissheit, sondern nur auf allmählig wachsende Wahrscheinlichkeit eine Aussicht eröffnet, dadurch wirklich den Weg bezeichnet, auf welchem seit seiner Zeit thatsächlich grosse Erfolge und zwar ohne Mitwirkung eines Einverständnisses über die Fragen der Metaphysik erreicht worden sind.

Trotz dieser Verzichtleistung auf ein eigentlich metaphysisches Wissen gibt es dennoch für Locke ein Gebiet, innerhalb dessen ein nothwendiges und allgemeingültiges Wissen allerdings möglich ist; aber

es liegt nicht in der Beziehung der Begriffe auf die Dinge, sondern in den Beziehungen der Begriffe auf einander. Es gibt eine Nothwendigkeit des Denkens, eine Abhängigkeit der Begriffs- und Gedankenverknüpfungen, bei welcher der Geist nicht mit den Dingen, sondern lediglich mit den Begriffen beschäftigt ist, dergestalt dass die Begriffe sich nicht nach den Dingen, sondern diese, in sofern sie Object einer Erkenntniss durch Begriffe werden, sich nach den Begriffen richten. (Vgl. S. 180.) Die beiden Wissenschaften, welche demgemäss einen streng demonstrativen Charakter entweder haben, oder dessen fähig sind, sind die Mathematik und die Moral. Dass die Mathematik, obgleich die Vorstellungen des Raums und der Zahl mit der Auffassung der uns umgebenden Welt unauflöslich verwebt sind, ihren Erkenntnissgründen nach von der Erfahrung unabhängig ist, dass sie, indem sie den Verhältnissen der Zahl- und Raumgrössen nachgeht, ein Wissen erreicht, dessen Gültigkeit und Nothwendigkeit nicht daran gemessen werden kann, ob die Objecte ihrer Constructionen existieren, und dass dieses Wissen, weil die Bedeutung der Begriffe, die Qualität des Gedachten und die in ihr begründeten Folgerungen eben so unabhängig von dem Belieben des Denkenden, als von der Existenz der Objecte sind, eine strenge Allgemeingültigkeit hat, — diese Einsicht bildet einen eben so wesentlichen Bestandtheil der Lehre Locke's als seine Ansicht von der Art, wie der Mensch zu seinen Vorstellungen gelangt. Einen gleichen demonstrativen Charakter legt er auch der Moral bei, indem das Lob und der Tadel, die sich im moralischen Urtheil aussprechen, sich lediglich an die Vorstellung gewisser Willensbestimmungen und Handlungen knüpfen und die Angemessenheit oder Unangemessenheit der Handlungen an die in jenen Urtheilen liegende Regel lediglich der Vergleichung der Handlung mit der gedachten Regel bedarf, um in ihr ihr Maass zu finden.

Diese Grenzbestimmung zwischen dem Gebiete des Nichtwissens und des Wissens ist nun in der That ganz unabhängig von der Frage nach dem Ursprunge der Vorstellungen; auch beruft sich dabei Locke nirgends auf eine besondere Einrichtung des menschlichen Geistes, ausser insofern, als einer Intelligenz, welche unfähig wäre, sich des Inhalts ihrer Vorstellungen bewusst zu werden, sie zu unterscheiden und zu vergleichen, jegliche Erkenntniss überhaupt verschlossen sein würde; sondern der letzte Stützpunkt des Erkennens ist für Locke der Inhalt des Gedachten selbst und die Nothwendigkeit des logischen

Denkens. Wenn er gleichwohl den Satz der Identität und des Widerspruchs, eben so wie die Axiome der Arithmetik und Geometrie in der Form einer abstracten Allgemeinheit, in welcher sie an die Spitze dieser Disciplinen gestellt zu werden pflegen, nicht für falsch, sondern für entbehrlich hält; so geschieht dies desshalb, weil er zeigen zu können glaubt, dass ein Denken, welches sich in den Verknüpfungen der Gedanken durch den Inhalt des Gedachten selbst bestimmen lässt, nicht nöthig habe, den Umweg durch diese allgemeinen Formeln zu nehmen, sondern durch die Vergleichung und Beziehung der Begriffe selbst in jedem einzelnen Falle zu der Anerkennung der darin liegenden Consequenzen sich genöthigt finde. Die psychologische Frage nach dem Ursprung der Begriffe ist für diese Endentscheidung über das Gebiet, in welchem es ein nicht seinen Veranlassungen, sondern seinem Gehalte nach von der Erfahrung unabhängiges Wissen gebe, vollkommen irrelevant; der Ursprung der Begriffe entscheidet ihm nichts über Richtigkeit und Unrichtigkeit der Sätze, in denen ein wirkliches oder eingebildetes Wissen sich ausspricht.

Die allgemeinsten Umrisse der Locke'schen Lehre dürften sich demgemäss in folgenden Sätzen aussprechen lassen. Der Mensch ist mit seinen Vorstellungen, Begriffen, Gefühlen u. s. w. sich selbst ein unmittelbar Gegebenes; aber ohne die äussere Erfahrung würde es kein Vorstellungsbild der Aussenwelt für ihn geben und die Gewalt, mit welcher die sinnlichen Empfindungen sich uns aufdringen, ist stark genug, um die Voraussetzung der Wirklichkeit der diese Empfindungen irgendwie verursachenden Dinge gegen einen Skepticismus aufrecht zu erhalten, der Alles nur für einen Traum zu erklären geneigt wäre. Aber es gibt keine Metaphysik als eine allgemeingültige und nothwendige Erkenntniss des Wesens der Dinge; die Proportionalität, welche zwischen den Empfindungen und den Qualitäten der Dinge stattfinden muss, gibt keinen Aufschluss über diese Qualität selbst; die Naturforschung ist auf fortschreitende Erfahrung angewiesen, um in der erweiterten und genaueren Auffassung des empirischen Materials Anknüpfungspunkte für mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen zu finden. Das Gebiet des reinen und strengen Wissens eröffnet sich erst da, wo das Denken mit seinem eigenen Inhalt beschäftigt von Gedankenbestimmungen zu Gedankenbestimmungen so fortschreitet, wie es der Inhalt des Gedachten selbst gestattet oder fordert. So verwandelt sich für Locke im Verlaufe

der Untersuchung die Kritik des Erkenntnissvermögens in eine Kritik der Erkenntniss d. h. der Begriffe, die mit dem Anspruch auf sie gedacht werden, deren entscheidender Schwerpunkt nicht in seinen psychologischen Annahmen, sondern in der Anerkennung der logischen Gesetzmässigkeit liegt.

VIII.

Die Untersuchungen Locke's hatten die Aufmerksamkeit Leibniz's nicht erst zu der Zeit auf sich gezogen, wo dieser seine ***nouveaux essais sur l'entendement humain*** schrieb, sondern schon im J. 1696 hatte er eine Reihe von kurzen Bemerkungen unter der Aufschrift: ***réflexions sur l'essai de l'entendement humain de Mr. Locke*** an diesen in der Absicht geschickt, dass dieser Aufsatz der französischen Uebersetzung des Locke'schen Werkes beigefügt werden sollte; und da dies nicht geschah, so wurde er erst 1708 ohne Leibniz's Willen mit den nachgelassenen Briefen Locke's veröffentlicht. Leibniz hatte hier anerkannt, dass die Untersuchung über die menschliche Erkenntniss von der grössten Wichtigkeit, ja der Schlüssel aller übrigen sei,[216]) und sogleich hinzugefügt, dass es nach seiner Ansicht keine andern Erkenntnissprincipien gebe, als die Erfahrung und den Satz der Identität und des Widerspruchs;[217]) dass aber eben desshalb die Beantwortung der Frage, ob es angeborne Vorstellungen gebe oder nicht, weder für den Anfang noch für die weiteren Fortschritte des erkennenden Denkens von entscheidender Wichtigkeit sei, weil die Gesetzmässigkeit des Schliessens sich nicht ändere, möge man die Frage bejahen oder verneinen; überhaupt sei die Frage nach dem Ursprunge der Vorstellungen gar keine Präliminarfrage für die Philosophie; man müsse vielmehr schon bedeutende Fortschritte in derselben gemacht haben, um sie beantworten zu können.[218]) Während diese

216) Leibnizii *opera philosophica ed. Erdmann p.* 136*a. De toutes les recherches il n'y a point de plus importante, puisque c'est la clef de toutes les autres.*

217) a. a. O. *p.* 136*b. Mon opinion est donc qu'on ne doit rien prendre pour principe primitif, si non les experiences et l'axiome de l'identicité ou ce qui est la même chose, de la contradiction, qui est primitif, puisqu' autrement il n'y aurait point de difference entre la verité et la fausseté.*

218) a. a. O. *p.* 137*a. Pour ce qui est de la question, s'il y a des idées et des vérités créées avec nous, je ne trouve point absolument nécessaire pour les commencemens,*

Sätze den psychologischen Vorbau, welchen Locke seiner Lehre von den Grundlagen und den Grenzen der menschlichen Erkenntniss gegeben hatte, für überflüssig erklären, in der Sache selbst aber eben dasselbe aussprechen, was Locke will, stellt sich der *avant-propos* zu den *nouveaux essais sur l'entendement humain* auf einen davon verschiedenen Standpunkt. Es handle sich zuvörderst darum, ob die Seele eine leere Tafel sei, so dass Alles, was von ihr vorgestellt werde, von den Sinnen und der Erfahrung komme, oder ob sie ursprünglich die Principien einer Mehrzahl von Begriffen und Sätzen enthalte, welche die äusseren Objecte nur gelegentlich zum Bewusstsein bringen. Und hiervon hänge die Beantwortung der andern Frage ab, ob alle Wahrheit sich nur auf Erfahrung, also auf Induction und Beispiele gründe, oder ob es noch eine andere Grundlage derselben gebe. Die sinnliche Wahrnehmung sei unentbehrlich für alle wirkliche Erkenntniss; aber sie gebe immer nur einzelne Fälle, es fehle ihr die Nothwendigkeit und es scheine daher, dass nothwendige Wahrheiten, wie sie die Mathematik enthalte, auf Principien ruhen müssen, deren Beweis nicht von der Erfahrung und nicht von dem Zeugnisse der Sinne abhänge.[219]) Während also Leibniz in dem früheren Aufsatze die Entscheidung über Wahrheit und Irrthum von der Ansicht über den Ursprung der Vorstellungen für unabhängig erklärt hatte, weist er hier auf einen Zusammenhang beider Untersuchungen hin. Indessen setzt er doch sogleich hinzu, dass sich vielleicht Locke's Ansicht von der seinigen nicht so gar weit entferne. Denn indem

---

ni pour la pratique de l'art de penser, de la décider, soit qu'elles nous viennent toujours de dehors ou qu'elles viennent de nous; on raisonnera juste pourvu qu'on .. procède avec ordre et sans prévention. La question de l'origine de nos idées et nos maximes n'est pas préliminaire en philosophie, et il faut avoir fait de grands progrés pour la bien résoudre.

219) a. a. O. p. 194*b*. *Il s'agit de savoir si l'ame en elle même est vuide entièrement comme des tablettes, ou l'on n'a encore rien écrit (tabula rasa) .. et si tout ce qui y est tracé vient uniquement des sens et de l'experience, ou si l'ame contient originairement les principes de plusieurs notions et doctrines, que les objets externes reveillent seulement dans les occasions* ... p. 195*a*. *D'ou il nait une autre question, savoir si toutes les vérités dépendent de l'experience, c'est à dire de l'induction et des exemples, ou s'il y en a, qui ont encore un autre fondement ... Les sens quoique nécessaires pour toutes nos connaissances actuelles ... ne donnent jamais que des exemples, c'est à dire des vérités particulières ou individuelles. Or tous les exemples ... ne suffisent pas pour établir la nécessité universelle ... D'ou il parait, que les vérités nécessaires, telles qu'on les trouve dans les mathématiques pures ... doivent avoir des principes, dont la preuve ne dépende point des exemples, ni par conséquent du temoignage des sens.*

er den Ursprung der Vorstellungen auf Sensation und Reflexion zurückführe, und die Reflexion nichts Anderes sei, als die Wahrnehmung dessen, was in uns ist und geschieht, ohne von den Sinnen dargeboten zu werden, könne er mit ihm sagen, dass wir uns selbst angeboren seien.[220]) Und in der That würde Locke gegen diesen Satz schwerlich etwas einzuwenden gehabt haben, wenn er auch unter den von Leibniz angeführten Beispielen angeborner Vorstellungen die des Seins, der Einheit, der Veränderung, der Dauer, der Substanz u. s. w. abgelehnt haben würde.

Geht man nun den Erörterungen, welche Leibniz im ersten Buch seiner *nouveaux essais* dem entsprechenden Theil von Locke's Werk gegenüberstellt, etwas genauer nach, so sollte man erwarten, dass er nicht nur das Vorhandensein angeborner Begriffe oder, wie er gewöhnlich sagt, angeborner Erkenntnisse behaupten, sondern auch bestreiten werde, dass irgend welche Vorstellungen durch den Verkehr mit der Aussenwelt erworben werden. Denn die prästabilirte Harmonie schneidet den Causalzusammenhang zwischen der Aussenwelt und den Vorstellungen ab; nach ihr soll die Seele alle ihre Vorstellungen lediglich aus sich selbst erzeugen, und wenn die sinnliche Wahrnehmung die gelegentliche Veranlassung bestimmter Vorstellungen ist, so ist damit kein solcher Zusammenhang zwischen jener und diesen gesetzt, dass ohne die sinnliche Affection die Entstehung der Vorstellung unmöglich wäre, ausser in so fern als Gott den Parallelismus zwischen beiden ein für allemal im Voraus geordnet hat. In der That erklärt nun Leibniz, dass er auf die Locke'sche Lehre zunächst aus dem Standpunkte einer Accommodation an die gewöhnliche Ansicht eingehen wolle,[221]) um zu zeigen,

220) a. a. O. p. 196*a*. *Peut-être que notre habile auteur ne s'éloignera pas entièrement de mon sentiment. Car ... il avoue, .. que les idées qui n'ont point leur origine dans la sensation, viennent de la réflexion. Or la réflexion n'est autre chose, qu' une attention à ce qui est en nous ... Cela étant peut on nier, qu'il y a beaucoup d'inné en notre esprit, puisque nous sommes innés à nous mêmes pour ainsi dire?* p. 196*b*. *Ainsi je suis porté à croire que dans le fonds son sentiment sur ce point n'est pas différent du mien ou plutot du sentiment commun, d'autant qu'il réconnoit deux sources de nos connaissances, les sens et la réflexion.*

221) a. a. O. p. 206*b*. *Je crois, que toutes les pensées et actions de notre ame viennent de son propre fond, sans pouvoir lui être données par les sens ... Mais à présent je mettrai cette recherche à part et m'accommodant aux expressions reçues, puisqu' en effect elles sont bonnes et soutenables et qu'on peut dire dans un certain sens, que les sens*

dass, wie es sich auch mit den sinnlichen Vorstellungen verhalten möge, die Annahme angeborner Erkenntnisse nicht zu entbehren sei. Der Grund, auf welchen er sich dafür beruft, ist jedoch lediglich der schon im *avant-propos* geltend gemachte, dass nicht angeborne, sondern durch die Erfahrung erworbene Vorstellungen unfähig seien, nothwendige Wahrheiten und Erkenntnisse darzubieten.[222]) Einen Beweis dafür, dass angeborne Vorstellungen nothwendig wahr sein müssen und nicht auch möglicherweise falsch sein können, dass es also nur angeborne Wahrheiten und nicht auch angeborne Irrthümer geben könne, sucht man vergebens; denn die Berufung darauf, dass jene, die intellectuellen Vorstellungen immer deutlich, diese, die sinnlichen verworren seien, kann unmöglich für einen solchen gelten, da die Deutlichkeit eines Begriffs von der Anwendung geistiger Operationen auf ihn abhängt, die in seiner Unabhängigkeit von der sinnlichen Empfindung nicht unmittelbar mitgesetzt sind. Die allgemeine Uebereinstimmung über gewisse Sätze ist für Leibniz kein ausreichender Beleg ihres Angeborenseins, auch soll die Berufung auf angeborne Erkenntnisse nicht als Ruhekissen der Oberflächlichkeit und Faulheit im Denken benutzt werden;[223]) gleichwohl erklärt er die Annahme solcher angeborner Erkenntnisse für unentbehrlich, wenn man sich das thatsächliche Vorhandensein nothwendiger Wahrheiten erklären wolle.

---

externes sont cause en partie de nos pensées, j'examinerai comment on doit dire à mon avis, encore dans le système commun (partant de l'action des corps sur l'ame....), qu'il y a des idées et des principes, qui ne nous viennent point des sens et que nous trouvons en nous sans les former, quoique les sens nous donnent occasion de nous en appercevoir.

222) a. a. O. p. 207*a*. *Il (Locke) n'a pas assez distingué à mon avis l'origine des vérités nécessaires, dont la source est dans l'entendement, d'avec celles du fait, qu'on tire des experiences des Sens.* p. 209*a*. *Les vérités nécessaires sont innées et se prouvent par ce qui est interne.* p. 209*b*. *Si l'esprit n'avait que la simple capacité de recevoir les connaissances ou la puissance passive pour cela, aussi indeterminée que celle qu'a la cire de recevoir les figures et la table rase des recevoir des lettres, il ne serait pas la source des vérités nécessaires* u. s. w. p. 212*b* (§ 25). *La nature ne s'est point donné inutilement la peine de nous imprimer des connaissances innées, puisque sans elles il n'y aurait aucun moyen de parvenir à la connaissance actuelle des vérités nécessaires dans les sciences démonstratives.*

223) a. a. O. p. 207*a*. *Je ne fonde pas la certitude des principes innés sur le consentement universel.* — p. 221*b*. *Si c'est là le dessein de vos amis de conseiller, qu'on cherche les preuves des vérités, sans distinguer si elles sont innées ou non, nous sommes entièrement d'accord.* vgl. p. 206*b*.

Vergleicht man jedoch die Art, in welcher er die Annahme angeborner Erkenntnisse gegen die Locke'sche Bestreitung derselben geltend macht, so wird man sagen müssen, dass er dieses Angeborensein gar nicht in dem Sinne behauptet, in welchem Locke es leugnet. Dieser hält für die Entscheidung dieser Frage streng den Gesichtspunkt fest, dass von angebornen Vorstellungen nur dann die Rede sein könne, wenn sich nachweisen lasse, dass sie, gleichviel ob als Vorstellungen oder als Sätze, nicht nur vor allen andern Erkenntnissen als deren Grundlage, sondern auch als solche bestimmt und deutlich sich im Bewusstsein ankündigen und dass, wenn man jener Behauptung die Wendung gebe, dass jene angeblich angebornen Erkenntnisse nur der Möglichkeit nach in uns angelegt seien, dies nur eine leere Ausflucht sei, welcher gemäss eine Masse von Erkenntnissen für angeboren erklärt werden müssten, die für angeboren zu erklären Niemandem einfalle. Gerade diese Wendung aber ist es, welche Leibniz in der Behauptung seines Satzes nimmt, und er dehnt sie bis zu einem Umfange aus, innerhalb dessen der ganze Unterschied zwischen angebornen und erworbenen Erkenntnissen schliesslich wegfällt. Um zuvörderst die Locke'sche Behauptung zu entkräften, dass von dem, wovon wir kein Bewusstsein haben, auch nicht gesagt werden könne, dass es im Geiste vorhanden sei, macht er auf die allgemeine Thatsache aufmerksam, dass in den Tiefen der Seele eine Masse von Vorstellungen und Gedanken ruhen, ohne dass wir uns in jedem Augenblicke derselben bewusst würden.[224]) In derselben Weise sind nun auch die angebornen Vorstellungen nicht actuell, sondern virtuell in uns vorhanden. Er bedient sich in dieser Beziehung wiederholt des Gleichnisses eines Marmorblocks, dessen von aussen unsichtbare Adern eine bestimmte Gestalt einschliessen, die erst durch Bearbeitung desselben zum Vorschein kommt. Sinnliche Wahrnehmungen, Unterricht, Reflexion u. s. w. mögen nothwendig sein, um diese inneren Schätze an das Tageslicht des Bewusstseins zu fördern; aber sie bringen eben nur zum Bewusstsein, was obgleich nur virtuell schon in uns liegt.[225]) Dieses

224) a. a. O. p. 208*a*, § 5. p. 212*b*, § 26. p. 217*a*, § 12.

225) a. a. O. p. 208*b*. *Ph. Si on peut dire qu'une chose est dans l'ame, quoique l'ame ne l'ait pas encore connue, ce ne peut être qu'à cause qu'elle a la capacité ou faculté de la connaitre. Th. Pourquoi cela ne pourroit il avoir encore une autre cause, telle que serait celle-ci, que l'ame peut avoir cette chose en elle sans qu'on s'en soit apperçu; car puisq'une connaissance acquise y peut être cachée pour la mémoire, pourquoi la nature*

virtuelle Vorhandensein will aber Leibniz nicht blos als Fähigkeit oder Vermögen angesehen wissen; der Nichtgebrauch einer Sache, die man besitze, sei mehr, als die Möglichkeit sie zu erwerben; mit der blos passiven übrigens aber unbestimmten Fähigkeit, dergleichen Erkenntnisse zu erwerben, werde der Geist immer noch nicht die Quelle nothwendiger Wahrheiten sein; er müsse vielmehr eine sowohl active als passive Disposition haben, dergleichen Erkenntnisse aus sich selbst zu entnehmen; und weil die Ausübung dieser Disposition dem Menschen natürlich sei, spreche man eben von angeborenen Vorstellungen.[226]) So sind die angebornen Erkenntnisse bei Leibniz theils nur Möglichkeiten, theils mehr als leere Möglichkeiten, und daraus erklärt sich, warum er bald ihr Hervortreten im Bewusstsein so darstellt, als hänge dies nur von der Hinwegräumung eines Hindernisses, der Verdunkelung durch die sinnlichen Eindrücke ab, bald den Verkehr mit der Sinnenwelt geradezu als die Bedingung der Reflexion auf sie und somit der bewussten Entwickelung jener angebornen und nothwendigen Wahrheiten bezeichnet.[227]) In beiden Fällen bedeutet das Angeborensein eigentlich nur die Anerkennung einer von der Erfahrung unabhängigen Zunöthigung des Fürwahrhaltens oder des Handelns; diese Anerkennung ist auf dem theoretischen Gebiete der Ausdruck der logischen Nothwendigkeit, auf dem praktischen

---

ne pourrait-elle pas y avoir aussi caché quelque connaissance originale? Der Ausdruck *connaissances virtuelles* p. 208*a*. Das Gleichniss vom Marmorblock z. B. p. 196*a*, 215*b*.

226) a. a. O. p. 209*a*. *Avoir une chose sans s'en servir, est-ce la même chose que d' avoir seulement la faculté d' acquérir? Si cela était, nous ne posséderions jamais que des choses dont nous jouissons, au lieu, qu'on sait, qu'outre la faculté et l'objet il faut souvent quelque disposition dans la faculté ... pour que la faculté s'exerce sur l'objet.* p. 209*b* (vgl. oben Anm. 222). p. 210*a*. *C'est le rapport particulier de l'esprit humain à ces vérités qui rend l'exercice de la faculté aisé et naturel à leur égard et qui fait qu'on les appelle innées. Ce n'est donc pas une faculté nue, qui consiste dans la seul possibilité de les entendre: c'est une disposition, une aptitude, une préformation, qui determine notre ame et qui fait qu'elles en peuvent être tirées.* p. 221*a*. *Ce ne sont que des habitudes naturelles, c'est à dire des dispositions et attitudes actives et passives.*

227) a. a. O. p. 218*b*, § 20. *Les idées et vérités innées ne sauraient être effacées, mais elles sont obscurcies dans tous les hommes (comme ils sont présentement) par leur penchant vers les besoins du corps ... Ces caractères de lumière interne seraient toujours éclatans dans l'entendement et donneroient de la chaleur de la volonté, si les perceptions confuses des sens ne s'emparoient de notre attention.* Dagegen p. 269*b*. *Les sens nous fournissent la matière aux réflexions et nous ne penserions pas même à la pensée, si nous ne pensions à quelque autre chose, c'est à dire aux particularités que les sens fournissent.*

der der allgemeinen und natürlichen Motive des Handelns, welche Leibniz als *lumière naturelle* bezeichnet.[228]) Er geht daher so weit, dass er die gesammte Arithmetik und Geometrie, überhaupt alle Consequenzen aus Axiomen und Grundsätzen für ebenso angeboren erklärt, wie diese Axiome und Grundsätze selbst.[229]) Dazu kommt endlich, dass er die Entscheidung der Frage, ob ein bestimmter Begriff angeboren sei, von der deutlichen Darlegung seines Inhalts abhängig macht, ohne sich darüber bestimmt auszusprechen, ob dabei der Inhalt des Begriffs selbst oder eine neben ihm hergehende besondere Einrichtung des menschlichen Geistes das eigentlich Maassgebende sein soll; vielmehr ist er geneigt, beides in einander fliessen zu lassen;[230]) und so erklärt er nicht nur im Verlaufe der Erörterung, dass eine Ablehnung der angebornen Erkenntnisse in seinem Sinne auf einen blossen Wortstreit hinauslaufen würde, sondern legt am Schlusse derselben dem Vertreter der Locke'schen Lehre auch den Satz in den Mund, dass Locke die Ansicht in dem Sinne, in welchem er sie aufstelle, vielleicht gar nicht bestreite.[231]) Und wirklich, wenn man in dem Satze: *nihil est in intellectu quod non fuerit*

---

228) a. a. O. p. 214*b*, § 4. Vorzugsweise deutlich tritt die theoretische Bedeutung des sogenannten Angeborenseins in den Beispielen hervor, die Leibniz zur Erläuterung anführte. So sagt er p. 211*a*. *Quant à cette proposition: le quarré n'est pas un cercle, on peut dire qu'elle est innée, car en l'envisageant, on fait une subsumption ou application du principe de contradiction à ce que l'entendement fournit lui même, dès qu'on apperçoit que ces idées qui sont innées renferment des notions incompatibles.*

229) a. a. O. p. 208*a*. *Dans ce sens on doit dire que toute l'arithmétique et toute la géometrie sont innées et sont en nous d'une manière virtuelle, en sorte qu'on les y peut trouver en considérant attentivement et rangeant ce qu'on a déja dans l'esprit, sans se servir d'aucune vérité apprise par l'expérience.* p. 212*a*. *Je ne saurais admettre cette proposition: tout ce qu'on apprend n'est pas inné. Les vérités des nombres sont en nous et on ne laisse pas de les apprendre.* p. 217*b*. *Je prends toutes les vérités nécessaires pour innées.* Eben so in praktischer Beziehung p. 214*a*, 214*b*.

230) a. a. O. p. 219*a*. *Lorsqu'on demande le moyen de connaitre et d'examiner les principes innées, je répond, qu'excepté les instincts dont la raison est inconnue, il faut tacher de les reduire aux premiers principes, c'est à dire, aux axiomes identiques ou immédiates par le moyen des définitions, qui ne font autre chose, qu'une exposition distincte des idées.* p. 211*b*, § 21 antwortet er auf den Einwurf, dass die Zustimmung zu gewissen Sätzen eben so gut auf der Betrachtung der Natur der Sache, als auf ihrem Angeborensein beruhen könne: *L'un et l'autre est vrai. La nature des choses et la nature de l'esprit y concourent .... Ce qu'on appelle la lumière naturelle suppose une connaissance distincte, et bien souvent la considération de la nature des choses n'est autre chose que la connaissance de la nature de l'esprit et de ces idées innées.*

231) a. a. O. p. 214*b*. p. 221*b*, § 24.

in sensu, nisi intellectus ipse, die drei letzten Worte oft als die Grenzscheide zwischen Locke und Leibniz angesehen hat, so bemerkt Leibniz selbst, dass Locke sich diesen Satz mit jenem Zusatze sehr wohl aneignen könne.[232]) Angeborne Vorstellungen oder Erkenntnisse würde Locke aber gleichwohl nicht anerkannt haben, weil er darunter etwas Bestimmteres gedacht wissen wollte, als Leibniz.

IX.

Bei diesem Sachverhalt kann es nicht überraschen, dass Leibniz die Art, wie Locke im zweiten Buche die Entstehung und Beschaffenheit des menschlichen Vorstellungskreises beschreibt und die Elemente, aus denen er besteht, unter allgemeine Bezeichnungen zusammenfasst, viel weniger zu bestreiten, als in einzelnen Punkten zu ergänzen und zu berichtigen sucht. Dass der Vorstellungskreis aus dem, was von aussen dargeboten wird, und was das Bewusstsein in sich selbst findet, erwächst, darüber ist im Grunde kein Streit zwischen beiden; die Thatsache der äusseren und inneren Wahrnehmung bezweifelt Leibniz so wenig als Locke, und für die Art, wie die äussere Wahrnehmung zu Stande kommt, ist bei Leibniz die Leugnung des physischen Einflusses und die an dessen Stelle gesetzte prästabilirte Harmonie nur ein allgemeiner Gesichtspunkt, der für die Erklärung der concreten Thatsachen hinter die Berufung auf die bestimmten — gleichviel ob unabhängig von der prästabilirten Harmonie vorhandenen oder durch sie gesetzten — Beziehungen der Dinge zu der Seele zurücktritt. Locke hatte sich begnügt, die sinnlichen Empfindungen als einen durch die leiblichen Organe mitbedingten Erfolg des Verkehrs mit der Aussenwelt zu bezeichnen, der den sie bewirkenden Ursachen proportional sei, ohne dass die Qualität der Empfindung mit der Qualität der Dinge identisch gedacht werden dürfe; bei Leibniz entsprechen die sinnlichen Vorstellungen der Constitution des Leibes, dessen Veränderungen wieder von den Einwirkungen anderer Körper abhängen; ja er bedient sich zur Bezeichnung

232) a. a. O. p. 223*a*. *Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, excipe: nisi intellectus ipse ... Cela s'accorde assez avec votre auteur de l'essai, qui a cherché une bonne partie des idées dans la réflexion de l'esprit sur sa propre nature.*

dieser Abhängigkeit geradezu des Begriffs der Ursache und Wirkung.[233]) Die Locke'sche Unterscheidung erster und zweiter Qualitäten bestreitet er nicht; vielmehr ist er nur bemüht zu zeigen, dass nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten Qualitäten ein Verhältniss der Aehnlichkeit mit den Dingen, auf welche sie sich beziehen, zukomme; sie verhalten sich wie die Projection eines Kreises auf eine Ebene zu dem projicirten Kreise selbst,[234]) ein treffendes Gleichniss, welches Locke vielleicht nicht gefunden, aber schwerlich abgelehnt haben würde.

Gegen die Behauptung Locke's dagegen, dass es in der Seele keine Vorstellungen geben könne ohne ein Bewusstsein derselben, und gegen die damit zusammenhängende skeptische Frage, mit welchem Rechte man das Vorstellen eben so für das Wesen der Seele erkläre, wie die Ausdehnung für das Wesen des Körpers, erhebt Leibniz eine ausführliche und lebhafte Einsprache. Er macht dagegen vor Allem wiederholt die Thatsache geltend, dass wir eine unbestimmte Mannigfaltigkeit von Vorstellungen haben, ohne uns derselben in jedem Augenblicke bewusst zu sein, und zeigt, dass dies gar nicht anders sein könne, indem es weder vorwärts noch rückwärts eine unendliche Reihe von Bewusstseinsacten geben könne.[235]) Diese Polemik hängt zusammen mit dem

---

233) a. a. O. p. 226*a*. *Les perceptions de l'ame répondent toujours naturellement à la constitution du corps ... L'ame n'est jamais privée du secours du corps, parcequ'elle exprime toujours son corps et ce corps est toujours frappé par les autres, qui l'environnent, d'une infinité de manières, mais qui ne font souvent qu'une impression confuse.* p. 232*a*, § 15. *Il est bien raisonnable que l'effet répond à la cause, et comment assurer le contraire?*

234) a. a. O. p. 231*a*. *Il ne faut point s'imaginer que ces idées de la couleur ou de la douleur soient arbitraires et sans rapport ou connexion naturelle avec leurs causes; ce n'est pas l'usage de dieu d'agir avec si peu d'ordre et de raison. Je dirois plutot qu'il y a une manière de ressemblance, non pas entière et pour ainsi dire in terminis; mais expressive ou une manière par rapport à l'ordre, comme une ellipse et même une parabole ou hyperbole ressemblent en quelque façon au cercle, dont elles sont la projections sur le plan, puisqu'il y a un certain rapport exact et naturel entre ce qui est projetté et la projection.* Zu den ersten Qualitäten will Leibniz auch die Kraft gerechnet wissen in den Fällen, wo ein deutlicher Begriff derselben möglich ist; p. 231*a*. *Je crois qu'on pourrait dire que lorsque la puissance est intelligible, elle doit être comptée parmi les qualités premières; mais lorsqu'elle n'est que sensible et ne donne qu'une idée confuse, il faudra la mettre parmi les qualités secondes.* p. 245*a* bedient er sich einmal des Ausdrucks *qualités originales ou connaissables distinctement.*

235) a. a. O. p. 224, § 11flgg. — p. 226, § 19. *Lorsque vous avancez qu'il n'y a rien dans l'ame, dont elle ne s'apperçoive, c'est une petition de principe ... Si nous*

Gewicht, welches er auf die kleinen unmerklichen Vorstellungen legt, deren Gesammtresultate sich dem Bewusstsein aufdringen, während sie selbst sich dem Bewusstsein entziehen.[236]) Die Fruchtbarkeit dieses Gedankens für die Psychologie ist unabhängig von der nach dem Systeme der prästabilirten Harmonie der Seele beizulegenden absoluten Spontaneität; aber gleichwohl ist er von keinem entscheidenden Einfluss auf die Lehre von der Erkenntniss, die unmöglich in unbewussten Vorstellungen zu Stande kommen kann, und es darf daher genügen ihn hier nur kurz bezeichnet zu haben.

Um die Gesammtheit unserer Vorstellungen zu classificiren, hatte Locke zwischen einfachen und zusammengesetzten Vorstellungen unterschieden und die letzteren in Substanzen, *modi* und Relationen eingetheilt. Die erstere Unterscheidung ist für Leibniz selbst eine der wesentlichen Grundbestimmungen seiner eigenen Psychologie, und er begnügt sich daher Locke gegenüber mit der Bemerkung, dass Einfachheit hier nur die für den Empfindenden selbst vorhandene Ununterscheidbarkeit eines Mannigfaltigen bezeichne, wobei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, dass das, was wir als einfach empfinden, dennoch zusammengesetzt sei.[237]) Ebenso erklärt er sich aber auch mit der Unterscheidung zwischen Substanzen, *modis* und Relationen einverstanden,[238]) obwohl er einige Bemerkungen darüber hinzufügt, dass der Unterschied zwischen

---

accordions ce principe, nous croirions choquer l'expérience et la raison. . . . Mais outre que nos adversaires . . . n'ont point apporté de preuve de ce qu'ils avancent, . . il est aisé de leur montrer le contraire, c'est à dire, qu'il n'est pas possible, que nous réflechissions toujours expressement sur toutes nos pensées. Autrement l'esprit ferait réflexion sur chaque réflexion à l'infini sans pouvoir jamais passer à une nouvelle pensée. Par exemple en m'appercevant de quelque sentiment présent, je devrais toujours penser que j'y pense, et penser encore que je pense d'y penser et ainsi à l'infini. Mais il faut bien que je cesse de réflechir sur toutes ces réflexions et qu'il y ait enfin quelque pensée qu'on laisse passer sans y penser; autrement on demeureroit toujours sur la même chose.

236) Vgl. u. A. den *avant-propos* zu den *nouveaux essais* p. 196*b*—198*a*.

237) a. a. O. p. 227*a*. *Je crois qu'on peut dire que ces idées sensibles sont simples en apparence, parce qu' étant confuses elles ne donnent point à l'esprit le moyen de distinguer ce qu'elles contiennent . . . . Je consens pourtant volontiers qu'on traite ces idées de simples, parce qu' au moins notre apperception ne les divise pas.* p. 250*a*, § 30. *Dans le fond, les idées . . . des qualités sensibles ne tiennent leur rang parmi les idées simples qu'à cause de notre ignorance.*

238) a. a. O. p. 238*a*. *Cette division des objets de nos pensées en substances, modes et relations est assez à mon gré.*

den *modis* und Relationen schwankend sei, und die Anwendung des Substanzbegriffs auf Aggregate einer Vielheit von Dingen zurückweist.[239]) Auch die Locke'sche Aufzählung der verschiedenen geistigen Operationen, durch welche das menschliche Denken den unmittelbar gegenwärtigen sinnlichen Vorstellungsinhalt umgestaltet und überschreitet und in deren innerer Auffassung Locke die Quelle der von der sinnlichen Empfindung unabhängigen Vorstellungen sucht, nämlich das bewusste Vorstellen, das Festhalten der Vorstellungen durch die Aufmerksamkeit und das Gedächtniss, die Unterscheidung und Vergleichung, die Verknüpfung und Erweiterung derselben, begleitet er lediglich mit Bemerkungen, welche nicht gegen die Unterscheidung dieser Thätigkeiten gerichtet sind, sondern auf ihre nähere Bestimmung und speziellere Schilderung abzielen.[240])

Nur in einem Punkte, der zugleich eine allgemeine Bedeutung hat, macht Leibniz eine der Locke'schen Lehre entgegengesetzte, oder sie vielmehr berichtigende Begriffsbestimmung geltend. Sie bezieht sich auf die Zurückführung der verschiedenen geistigen Thätigkeiten auf verschiedene Seelenvermögen. Dass Locke mit dem Gebrauch dieses Begriffs kein Wissen über das Wesen der Seele in Anspruch genommen, sondern diesen Ausdruck nur benutzt hatte, um sich in einer der gewöhnlichen Auffassung bequemen Weise verständlich zu machen, ist oben (S. 144) durch seine eigenen Worte belegt worden; gleichwohl legt ihm Leibniz wenigstens indirect die Absicht unter, als habe er damit mehr sagen wollen, als der Fall ist, und doch zugleich weniger sage, als die Sache verlange. Blosse Vermögen ohne ein mit ihnen zugleich gesetztes Streben seien leere Möglichkeiten; man müsse sich deutlicher darüber erklären, worin ein solches Vermögen — und zwar zunächst das Gedächtniss — bestehe und wie es wirke, und dann werde man finden, dass es in der Seele gewisse Dispositionen gebe, als Reste

239) a. a. O. p. 238*b*.

240) a. a. O. L. II, ch. XI—XIII — Psychologisch am wichtigsten ist, was Leibniz über die Perception und ihren Unterschied von der Apperception sagt. Es mag nicht unerwähnt bleiben, dass er diesen Unterschied im Wesentlichen blos als einen quantitativen bestimmt. p. 233*a*. *J'aimerais mieux distinguer entre perception et entre apperception. La perception de la lumière .. par exemple, dont nous nous appercevons, est composée de quantité de petites perceptions, dont nous ne nous appercevons pas et un bruit dont nous avons perception, mais ou nous ne prenons point garde, devient apperceptible par une petite addition ou augmentation.*

früherer Eindrücke, die nur gelegentlich zum Bewusstsein kommen.[241]) Die Frage, ob diese Seelenvermögen sammt den in ihnen liegenden Dispositionen verschiedene Wesensbestimmungen der Seele selbst sind, berührt er an dieser Stelle nicht; vermöge seines Begriffs von der Substanz als dem Träger einer unbestimmten Mannigfaltigkeit von Kräften hatte diese Frage eigentlich für ihn gar keine Bedeutung und desshalb sagt er später einmal ganz kurz, nicht die verschiedenen Vermögen seien das eigentlich Thätige, sondern die Substanz vermittelst ihrer Vermögen.[242]) Die Lücke jedoch, welche in der Frage nach den Bedingungen bestimmter Thätigkeiten entweder der einzelnen Seelenvermögen oder der Seelensubstanz liegt, ist bei Leibniz so wenig ausgefüllt als bei Locke, da er es unterlässt über die Art, wie die »kleinen unmerklichen Vorstellungen« im Bewusstsein wirken, eine ins Einzelne gehende Rechenschaft zu geben. Locke legt der Seele eine gewisse Anzahl von Vermögen bei, ohne dadurch ein Wissen über die Art und die Ursachen ihrer Thätigkeit zu beanspruchen; Leibniz beruft sich auf eine unbestimmte Vielheit unter sich zusammenhängender Thätigkeitsacte, deren Resultat das sei, was im Bewusstsein innerlich wahrnehmbar wird; aber in der unbestimmten Allgemeinheit, in welcher er diesen Gedanken lässt, passt seine Vergleichung des Geistes mit einer nicht einförmigen und blos passiven, sondern gefalteten, elastischen, auf die empfangenen Einwirkungen selbstständig reagirenden Membrane, nur mit Ausnahme der durch die Falten dieser Membrane angedeuteten angebornen Begriffe, auf die Ansicht Locke's vom geistigen Leben so gut wie auf die seinige.[243])

---

241) a. a. O. p. 236*a*. *Je m'étonne que vous vous puissiez toujours payer de ces puissances ou facultés nues, que vous rejetteriez apparemment dans les philosophes de l'école. Il faudrait expliquer un peu plus distinctement, en quoi consiste cette faculté et comment elle s'exerce, et cela feroit connaitre qu'il y a des dispositions, qui sont des restes des impressions passées, ... dont on ne s'apperçoit, que lorsque la mémoire en trouve quelque occasion.* p. 222*b*. *Les facultés sans quelque acte, les pures puissances de l'école, ne sont que des fictions, que la nature ne connoit point et qu'on n'obtient qu'en faisant des abstractions.* p. 223*b*. *Les puissances véritables ne sont jamais des simples possibilités.* p. 251*a*. *J'entends la puissance dans le sens plus noble, .. ou la tendance est jointe à la faculté.* cf. p. 271*b*.

242) a. a. O. p. 252*a*. *Ce ne sont pas les facultés ou qualités, qui agissent, mais les substances par les facultés.*

243) a. a. O. p. 238*a*.

X.

Ganz anders gestaltet sich dagegen das Verhältniss zwischen Leibniz und Locke rücksichtlich der Frage nach dem Erkenntnissgehalt, der den Begriffen, in welchen der factisch vorhandene Vorstellungskreis sich bewegt, zugesprochen werden kann. Es mag erlaubt sein, die Kritik Leibniz's in dieselbe Reihenfolge zu ordnen, in welcher oben die Erörterungen Locke's dargelegt worden sind.

Der wesentliche Grund der Verzichtleistung Locke's auf alle Metaphysik im Sinne einer Erkenntniss des Wesens der Dinge liegt in seinen Bedenken gegen den Begriff des Dings mit der Mehrheit seiner Eigenschaften und Kräfte, dem die Schulphilosophie die Worte Substanzen, Attribute und Accidenzen substituirt hatte. Dieser ganze Begriff war für ihn ein — seiner psychischen Genesis nach freilich nicht genauer untersuchtes — Product aus dem Zusammenwirken der äusseren Wahrnehmungen mit der Vorstellungsthätigkeit, welches über die wahre Beschaffenheit dessen, was dadurch bezeichnet werden soll, keinen Aufschluss gibt. Es ist oben bemerkt worden, dass Locke in dieser thatsächlich vorhandenen Vorstellungsart, vermöge deren wir für die erfahrungsmässig gegebenen Complexionen von Eigenschaften das Ding als ihren Träger voraussetzen und hinzudenken, ein Problem eines fortschreitenden Denkens weder gefunden noch auch nur gesucht habe; er betrachtet sie einfach als eine dunkle Region, welche aufzuhellen dem menschlichen Denken nicht vergönnt ist. Für Leibniz war der Begriff der Substanz als eines mit einer Mehrheit nicht ruhender Eigenschaften, sondern thätiger Kräfte ausgestatteten Wesens der Fundamentalbegriff seiner Metaphysik, die dadurch im Allgemeinen den Charakter einer Reaction der aristotelischen Anschauungsweise gegen die mechanische Naturphilosophie namentlich der Cartesianischen Schule bekommt. Man wird in seinen Schriften vergeblich nach einer Deduction, nach dem Versuch eines Beweises der Nothwendigkeit suchen, den Begriff der Substanz in diesem und keinem andern Sinne an die Spitze der Metaphysik zu stellen; um so interessanter ist es zu untersuchen, in welcher Weise und mit welchem Erfolge er die Locke'sche Behauptung der gänzlichen Dunkelheit und wissenschaftlichen Unbrauchbarkeit dieses Begriffs zu entkräften sucht.

Dass er nämlich an den von Locke geltend gemachten Schwierigkeiten keinen Anstoss nimmt, verräth sich schon da, wo bei Locke zuerst des Begriffs der Substanz als eines solchen, den man voraussetze, ohne eigentlich zu wissen, was man damit meine, Erwähnung geschieht. Er bemerkt dazu ganz kategorisch, dieser Begriff sei keineswegs so dunkel als man denke; man könne daran so viel erkennen als nöthig sei und als man an den Dingen überhaupt erkennen könne.[244]) Den Commentar zu dieser kurzen Aeusserung enthält zunächst das 23. Capitel des zweiten Buchs. Hier leugnet Leibniz zuvörderst, dass wir dem das Ding bezeichnenden Vorstellungscomplexe »unbedachter Weise« die Einheit des Dings voraussetzen; die Vorstellung oder der Begriff des einen Subjects brauche desshalb nicht eine einfache Vorstellung zu sein.[245]) Locke hatte die wesentliche Schwierigkeit in der Frage gefunden, mit welchem Rechte wir, da den Eigenschaften oder auch den Kräften der Dinge keine selbstständige Existenz beigelegt werden könne, und sie doch unter einander in einer Weise verknüpft seien, über welche sie selbst keinen Aufschluss geben, ihrer Gesammtheit die Voraussetzung eines Substrats, einer Substanz unterschieben, die selbst nicht wahrgenommen wird und gleichwohl der unbekannte Träger der Eigenschaften und Kräfte sein soll. Leibniz erwidert, man thue ganz recht so zu denken und man habe sich an die Voraussetzung dieses Substrats zu gewöhnen, weil wir von vorn herein Subjecte mit mehreren Prädicaten denken oder zu denken haben. Es ist nicht ganz deutlich, ob Leibniz damit einen Parallelismus des logischen Verhältnisses zwischen dem Begriff und seinen Merkmalen, und des reellen zwischen dem Dinge und seinen Eigenschaften geltend machen will, vermöge dessen diese zusammen gehören, wie jene; er fügt jedoch hinzu, das Ding ohne die Eigenschaften (die abstracte Substanz) und die Eigenschaften ohne die Substanz (die Wärme, die Schwere als Abstracta), würden unbegreiflich sein, aber eine Substanz mit ihren Eigenschaften zu denken habe keine Schwierigkeit und

244) a. a. O. p. 238*b*. *L'idée de la substance n'est pas si obscure qu'on pense. On en peut connoitre ce qui se doit et ce qui se connoit en autres choses; et même la connaissance des concrets est toujours antérieure à celle des abstraits; on conçoit plus le chaud que la chaleur.*

245) a. a. O. p. 271*b*. *Je ne vois rien dans les expressions reçues qui mérite d'être taxé d'inadvertance, et quoiqu'on reconnoisse un seul sujet et une seule idée, on ne reconnoit pas une seule idée simple.*

ihr Begriff sei keinesweges leer, denn durch die Eigenschaften erfahre man eben, was die Substanz ist.[246]) Lässt man nun die Frage, ob das logische Verhältniss zwischen dem Begriff und seinen Merkmalen einen genügenden Aufschluss über das Verhältniss zwischen dem Dinge und seinen Eigenschaften, der Substanz und ihren Attributen darbiete, dahingestellt sein,[247]) so trifft doch Locke nicht der Vorwurf leerer Abstractionen, durch welche er Schwierigkeiten erkünstele, die in der Auffassung des Gegebenen nicht liegen. Locke spricht nicht von der Substanz im Allgemeinen, d. h. von einer von ihren Eigenschaften losgelösten Substanz; sondern von dem allgemeinen Begriff des Verhältnisses zwischen Substanz und Accidenz und behauptet, dass dieser Begriff weder über die Art der Verknüpfung der letzteren unter einander und mit der ersteren, noch über das eigene Was der Substanz eine Erkenntniss enthalte; Leibniz ist der Ansicht, dass diese Erkenntniss sich von selbst darbiete, wenn man eine bestimmte Substanz mit ihren be-

---

246) a. a. O. p. 272a, § 1. *Je crois qu'on a raison de penser ainsi et nous n'avons que faire de nous y accoutumer ou de le (le substratum) supposer, puisque d'abord nous concevons plusieurs prédicats d'un meme sujet et ces mots métaphoriques de soutien ou de substratum ne signifient que cela; de sorte que je ne vois point pourquoi on s'y fasse de la difficulté. Au contraire c'est plutot le concretum, comme savant, chaud, luisant, qui nous vient dans l'esprit, que les abstractions ou qualités (car ce sont elles, qui sont dans l'objet substantiel et non pas les idées), comme savoir chaleur lumiere etc., qui sont bien plus difficiles à comprendre ... Ainsi c'est nodum in scirpo quaerere, si je l'ose dire, et renverser les choses que de prendre les qualités ou autres termes abstraits pour ce qu'il y a de plus aisé et les concrets pour quelque chose de fort difficile.* § 2. *En distinguant deux choses dans la substance, les attributs ou prédicats et le sujet commun de ces prédicats, ce n'est pas merveille, qu'on ne peut rien concevoir de particulier dans ce sujet. Il le faut bien puisqu'on a déja séparé tous les attributs ou l'on pourroit concevoir quelque détail. Ainsi demander quelque chose de plus dans ce pur sujet en général, que ce qu'il faut pour concevoir que c'est la même chose, .. c'est demander l'impossible et contrevenir à sa propre supposition, qu'on a fait en faisant abstraction et concevant separément le sujet et ses qualités ou accidences. On pourrait appliquer la même prétendue difficulté à la notion de l'être; ... car tout détail étant exclus par là, on aura aussi peu à dire que lorsqu'on demande ce que c'est que la pure substance en général.*

247) Die aristotelisch-scholastische Metaphysik findet stillschweigend in der Verknüpfung einer Mehrheit von Merkmalen in der Einheit des Begriffs den Rechtfertigungsgrund für den Begriff der Substanz mit mehreren Attributen oder Accidenzen. Der Widerspruch dagegen ist alt, und trieb die Megariker zu dem entgegengesetzten Extrem in der Verwerfung aller nichtidentischen Sätze. Vgl. meinen Aufsatz: über die Bedeutung der megarischen Schule für d. Gesch. d. metaphys. Probleme in d. Berichten der Kön. Sächs. Ges. d. Wissensch. Bd. I, p. 203 flgg.

stimmten Accidenzen auffasse. Dies verräth sich in der Art, wie er später den Locke'schen Satz bestreitet, dass wir nicht im Stande sind, über die Dinge, insofern wir auf sie die Begriffe der Substanz und der Accidenzen übertragen, streng allgemeine Sätze zu erkennen.[248]) Gerade weil sich in den Eigenschaften das Wesen der Dinge kund gebe, können wir von ihnen allgemeine Sätze aussagen; und selbst, wenn unsere Begriffe von den Dingen nur eine provisorische Bedeutung haben und durch neue Erfahrungen einer Erweiterung oder näheren Bestimmung unterliegen sollten, würde es gleichwohl gestattet sein, den Dingen ein inneres Wesen beizulegen, welches sich durch die wahrnehmbaren Eigenschaften zu erkennen gibt.[249]) Dass wir die Art des Zusammenhangs der Eigenschaften unter sich und mit der Substanz nicht erkennen können, gibt Leibniz zu; wir wissen lediglich durch die Erfahrung, dass im Wesen des Goldes die Schwere mit der Dehnbarkeit verbunden ist; aber wir lernen dadurch einen Körper kennen, dessen specifisches Wesen, obgleich uns unbekannt, der Grund dieser Eigenschaften ist und sich uns wenigstens dunkel dadurch zu erkennen gibt.[250]) Nur müsse man nicht verlangen, dass selbst wenn wir die innere Constitution des Körpers und damit die Ursachen seiner sinnlichen Eigen-

248) L. IV, ch. VI. Die Erörterung Locke's im 31. Cap. des zweiten Buchs über diesen Gegenstand übergeht Leibniz mit Stillschweigen.

249) a. a. O. p. 356*b*. *Nous pouvons être assurés de mille vérités, qui regardent l'or ou ce corps dont l'essence interne se fait connaitre par la plus grande pesanteur comme ici bas ou par la plus grand ductilité ou par d'autres marques. Car nous pouvons dire que le corps de la plus grande ductilité connue est aussi le plus pesant de tous les corps.* Nach einer längern Auseinandersetzung, darüber dass viele dieser Wesensbestimmungen möglicherweise nur provisorisch seien, schliesst er p. 357*b*: *cependant il sera toujours permis et raisonnable d'entendre qu'il y a une essence réelle interne appartenante par une proposition réciproqne soit au genre, soit aux espèces, laquelle se fait connaitre ordinairement par les marques externes.*

250) a. a. O. p. 359*a*. *Nous savons presque aussi certainement que le plus pesant de tous les corps connus ici bas est fixe, que nous savons certainement qu'il fera jour demain. C'est parce qu'on l'a expérimenté cent mille fois, c'est une certitude expérimentale et de fait, quoique nous ne connaissions point la liaison de la fixité avec les autres qualités de ce corps. Au reste il ne faut point opposer deux choses qui s'accordent et reviennent au même. Quand je pense à un corps, qui est en même temps jaune, fusible et résistant à la coupelle, je pense à un corps dont l'essence specifique, quoique inconnue dans son intérieur, fait émaner ces qualités de son fonds et se fait connaitre confusement au moins par elles. Je ne vois rien de mauvais en cela.*

schaften (der *qualités secondes*) wirklich erkennen könnten, uns nun auch in sinnlich anschaulicher Weise deutlich werden solle, wie diese sinnlichen Phantome entstehen, die ein verworrenes Resultat der Einwirkungen der Körper auf uns sind; es würde das heissen, eine Täuschung durch ihre Erklärung zerstören und sie sich doch erhalten wollen.[251])

Gerade dieser Begriff eines unbekannten Wesens aber, dessen Was sich durch seine wahrnehmbaren äusseren Eigenschaften zu erkennen und auch nicht zu erkennen geben soll, dergestalt, dass wir rücksichtlich des Zusammenhangs des Aeusseren mit dem Inneren nichts wissen, als was uns die empirische Thatsache der Verknüpfung der Eigenschaften in der vorausgesetzten Einheit des Dings lehrt, gerade dieser Begriff ist es, an dem Locke Anstoss genommen und welchem er jede wissenschaftliche Brauchbarkeit abgesprochen hatte. Leibniz ist hier in seinen Anforderungen an ein Wissen über das Wesen der Dinge jedenfalls viel genügsamer als Locke; es stört ihn darin nicht einmal die von ihm übrigens gebilligte Auseinandersetzung Locke's, dass der allergrösste Theil dessen, was wir den Dingen als Eigenschaft beilegen, auf Beziehungen und Verhältnissen zu andern Dingen beruht und ihnen folglich gar nicht als ihr eigenes Wesen beigelegt werden kann.[252]) Dass Alles das, was wir von dem Wesen der Dinge wissen, lediglich auf der Erfahrung beruhe, erkennt Leibniz so vollständig an, als es nur der entschiedenste Empirist thun könnte, und gesteht desshalb am Schlusse der ganzen Erörterung zu, dass dieses Wissen kein meta-

---

251) a. a. O. p. 358*a*. *Ces idées sensitives dépendent du détail des figures et mouvemens et les expriment exactement, quoique nous ne puissions pas y démêler ce détail dans la confusion d'un trop grande multitude et petitesse des actions mécaniques, qui frappent nos sens. Cependant si nous étions parvenü à la constitution interne de quelque corps nous verrions aussi quand ils devraient avoir ces qualités, qui seroient réduites elles mémes à leurs raisons intelligibles; quand méme il ne seroit jamais dans notre pouvoir de les reconnaitre sensiblement dans ces idées sensitives, qui sont un résultat confus des actions de corps sur nous.* ... p. 358*b*. *De vouloir que ces phantômes confus demeurent et que cependant on y démêle les ingrediens par la phantaisie même c'est se contredire, c'est vouloir avoir le plaisir d'être trompé par une agréable perspective et vouloir qu'en même tems l'oeil voie la tromperie.* Wie wenig Leibniz das Bedürfniss fühlt, in diesem Punkte die gewöhnliche Vorstellungsart zu berichtigen, zeigt u. A. p. 298*b*, wo er bei Gelegenheit einer Erörterung über die Präpositionen sich auf die Inhärenz der Accidenzen in ihrem Subject oder der Substanz als die natürliche Vorstellungsart, die in der Sprache ihren Ausdruck finde, beruft.

252) a. a. O. p. 359*a*, § 11.

physisches, d. h. aus den Begriffen selbst abgeleitetes sei, sondern nur eine moralische oder physische Gewissheit einschliesse;[253]) aber er übersieht dabei, dass Locke zwar den Belehrungen der Erfahrung so zugänglich war, wie er selbst, dass er aber dabei zugleich eine, wenn auch nicht aus blossen Begriffen abgeleitete, aber doch eine mit den Ansprüchen auf Erkenntniss, mit denen eine gewisse Vorstellungsart auftritt, vereinbare und ihnen entsprechende Begriffsbestimmung verlangt, welche er eben in dem hergebrachten Substanzbegriff vermisst.

Zu der Zeit, zu welcher das Werk Locke's ihm bekannt wurde, hatte Leibniz seine eigene Metaphysik schon festgestellt und es ist nicht zu verwundern, dass er den Mittelpunkt derselben, den Begriff der Substanz, Locke's Einwendungen gegenüber nicht fallen lassen wollte. Für Leibniz war die Substanz nicht sowohl der Träger einer Mehrheit ruhender Eigenschaften, als vielmehr der Mittelpunkt einer Mannigfaltigkeit von Thätigkeiten. Der damals durch Naturforscher und Philosophen, die er häufig als Reformatoren bezeichnet, im Gegensatze zu der aristotelisch-scholastischen Lehre geltend gemachten mechanischen Naturphilosophie gegenüber hatte sich ihm, zunächst mit Beziehung auf die Veränderungen der Körperwelt, die Unentbehrlichkeit des Begriffs der Kraft aufgedrängt; und mit ausdrücklicher Berufung auf den Begriff der aristotelischen Entelechie und der substanziellen Formen definirt er die Substanz als *être capable d'action*. Der Vergleichungspunkt für die Art, wie die Wirkungsart dieser primitiven Thätigkeitsquellen zu denken sei, war ihm das psychische Leben; die innere Erfahrung schien ihm eine unmittelbare Spontaneität derjenigen Entelechie, welche die Seele ist, zu verbürgen, und die Unbegreiflichkeit eines physischen Einflusses äusserer Dinge auf die vorstellende, denkende und wollende Seele ihre Annahme nothwendig zu machen, und so suchte er die Entelechieen der Körper nach den abgestuften Graden ihrer Aehnlichkeit mit der Seele verständlich zu machen.[254]) Da er nun an die Stelle äusserer Einwir-

253) a. a. O. p. 359*b*.

254) Die nähere Ausführung dieser kurzen Andeutungen sammt den Belegen enthält meine Abhandlung *de materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione* (*Lips.* 1846). Dass Leibniz den Entelechieen gegenüber die Annahme eines materiellen, rein passiven Stoffs, als dessen, worin und worauf die Entelechieen wirken, nicht aufgegeben hat, glaube ich daselbst ausreichend nachgewiesen zu haben. Es ist eine durch Leibniz's eigene Darstellung nicht gerechtfertigte Ansicht, wenn man seine Lehre

kungen einer Entelechie auf die andere (des *influxus physicus*) eben so, wie an die Stelle des Occasionalismus der Cartesianischen Schule, das eine, alle speziellen Wunder überflüssig machende Wunder der prästabilirten Harmonie gesetzt hatte, so konnten die ohnedies nicht sehr tief gehenden Erörterungen Locke's über den Begriff der Ursache und der Kraft nur ein untergeordnetes Interesse für ihn haben; aus dem 26. Capitel des zweiten Buchs hebt er nur die Locke'sche Definition von Ursache und Wirkung hervor, um daran die Bemerkung zu knüpfen, dass sie nur auf die wirkenden Ursachen passe und dass, wenn Locke sage, Ursache sei das, was mache, dass etwas anderes zu existiren anfange, eben in diesem Machen die eigentliche Schwierigkeit stecke, ohne sich zu erinnern, dass Locke selbst die Art dieser Wirksamkeit für gänzlich unbekannt erklärt hatte und in so fern für die darin liegende Schwierigkeit nicht so ganz blind war.[255]) Rücksichtlich der Begriffe Vermögen und Kraft stimmt Leibniz Locke'n darin bei, dass es eigentlich die innere Erfahrung, nicht die Beobachtung äusserer Vorgänge ist, welcher wir diese Begriffe verdanken, nur seien sie bei weitem nicht so einfach als Locke annehme;[256]) die Frage, was denn durch die Berufung auf Vermögen und Kräfte, die man dem beobachteten Thatbestand des Verlaufs der Veränderungen unterschiebt, erklärt werde, übergeht er mit Stillschweigen und begnügt sich eine Reihe von Unterscheidungen und Nominaldefinitionen der Begriffe active und passive Potenz, ursprünglicher und abgeleiteter Kräfte, u. s. w. aufzustellen, die mit seinem Begriffe von den Entelechieen und der Materie zusammenhängen,[257]) wie denn

---

so auffasst, als erkläre er die Monaden für die einzigen Realprincipien der Erscheinungswelt: im Gegentheile bezeichnet er, wo er ein Interesse hat sich bestimmt auszudrücken, durch dieses Wort diejenigen natürlichen Einheiten, in denen eine Entelechie mit der Materie verbunden ist; die Monade ist das Resultat aus der Verbindung von Stoff und Kraft. Vgl. a. a. O. p. 20.

255) a. a. O. p. 277*a*. *Vous ne définissez que la cause efficiente .. Il faut avouer, qu'en disant que cause efficiente est ce qui produit et effet ce qui est produit, on ne se sert que des synonymes. Il est vrai que je vous ai entendu dire un peu plus distinctement que cause est ce qui fait qu' une autre chose commence à exister, quoique ce mot fait laisse aussi la principale difficulté en son entier.* Die Worte, welche Leibniz hinzufügt: *mais cela s'expliquera mieux ailleurs,* beziehe ich auf seine Auseinandersetzungen über die prästabilirte Harmonie. Vgl. oben Anm. 75.

256) p. 250, § 3. 4.

257) Vgl. oben Anm. 81. 82. — Leibniz's eigene Definitionen p. 249*b*, § 1.

überhaupt die ganze Frage nach dem Begriff der Kraft durch seine Auffassung des Begriffs der Substanz für ihn erledigt war. Die übrigen sehr sorgfältigen Erörterungen dieses Capitels beziehen sich auf die Frage nach der Willensfreiheit und müssen hier aus demselben Grunde, wie oben bei Locke übergangen werden.

Bei weitem kürzer behandelt Leibniz die Erörterungen Locke's über Raum, Zeit und Zahl. Der grösste Theil der hierher gehörigen Capitel (L. II, ch. XIII—XVI) besteht in schärferen Bestimmungen einzelner hierher gehöriger Begriffe z. B. des Begriffs der Distanz (p. 239*a*. *b*), der Figur (p. 239*b*), des Orts (p. 240*a*, § 7), des Moments (p. 241*b*), der Zahl (p. 243*a*) und der Art des Zählens (p. 243*b*, § 5). Sein mathematischer Scharfsinn ist hier Locke'n durchaus überlegen; das psychologische Interesse dieser Berichtigungen besteht in der Nachweisung, dass diese räumlichen und zeitlichen Vorstellungen bei weitem nicht so einfach sind, als Locke behauptet.[258]) Dem Locke'schen Bekenntniss der Unwissenheit, was der Raum sei, stellt er die Erklärung gegenüber, der Raum sei das Abstractum des Ausgedehnten und Raum und Zeit der Ausdruck geordneter Verhältnisse nicht blos des Wirklichen, sondern auch des Möglichen, deren Ordnung, wie die aller ewigen Wahrheiten, in letzter Instanz in Gott gegründet sei.[259]) Damit hängt die Erklärung zusammen, dass die Reflexion auf die Aufeinanderfolge der Vorstellungen die Vorstellung der Zeit in uns nur erwecke, nicht erzeuge, obgleich der Grund, den Leibniz dafür anführt, sich nicht sowohl auf die allgemeine Vorstellung einer unbestimmten Dauer, als vielmehr auf das Maass derselben bezieht,[260]) für welches Locke selbst auf die Nothwendigkeit

---

258) Vgl. z. B. a. a. O. p. 240*a*, § 6. 243*b*, § 5.

259) a. a. O. p. 240*a*, § 15. *L'étendue est l'abstraction de l'étendu.* p. 240*b*. *L'espace n'est pas plus une substance que le temps. ... C'est un rapport, un ordre, non seulement entre les existans, mais encore entre les possibles, comme s'ils existaient. Mais sa vérité et réalité est fondée en dieu, comme toutes les vérités éternelles.*

260) a. a. O. p. 241*b*. *Une suite de perceptions réveille en nous l'idée de la durée, mais elle ne la fait point. Nos perceptions n'ont jamais une suite assez constante et régulière pour répondre à celle du tems, qui est un continu uniforme et simple comme une ligne droite. Le changement des perceptions nous donne occasion de penser au tems et on le mésure par des changemens uniformes; mais quand il n'y auroit rien d'uniforme dans la nature, le tems ne laisserait pas être determiné* u. s. w. ... *C'est que connaissant les régles des mouvemens difformes on peut toujours les rapporter à des mouvemens uniformes intelligibles.*

einer als gleichförmig sich erweisenden oder als solche vorausgesetzten Bewegung hingewiesen hatte. Dass die Vorstellung der Zeit als Vorstellung ohne den Wechsel anderer Vorstellungen nicht vorhanden sein würde, wird dadurch nicht widerlegt; Locke seinerseits würde sich vielleicht durch die Behauptung, dass der Wechsel der Vorstellungen die Vorstellung des Zeitlichen erwecke, nicht hervorbringe, zu der Frage veranlasst gefunden haben, was denn die Vorstellung des Zeitlichen für das Bewusstsein irgend bedeute, so lange sie nicht im Bewusstsein vorhanden sei.

An die Begriffe von Raum, Zeit und Zahl hatte Locke den des Unendlichen angeknüpft, um zu zeigen, erstlich, dass er ein Grössenbegriff, und zweitens, dass er ein lediglich negativer Begriff, der eines möglichen Fortschritts ohne Ende sei. Der ganze Begriff ist ihm ein Gedankenproduct, oder vielmehr der Ausdruck für eine Operation des Denkens; daher zwar die Unendlichkeit des Raums, der Zeit und der Zahlenreihe, aber nicht der unendliche Raum, die unendliche Zeit oder Zahl vorgestellt werden könne. Diese Auffassung des Unendlichen erkennt Leibniz innerhalb der von Locke selbst bezeichneten Grenzen an;[261]) denn dass er auf die Möglichkeit eines Fortschritts ohne Ende rücksichtlich der Intensität der Qualitäten d. h. des Grades aufmerksam macht, ist mehr ein Zusatz, als ein Einwurf, ebenso wie die Hinweisung darauf, dass der Fortschritt in der Reihe nach derselben Regel und unter den gleichen Verhältnissen stattfinden müsse. Wenn er ein Gewicht darauf legt, dass die Regel des Verfahrens in uns selbst liege und nicht von der sinnlichen Erfahrung entlehnt sei,[262]) so trifft das Locke's Ansicht nicht, welcher den Ursprung des Begriffs des Unendlichen keineswegs in der äussern Erfahrung, sondern lediglich in der Thätigkeit des Denkens sucht. Gleichwohl deutet Leibniz hier noch auf einen andern Begriff des Unendlichen hin, der nicht auf der Zusammenfassung von

---

261) a. a. O. p. 244a. *Il est vrai qu'il y a une infinité de choses, c'est à dire qu'il y en a toujours plus qu'on n'en peut assigner. Mais il n'y a point de nombre infini ni de ligne ou autre quantité infinie, si l'on les prend pour des touts véritables.* p. 244b. *On se trompe en voulant s'imaginer un espace absolu, qui soit un tout absolu, composé de parties. Il n'y a rien de tel. C'est une notion qui implique contradiction et ces tous infinis et leur opposés, infiniment petits, ne sont de mise que dans les calculs des géometres, tout comme les racines imaginaires.*

262) a. a. O. p. 244b, § 1. § 6.

Grössen beruhe und als solcher dem Begriff des Endlichen vorhergehen soll.[263]) In sofern jedoch dieses Unendliche identisch sein soll mit dem Absoluten, liegt es wenigstens nicht in der Reihe der Begriffe, mit welchen Locke den Begriff des mathematisch Unendlichen in eine von Leibniz nicht bestrittene Verbindung setzt, und Leibniz unterlässt, den Zusammenhang dieses mathematisch Unendlichen mit oder seinen Gegensatz zu dem, was er das wahre Unendliche nennt, irgendwie näher darzulegen. Dass die Uebertragung des Begriffs des Unendlichen auf den Begriff und die Eigenschaften Gottes, wenn sie etwas mehr sein will, als der Ausdruck dafür, dass seine Macht, Weisheit u. s. w. jedes uns bekannte Maass überrage, die Grenze dessen, was uns begreiflich sei, überschreite, hatte Locke gleich im Eingange seiner Erörterung über das Unendliche hervorgehoben und in der Erklärung Leibniz's, dass das wahre Unendliche Gott und die göttlichen Attribute seien, liegt nichts, was das jenseits dieser Grenze liegende Dunkel aufhellte.

Eine der wichtigsten Erörterungen Locke's hatte endlich der Anwendung des Begriffs der Identität sowohl auf die Dinge ausser uns als auf uns selbst gegolten, d. h. der Frage, was uns in unserer natürlichen Auffassung veranlasst, sowohl jedes individuelle Ding ausser uns für dasselbe zu erklären, als auch uns selbst für dieselbe Person zu halten; woran sich für ihn die weitere Frage geknüpft hatte, ob in der Einheit des Selbstbewusstseins auch schon der Beweis für die Einheit der Substanz als des Trägers dieses Selbstbewusstseins, mithin für die reelle Einheit der Seele liege. Er hatte die zwingende Kraft des Schlusses von diesen thatsächlich vorgestellten Einheiten auf die Einheit der Substanz geleugnet; bei den unbelebten äusseren Dingen ist es die Gleichheit der Vorstellungen von dem Dinge im Moment der früheren und der jetzigen Auffassung, bei den belebten Wesen, den Menschen nicht ausgenommen, ist es die Einheit der Organisation und der Lebensfunctionen, rücksichtlich unserer eigenen Persönlichkeit ist es der continuirliche Zusammenhang des Bewusstseins unserer eigenen Vorstellungen,

---

263) a. a. O. p. 244a, § 1. *Le vrai infini à la rigueur n'est que dans l'absolu qui est antérieur à toute composition, et n'est point formé par l'addition des parties.* § 2. *L'infini véritable n'est pas une modification, c'est l'absolu; au contraire, dès qu'on modifie, on se borne et fórme un fini.* p. 244b. *L'idée de l'absolu est en nous intérieurement comme celle d'être. Ces absolus ne sont autre chose que les attributs de dieu, et on peut dire qu'ils ne sont pas moins la source des idées, que dieu est lui même le principe des êtres.*

woran die Vorstellung der Identität haftet, so dass namentlich in dem letzten Falle die Vorstellung des mit sich selbst identischen Ich nicht gebunden erscheint an die Identität der Substanz. Diese ganze Reihe von Erörterungen bestreitet Leibniz keineswegs als irrthümlich, in so fern sie sich auf die vorgestellte Einheit der Dinge und unserer eigenen Persönlichkeit beziehen; aber er tadelt die Genügsamkeit Locke's, dass er auf der Grundlage dieser vorgestellten Einheit nicht einen Schritt weiter zur Entscheidung über das Wesen der Sache selbst fortgehe. Er leugnet desshalb, dass die Dinge nur nach ihren räumlichen und zeitlichen Verhältnissen einerlei oder verschieden seien; es müsse in ihnen selbst ein Princip der Verschiedenheit und damit der Unterscheidbarkeit liegen; und während Locke mit einer gewissen Ironie die Bedeutung des sogenannten Princips der Individuation eben auf diese Gleichheit räumlicher und zeitlicher Verhältnisse beschränkt hatte, legt Leibniz auf die Anerkennung desselben im Sinne eines die Individualität der Dinge von innen heraus bestimmenden Princips ein grosses Gewicht.[264]) Dass für ihn dieses Princip der Individuation und der Identität der Dinge mit sich selbst in den mit der Materie verknüpften Entelechieen, in den Monaden liegt, würde sich von selbst verstehen, auch wenn er es nicht ausdrücklich ausspräche.[265]) Wenn er hinzufügt, dass ohne eine solche substanzielle Einheit die den Dingen beigelegte Einheit und Identität

---

264) a. a. O. p. 277*b*, § 2. *Il faut toujours qu'outre la différence du tems et du lieu, il y ait un principe interne de distinction.* ... § 3. *Le principe d'individuation revient dans les individus au principe de distinction dont je viens de parler.* Dann, nachdem er die bekannte Geschichte von dem zwei vollkommen identische Blätter vergeblich suchenden Edelmann erzählt hat, setzt er hinzu: *On voit par ces considérations negligées jusqu' ici, combien dans la philosophie on s'est éloigné des notions les plus naturelles et combien on a été éloigné des grands principes de la vraie métaphysique!* Als ob Locke in Gefahr gewesen sein würde, zwei an verschiedenen Zweigen gewachsene und überdies durch allerlei kleine Verschiedenheiten unterscheidbare Blätter ohne Hülfe des Princips der Individuation für identisch zu halten!

265) a. a. O. p. 278*a*. *L'organisation ou configuration sans un principe de vie subsistant, que j'appelle monade, ne suffirait pas pour faire demeurer idem numero ou le même individu ... Quant aux substances, qui ont en elles mêmes une véritable et réelle unité substantielle, à qui puissent appartenir les actions vitales proprement dites, et quant aux êtres substantielles, quae uno spiritu continentur, comme parle un ancien jurisconsulte, c'est à dire qu'un certain esprit indivisible anime, on a raison de dire qu'elles demeurent parfaitement le même individu par cette ame ou cet esprit, qui fait le* m o i *dans celles qui pensent.*

nur eine scheinbare sei,[266]) so muss bemerkt werden, dass Locke die metaphysische Frage, ob und in welchem Sinne die Dinge eins sind, eigentlich gar nicht berührt und sich eben begnügt hatte, zu zeigen, dass die vorgestellte und den Dingen beigelegte Einheit über jene Frage nichts entscheide.

Gleichwohl behauptet Leibniz rücksichtlich der Identität der Person keineswegs, dass der Begriff des identischen Selbstbewusstseins die Identität der Seelenmonas einschliesse, sondern nur, dass die Thatsache der Identität des Ich mit sich selbst eine ausreichende Bürgschaft für diese darbiete. Dass das empirische Ich an die Continuität dessen, was in das individuelle Bewusstsein fällt, gebunden sei, gibt er nicht nur zu, sondern führt es auch in seiner Weise, geistreich wie immer, weiter aus; nur könne die unmittelbare Selbstauffassung rücksichtlich der Voraussetzung, dass der Identität des empirischen Ich eine identische Substanz zu Grunde liege, unmöglich täuschen; höchstens durch einen Act der göttlichen Allmacht, also durch ein Wunder, sei es möglich, dass bei einem Wechsel der Substanz die Identität des Selbstbewusstseins unangetastet bleibe.[267]) So ist es nicht eine Deduction aus

266) a. a. O. p. 278*b*: *Si on ne se rapporte point à l'ame, il n'y aura point la même vie ni union vitale non plus. Ainsi cette identité ne serait qu'apparente.*

267) a. a. O. p. 280*a*. *Il semble que vous tenez, que cette identité apparente se pourrait conserver, quand il n'y en aurait point de réelle. Je croirois que cela se pourrait peut-être par la puissance absolue de dieu, mais suivant l'ordre des choses l'identité apparente à la personne même, qui se sent la même, suppose l'identité réelle à chaque passage prochain, accompagné de réflexion ou de sentiment du moi, une perception intime et immédiate ne pouvant tromper naturellement. ... Il suffit pour trouver l'identité morale par soi même, qu'il y ait une moyenne liaison de consciosité d'un état voisin ou même un peu éloigné à l'autre, quand quelque saut ou intervalle oublié y seroit mêlé.* Es folgt eine Erläuterung durch Beispiele, dann führt Leibniz p. 280*b* fort: *Pour ce qui est du soi, il sera bon de le distinguer de l'apparence du soi et de la consciosité. Le soi fait l'identité réelle et physique, et l'apparence du soi, accompagnée de la vérité, y joint l'identité personelle. Ainsi ne voulant point dire, que l'identité personelle ne s'étend pas plus loin que le souvenir, je dirais encore moins, que le soi ou l'identité physique en dépend. L'identité réelle et personelle se prouve le plus certainement qu'il se peut en matière de fait, par la réflexion présente et immédiate* cf. p. 279*a*. 284*a*. *J'avoue que si toutes les apparences étoient changées et transferées d'un esprit à un autre, ou si dieu faisoit un échange entre deux esprits, donnant le corps visible et les apparences et consciences de l'un à l'autre, l'identité personelle, au lieu d'être attachée à celle de la substance, suivroit les apparences constantes* u. s. w.

dem Begriffe der Persönlichkeit oder des Ich, sondern die Berufung auf eine Thatsache der innern Erfahrung, durch die sich Leibniz zu einer Voraussetzung berechtigt glaubt, welche Locke durch diese Thatsache für nicht hinlänglich gewährleistet gehalten hatte. Für Locke bleibt daher die Identität des Ich mit sich selbst lediglich ein empirisches Factum, welches für unsere Selbstauffassung an die Continuität der Zustände des Bewusstseins gebunden ist; für Leibniz ist diese Continuität eine Folge des Zusammenhangs, kraft dessen jeder spätere Zustand oder Thätigkeitsact der Seele durch ihre früheren bedingt ist;[268]) in der Sonderung des Begriffs vom Ich vom Begriff der Seelensubstanz stimmen beide überein.

XI.

So weit sich in dem Bisherigen bei grosser Uebereinstimmung in wichtigen Punkten ein principieller Gegensatz zwischen Locke und Leibniz gezeigt hat, bezieht sich derselbe durchaus auf metaphysische Fragen; und man könnte, weil Leibniz zu der Richtigkeit seiner Metaphysik die Zuversicht einer sehr lebhaften Ueberzeugung hat, Locke dagegen auf eigentliche Metaphysik Verzicht leistet, vielleicht sagen, dass beide in dieser Hinsicht unvergleichbar sind, wenn nur der Leibnizische Begriff der Substanz und der Kraft über das Wesen der Dinge und die Wirkungsart der von ihm den Erscheinungen vorausgesetzten Realprincipien ausgiebigere Belehrungen darböte, als der Fall ist und nicht in seiner Anwendung auf dieselbe Erfahrung zurückwiese, deren gegebene Formen Locke nicht sowohl als die Quelle, als vielmehr als die Schranke des Wissens ansah. Der weitere Verlauf der betreffenden Werke beider Denker gibt nun Veranlassung, ihr Verhältniss rücksichtlich solcher Fragen zu untersuchen, die sich direct auf die Fundamente, die Methoden und die Arten der Erkenntniss beziehen. Locke hatte diesen Untersuchungen eine Reihe von Unterscheidungen theils der Art, wie die Vorstellungen gedacht werden, theils ihrer Beziehung auf das, was durch sie gedacht wird, vorausgeschickt; es ist in dieser Beziehung an

268) a. a. O. p. 224a. *L'avenir dans chaque substance a une parfaite liaison avec le passé. C'est ce qui fait l'identité de l'individu.*

seine Unterscheidung klarer und deutlicher, vollständiger und unvollständiger, reeller und chimärischer oder phantastischer, wahrer und falscher Vorstellungen zu erinnern. Leibniz ist weit entfernt, diese Unterscheidungen zu verwerfen, aber er bestimmt sie zum Theil schärfer, zum Theil anders als Locke und diese Bestimmungen verdienen zuvörderst angegeben zu werden.

Die Locke'sche Unterscheidung klarer und deutlicher Vorstellungen (vgl. oben Anm. 115, 116) verwirft Leibniz als ganz ungenügend. Er schliesst sich vielmehr dem Sprachgebrauch der Cartesianischen Schule an, dem gemäss eine Vorstellung zugleich klar und verworren sein kann, wenn sie ausreicht, das Vorgestellte von anderem Vorgestellten zu unterscheiden, während ihre einzelnen Merkmale nicht gesondert von einander gedacht werden.[269]) Locke hatte dabei Unklarheit und Verworrenheit als Unangemessenheit an die für gewisse Vorstellungen und Vorstellungscomplexe in der Sprache schon festgestellten Zeichen erklärt. Leibniz, obwohl mit ihm über die scientifischen Nachtheile einverstanden, welche die Unbestimmtheit der sprachlichen Bezeichnung und die dadurch veranlasste Vieldeutigkeit und Confusion des mit diesen Sprachzeichen operirenden Denkens nach sich zieht,[270]) hebt hervor, dass Klarheit und Deutlichkeit einer Vorstellung nicht an die Art ihrer Bezeichnung, sondern an die Art gebunden ist, wie ihr Inhalt gedacht wird.[271]) Er findet darin die Veranlassung, den von Locke unbeachtet gelassenen Unterschied zwischen Bild und Begriff geltend zu machen. Locke hatte gesagt, dass eine und dieselbe Vorstellung von der einen Seite deutlich, von der andern verworren sein könne, wie wenn Jemand z. B. bei der Vorstel-

269) a. a. O. p. 288*b*. *Je dis qu'une idée est claire, lorsqu'elle suffit pour reconnaitre la chose et pour la distinguer; ... sans cela l'idée est obscure. ... Suivant cette notion, que vous donnez de l'idée distincte, je ne vois point le moyen de la distinguer de l'idée claire. C'est pourquoi j'ai coutume de suivre ici le langage de M. Descartes, chez qui une idée pourra être claire et confuse en même tems ... Ainsi quoique selon nous les idées distinctes distinguent l'objet d'un autre, néanmoins, comme les claires, mais confuses en elles-mêmes, le font aussi, nous nommons distinctes non pas toutes celles, qui sont bien distinguantes ou qui distinguent les objets, mais celles, qui sont bien distinguées, c'est à dire qui sont distinctes en elles-mêmes et distinguent dans l'objet des marques qui le font connaitre* u. s. w.

270) a. a. O. p. 290*b*, § 9. 291*a*, § 12.

271) a. a. O. p. 290*a*. *Il ne s'agit point des noms, mais des propriétés distinctes, qui se doivent trouver dans l'idée lorsqu'on en aura démêlé la confusion.*

lung eines Tausendecks, von dem er sich keine hinreichend deutliche Vorstellung machen könne, um es von einem Neunhundertundneunundneunzigeck zu unterscheiden, doch aus der deutlichen Vorstellung der Zahl 1000 Schlüsse ziehe. Die Undeutlichkeit, bemerkt Leibniz, gilt hier dem Bilde, nicht dem Begriffe des Tausendecks. Der Begriff kann deutlich, das Bild unklar und verworren, und umgekehrt das Bild klar und doch der Begriff undeutlich sein.[272])

Ebenso unterlässt Leibniz nicht die Unbestimmtheit zu rügen, deren sich Locke im Gebrauche der Bezeichnung: reelle Vorstellungen schuldig macht. Leibniz versteht unter Realität einer Vorstellung ihre logische Gültigkeit, d. h. eine Vorstellung ist reell, deren Bedeutung für das Denken durch keinen Widerspruch aufgehoben wird; Locke hatte darunter zugleich ihre empirische Gültigkeit verstanden, so dass für ihn der Widerspruch, mit welchem eine phantastische Vorstellung behaftet ist, entweder in einer prätendirten, aber nicht nachweisbaren Beziehung auf die Wirklichkeit oder in ihrem eigenen Inhalt liegt (vgl. oben S. 158). In seinen Ausdrücken hat es aber anfangs den Anschein, als werde die Realität einer Vorstellung abhängig gemacht lediglich von ihrer Beziehung auf die empirische Wirklichkeit, obwohl er später die Vorstellungen der Relationen und der gemischten *modi* gerade desshalb für reelle erklärt, weil sie keinen empirischen Vergleichungspunkt haben. Desshalb bemerkt nun Leibniz, eine Vorstellung könne in der Natur gegründet, also empirisch gültig sein, ohne mit dem, worin sie gegründet sei, übereinzustimmen; den Namen der Realität oder Gültigkeit verdiene sie nur dann, wenn sie möglich sei d. h. logische Gültigkeit habe, obgleich ihr nichts Existierendes entspreche.[273]) Damit falle auch der Unterschied zwischen Einbildungen und gültigen Vorstellungen, den Locke rücksichtlich der Vorstellungen der Dinge einerseits und der *modi* andererseits in ganz verschiedenem Sinne geltend mache; beziehe man die Rea-

---

272) a. a. O. p. 291*b*. *On confond ici l'idée avec l'image* u. s. w.

273) a. a. O. p. 292*b*. *L'idée peut avoir un fondement dans la nature, sans être conforme à ce fondement … Une idée aussi sera réelle quand elle est possible, quoiqu' aucun être existant n'y réponde.* p. 293*b*. *Les relations .. et les modes mixtes .. soit qu'ils dépendent ou ne dépendent point de l'esprit, il suffit pour la réalité de leurs idées, que ces modes soient possibles ou, ce qui est la même chose, intelligibles distinctement. Et pour cet effet, il faut que les ingrédiens soient compossibles, c'est à dire qu'ils puissent consister ensemble.*

lität der Vorstellungen auf die Wirklichkeit, so lasse sich nie ganz genau bestimmen, ob eine Vorstellung reell oder eingebildet sei, denn, was noch nicht existiere, könne später zum Dasein kommen, und vieles existieren, wovon man nichts wisse.[274])

Rücksichtlich der Locke'schen Unterscheidung adäquater und inadäquater Vorstellungen bemerkt er, dass diese Unterscheidung vielmehr eine Unterabtheilung der Deutlichkeit der Vorstellungen sei.[275]) Er lehnt desshalb auch die Anwendung ab, welche Locke von diesem Unterschiede gemacht hatte; einfache Vorstellungen, wie sie uns die sinnlichen Empfindungen darbieten, sind niemals adäquat;[276]) Vorstellungen der *modi* und Substanzen dagegen können adäquat sein, wenn die den Begriff bildenden Theilvorstellungen die Möglichkeit des Gedachten begreiflich machen; in diesem Sinne haben die Substanzen so gut, als die *modi* ihr Maass an der Denkbarkeit des Gegenstandes.[277])

Bei der Wichtigkeit, welche die Feststellung des Beziehungspunktes und die Definition der Wahrheit für die Ansicht von der menschlichen Erkenntniss hat, weil alle Erkenntniss nach gar nichts Anderem strebt als nach Wahrheit, ist die grosse Kürze auffallend, mit welcher

---

274) a. a. O. p. 293*b*. *De cette manière, prenant le terme de réel et de chimérique autrement par rapport aux idées des modes, que par rapport à celles, qui forment une chose substantielle, je ne vois point quelle notion est commune à l'un et à l'autre cas; .. car les modes vous sont réels quand ils sont possibles, et les choses substantielles n'ont des idées réelles chez vous que lorsqu'elles sont existantes. Mais en se voulant rapporter à l'existence on ne sauroit guères déterminer, si une idée est chimérique ou non, parceque ce qui est possible ... peut avoir existé autrefois ou existera peut-être un jour* u. s. w.

275) a. a. O. p. 294*a*. *J'ai défini autrefois ideam adaequatam (une idée accomplie) celle qu'est si distincte que tous les ingrédiens sont distinctes et telle est à peu près l'idée d'un nombre. Mais lorsqu'une idée est distincte et contient la définition ou les marques réciproques de l'objet, elle pourroit être inadaequata ou inaccomplie, savoir lorsque ces marques ou ces ingrédiens ne sont pas aussi toutes distinctement connues. .. Chez moi la division des idées en accomplies ou inaccomplies n'est qu'une sousdivision des idées distinctes.*

276) a. a. O. *Il ne me parait point, que les idées confuses, comme celle que nous avons de la douceur, méritent ce nom; car quoiqu'elles expriment la puissance, qui produit la sensation, elles ne l'expriment pas entièrement ou du moins nous ne pouvons point le savoir* u. s. w.

277) a. a. O. p. 294*b*. *L'idée du triangle ou du courage a ses archetypes dans la possibilité des choses aussi bien que l'idée de l'or. ... Une idée, soit qu'elle soit celle d'un mode ou celle d'une chose substantielle pourroit être complette ou incomplette selon qu'on entend bien ou mal les idées partiales qui forment l'idée totale.*

Leibniz im 23. Capitel des zweiten Buchs die ziemlich ausführlichen Erörterungen Locke's über den Unterschied wahrer und falscher Vorstellungen mehr übergeht, als entweder bestreitet oder berichtigt. Locke hatte wahr und falsch für Prädicate nicht der Dinge, sondern der Vorstellungen erklärt, und zwar nicht isolirter Vorstellungen, sondern in so fern sie in der Form eines Satzes oder eines Urtheils rücksichtlich ihrer Einstimmung mit etwas Anderem gedacht werden. Ohne an dieser Stelle eine positive Entscheidung darüber auszusprechen, worin die Wahrheit eines Urtheils bestehe, hatte er die Fälle angegeben, in denen man in der Regel von Wahrheit oder Falschheit der Vorstellungen spreche, indem man das eigene Urtheil entweder mit den Vorstellungen Anderer, oder mit seinen eigenen Vorstellungen, oder mit der Wirklichkeit der Dinge vergleiche (vgl. oben S. 160). Leibniz fügt, ohne auf die Auseinandersetzung Locke's, in wie fern in diesen Fällen von Wahrheit gesprochen werden könne, einzugehen, nur die Worte hinzu (p. 294*b*): *Je crois qu'on pourrait entendre ainsi les vraies et les fausses idées; mais comme ces différens sens ne conviennent point entr' eux et ne sauroient être rangés commodement sous une notion commune, j'aime mieux appeller des idées vraies et fausses par rapport à une autre affirmation tacite, qu'elles renferment toutes, qui est celle de la possibilité. Ainsi les idées possibles sont vraies et les idées impossibles sont fausses.* Das Hauptgewicht dieser Bestimmung liegt in der bei Leibniz immer wiederkehrenden Berufung auf die Möglichkeit als Kriterium der Wahrheit, und es ist nothwendig sogleich hier die Art zu berücksichtigen, wie er sich der späteren definitiven Bestimmung Locke's über den Begriff und die Bedingungen der Wahrheit gegenüber ausspricht. Für Locke gibt es keine Wahrheit der Dinge, sondern nur eine Wahrheit der Urtheile oder allgemein der Gedanken. Wahr ist ihm ein Satz, wenn er eine den Verhältnissen des Gedachten entsprechende Verknüpfung und Trennung der Zeichen enthält (vgl. oben S. 181). Darin liegt, dass sich die Wahrheit zunächst auf die Verhältnisse der Begriffe und erst vermittelst dieser auf die wirklichen oder für wirklich gehaltenen Dinge bezieht, und es ist ein wesentlicher Grundzug seiner Lehre, dass sie die Wahrheit der Erkenntniss im strengen Sinne des Worts in das Gebiet verlegt, in welchem das Denken mit seinen eigenen Begriffen beschäftigt ist, aber ihm die Mittel abspricht, die Uebereinstimmung der Gedanken mit den Dingen positiv nachzuweisen. Leibniz, obgleich er mit den Ausdrücken der Locke'schen

Definition eines wahren Satzes nicht zufrieden ist,[278]) ist doch mit ihm vor Allem darüber einverstanden, dass Wahrheit und Falschheit Prädicate der Gedanken sind; den Ausdruck: metaphysische Wahrheit in dem Sinne, dass darin (etwa nach Art des Satzes: *omne ens est unum, verum, bonum*) die Wahrheit Prädicat des Seienden sei, erklärt er für einen unnützen und fast sinnlosen. Aber die Wahrheit soll in einer Uebereinstimmung der Sätze mit den Dingen, um die es sich handelt, bestehen, und nun setzt er auch hier hinzu, dass er die Sätze für wahr erkläre, welche die Möglichkeit des Gegenstandes der Vorstellung bejahen.[279]) Man muss sich fragen, was soll hier die Möglichkeit bedeuten? Bedeutet sie die blos logische Möglichkeit, so verbürgt diese weder die Wirklichkeit, noch viel weniger die Nothwendigkeit des Gedachten, und wenn Leibniz das blos nicht Undenkbare im Ernste auch schon für wahr erklären will, so begreift sich dies nur durch die Erinnerung daran, dass ihm das Mögliche als möglicherweise Seiendes allerdings eben so wohl für ein Seiendes galt als das Wirkliche; begegnet es ihm doch, dass er das Mögliche einmal geradezu das Wirkliche nennt (vgl. unten Anm. 288). Dächte man aber bei dieser logischen Möglichkeit an die aus hypothetisch angenommenen Möglichkeiten mit logischer Nothwendigkeit abgeleiteten Wahrheiten, wie die der reinen Mathematik durchaus sind, so liegt die Wahrheit derselben nicht in der blossen Möglichkeit der Voraussetzung, sondern in der Nothwendigkeit der Abfolge. Für diese kommt der Begriff des Möglichen nur in soweit in Betracht, als logische Nothwendigkeit Unmöglichkeit des Gegentheils ist, und in diesem Sinne sagt Leibniz (p. 309*a*): *la connaissance des possibilités et des nécessités* (*car nécessaire est, dont l'opposé n'est point possible*) *fait les sciences démonstratives.* Sollte jedoch die Möglichkeit die reale Möglichkeit bedeuten, so entbehrte die Frage darnach bei wirk-

---

278) a. a. O. p. 355*a*. *La convenance ou la disconvenance n'est pas proprement ce qu'on exprime par la proposition. Deux oeufs ont de la convenance, et deux ennemis ont de la disconvenance. Il s'agit ici d'une manière de convenir ou de disconvenir toute particulière. Ainsi je crois que cette définition n'explique point le point, dont il s'agit.*

279) a. a. O. p. 355*b*. *La vérité métaphysique est prise vulgairement par les métaphysiciens pour un attribut de l'être, mais c'est un attribut bien inutile et presque vide de sens. Contentons nous de chercher la vérité dans la correspondence des propositions, qui sont dans l'esprit, avec les choses, dont il s'agit. Il est vrai que j'ai attribué aussi la vérité aux idées en disant que les idées sont vraies et fausses; mais alors je l'entends en effet de la vérité des propositions, qui affirment la possibilité de l'objet de l'idée.*

lichen Dingen jedes Anknüpfungspunktes, bevor man ihre Wirklichkeit erfahren hat, und fällt dann mit der Untersuchung ihrer Bedingungen und Ursachen d. h. mit einem Denken über die gegebene Wirklichkeit zusammen, welches sich mit dem Versuche, ein ihm von dieser Wirklichkeit aufgegebenes Problem zu lösen, an sich selbst gewiesen findet, und die Wahrheit kann wenn irgendwo nur in dem nothwendigen Zusammenhang der Gedankenbestimmungen liegen, welche die Lösung des Problems enthalten. In beiden Fällen ist also der Begriff der Wahrheit, wie Locke es ausspricht, an die Verhältnisse des Gedachten gebunden; und wenn man sich die Berufung Leibniz's auf die Möglichkeit als Kriterium der Wahrheit entwickelt, so scheint zwischen beiden keine principielle Verschiedenheit in Beziehung auf den Begriff der Wahrheit obzuwalten, zumal da der Gegenstand, die Sache, mit welcher die Wahrheit übereinstimmen soll, bei Leibniz durchaus eben so den blos gedachten, als den wirklich gegebenen Gegenstand bezeichnet.

XII.

Locke hatte, um den Werth der in dem natürlichen Vorstellungskreis vorhandenen Erkenntnissformen zu prüfen, in den ersten Capiteln des dritten Buchs die Sprache als den Ausdruck dieses Vorstellungskreises einer Erörterung unterzogen. Was Leibniz dazu bemerkt, hat zunächst durchaus keinen polemischen Charakter, sondern er benutzt diese Gelegenheit, um sich über diesen ihm selbst wichtigen und interessanten Gegenstand nicht ohne das Gefühl einer gewissen Ueberlegenheit über Locke zu verbreiten. Wenn er jedoch daran erinnert, die Affen hätten wahrscheinlich dieselben Sprachorgane wie der Mensch, ohne doch darum zu sprechen, und das zeige, dass zur Entstehung der Sprache noch etwas mehr gehöre, als diese Organe, so bedurfte Locke dieser Belehrung nicht.[280]) Ebenso, wenn Locke die Bedeutungen der Worte für willkührlich festgestellte erklärt und Leibniz in einer weitläuftigen, mit etymologischer Liebhaberei ausgeführten Nachweisung auseinandersetzt, dass natürliche Verhältnisse und zufällige Umstände den articulirten Lauten ihre Bedeutung gegeben hätten, und dabei auf eine lange Di-

280) L. III, ch. I, § 1; bei beiden.

gression über die Wichtigkeit der Sprachforschung für die Völkergeschichte eingeht,[281]) so zeigt sich darin zwar seine bewunderungswürdige Vielseitigkeit, aber das worauf es Locke ankam, dass die Sprache ein System von Zeichen für die Gedanken und ihre Configuration ist, wird dadurch eben so wenig berührt, als durch die Hervorhebung des für die Psychologie allerdings sehr wichtigen, aber auch von Locke nicht übersehenen Umstands, dass die Sprache nicht ausschliessend der Mittheilung, sondern auch der Reproduction und Fixirung der eigenen Gedanken dient.[282]) Nur die Erinnerung daran, dass die Entstehung der Sprache und die im Verlaufe ihrer Ausbildung stattfindende Uebertragung sinnlicher Bezeichnungen auf unsinnliche Verhältnisse nichts über die Begriffe, ihren Inhalt und ihre Verhältnisse entscheide, würde von Wichtigkeit sein,[283]) wenn nicht Locke selbst hierauf eben desshalb aufmerksam gemacht hätte, um zu zeigen, wie vielfach die »natürliche Ordnung« der Begriffe durch diese Art ihrer Bezeichnungen gestört und verwirrt wird.

Gleichwohl liegt hierin die Vorbereitung einer Polemik, die in den folgenden Capiteln über die allgemeinen Begriffe und den Erkenntnisswerth, den diese oder, was für Locke dasselbe ist, die sie bezeichnenden Worte in Anspruch nehmen können, hervortritt. Locke's Ansicht von den allgemeinen Begriffen reduciert sich im Wesentlichen auf folgende Sätze: 1) allgemeine Begriffe sind lediglich Producte der Reflexion und Abstraction und (wenigstens für den gewöhnlichen Gedankenlauf) ihrer Bedeutung nach an das Wort geknüpft; 2) sie sind zum grossen Theil willkührlich gebildete und bezeichnete Vorstellungscomplexe und diese ihnen anklebende Zufälligkeit erstreckt sich über den ganzen Gebrauch, der mittelst der Definitionen und Classificationen von ihnen gemacht wird, und eben desshalb sind sie 3) überall, wo es sich um die Erkenntniss der wirklichen Dinge handelt, ungenügend und unsicher, während da, wo die Reflexion durch gewisse Allgemeinbegriffe lediglich Producte des Denkens ohne Beziehung auf ein Wirkliches bezeichnet, eine Incongruenz zwischen dem Begriffe und dem, was er bezeichnen will, nicht stattfindet (vgl. oben S. 163 fgg.). Den Erörterungen Locke's über die

281) a. a. O. p. 299—302.

282) Vgl. a. a. O. p. 297*a*, § 2 mit LOCKE B. III, ch. IX, § 2.

283) a. a. O. p. 297*b*, § 5.

Entstehung allgemeiner Begriffe, in sofern sie gedacht werden, und ihre Unentbehrlichkeit für den Verkehr durch die Sprache versagt nun Leibniz seine Zustimmung nicht,[284]) und auf die anticipirende Bemerkung Locke's, das ganze Geheimniss der Gattungen und Arten, von denen man in den Schulen so viel Lärm gemacht habe, reduciere sich zuletzt auf die Feststellung mehr oder weniger abstracter Begriffe, denen man bestimmte Namen gebe, erwidert Leibniz abspringend, dass die Classification der Dinge denn doch von grosser Bedeutung sowohl für das Gedächtniss als für das Urtheil sei.[285]) Denn nicht diese Nützlichkeit der logischen Classificationen hatte Locke in Zweifel gezogen, sondern ihn beschäftigte die Frage, ob eine logisch geordnete Reihe von Begriffen das Wesen der Dinge ausdrücke, mit andern Worten: ob den Gattungen und Arten, nach welchen wir die Dinge classificieren, reelle Gattungen und Arten entsprechen, so dass unsere Classification die objective Ordnung dessen, was die Dinge sind, darstellen. Die folgenden Erörterungen haben zu zeigen, in welchem Sinne Leibniz geneigt ist, die Realität der Arten anzunehmen und ihre Erkenntniss durch Begriffe wenigstens annähernd für möglich zu halten, während Locke die Berufung auf die »specifischen Differenzen« und die damit prätendirte Erkenntniss der in der Natur vorausgesetzten Arten für illusorisch erklärt.

Sein Widerspruch beginnt bei dem Satze Locke's, dass eben desshalb, weil die Allgemeinheit des Begriffs ein Product der Reflexion und Abstraction sei, der allgemeine Begriff keine Bürgschaft dafür enthalte, Ausdruck der Wirklichkeit zu sein, wie sehr man auch das Wesen der Arten durch solche Allgemeinbegriffe erkannt zu haben gemeint habe. Leibniz leugnet diese Folgerung; die Allgemeinheit des Begriffs beruhe eben auf der Aehnlichkeit der einzelnen Dinge und diese Aehnlichkeit sei selbst eine Realität; und indem der die Ansicht Locke's vertretende Unterredner hinzufügt, Locke selbst bemerke, dass die Artbegriffe sich auf dergleichen Aehnlichkeiten gründen, erwidert Leibniz, eben darum könne man wenigstens versuchen, das Wesen der Gattungen und Arten durch allgemeine Begriffe zu bestimmen. Selbst wenn man zugebe, dass die menschliche Reflexion Begriffe und Benennungen fest-

---

284) Zu § 1—5 des 3. Capitels p. 303*a* bemerkt er: *Ces remarques sont bonnes et il y en a qui conviennent avec celles que je viens de faire.*

285) a. a. O. p. 304*a*, § 9.

stelle, die den Dingen nicht entsprechen, so ändere das nichts an den Dingen und ihren Aehnlichkeiten;[286]) aber während man nun die Weisung erwarten sollte, es komme darauf an, statt willkührlicher Abstractionen solche Allgemeinbegriffe zu bilden, die diesen Aehnlichkeiten entsprechen, spricht Leibniz zunächst die Erklärung aus, die ganze Frage nach dem Wesen und den dasselbe ausdrückenden Gattungs- und Artbegriffen beziehe sich überhaupt nicht auf das in der Natur vorliegende Wirkliche, sondern auf ein von unseren Gedanken unabhängiges Mögliche; gerade desshalb seien die Arten unvergänglich, weil es sich hier nur um Möglichkeiten handle.[287])

Von diesem Satze aus verwirft nun Leibniz die Locke'sche Unterscheidung zwischen dem nominellen und reellen Wesen (vgl. oben S. 165) als eine verwirrende Neuerung mit grossem Eifer. Er übersieht dabei, dass Locke sich dieser Ausdrücke nicht in dem Sinne, als gebe es zweierlei Arten von Wesen, sondern lediglich desshalb bedient hatte, um darauf aufmerksam zu machen, dass das, worin man den Ausdruck des Wesens zu finden wähne, nichts als ein durch ein Wort bezeichnetes Abstractum sei. Dennoch findet Leibniz nöthig zu bemerken, es gebe nicht zweierlei Wesen, sondern nur einerlei; und das Wesen sei im Grunde nichts Anderes, als die Möglichkeit dessen, was Gegenstand der Untersuchung sei. Dieses Mögliche werde durch die Definition ausgedrückt; drücke die Definition es nicht aus, so sei sie eine blosse Nominaldefinition; denn dann bleibe der Zweifel übrig, ob sie etwas Wirkliches, das heisse etwas Mögliches, ausdrücke, bis die Erfahrung darüber entscheide, während eine Real- oder Causaldefinition die Realität des Gegenstandes begreiflich machen würde, indem sie seine Ursachen und mögliche Entstehung vor Augen lege. Die Dinge haben daher nur ein Wesen, aber es sind verschiedene Definitionen von ihnen

---

286) a. a. O. p. 305*a*. *Je ne vois pas assez cette consequence. Car la généralité consiste dans la ressemblance des choses singulières entre elles et cette ressemblance est une réalité. Ph. J'allais vous dire moi même que ces espèces sont fondées sur les ressemblances. Th. Pourquoi donc n'y point chercher aussi l'essence des genres et des espèces. ... Si les hommes diffèrent dans le nom, cela change-t-il les choses ou leur ressemblances?*

287) a. a. O. p. 305*b*. *Au reste, que les hommes joignent telles ou telles idées ou non et même que la nature les joigne actuellement ou non, cela ne fait rien pour les essences, genres ou espèces, puisqu'il ne s'y agit que des possibilités qui sont indépendantes de notre pensée.* p. 306*b*. *Les espèces sont perpetuelles, parcequ'il ne s'y agit que du possible.* Vgl. oben Anm. 146.

möglich;[288]) und selbst eine blosse Nominaldefinition drücke immer noch etwas Reelles aus, nicht an sich, sondern als Ausdruck der Erfahrung, die uns eine Verknüpfung gewisser Eigenschaften und Wirkungen in den Dingen zeige, obwohl sie uns keine Erklärung dieser Verknüpfung darbiete.[289])

Hiermit ist jedoch die Streitfrage schwerlich entschieden; obwohl Locke den Unterschied zwischen Nominal- und Realdefinitionen nirgends geltend macht, so besagt doch seine Unterscheidung zwischen dem nominellen und reellen Wesen dasselbe, und Realdefinitionen sind eben das, was er vermisst. Es ist daher nöthig, der Art nachzugehen, in welcher Leibniz die Bestimmungen Locke's über den Erkenntnisswerth der allgemeinen Begriffe rücksichtlich der einfachen Vorstellungen, der gemischten *modi* und Relationen, endlich der Substanzen weiter verfolgt. In Beziehung auf die einfachen Vorstellungen geht er auf die Behauptung Locke's, dass bei ihnen der Name auch die Sache bezeichne, gar nicht ein; da er mehrmals hervorgehoben hatte, dass die sinnlichen Empfindungen mit Unrecht für objectiv einfach gehalten werden, und wir gleichwohl über die Art, wie sie entstehen, keine ausreichende Rechenschaft geben können, so durfte er diesen Punkt für erledigt halten. Dass er die von Locke geltend gemachte Beziehung auf äussere wirkliche Dinge für nicht nothwendig erklärt, ist hier ein Nebenpunkt;[290]) die Frage, in wie fern von einfachen Vorstellungen Definitionen möglich sind, beantwortet er dahin, dass das streng Einfache allerdings nicht

---

288) a. a. O. p. 305*b*. *L'essence dans le fond n'est autre chose que la possibilité de ce qu'on propose. Ce qu'on suppose possible est exprimé par la définition; mais cette définition n'est que nominale, quand elle n'exprime point en même tems la possibilité; car alors on peut douter, si cette définition exprime quelque chose de réel, c'est à dire de possible, jusqu' à ce que l'expérience vienne à notre secours pour nous faire connaître cette réalité a posteriori, lorsque la chose se trouve effectivement dans le monde; ce qui suffit au défaut de la raison, qui ferait connaître la réalité a priori en exposant la cause ou la génération possible de la chose définie ... Il n'y a qu'une essence de la chose, mais il y a plusieurs définitions qui expriment la même essence.*

289) a. a. O. p. 306*a*. *J'aimerois mieux de dire suivant l'usage commun reçu, que l'essence de l'or est ce qui le constitue et qui lui donne ces qualités sensibles, qui le font reconnaître et qui font sa définition nominale. ... Cependant la définition nominale se trouve ici réelle aussi, non par elle même (car elle ne fait connaître la possibilité ou la génération des corps), mais par l'expérience* u. s. w.

290) a. a. O. p. 307*a*, § 2.

definiert werden kann, dass aber bei dem, was für unsere Auffassung als einfach nur erscheint, Definitionen möglich sein würden.[291])

Rücksichtlich der *modi* und Relationen hatte Locke die Congruenz des Begriffs mit der Sache und somit ihre Erkennbarkeit durch allgemeine Begriffe behauptet. Leibniz ist natürlich weit entfernt, dies zu bestreiten, sondern es ist nur die von Locke behauptete Beliebigkeit dieser Begriffe, die er, wenn sie sich auch ausserhalb des wissenschaftlichen Denkens nicht wegleugnen lasse, innerhalb des letzteren zurückweist, indem es für dergleichen Begriffe eben so gut objective Maassstäbe gebe, als für Begriffe, die sich auf das Wirkliche im gewöhnlichen Sinne beziehen.[292])

Mit grosser Sorgfalt und Ausführlichkeit ist dagegen Leibniz bemüht, den Locke'schen Satz, dass wir das Wesen der Dinge (der Substanzen) durch die ihre Arten bezeichnenden Begriffe nicht erkennen, zu entkräften, und dennoch darf man bezweifeln, ob ihm dies durch ein anderes Mittel gelingt, als dadurch, dass er von der Strenge der Forderungen Locke's gerade das nachlässt, worauf es diesem ankam. Auf die Widerlegung des Hauptsatzes, dass wir kein anderes Mittel zur Bestimmung dessen, was die Dinge sind, haben, als die Auffassung ihrer erscheinenden Merkmale, und dass es ein Irrthum ist, die durch Zusammenfassung der gleichartigen Merkmale entstehenden Begriffe für solche zu halten, welche dem Wesen der Arten entsprechen (vgl. oben S. 168), geht er gar nicht ein; es stand für ihn fest, dass das Wesen der substanziellen Formen oder Entelechieen durch das, was sie wirken, wenn auch nur unvollkommen erkennbar ist; aber es ist fast eine Missdeutung, wenn er Locke gelegentlich die Meinung unterlegt, als hänge das Wesen und die Natur der Dinge von unseren Vorstellungen ab.[293]) Eben so unzweifel-

---

291) a. a. O. p. 308*a*. *b*.

292) a. a. O. p. 309*b*. *La remarque est bonne quant aux noms et quant aux coutumes des hommes, mais elle ne change rien dans les sciences et dans la nature des choses. ... Dans la science même, séparée de son histoire ou existence, il n'emporte point, si les peuples se sont conformés ou non à ce que la raison ordonne.* p. 310*b*. *Les patrons des idées des uns sont aussi réels que ceux des idées des autres. ... Il est vrai qu'on ne voit pas la justice comme un cheval, mais on ne l'entend pas moins, ou plutôt on l'entend mieux; elle n'est pas moins dans les actions, que la droiture et l'obliquité est dans les mouvemens, soit qu'on la considère ou non.*

293) a. a. O. p. 322*a*. *Je ne sais pourquoi on veut toujours chez vous faire dépendre de notre opinion ou connaissance les vertus, les vérités et les espèces. Elles sont*

haft ist es ihm auch, dass unsere Classificationen der Natur der Dinge wirklich entsprechen, wenn wir sie nur mit der gehörigen Vorsicht ausführen.[294]) Dass wir die Arten der Dinge nicht vollständig erschöpfen können, gibt er sehr bereitwillig zu;[295]) aber die Unvollkommenheit und Unangemessenheit unserer Classificationen erscheine minder gross, wenn man nur den Unterschied der Art im mathematischen d. h. im streng logischen, und im physischen Sinne beachte. Für die Art im ersteren Sinne bedingt jede, auch die geringste Differenz eine Verschiedenheit der Art; in diesem Sinne gehören niemals zwei Dinge zu einer Art, ja selbst dasselbe Ding gehört in der Reihe seiner Veränderungen zu verschiedenen Arten. Aber bei der Aufstellung der physischen Arten bindet man sich nicht an diese Strenge; es hängt von uns selbst ab, zu sagen, dass ein Ding oder ein Körper zu derselben Art gehöre, wenn man ihn nur wieder unter derselben Gestalt darstellen kann; ein Verfahren, welches man auch da befolgt, wo man bei lebendigen Wesen die Arten nach der Fortpflanzungsfähigkeit bestimmt.[296]) Obwohl es nun

---

dans la nature, soit que nous le sachions et approuvions ou non. p. 319*a*. Vgl. oben Anm. 154.

294) a. a. O. p. 320*a*. *Si nous combinons les idées compatibles, les limites que nous assignons aux espèces sont toujours exactement conformes à la nature; et si nous prenons garde à combiner les idées, qui se trouvent actuellement ensemble, nos notions sont encore conformes à l'expérience; et si nous les considérons comme provisionelles seulement pour des corps effectifs, sauf à l'expérience faite ou à faire d'y decouvrir davantage, ... nous ne nous y tromperons pas.*

295) a. a. O. p. 312*a*. *J'avois dessein ... de dire quelque chose d'approchant de ce que vous venez d'exposer, Monsieur; mais je suis aise d'être prévenu lorsque je vois qu'on dit les choses mieux que je n'aurais espéré de le faire.* p. 319*a*. *Je vous l'ai déja accordé (qu'on ne sauroit toujours assigner des bornes fixes des espèces); car quand il s'agit des fictions et de la possibilité des choses, les passages d'espèce en espèce peuvent être insensibles* u. s. w.

296) a. a. O. p. 312*b*. *Il y a quelque ambiguité dans le terme d'espèce ou d'être de différente espèce, qui cause tous ces embarras ... On peut prendre l'espèce mathématiquement et physiquement. Dans la rigueur mathématique la moindre différence qui fait que deux choses ne sont point semblables en tout fait qu'elles diffèrent d'espèce. ... De cette façon deux individus physiques ne seront jamais parfaitement semblables et qui plus est, le même individu passera d'espèce en espèce, car il n'est jamais semblable en tout en soi même au dela d'un moment. Mais les hommes établissant des espèces physiques, ne s'attachent point à cette rigueur et il dépend d'eux de dire qu'une masse qu'ils peuvent faire retourner eux mêmes sous la première forme, demeure d'une même espèce en général. Ainsi nous disons que l'eau, l'or ... le demeurent, ... mais dans les corps organisés ... nous définissions l'espèce par la génération.*

in der Natur Aehnlichkeiten und Unterschiede gebe, die uns unbekannt sind, so werden doch die mit Beachtung der in der Natur erkennbaren Unterschiede aufgestellten Artunterschiede auch der Natur der Dinge entsprechen. Viele unserer Unterscheidungen mögen in dieser Beziehung nur einen provisorischen Werth haben; je mehr wir aber die Entstehung der Arten kennen lernen, desto mehr dürfen wir hoffen, der natürlichen Ordnung uns zu nähern;[297]) jedenfalls existieren die Arten in der Natur ganz unabhängig von unserer Erkenntniss derselben. Locke würde das Letztere vielleicht weder behauptet noch geleugnet haben; aber er würde haben fragen dürfen, theils, mit welchem Rechte Leibniz bei der Aufstellung der Arten im physischen Sinne etwas — unbestimmt wie viel — von der logischen Strenge aufgeopfert wissen will, theils, ob die dadurch gewonnenen Classificationen den Erkenntnissinhalt wirklich darbieten, den Locke vermisst. Wenn Leibniz sagt, bei der Aufstellung der physischen Arten halte man sich an die Erscheinungen, und stelle unter Weglassung der Accidenzen, d. h. der unwesentlichen Merkmale entweder einen bestimmten, aber nur provisorischen Artbegriff auf, oder man nehme, wo es sich um die innere Wahrheit handle, zu Vermuthungen seine Zuflucht, indem man für gewisse Classen der Dinge eine gemeinschaftliche Wesenheit voraussetze,[298]) so setzt die Unterscheidung

---

297) a. a. O. p. 313*a*. *Cependant quelques règlemens que les hommes fassent pour leurs dénominations . . . pourvu que leur règlement soit suivi ou lié et intelligible, il sera fondé en realité et il ne sauront se figurer des espèces que la nature, qui comprend jusqu' aux possibilités, n'ait faites et distinguées avant eux.* p. 313*b*. *Nous pouvons dire que tout ce que nous distinguons ou comparons avec vérité, la nature le distingue ou le fait convenir aussi, quoiqu' elle ait des distinctions et des comparaisons que nous ne savons point et qui peuvent être meilleures que les nôtres . . . Plus on approfondira la génération des espèces et plus on suivra dans les arrangemens les conditions, qui y sont requises, plus on approchera l'ordre naturel.* In dem was vorhergeht und folgt, weist er auf den Unterschied natürlicher und künstlicher Classificationen unter besonderer Rücksicht auf die Botanik mit einer für die damalige Zeit überraschenden Bestimmtheit hin. — Auf den nur provisorischen Werth der Bestimmung der physischen Arten macht er wiederholt aufmerksam z. B. p. 314*b*. Vgl. oben Anm. 249. Dass dergleichen provisorische Definitionen und Classificationen selbst in der Geometrie vorkommen können, erläutert Leibniz später gelegentlich an dem Beispiel der Perllinien, die man nicht sofort als eine Art cubischer Paralleloiden erkannt habe. *Si cela*, setzt er hinzu (p. 332*b*), *peut arriver en géométrie, s'étonnera-t-on qu'il est difficile de déterminer les espèces de la nature corporelle, qui sont incomparablement plus composées?*

298) a. a. O. p. 321*a*. *Physiquement parlant on ne s'arrête pas à toutes les variétés et l'on parle ou nettement, quand il ne s'agit pas que des apparences, ou con-*

wesentlicher und unwesentlicher Merkmale die Kenntniss des Wesens schon voraus und gerade dieses Wesen ist es, nach welchem Locke gefragt und für dessen Bestimmung er sich nicht mit einer im besten Falle immer wieder lediglich auf die gegebenen Erscheinungen gegründeten Voraussetzung hatte befriedigen lassen wollen. Wenn Leibniz mehr als einmal wiederholt, dass die natürlichen Arten wirklich existieren, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht erkennen,[299]) so handelte es sich für Locke eben um diese Erkenntniss; wirklich existierende Arten, deren specifische Differenzen unbekannt sind, bieten für eine dem Wesen der Arten entsprechende Classification eben nicht den geringsten Anhaltepunkt dar (vgl. oben S. 169). Und wenn Leibniz diese natürlichen Arten wohl auch lediglich für mögliche Aehnlichkeiten, oder für Möglichkeiten in der Aehnlichkeit erklärt, so würde Locke in Beziehung auf die vorliegende Frage in der Berufung auf die Möglichkeit schwerlich auch nur den kleinsten Aufschluss über die Räthsel der Wirklichkeit gefunden haben.

Die Bemerkungen Leibniz's zu den letzten drei Capiteln des dritten Buchs über die Unvollkommenheit der Sprache, den Missbrauch dersel-

---

jecturalement, quand il s'agit de la vérité intérieure des choses, en y présumant quelque nature essentielle et immuable, comme la raison est dans l'homme. On présume donc que ce qui ne diffère que par des changemens accidentels, ... est d'une même espèce. Il est vrai qu'on n'en sauroit juger précisement faute de connaitre l'intérieur des choses. Mais .. l'on juge provisionellement et souvent conjecturellement. Cependant lorsqu'on ne veut parler que de l'extérieur, de peur de ne rien dire que de sûr, il y a de la latitude; et disputer alors si une différence est spécifique ou non, c'est disputer du nom.

299) Hierher gehört auch die von Leibniz p. 325*b* geltend gemachte Unterscheidung zwischen *abstraits réels* und *abstraits logiques*. Wenn er übrigens p. 322*a* die Bestimmung der physischen Arten mit grösserer Strenge als in den eben angeführten Stellen von der Kenntniss des Wesentlichen und Unveränderlichen abhängig macht, die uns eben fehlt (p. 327*a l'essence intérieure est dans la chose, mais l'on convient, qu'elle ne saurait servir de patron*), so liegt darin eine Annäherung an Locke, die den Gegenstand des Streits fast verschwinden macht. *Entre les différences spécifiques purement logiques*, setzt er hinzu, *où la moindre variation de définition assignable suffit, quelqu' accidentelle qu'elle soit, et entre les différences spécifiques, qui sont purement physiques, fondées sur l'essentiel ou immuable, on peut mettre un milieu, mais qu'on ne saurait déterminer précisement; on s'y règle sur les apparences les plus considérables, qui ne sont pas tout à fait immuables, mais qui ne changent pas facilement, l'un approchant plus de l'essentiel, que l'autre; et comme un connoisseur aussi peut aller plus loin que l'autre, la chose paroit arbitraire et a du rapport aux hommes et il paroit commode de régler aussi les noms selon les différences principales.* Vgl. Locke B. III, ch. XI, § 19. 24. 25.

ben und die Mittel, die dadurch bedingten Verkümmerungen der Erkenntniss zu beseitigen oder wenigstens zu vermindern, enthalten, abgesehen davon, dass er manche von Locke angeführte Beispiele, namentlich solcher Begriffe, auf welche sich die bisherigen Discussionen bezogen hatten, ablehnt, durchaus keine Polemik, sondern Zustimmung und Erläuterung. Namentlich insofern Locke eines der wesentlichsten Mittel, aus der Verworrenheit und Unbestimmtheit des gewöhnlichen in der Sprache sich ausdrückenden, aber auch unter den in der Sprache liegenden Unbestimmtheiten leidenden Gedankenkreises herauszukommen, in der Sorgfalt für genaue Begriffsbestimmungen und die damit zusammenhängende bestimmte Bedeutung der Worte sucht, stimmt ihm Leibniz ohne Rückhalt zu, indem er (p. 334*b*) sagt: *Tout revient sans doute aux définitions, qui peuvent aller jusqu' aux idées primitives.*

XIII.

In diesem Satze ist nun zugleich eine viel grössere Uebereinstimmung beider Denker über die Grundlage und die Methode der menschlichen Erkenntniss angedeutet, als man bei der Verschiedenheit ihrer Ansichten über metaphysische Fragen erwarten sollte. Gegen die Fundamentalbestimmung, mit welcher Locke das vierte Buch eröffnet, dass alle Erkenntniss sich zunächst auf das Verhältniss der Vorstellungen zu einander beziehe und in der Entscheidung über ihre Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung bestehe, erhebt Leibniz, wie schon bemerkt, keinerlei die Sache selbst berührende Einwendung. Denn wenn er erinnert, man nehme den Begriff der Erkenntniss auch noch in einem weiteren Sinne, indem man dabei lediglich den grösseren oder geringeren Reichthum des Vorstellungskreises berücksichtige, ohne nach seiner Wahrheit zu fragen,[300]) so legt er darauf selbst kein Gewicht. Die Locke'sche Definition der wahren Erkenntniss erkennt er ausdrücklich an; nur fügt er hinzu, es sei nicht allgemein richtig, dass diese Erkenntniss immer mit der inneren Wahrnehmung, dem Bewusstsein der Verhältnisse der Vorstellungen verbunden sei, wie z. B. bei allen empirischen

300) a. a. O. p. 336*a*.

Erkenntnissen;[301]) auch passe die Locke'sche Definition nur auf Sätze von kategorischer, nicht auf die von hypothetischer Form,[302]) eine Bemerkung, die sich von selbst erledigt, da die hypothetische Gedankenverknüpfung so gut, wie die kategorische, ein Urtheil über das Verhältniss der Begriffe enthält und es Locke nicht eingefallen war, Wahrheit und

---

301) a. a. O. p. 336*b*. *Prenant la connaissance dans un sens plus étroit comme vous faites ici, je dis qu'il est bien vrai, que la vérité est toujours fondée dans la convenance ou disconvenance des idées; mais il n'est point vrai généralement, que notre connaissance de la vérité est une perception de cette convenance ou disconvenance. Car lorsque nous ne savons la vérité qu'empiriquement, pour l'avoir expérimentée, sans savoir la connexion des choses et la raison, ... nous n'avons point de perception de cette convenance ou disconvenance, si ce n'est qu'on l'entende que nous la sentons confusément sans nous en appercevoir.* Locke hätte wohl fragen dürfen, ob die Kenntniss einer empirischen Thatsache ohne jedes Bewusstsein über das Verhältniss der sie bezeichnenden Vorstellungen überhaupt möglich sei oder wenigstens eine Erkenntniss genannt werden könne. — Den für die Sache selbst sehr unwichtigen Unterschied zwischen actueller und habitueller Erkenntniss (vgl. oben Anm. 160) erkennt Leibniz ebenfalls an, und verbreitet sich über ihn ziemlich ausführlich; es geht aber dabei nicht ohne ein starkes Missverständniss ab. Locke hatte gesagt (B. IV, ch. I, § 9): *The immutability of the same relations between the same immutable things is the idea that shews him, that if the tree angles of a triangle were once equal to two right ones, they will always be equal to two right ones. And hence he comes to be certain, that what was once true in the case, is always true; what ideas once agreed, will always agree and consequently what he once knew to be true, he will always know to be true. Upon this ground it is, that particular demonstrations in mathematics afford general knowledge. If the perception, that the same ideas will eternally have the same habitudes and relations, be not a sufficient ground of knowledge, there could be no knowledge of general propositions in mathematics.* Darauf findet Leibniz (p. 338*b*) nöthig zu erwidern: *Je ne demeure point d'accord qu'en mathématique les demonstrations particulières sur la figure qu'on trace, fournissent cette certitude générale, comme vous semblez le prendre. Car il faut savoir que ce ne sont pas les figures, qui donnent la preuve chez les géomètres; ... ce sont les propositions universelles, c'est à dire, les axiomes et les théorêmes déja démontrés qui font le raisonnement.* In der That eine sehr unnöthige Belehrung, da die *particular demonstrations* bei Locke auf den besondern Fall gehen, in welchem Jemand einen mathematischen Beweis eingesehen hat, nicht auf die particulare Gültigkeit des Beweises selbst, und Leibniz anderwärts z. B. selbst darauf aufmerksam macht, dass die Veranschaulichung durch Figuren und die Controle der Erfahrung wichtige Hülfsmittel des mathematischen Denkens sind. Vgl. p. 343*a*, 349*b*.

302) a. a. O. p. 337*a*. *Enfin j'ai encore une remarque à faire sur votre définition; c'est qu'elle paroit seulement accommodée aux vérités catégoriques, ... mais il y a encore une connaissance des vérités hypothétiques; .. ainsi il peut y entrer plus que deux idées.*

Erkenntniss auf das Verhältniss von blos zwei Vorstellungen zu beschränken.

Für die vier Classen von Fällen, in welchen das Denken über die Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der Vorstellungen eine Entscheidung zu treffen Veranlassung findet, stellt Leibniz eine bessere Anordnung nach einem, jedoch von Locke selbst angedeuteten Gesichtspunkte (vgl. oben Anm. 163) auf. Wo es sich um Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorstellungen handle, sei der allgemeinste Begriff der der Beziehung oder des Verhältnisses; und das Verhältniss sei ein Verhältniss entweder der Vergleichung oder der Verknüpfung. Der erstere Fall ergebe Identität oder Nichtidentität; zu dem zweiten gehöre, was Locke Coëxistenz nenne. Dazu gehöre im Grunde auch die Existenz; denn wo man sage ein Ding existiert, verknüpfe sich der Begriff des Seins mit der Vorstellung des Gegenstandes; ja man könne sagen, dass die Existenz eine Verknüpfung des vorgestellten Objects mit dem vorstellenden Subject bezeichne. Alle Verhältnisse seien also Verhältnisse entweder der Vergleichung oder der Verknüpfung, von denen aber die der Identität und der Existenz besonders hervorgehoben zu werden verdienen.[303])

Wichtiger als diese Correctur ist jedenfalls, dass Leibniz gegen den für die verschiedenen Arten der Erkenntniss wesentlich maassgebenden Unterschied zwischen intuitiver und demonstrativer Erkenntniss nicht den allermindesten Einwurf macht, was nicht zu verwundern ist, da er selbst ganz unabhängig von Locke die ganze Methodik des wissenschaftlichen Denkens gerade hieran geknüpft hatte. Die Verschiedenheit beider Denker besteht lediglich darin, dass Leibniz auf die strenge Form des logischen Denkens einen viel grösseren Werth legt als Locke, und keineswegs damit einverstanden ist, dass identische Sätze, allgemeine

---

303) a. a. O. p. 337*a*. *Je crois qu'on peut dire, que la liaison n'est autre chose que le* r a p p o r t *ou la* r e l a t i o n *prise généralement. .. Tout rapport est ou de* c o m p a r a i s o n *ou de* c o n c o u r s. *Celui de comparaison donne la diversité et l'identité .... Le concours contient ce, que vous appellez coëxistence c'est à dire connexion d'existence. Mais lorsqu'on dit, qu'une chose existe, .. cette existence même est le prédicat, c'est à dire, elle a une notion liée avec l'idée, dont il s'agit et il y a connexion entre ces deux notions. On peut aussi concevoir l'existence de l'objet d'une idée, comme le concours de l'objet avec moi. Ainsi je crois qu'on peut dire, qu'il n'y a que comparaison ou concours, mais que la comparaison, qui marque l'identité ou diversité et le concours de la chose avec moi sont les rapports, qui meritent d'être distingués parmi les autres.*

lediglich analytische Urtheile und die Anwendung der Formen des Syllogismus für die Erkenntniss so unfruchtbar seien, als Locke meint.

Dies verräth sich sogleich in der Sorgfalt, mit welcher er den Begriff und den Umfang der intuitiven Erkenntniss zu bestimmen sucht. Es gibt, sagt er, zwei Arten primitiver, unvermittelter Wahrheiten, Vernunftwahrheiten und thatsächliche Wahrheiten; jene sind nothwendig (im Sinne des begriffsmässigen Denkens), diese zufällig. Die primitiven Vernunftwahrheiten sind aber lediglich die identischen Sätze, und diese sind entweder positiv oder negativ; die logischen Sätze der Identität und des Widerspruchs nehmen unter ihnen eine der wichtigsten Stellen ein.[304]) Auf die Nachweisung, dass alle demonstrative Erkenntniss in letzter Instanz auf solche identische Sätze zurückgeführt werden müsse, legt er ein so grosses Gewicht, dass er nicht nur eine grosse Anzahl solcher Sätze beispielsweise anführt, sondern auch die Beziehung derselben auf die Ableitung der Schlussfiguren als der Formen des demonstrativen Denkens ausführlich darlegt.[305]) — Für die primitiven factischen Wahrheiten erklärt er die unmittelbaren Thatsachen der innern Erfahrung; in den Beispielen, die er dafür anführt, beschränkt er sich hier streng auf das, was wirklich Thatsache der innern Erfahrung ist. — Beide Classen primitiver Wahrheiten haben das mit einander gemein, dass man nicht im Stande ist, sie durch irgend etwas zu beweisen, was gewisser wäre als sie selbst.[306])

Gründet sich alles demonstrative Wissen zuletzt auf identische Sätze als den unmittelbaren und unabweisbaren Ausdruck des Verhältnisses der Begriffe selbst,[307]) so begreift sich die Ausführlichkeit, mit wel-

---

304) a. a. O. p. 338*b*. *Les vérités primitives qu'on sait par intuition, sont de deux sortes comme les dérivatives. Elles sont du nombre des vérités de raison et des vérités de fait. Les vérités de raison sont nécessaires et celles de fait sont contingentes. Les vérités primitives de raison sont celles, que j'appelle d'un nom général les identiques, parce qu'il semble qu'elles ne font que répéter la même chose, sans nous rien apprendre. Elles sont affirmatives ou négatives.* Vgl. p. 360*a*.

305) a. a. O. p. 339. 340.

306) a. a. O. p. 340*b*. *Pour ce qui est des vérités primitives de fait, ce sont les expériences immédiates internes d'une immédiation du sentiment. ... On voit que toutes les vérités primitives de raison et de fait ont cela de commun, qu'on ne saurait les prouver par quelque chose plus certaine.*

307) Dass es für Leibniz wesentlich auf das Verhältniss der Begriffe, also auf den Inhalt derselben ankam, zeigen u. A. Auseinandersetzungen wie p. 380*a*—382. Selbst

cher Leibniz die scientifische Unentbehrlichkeit der Axiome gegen die Locke'sche Behauptung ihrer Werthlosigkeit darlegt. Locke hatte zu zeigen gesucht, dass die Entscheidung über Identität und Nichtidentität der Begriffe sich dem Denken in jedem einzelnen Falle unmittelbar aufdringe und dass es dazu nicht erst der Subsumtion unter ein in der Form eines allgemeinen Satzes gedachtes Axiom bedürfe. Diese Thatsache gibt Leibniz vorläufig zu, wiewohl er durch Beispiele aus der Mathematik darauf aufmerksam macht, wie leicht man rücksichtlich der Nichtidentität gewisser Begriffe Irrthümern ausgesetzt sei;[308]) aber er leugnet auf das Entschiedenste die von Locke behauptete Entbehrlichkeit der Axiome für allgemeine wissenschaftliche Untersuchungen. Es mag richtig sein, dass unmittelbare Urtheile über Einzelnes sich früher aufdringen, als allgemeine Sätze und dass Erfindung und Unterricht an ihnen ihren Leitfaden finden; es handelt sich aber hier nicht um die Geschichte, sondern um die Begründung des Wissens, und dieses Wissen selbst verliert ohne die Grundlage allgemeiner, unmittelbar gewisser Sätze den Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit.[309]) Er lässt sich daher die Mühe nicht verdriessen, an der Auflösung einer Gleichung und dem ausführlichen Beweise des Satzes: 2.2 = 4, die Nothwendigkeit des Zurückgehens auf allgemeine Axiome und den Unterschied einer nur particulären von einer allgemeinen Auflösung einer mathematischen Aufgabe vor Augen zu legen.[310]) Dass die Berufung auf die

---

für den Satz: ich bin, ist er (p. 362*b*) nicht abgeneigt, die Bezeichnung eines Axioms fallen zu lassen, *car c'est une proposition de fait, fondée sur une expérience immédiate et ce n'est pas une proposition nécessaire, dont on voie la nécessité dans la convenance des idées.* Vgl. p. 373*a*, § 2.

308) a. a. O. p. 360*b*.

309) a. a. O. p. 362*b*. *Il ne s'agit pas ici de l'histoire de nos découvertes, qui est différente en différens hommes, mais de la liaison et de l'ordre naturel des vérités, qui est toujours le même.* p. 364*a*. *Si l'inventeur ne trouve qu'une vérité particulière, il n'est inventeur qu'à demi* u. s. w. p. 382*a*. *Si vous voulez que cette liaison des idées se voie et s'exprime distinctement, vous serez obligé de recourir aux définitions et aux axiomes identiques, comme je le demande, et quelquefois vous serez obligé de vous contenter de quelques axioms moins primitifs, ... lorsque vous aurez de la peine à parvenir à une parfaite analyse.*

310) a. a. O. p. 361. 363. — Wie weit gleichwohl Leibniz von der Pedanterei entfernt war, die minutiöse Darlegung des logischen Zusammenhangs jedes Theorems mit seinen Gründen in allen einzelnen Theilen zu verlangen, zeigen Auseinandersetzungen wie p. 342, 367, 368*a*, 396.

Axiome nur bei der Widerlegung falscher Meinungen von Nutzen sei, erklärt er, abgesehen davon, dass dies gar nicht so unwichtig sein würde, mit Berufung auf die Geometrie einfach für falsch.[311]) Ueberhaupt gibt der ironische Ton, mit welchem Locke darauf hinweist, dass die Berufung auf solche Axiome lediglich der unfruchtbaren Disputirsucht der Schulen Nahrung gegeben habe, Leibniz zu einer langen Reihe modificierender und berichtigender Bemerkungen Veranlassung, die die Absicht haben zu zeigen, dass die Axiome selbst an diesem Missbrauch unschuldig und trotzdem die unentbehrlichen Grundlagen des erkennenden Denkens sind.[312]) Gilt dies selbst von identischen Sätzen, so werden auch Sätze, die ein bestimmtes Merkmal eines schon bekannten Begriffs ausdrücklich hervorheben und somit einen Theil des Inhalts des Begriffs wiederholen, nicht werthlos sein; sie bieten der Reflexion Haltepunkte dar, deren sie für bestimmte Untersuchungen nicht entbehren kann.[313])

Mit derselben Sorgfalt, wie auf die Axiome, geht Leibniz auf Locke's Erörterungen über die syllogistischen Formen des Denkens ein. Man muss sich dabei erinnern, dass Locke diese nicht für falsch, aber die Anwendung derselben für ziemlich unfruchtbar erklärt hatte, wo es sich um eine Erweiterung des Wissens handle. Leibniz ist damit ganz und gar nicht einverstanden. Er beginnt seine Erwiderung mit dem Zugeständniss, dass Locke's Auseinandersetzung eine Menge triftiger und guter Bemerkungen enthalte; gleichwohl gesteht er, dass er die Entdeckung der syllogistischen Formen für eine der schönsten und wichtigsten halte. Er erklärt die Logik für eine Art universeller Mathematik, für eine Kunst der Unfehlbarkeit, vorausgesetzt, dass man ihre Weisungen richtig anwende.[314]) Die Gesetze der Logik sind allerdings nur die

311) a. a. O. p. 370*b*. *Comptez vous cela pour rien, et ne reconnoissez-vous pas que réduire une proposition à l'absurdité, c'est demontrer sa contradictoire?* — p. 363*b*. *On ne sauroit se passer des axiomes identiques en géométrie, comme par exemple du principe de contradiction.*

312) a. a. O. p. 367*b*, 368*a*.

313) a. a. O. p. 371 erläutert dies Leibniz an mehreren Beispielen.

314) a. a. O. p. 395*a*. *Votre raisonnement sur le peu d'usage des syllogismes est plein de quantité de remarques solides et belles. Et il faut avouer que la forme des syllogismes est peu employée dans le monde et qu'elle seroit trop longue et embrouilleroit si on la vouloit employer sérieusement. Et cependant le croiriez-vous? je tiens que l'invention de la forme des syllogismes est une des plus belles de l'esprit humain, et même des plus*

Gesetze des gesunden Menschenverstands und unterscheiden sich von diesen, wie geschriebenes Recht vom Gewohnheitsrecht; aber der gesunde Menschenverstand ohne Bewusstsein der Regel würde über den Zusammenhang und die Richtigkeit der Folgerungen oft im Unsichern bleiben.[315]) Die ganze lange Erörterung hierüber, in welcher er sogar speziell auf die einzelnen syllogistischen Figuren eingeht, beschliesst er mit der Erklärung, dass die scholastische Form der Argumentation oft unbequem, ungenügend, übelangebracht gewesen, dass aber gleichwohl nichts wichtiger sei, als die Kunst, Folgerungen nach den Gesetzen der Logik formell zu vollziehen, d. h. vollständig rücksichtlich des Stoffs und deutlich rücksichtlich der Ordnung und des Zusammenhangs.[316])

Findet zwischen beiden Denkern rücksichtlich der intuitiven und der demonstrativen Erkenntniss eine Meinungsverschiedenheit nicht über das Wesen derselben statt, sondern lediglich über die bewusstvolle Anwendung der allgemeinen Gesetze, nach welchen namentlich die letztere zu Stande kommt, so ist Leibniz endlich auch keineswegs abgeneigt, die sinnliche Erkenntniss d. h. das Fürwahrhalten der Voraussetzung der Existenz der sinnlich wahrgenommenen Dinge unter die Arten der Erkenntniss aufzunehmen. Er wiederholt in seinem eigenen Namen, was Locke gesagt hatte, dass im strengen metaphysischen Sinne es nicht geradezu unmöglich sei, dass die uns umgebende Sinnenwelt nur ein Traum sei; eine solche Annahme sei aber gleichwohl so unvernünftig, als die, dass der Text eines Buchs durch zufälliges Schütteln der Lettern entstanden sei;[317]) die Gewissheit der Existenz der sinnlichen Welt

---

considerables. C'est une espèce de mathématique universelle, .. et l'on peut dire, qu'un art d'infaillibilité y est contenu, pourvu qu'on sache et qu'on puisse s'en bien servir.

315) a. a. O. p. 396*a*. *Les loix de la logique .. ne sont autres que celles du bon sens, mises en ordre et par écrit et qui n'en différent pas d'avantage que la coutume d'une province diffère de ce qu'elle avoit été, quand de non-écrite elle est devenue écrite.*

316) a. a. O. p. 397*a*. *Pour conclure, j'avoue que la forme d'argumenter scolastique est ordinairement incommode, insuffisante, mal menagée, mais je dis en même tems, que rien ne seroit plus important, que l'art d'argumenter en forme selon la vraie logique, c'est à dire, pleinement quant à la matière, et clairement quant à l'ordre et à la force des conséquences, soit évidentes par elles mêmes, soit prédémontrées.* — Mit der Bemerkung Locke's, dass die hergebrachte Stellung der Prämissen nicht die natürliche ist, ist Leibniz einverstanden (vgl. p. 398*b*); die Behauptung, dass ein Syllogismus concludent sein könne, ohne dass eine der beiden Prämissen allgemein sei, widerlegt er p. 398*a*, § 8.

317) a. a. O. p. 344*a*. *Il n'est point impossible, métaphysiquement parlant, qu'il y ait un songe suivi et durable* u s. w.

beruhe auf der Verknüpfung der Ereignisse, zu der er auch ausdrücklich die übereinstimmende Erfahrung verschiedener Menschen rechnet.[318])

In der Beurtheilung der Schranken der Erkenntniss ferner, welche Locke aus der Definition derselben abgeleitet hatte, ist die Bemühung Leibniz's nicht darauf gerichtet, die allgemeinen Gesichtspunkte, nach welchen Locke jene Schranken bestimmt hat, als unpassend abzulehnen, sondern vielmehr darauf, an einzelnen Beispielen darzuthun, dass im Gebiete des Wissens entweder schon mehr erreicht sei, als Locke zugeben wolle, oder wenigstens mehr erreicht werden könne. Er bestreitet nicht den Hauptsatz Locke's, dass unsere Erkenntniss nicht nur an den Umfang unserer Vorstellungen, sondern auch an die Einsicht in die Verhältnisse derselben gebunden sei; aber er macht sehr ausführlich auf die Kunstgriffe des Denkens aufmerksam, durch welche es der Mathematik gelingt, verwickelte Probleme zu lösen, und benutzt die skeptischen Erörterungen Locke's über die Frage, ob die Materie denken könne, zu einer Darlegung seiner eigenen Lehre vom Wesen der Seele und der prästabilirten Harmonie.[319])

Auch die Anwendung dieser allgemeinen Grenzbestimmungen auf die einzelnen Gebiete der Erkenntniss (vgl. oben S. 175) gibt ihm Veranlassung zu einer Reihe von Erläuterungen, die sich den Resultaten Locke's bei weitem mehr anschliessen, als ihnen widersprechen. Dass die Vorstellungen der sinnlichen Qualitäten verworrene Vorstellungen sind, und dass diese Verworrenheit sich auch auf unsere Vorstellung der Kräfte überträgt, welche die sinnlichen Empfindungen hervorbringen, dass wir daher über diese Zusammenhänge nicht mehr wissen, als die auf bestimmte Begriffe zurückgeführte Erfahrung uns lehrt,[320]) besagt

318) a. a. O. *Je crois que le vrai criterion en matière des objets des sens est la liaison des phénomènes, c'est à dire la connexion de ce qui se passe en différens lieux et tems, et dans l'expérience de différens hommes, qui sont eux mêmes les uns aux autres des phénomènes très importans sur cet article.* — p. 378*b* schlägt er vor, diese Art des Fürwahrhaltens durch das Wort Gewissheit (*certitude*) von der Evidenz der intuitiven und demonstrativen Erkenntniss zu unterscheiden.

319) a. a. O. p. 345*b*—348*a*.

320) a. a. O. p. 348*b*, § 8. *Les idées des qualités sensibles sont confuses, et les puissances, qui les doivent produire, ne fournissent aussi par conséquent que des idées ou il entre du confus: ainsi on ne saurait connaitre les liaisons de ces idées autrement que par l'expérience qu'autant qu'on les réduit à des idées distinctes, qui les accompagnent.*

nichts als was Locke selbst behauptet, obgleich dieser die Empfindungen als (subjectiv) einfache Erfolge eines uns unbekannten Causalzusammenhangs bezeichnet hatte; dem Satze Locke's, dass die Mathematik das grosse Gebiet sei, in welchem sich ein strenges Wissen immer mehr ausbreiten könne, ohne ausschliessend auf Grössenverhältnisse beschränkt zu sein, zollt er eine stark accentuirte Anerkennung, und wenn er bei dieser Gelegenheit eine kurze Andeutung seiner eigenen metaphysischen Lehren mit der Erklärung hinzufügt, in alle dem sei nichts, was er nicht für demonstrirt oder demonstrabel halte,[321]) so ändert die Frage, ob Locke dies zugegeben haben würde, nichts an den Grundsätzen und Methoden, an denen Leibniz selbst die wahre Erkenntniss gemessen wissen wollte. Obgleich dieser seine Hoffnungen auf die Fortschritte der Erkenntniss lebhafter ausdrückt, als Locke, so ist es doch bezeichnend, dass er in derselben Art wie Locke eine Erweiterung des Wissens über die wirkliche Welt lediglich von einer fortschreitenden Erfahrung, die uns mehr als ausreichende Data für die Erkenntniss darzubieten im Stande sei, und von der Anwendung der Mathematik auf diese Data erwartet.[322])

So ist denn die Erfahrung für Leibniz so gut wie für Locke für die mögliche Erkenntniss der Wirklichkeit der unentbehrliche Anknüpfungspunkt, indem sie allein die Data der Untersuchung darzubieten vermag, und für Locke gibt es so gut wie für Leibniz ein Gebiet eines nothwendigen und allgemeingültigen, von der Erfahrung unabhängigen Wissens, ein Gebiet ewiger Wahrheiten, welches sich in den Verhältnissen und Beziehungen der Begriffe eröffnet (vgl. oben S. 178). Das, was für beide in letzter Instanz über Wahrheit und Irrthum entscheidet, ist der Inhalt des Gedachten selbst. Denn auch bei Leibniz gibt es für die Nothwendigkeit der Erkenntniss, um deren willen er sich auf angeborne Begriffe

321) a. a. O. p. 348*b*, § 18.

322) a. a. O. p. 350*b*. — p. 351*a*. *Je crois bien que nous n'irons jamais aussi loin, qu'il saurait à souhaiter; cependant il me semble qu'on fera quelques progrès considérables avec le tems dans l'explication de quelques phénomènes, parceque le grand nombre des expériences, que nous sommes à portée de faire, nous peut fournir des data plus que suffisans, de sorte qu'il manque seulement l'art de les employer, dont je ne désespère point qu'on poussera les petits commencemens depuis que l'analyse infinitesimale nous à donné le moyen d'allier la géométrie à la physique et que la dynamique nous à fourni les loix générales de la nature.*

berufen zu müssen glaubt, zuletzt keinen andern Haltepunkt als diesen Inhalt der Begriffe. Seine wiederholte Berufung darauf, dass die Möglichkeit eines Begriffs das Kriterium seiner Wahrheit sei, hat nur unter dieser Voraussetzung einen verständlichen Sinn und an der Stelle, wo Locke den Begriff ewiger Wahrheiten einführt und bestimmt, bemerkt Leibniz, dass diese im Grunde sämmtlich die bedingte Form haben: gesetzt, es sei *A*, so ist *B*,[323]) wodurch jede Entscheidung über dieselben auf das von dem Inhalt abhängige Verhältniss der Begriffe zurückgewiesen wird.

Nun geht zwar Leibniz hier, wie anderwärts, noch einen Schritt weiter. Wo sind denn, könne man fragen, die Begriffe, wenn kein sie denkender Geist existiert und wo ist ohne einen solchen die Grundlage dieser Gewissheit der ewigen Wahrheiten? Die Antwort ist, dies weise zurück auf Gott, dessen Intelligenz die Region der nothwendigen und ewigen Wahrheiten sei, die vor der Existenz der zufälligen Dinge in ihr als Gesetze des Universums enthalten seien.[324]) Statt dessen findet sich bei Locke rücksichtlich der Hülfsmittel der menschlichen Erkenntniss nur die Hinweisung auf die weisen und gütigen Einrichtungen und Anordnungen Gottes; aber auch für Leibniz, obwohl er das reelle Urbild der intelligibeln wie der sinnlichen Welt in der göttlichen Intelligenz voraussetzt, gibt es kein anderes Mittel der Erkenntniss der Wahr-

---

323) a. a. O. p. 379*b*. *Pour ce qui est des vérités éternelles, il faut observer, que dans le fonds elles sont toutes conditionnelles et disent en effet: telle chose posée, telle autre chose est. ... Les scolastiques ont fort disputé de constantia subjecti, comme ils l'appellaient, c'est à dire, comment la proposition faite sur un sujet peut avoir une vérité réelle, si ce sujet n'existe point. C'est que la vérité n'est que conditionnelle et dit, qu'en cas que le sujet existe jamais on le trouvera tel. Mais on demandera encore, en quoi est fondée cette connexion, puisqu' il y a de la réalité là dedans qui ne trompe pas? La réponse sera, qu'elle est dans la liaison des idées.* p. 353*a*. *Le fondement de notre certitude à l'égard des vérités universelles et éternelles est dans les idées mêmes; ... et le fondement de la vérité des choses contingentes et singulières est dans le succes, qui fait que les phénomènes des sens sont liés justement, comme les vérités intelligibles le demendent.*

324) a. a. O. p. 379*b*. *Mais, on demandera, ou seroient ces idées, si aucun esprit n'existoit et que deviendroit alors le fondement réel de cette certitude des vérités éternelles? Cela nous mène enfin au dernier fondement des vérités, savoir à cet esprit suprême et universel qui ne peut manquer d'exister, dont l'entendement, à dire vrai, est la région des vérités universelles... Et .. il faut considérer que ces vérités nécessaires contiennent la raison déterminante et le principe regulatif des existences mêmes et en un mot les loix de l'univers* u. s. w.

heit, als die Sorgfalt, Genauigkeit und Umsicht eines in den Inhalt der Begriffe sich vertiefenden und den Beziehungen derselben nachgehenden Denkens.[325]) Mehr bedeuten ihm auch die angebornen Vorstellungen nicht (vgl. oben S. 203); und die göttliche Intelligenz ist ihm nicht weniger als die menschliche an den Inhalt des Gedachten gebunden.[326]) Wenn er daher gegenüber den Bestimmungen Locke's über die Realität der Erkenntniss nochmals auf den Satz zurückkommt, die Gewissheit unserer Erkenntniss würde sehr klein und vielmehr gar keine sein, wenn sie keine andere Grundlage hätte, als die, welche ihr die Sinne darbieten,[327]) so war dies um so weniger nöthig, als Locke gerade in dem betreffenden Capitel die nothwendige Erkenntniss in ein Gebiet von Begriffen verlegt, welche sich auf die äussere Erfahrung beziehen mögen, aber nicht von ihr entlehnt sind. Den merkwürdigen Gedanken Locke's, dass die nothwendigen Erkenntnisse der Mathematik desshalb über die Grössenverhältnisse der wirklichen Dinge entscheiden, weil es sich dabei nicht um eine Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit den Dingen, sondern um die Uebereinstimmung der Dinge mit den Vorstellungen handle, übergeht Leibniz mit Stillschweigen.

Bei diesem Einverständniss über die wichtigsten Hauptpunkte dürfte die Gereiztheit, in welche Leibniz ausnahmsweise in seinen Bemerkungen über das 5. Capitel des vierten Buchs verfällt, Wunder nehmen, wenn es nicht deutlich wäre, dass er hier eben so in einem Missverständnisse befangen ist, wie oben bei seiner Polemik gegen die Unterscheidung des nominellen und reellen Wesens (vgl. S. 231). Dass Wahrheit ein Prädicat der Urtheile und nicht der Dinge sei, darüber ist er mit Locke einverstanden (vgl. oben Anm. 279); gleichwohl verwirft er hier die Locke'sche Definition der Wahrheit, dass sie eine den Verhältnissen der Sache d. h. des Gedachten entsprechende Verknüpfung und Trennung der Zeichen sei. Aus den etwas kleinlichen Ausstellungen, die

---

325) Es ist in dieser Beziehung charakteristisch, dass Leibniz (p. 364*a*) der Locke'schen Berufung auf die Wahrhaftigkeit Gottes rücksichtlich geoffenbarter Wahrheiten entgegenhält: *Ce principe même de la véracité de dieu, sur lequel vous reconnoissez que la certitude de révélation est fondée, n'est il pas une maxime prise de la théologie naturelle?*

326) Vgl. z. B. a. a. O. p. 348*a*. 355*a*.

327) a. a. O. p. 353*a*.

er dagegen macht,[328]) muss man schliessen, dass es zunächst die Verknüpfung oder Sonderung in der Form des Urtheils ist, welche er in der Definition vermisst; Locke hatte aber in der That so oft und so bestimmt ausgesprochen, dass alle Wahrheit in Sätzen, also in Urtheilen besteht, dass er in der betreffenden Stelle (s. oben Anm. 188) sich der minutiösen Sorgfalt überheben durfte, statt: *truth seems to me to signify* zu sagen: *a true proposition seems to me to be* u. s. f., zumal er unmittelbar darauf selbst hinzusetzt: *truth properly belongs to propositions.* Ganz unwillig aber wird Leibniz über die Locke'sche Unterscheidung zwischen begriffsmässiger und sprachlicher Wahrheit (*vérité mentale* und *nominale*), indem er Locke'n die Ansicht unterschiebt, dass er der letzteren denselben Werth beilege wie der ersteren, oder überhaupt mehrere Sorten von Wahrheit einführen wolle. Die Wahrheit bestehe nicht in den Worten; daraus würde folgen, dass eine in lateinischer, deutscher, englischer, französischer Sprache ausgesprochene Wahrheit je nach den verschiedenen Sprachen immer eine andere Wahrheit sei, und dass man nicht nur eine *vérité mentale* und *nominale*, sondern auch eine *litterale* annehmen könne, indem man die Wahrheiten unterscheide, je nachdem sie auf Pergament oder Papier gedruckt, in gewöhnlicher Tinte oder mit Druckerschwärze sichtbar seien.[329]) Es genügt hier wohl die Erinnerung daran, dass Locke die ganze Unterscheidung lediglich desshalb eingeführt hatte, um die sprachliche Richtigkeit eines Satzes von seiner begriffsmässigen Gültigkeit zu sondern; eben weil er einen Hauptgrund der Mängel der Erkenntniss darin fand, dass das menschliche Denken sich von der schon vorhandenen und fixirten Sprache nur mit Mühe und eigentlich niemals ganz vollständig losmachen kann, ging seine Absicht dahin zu zeigen, dass das an den Worten klebende Denken nur ein ein-

---

328) a. a. O. p. 355 *a. Un epithète ne fait pas une proposition; par exemple l'homme sage. Cependant il y a une conjonction de deux termes. Négation est aussi autre chose que séparation; car disant l'homme, et après quelque intervalle prononçant sage, ce n'est pas nier. La convenance aussi ou la disconvenance n'est pas proprement ce qu'on exprime par la proposition. Deux oeufs ont de la convenance et deux ennemis ont de la disconvenance. Il s'agit ici d'une manière de convenir et disconvenir toute particulière.* Diese *manière toute particulière* bestimmt anzugeben unterlässt Leibniz.

329) a. a. O. *Ce que je trouve le moins à mon gré dans votre définition de la vérité c'est qu'on y cherche la vérité dans les mots.* Dann folgen die obigen Consequenzen mit den angeführten Beispielen.

gebildetes Wissen enthalte. Dergleichen Albernheiten, wie ihm Leibniz hier aufbürdet, liess er denn doch nicht an sich kommen.

Von grösserem Interesse ist schliesslich die Art, wie Leibniz Locke'n gegenüber den Begriff der Wahrscheinlichkeit behandelt. Die von Locke gezogene Grenzlinie zwischen strengem Wissen und einem auf Wahrscheinlichkeitsgründen beruhenden Fürwahrhalten erkennt er im allgemeinen an, aber während Locke die Wahrscheinlichkeit als auf einen scheinbaren Zusammenhang der Vorstellungen gegründet betrachtet, fasst er, so weit sich dieselbe nicht lediglich auf die Constatirung von Thatsachen durch das Zeugniss Anderer bezieht, ihren Begriff schärfer auf; für die Wahrscheinlichkeit bedarf es nicht scheinbarer, sondern ebenfalls wirklicher Gründe, die aber so beschaffen sind, dass aus ihnen nicht die ganze Wahrheit, sondern nur ein Theil der Wahrheit folgt; das Wahrscheinliche ist eine unvollständig bewiesene Wahrheit.[330]) Neben einer ausführlichen Erörterung über die Bedingungen und Grade der historischen Wahrscheinlichkeit[331]) weist er daher auf die Möglichkeit hin, die Grade der Wahrscheinlichkeit mathematisch zu bestimmen; in einer erschöpfenden Ausführung der Wahrscheinlichkeitsrechnung sieht er eine neue Art der Logik, ein wichtiges Hülfsmittel für die Kunst der Erfindung.[332])

Auf die Anwendungen endlich, welche Locke von dem Unterschiede zwischen strengem Wissen und einem nicht streng begründeten Fürwahrhalten auf das Verhältniss zwischen Vernunft und Offenbarungsglauben gemacht hatte, geht Leibniz in einer Weise ein, die den schlichten Entscheidungen Locke's mehr auszuweichen, als sie zu widerlegen sucht. Zwar darin, dass man in Sachen des Offenbarungsglaubens auf den Gebrauch der Vernunft nicht Verzicht leisten dürfe, stimmt er Locke'n bei; er billigt es, dass der Glaube auf Vernunft gegründet werden soll; welchen Grund hätten wir sonst, die Bibel dem Koran oder den Büchern der Braminen vorzuziehen? Verständige Personen hätten daher nie ein sonderliches Zutrauen zu Leuten gehabt, die behaupten,

---

330) a. a. O. p. 393*b*. *Ces liaisons (des idées) sont mêmes nécessaires quand elles ne produisent qu'une opinion, lorsqu' après une exacte recherche la prévalence de la probabilité autant qu'on peut juger peut être démontrée, de sorte qu'il y a* ***démonstration*** *alors non pas de la vérité de la chose, mais du parti.*

331) a. a. O. p. 389*a* — 391*b*.

332) a. a. O. p. 388*b*.

dass man in Glaubenssachen sich um Gründe nicht zu bekümmern brauche; ein ohnedies unmögliches Ding, wenn Glauben etwas mehr bedeuten solle, als Wiederholen und Hersagen.[333]) Aber schon die Frage, ob, wo der buchstäbliche Sinn der Religionsurkunde eine logische oder eine physikalische Unmöglichkeit enthalte, es vernünftiger sei, den buchstäblichen Sinn oder das philosophische Princip fallen zu lassen, entscheidet er nur in dem Falle zu Gunsten des letzteren, wo es keine Schwierigkeit mache, den buchstäblichen Sinn aufzugeben, wie z. B. wenn Gott menschliche Gliedmassen beigelegt werden.[334]) Auch mit der Grenzlinie, welche Locke zwischen dem, was gegen und was über die Vernunft sei, gezogen hatte, ist er nicht ganz einverstanden. Die Definition, das übersteige die Vernunft, wovon die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit nicht mit Hülfe der Vernunft aus den Principien der Erkenntniss abgeleitet werden könne, sei theils zu weit, theils zu eng; sie umschliesse Alles das, was wir nach unserer gegenwärtigen Lage nicht wissen und nicht wissen können, z. B. ob in einem bestimmten Jahre ein Ausbruch des Vesuvs erfolgen werde; und schliesse das aus, was zwar für uns, aber nicht an sich unmöglich sei, wie z. B. die Berechnung einer Sonnenfinsterniss, ohne die Feder zu Hülfe zu nehmen und in einer Zeit, in der man ein Vaterunser betet.[335]) Selbst wenn man das Merkmal hinzunehme, dass das, was über die Vernunft sei, die natürliche Erkenntnissfähigkeit jedes geschaffenen Geistes überschreite, so reiche dies nicht aus; denn Gott sei immer im Stande, Mittel darzubieten, durch Sensation und Reflexion jede Wahrheit zugänglich zu machen, wie denn in der That die grössten Mysterien uns durch das Zeugniss Gottes bekannt würden, die man kraft gewisser von Sensation und Reflexion abhängiger Glaubensmotive anerkenne.[336]) Zuletzt gesteht er aber der

---

333) a. a. O p. 402*b*. *Je vous applaudis fort, Monsieur, lorsque vous voulez que la foi soit fondée en raison; sans cela pourquoi préférions-nous la bible à l'alcoran ou aux anciens livres des Bramines?* p. 403*a*. *Aussi les personnes sages ont toujours tenu pour suspects ceux qui ont prétendu qu'il ne falloit point se mettre en peine des raisons et preuves, quand il s'agit de croire; chose impossible en effet à moins que croire ne signifie que réciter ou répéter et laisser passer sans s'en mettre en peine.*

334) a. a. O. p. 405*a*. *b*.

335) a. a. O. p. 402*a*.

336) a. a. O. p. 402*b*. *Dieu pourra toujours donner des moyens d'apprendre par la sensation et la réflexion quelque vérité que ce soit; comme en effet les plus grands my-*

ganzen Erörterung über das Verhältniss zwischen Vernunft und Offenbarungsglauben nur unter der Bedingung eine unwiderlegliche Berechtigung zu, dass man unter Glauben eben ein auf Motive der Glaublichkeit gegründetes Fürwahrhalten verstehe, ohne dabei auf die innere Gnade, die den Geist unmittelbar bestimme, eine Rücksicht zu nehmen. Diese innere Gnade ergänze den Mangel der Glaubensmotive auf übernatürliche Weise. Nun wirke zwar Gott durch diese innere Gnade immer nur in den Fällen, wo der Inhalt des Glaubens auch auf die Vernunft gegründet sei; ausserdem würde er die Mittel, die Wahrheit zu erkennen, selbst zerstören und der Schwärmerei Thür und Thor eröffnen; andrerseits sei es aber auch nicht nöthig, dass alle die, welche unter dem Einflüsse dieser Gnadenwirkungen stehen und diesen gottgewirkten Glauben haben, die Gründe dessen, was sie glauben, kennen und immer gegenwärtig haben.[337]) Locke würde diesen Sätzen gegenüber vielleicht gefragt haben, woran man solche unmittelbare Gnadenwirkungen von jeder beliebigen schwärmerischen Einbildung unterscheiden könne; soll die Wahrheit des Glaubens den Rückschluss auf die Gnadenwirkung bedingen, so hatte er sich eben in dem Capitel über den Enthusiasmus viele Mühe gegeben zu zeigen, dass die Entscheidung über die Wahrheit oder Glaublichkeit der Glaubenssätze eben dem vernünftig prüfenden Denken anheimfalle. Dass Leibniz zugesteht, wenn man von den unmittelbaren Gnadenwirkungen absehe, sei Alles das, was Locke sage, unwiderleglich, ist jedenfalls wichtiger, als die theologische Belesenheit, die er bei dieser Gelegenheit ausbreitet.[338])

XIV.

Die Gegenüberstellung der Erörterungen beider Denker über die Grundlagen der menschlichen Erkenntniss berechtigt nicht nur, sondern nöthigt zu dem Satze, dass die Differenzen zwischen beiden bei weitem

---

stères nous deviennent connus par le temoignage de dieu, qu'on reconnoit par les motifs de crédibilité .. Et ces motifs dépendent sans doute de la sensation et de la réflexion.

337) a. a. O. p. 404*b*.

338) a. a. O. p. 404*a*. *b*. *Si vous prenez la foi pour ce qui est fondé dans les motifs de crédibilité et la détachez de la grace interne, qui y détermine l'esprit immédiatement, tout ce, que vous dites, est incontestable* u. s. w.

nicht so durchgreifend sind als die Uebereinstimmung, ja dass jene hinter diese rücksichtlich der Principien als nichts entscheidend zurücktreten. Den stärksten Gegensatz zwischen beiden hat man fast allgemein in der Leugnung oder Behauptung angeborner Begriffe oder Erkenntnisse gefunden; aber dieser Gegensatz ist nicht vorhanden, indem Leibniz angeborne Erkenntnisse nicht in dem Sinne behauptet, in welchem Locke sie leugnet. Das Motiv der Annahme angeborner Erkenntnisse liegt für ihn in der Einsicht, dass die Erfahrung zu keiner nothwendigen und streng allgemeinen Erkenntniss führe; das Angeborensein einer Erkenntniss bedeutet ihm wesentlich die Unabweisbarkeit eines Denkens, welches gewissen Begriffen und Begriffsverbindungen unabhängig von den Belegen der Erfahrung in Folge einer unmittelbaren oder mittelbaren Evidenz Gültigkeit beizulegen nicht umhin kann. In diesem Sinne sagt er, dass, um angeborne Erkenntnisse zu prüfen, d. h. um zu entscheiden, welche Erkenntnisse angeboren sind, weil sie den Charakter einer unabweislichen von der Erfahrung unabhängigen Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit haben, man suchen müsse, sie mittelst der Definitionen auf identische Axiome zurückzuführen (vgl. oben Anm. 228. 230); in diesem Sinne kommt ihnen ihre Gewissheit lediglich von dem, was in uns ist; und wenn er einzelne Begriffe wie den des Seins, der Möglichkeit, der Gleichheit u. s. w. für angeboren erklärt, so verliert diese Berufung auf das Angeborensein bestimmter Begriffe jede sie vorzugsweise charakterisierende Bedeutung gegenüber der Erklärung, dass diese Begriffe nur virtuell in uns sind und dass alle aus nothwendigen Folgerungen hervorgehende Erkenntnisse ebenfalls angeboren genannt werden können. Nimmt man dazu die Erklärung, dass alle ewigen Wahrheiten die Form eines hypothetischen Urtheils haben, d. h. abhängig sind von dem Inhalte und der Verknüpfung der Begriffe, um die es sich handelt (vgl. oben Anm. 323), und dass mithin jede als angeboren auftretende Erkenntniss sich eine Kritik ihrer Gültigkeit und Nothwendigkeit gefallen lassen müsse,[339]) so darf man sagen, dass die Streitfrage, ob und in welchem Sinne es angeborne Begriffe oder Erkenntnisse gebe, weder für Locke noch für Leibniz principiell entscheidend ist; beide berufen sich

---

339) Beispielsweise mag noch angeführt werden, dass Leibniz den Cartesianischen Beweis für das Dasein Gottes aus dem Angeborensein der Idee Gottes a. a. O. p. 375*a* für ganz untriftig erklärt.

nicht auf die Naturgeschichte des Begriffs, wo es sich um die Nothwendigkeit der Erkenntniss handelt, sondern für beide ist diese Nothwendigkeit durch den Inhalt der Begriffe und die davon abhängige Verknüpfung derselben bedingt. Mit einem Worte, beide finden die Stützpunkte der wahren Erkenntniss nicht in der Psychologie, sondern in der Logik, und zwar in der über die Zulässigkeit oder Nothwendigkeit der Gedankenverbindungen nach dem Satze der Identität und des Widerspruchs entscheidenden Logik.

Es ist in dieser Beziehung von Interesse zur Feststellung der Leibnizischen Lehre den kleinen Aufsatz: *meditationes de cognitione, veritate et ideis* aus dem Jahre 1684 ins Auge zu fassen, auf welchen Leibniz so grossen Werth legt, dass er in den *nouveaux essais* mehrmals (p. 288, 307) auf ihn ausdrücklich verweist. Die Veranlassung dazu gab ihm das Cartesianische: *quidquid clare et distincte de re aliqua percipio, id est verum seu de ea enuntiabile;* die Absicht desselben gibt er dahin an, seine Ansicht über die Unterschiede und Kriterien der Begriffe und der Erkenntnisse auszusprechen.[340]) Ohne die leiseste Berührung der Frage nach dem Ursprunge der Begriffe beginnt er hier mit den Definitionen der Klarheit und Dunkelheit, der Deutlichkeit und Verworrenheit eines Begriffs, in derselben Art, wie er diese Unterschiede Locke gegenüber bestimmt (vgl. oben Anm. 269). Zusammengesetzte Begriffe, bei denen die Merkmale zwar klar, aber nicht selbst wieder deutlich gedacht werden, sind inadäquat; wird die Analyse bis auf die einfachen Begriffe fortgesetzt, so ist der Begriff und die in ihm liegende Erkenntniss adäquat; eine Art der Erkenntniss, der, wie wenig sie auch in den meisten Fällen erreichbar sein mag, die Arithmetik sich in hohem Grade annähert. Meistentheils begnügen wir uns oder müssen uns begnügen mit einer unvollkommenen Analyse; eine solche Erkenntniss ist die symbolische; intuitiv dagegen ist die Erkenntniss, wo alle in einem zusammengesetzten Begriffe enthaltenen Vorstellungen wenigstens annähernd deutlich gedacht werden; die Erkenntniss zusammengesetzter Begriffe ist meist nur symbolisch.[341])

---

340) Opp. p. 79*a*. *Placet, quid mihi de discriminibus et criteriis idearum et cognitionum statuendum videatur, explicare.*

341) a. a. O. p. 79*b*. 80*a*. Das Wort intuitiv wird also hier in einem andern Sinne gebraucht, als bei Locke.

Deutliche Erkenntniss haben wir also nur insofern, als wir zugleich den Begriff in intuitiver Weise denken. Daher glauben wir oft lediglich desshalb Begriffe zu haben, weil wir ihre Analyse nicht weit genug fortsetzen; thäten wir dies, so würde sich vielleicht finden, dass der Begriff einen Widerspruch einschliesst. Zur Erläuterung beruft er sich auf ein Beispiel, auf welches er häufig mit Vorliebe zurückkommt, nämlich auf den Anselmischen oder Cartesianischen Beweis für das Dasein Gottes, der erst dann concludent werde, wenn man untersucht habe, ob der Begriff des vollkommensten Wesens möglich sei d. h. ob er nicht etwa einen versteckten Widerspruch enthalte.[342]) Die Realdefinition ist demgemäss eine solche, in welcher zugleich die Entscheidung über die Möglichkeit d. h. zunächst die Widerspruchslosigkeit des Begriffs liegt; Realdefinitionen entziehen sich daher der Willkühr, weil nicht alle Begriffe mit allen verknüpft werden können. Daraus erhellt, welche Vorstellungen wahr und welche falsch sind; wahr sind die, deren Begriff möglich ist, falsch, deren Begriff einen Widerspruch einschliesst. Die Möglichkeit oder Widerspruchslosigkeit wird auf doppeltem Wege erkannt, entweder *a priori*, durch Analyse der Begriffe, wenn wir uns dadurch überzeugen, dass der Begriff keinen Widerspruch einschliesst, und ein besonderer Fall davon sind die Causaldefinitionen, die über das Wie der Möglichkeit Aufschluss geben; oder *a posteriori*, durch Auffassung des erfahrungsmässig Gegebenen; denn was wirklich ist, muss möglich sein.[343]) *An vero unquam*, setzt er hinzu, *ab hominibus perfecta institui possit analysis notionum, sive an ad prima possibilia ac notiones irresolubiles sive (quod eodem redit) ipsa absoluta attributa dei, nempe causas primas atque ultimam rerum rationem cogitationes suas reducere possint, nunc quidem definire non ausim.*

Die in den letzten Worten ausgesprochene Gleichstellung der schlechthin einfachen Begriffe mit den absoluten Attributen Gottes und den ersten Ursachen ist jedenfalls hier überraschend, aber sie ändert

342) a. a. O. p. 80*a*. *Ex his jam patet, nos eorum quoque, quae distincte cognoscimus, ideas non percipere, nisi quatenus cogitatione intuitiva utimur. Et sane contingit, ut nos saepe falso credamus habere in animo ideas rerum, cum falso supponimus, terminos quibus utimur, jam a nobis fuisse explicatos .... Quia hac cogitatione caeca contenti sumus et resolutionem notionum non satis prosequimur, fit, ut lateat nos contradictio, quam forte notio composita involvit.*

343) a. a. O. p. 80*b*.

nichts an dem Hauptgedanken, dass die Erkenntniss vor allem Andern in der möglichsten Deutlichkeit dessen besteht, was wir denken; und in dem kurzen, in raschen Gedankenwendungen fortschreitenden *Dialogus de connexione inter res et verba et veritatis realitate* aus dem Jahre 1677 hatte Leibniz schon früher hervorgehoben, dass es eigentlich Verhältnisse sind, deren Gleichheit und Unveränderlichkeit die Grundlage und, darf man hinzusetzen, der Gegenstand der Erkenntniss sind.[344]) Und die oft wiederholte Hinweisung darauf, dass das erkennende Denken Rechenschaft über die Möglichkeit der Begriffe geben müsse, weist, abgesehen von der angeblich reellen Gültigkeit, welche Leibniz in metaphysischer Beziehung dem Möglichen gibt, zuletzt auf eine Vertiefung des Denkens in den Inhalt der Begriffe und die durch diesen Inhalt mitgesetzten Verhältnisse derselben hin, die ihre Norm lediglich in den Gesetzen der Logik findet.[345]) Desshalb gibt es für Leibniz wie für Locke Gebiete eines strengen demonstrativen Wissens, bei welchen es auf die empirische Wirklichkeit der Gegenstände dieses Wissens gar nicht ankommt, und desshalb weist jener eben so wie dieser da, wo es sich um die Erkenntniss der empirischen Wirklichkeit handelt, auf die Erfahrung hin, welche allein die Data zu dieser Art von Erkenntniss darzubieten im Stande ist. Obgleich daher Leibniz rücksichtlich der Methode schärfere und strengere Forderungen an das Denken stellt als Locke, der den logischen Formalismus als einen für den wirklich denkenden Menschen überflüssigen Ballast betrachtete, und obgleich Locke der lebhaften Zuversicht, mit welcher Leibniz seine Metaphysik als eine

---

344) Opp. p. 77*b*. *Etsi characteres sint arbitrarii, eorum tamen usus et connexio habet quiddam, quod non est arbitrarium, scilicet proportionem quandam inter characteres et res, diversorum characterum, easdem res exprimentium, relationes inter se. Et haec proportio sive relatio est fundamentum veritatis* (vgl. p. 78*a*. *b*). Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass das Wort *res* hier, wie in ähnlichen Fällen die Worte *objet*, *chose* u. s. w. sowohl den gedachten, als den wirklichen Gegenstand, insofern er eben gedacht wird, bedeutet.

345) Vgl. darüber auch F. EXNER's vortreffliche Abhandlung »über Leibnizens Universal-Wissenschaft« (aus d. Abhandll. d. K. Böhmisch. Ges. d. Wiss. V. Folge 3. Bd. Prag 1843). »Die Logik«, sagt Exner am Schluss derselben S. 40, »war ihm, was sie wirklich ist, die Wissenschaft, welche das Ideal aller Wissenschaften zeichnet, dem eine jede auf ihre Weise sich zu nähern hat. Und dieses Ideal selbst ist nichts Anderes als vollkommene Deutlichkeit aller Begriffe und ihrer Beziehungen. Echte Wissenschaft und Einigkeit der Denker fliessen allein aus der Klarheit der Gedanken.«

die verschiedenartigsten speculativen Gegensätze glücklich vermittelnde Entdeckung betrachtete, die kühle Unerschütterlichkeit eines kritischen *non liquet* entgegengestellt haben würde, so erkennen doch beide die Thatsächlichkeit des in der innern und äussern Erfahrung Gegebenen und die Nothwendigkeit eines nach dem Inhalte der Begriffe sich richtenden und den Beziehungen derselben nachspürenden Denkens als dasjenige an, was in letzter Instanz über alle Theorieen, selbst die der Erkenntniss nicht ausgenommen, zu entscheiden hat.[346])

Es ist nicht die Absicht, die Parallele zwischen Locke und Leibniz auf Kant auszudehnen; dass aber das Urtheil, welches dieser über beide ausspricht, nicht zutrifft, muss die vorliegende Darstellung gezeigt haben. »Leibniz, sagt Kant,[347]) intellectuirt die Erscheinungen, so wie Locke die Verstandesbegriffe sensificirt, d. i. für nichts, als empirische und abgesonderte Reflexionsbegriffe ausgegeben hatte. Anstatt im Verstande und der Sinnlichkeit zwei ganz verschiedene Quellen von Vorstellungen zu suchen, die aber nur in Verknüpfung objectivgültig von Dingen urtheilen können, hielt sich ein jeder dieser grossen Männer nur an eine von beiden, die sich ihrer Meinung nach unmittelbar auf Dinge an sich selbst bezöge, indessen die andere nichts that, als die Vorstellungen der ersteren zu verwirren oder zu ordnen.« Vielmehr müsste man, wenn man den Kantischen Schematismus der Erkenntnissvermögen auf Locke und Leibniz übertragen will, sagen, dass beide im Verstande und in der Sinnlichkeit zwei verschiedene Quellen von Vorstellungen angenommen haben; dass ferner Leibniz die Erscheinungen eben so wenig intellectuirt, da ihm alles sinnlich Wahrnehmbare eben nur ein System wohlgeordneter Phänomene ist, als Locke die Verstandesbegriffe sensificirt, da das Gebiet der streng demonstrativen Erkenntniss mit der

346) In dem oben Anm. 3 angeführten Briefe Leibniz's an Rémond de Montmort vom J. 1714 sagt Leibniz: *Mr. Locke avait de la subtilité et de l'adresse et quelque espèce de métaphysique superficielle qu'il savoit relever, mais il ignoroit la méthode des mathématiciens.* Auf dieses Urtheil ist vielleicht die geringschätzige Art nicht ohne Einfluss gewesen, mit welcher Locke Leibniz's *réflexions sur l'essai de l'entendement humain de Mr. Locke* in einem Briefe an Molyneux mit den Worten abgelehnt hatte: *des futilités de ce genre me font penser qu'il n'est pas ce très grand homme dont on nous a parlé.* Locke hat keine oberflächliche Metaphysik, sondern er leistet mit vollem Bewusstsein der Gründe auf Metaphysik als Erkenntniss des Wesens der Dinge Verzicht; seine Forderungen sind in dieser Beziehung strenger als die Leibniz's.

347) Krit. d. r. V. S. 261.

sinnlichen Erfahrung bei ihm an sich gar nichts zu thun hat und in dieser Beziehung bei ihm, gerade wie bei Kant, unsere Begriffe nicht an den Dingen, sondern diese an unseren Begriffen gemessen werden (s. oben Anm. 185) und dass es wenigstens Locke, der die Dinge an sich, ebenfalls wie Kant, für unbekannt erklärt, nicht beigekommen ist, die sinnlichen Empfindungen in einem andern Sinne, als Kant selbst, auf die Dinge an sich zu beziehen.

Aber Kant hatte für die Erkenntniss in der Frage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? einen Gesichtspunkt aufgestellt, der die Untersuchung über den Gesichtskreis Locke's sowohl als Leibniz's hinauszuheben im Stande gewesen wäre;[348]) denn in dieser Frage liegt die unmittelbare Aufforderung, ihre Beantwortung in den Begriffen selbst und deren nicht blos analytischen Verhältnissen, sondern synthetischen Beziehungen zu suchen. Statt an die Begriffe selbst wendet sich jedoch Kant an die Erkenntnissvermögen; der Grund der Synthesis soll eben nicht in den Begriffen, sondern in den Functionen der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft des Verstandes liegen. Desshalb sind psychologische Voraussetzungen bei Kant von viel grösserem Einflusse, als bei Locke, der viel weniger die Erkenntnissvermögen, als die menschliche Erkenntniss zum Gegenstande seiner Kritik gemacht hatte.[349]) Gleichwohl lässt sich die Frage aufwerfen, ob Kant seine Resultate lediglich oder auch nur hauptsächlich auf seinen psychologischen Unterbau gegründet habe, oder habe gründen können.

Den Mittelpunkt seiner theoretischen Ansicht bildet der Satz, dass wir die Dinge an sich nicht kennen, weil wir nun einmal an die reinen Formen der sinnlichen Anschauung und die zwölf Kategorieen gebunden sind und diese factische Gebundenheit unseres Anschauens und Denkens

---

348) Der Begriff eines synthetischen Urtheils kommt weder bei Locke noch bei Leibniz vor. Wie nahe er gleichwohl Locke lag, darüber vergl. oben S. 182. Ebenso findet sich bei Leibniz *nouv. essais* p. 395*a* eine merkwürdige Stelle, wo er sagt: *il faut savoir qu'il y a des consequences asyllogistiques bonnes et qu'on ne sauroit démontrer à la rigueur par aucun syllogisme sans en changer un peu les termes et ce changement même des termes fait la consequence asyllogistique.* Die Beispiele, die er dafür anführt, sind synthetisch verbundene Begriffe.

349) Wenn man den Titel seines Werks *essay concerning human understanding* gewöhnlich übersetzt Versuch über den menschlichen Verstand, so muss bemerkt werden, dass *understanding* ebenso das Verständniss als den Verstand, ebenso die Erkenntniss als das Erkenntnissvermögen bedeutet.

nicht abstreifen können, dergestalt dass wir gar nicht wissen können, ob nicht die Dinge an sich ganz anders beschaffen sind, als wir sie anschauen und denken. Gesetzt nun, es läge wirklich »im menschlichen Gemüthe« eine Summe oder ein System festbestimmter und unüberschreitbarer Anschauungsformen und Begriffe »*a priori* bereit«, durch welche wir den gegebenen Empfindungsstoff aufzufassen unabänderlich bestimmt sind, so liesse sich gerade dann nicht einsehen, wie auch nur der leiseste Gedanke daran sollte entstehen können, dass die Dinge möglicherweise anders beschaffen seien, als wir sie vorzustellen genöthigt sind; alles menschliche Denken wäre an den von der Natur vorgezeichneten Vorstellungskreis gebunden und eine Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumenen wäre unmöglich. Wenn also eine Incongruenz zwischen unseren Vorstellungsarten und den Dingen behauptet oder nachgewiesen wird, so dürfen diese Vorstellungsarten keine unabänderlich und fest bestimmten sein, sondern der in uns vorhandene, gleichviel wie entstandene Gedankenkreis muss so weit veränderlich und beweglich sein, dass sich die Gedanken selbst an einander messen und gegenseitig modificiren können; nur unter dieser Voraussetzung ist es möglich, dass sich in dem factisch vorhandenen Gedankenkreise Lücken oder Widersprüche verrathen, die es verbieten sich bei ihm schlechthin zu beruhigen. Alle Philosophie ist ein Zersetzungsprocess des alten und ein Bildungsprocess eines neuen Gedankenkreises.

Fragt man nun nach den Mitteln, durch welche Kant die unbefangene Voraussetzung zerstört, dass die Welt wirklich so beschaffen sei, wie wir sie vorstellen, so liegen diese nicht in seiner Sonderung einer bestimmten Anzahl von Seelenvermögen sammt den jedem einzelnen derselben beigelegten Functionen, sondern in Begriffsbestimmungen, die von diesem psychologischen Apparat ganz unabhängig sind. Vor allem in der Unterscheidung zwischen Denken und Erkennen. Zum Erkennen gehört zweierlei, Anschauung und Begriff; wo ein gegebener Gegenstand nicht durch Begriffe gedacht, und für einen gedachten Begriff kein Gegenstand gegeben werden kann, ist keine Erkenntniss, sondern dort eine gedankenlose Thatsache, hier ein leerer Begriff. Dieser Fundamentalsatz hängt in seiner Gültigkeit nicht davon ab, dass gerade nur die Sinnlichkeit die Gegenstände gibt und der Verstand sie denkt; wohl aber steht für Kant diese in den Begriff der Erkenntniss aufgenommene Beziehung der Gedanken auf empirische Objecte dergestalt

fest; dass nicht nur die Kategorieen keine Erkenntniss darbieten, als nur »durch ihre mögliche Anwendung auf empirische Anschauung«, sondern dass er selbst der Mathematik nur in so fern den Namen der Erkenntniss zugestehen will, als die mathematischen Begriffe auf empirische Anschauungen angewendet werden können.[350]) Dieser Bestimmung des Begriffs der Erkenntniss im Gegensatze zu dem blossen Denken liegt aber bei Kant stillschweigend noch ein anderer, von ihm allerdings erst in der Kritik des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes hervorgehobener Begriff zu Grunde, nämlich der des Seins; und erst durch die in dem Begriff des Seins liegende Unabhängigkeit des Seienden von dem Denken bekommt die Unterscheidung des Dings an sich von der Vorstellung ihren Haltepunkt. Indem nun die Dinge an sich und die in uns liegenden Formen der Anschauung und des Denkens einander gegenübertreten, bewegt sich die Kantische Kritik allerdings vorzugsweise auf dem auf der Seite des Subjects liegenden Gebiete und der positive Inhalt seiner Analytik der Begriffe und Grundsätze des reinen Verstandes besteht zum grossen Theil lediglich in der Exposition der durch die ältere Schulmetaphysik formulirten Vorstellungsarten, jedoch unter der fortwährenden Erinnerung daran, dass alle diese Begriffe und Grundsätze eine Bedeutung nur durch ihre Beziehung auf mögliche Erfahrung erhalten und dass wir die Dinge an sich dadurch nicht kennen lernen. Es ist nicht ohne Nutzen, in dieser Hinsicht den ganzen Abschnitt: »systematische Vorstellungen aller synthetischen Grundsätze des reinen Verstandesgebrauchs« durchzugehen, vorzüglich die auf die Begriffe der Substanz und der Causalität sich beziehenden Parthieen, in denen er auf jede Untersuchung des Begriffs entweder geradezu Verzicht leistet oder dessen Unbegreiflichkeit einfach durch die Berufung auf die Gewalt der sinnlichen Anschauung umgehen zu können glaubt.[351])

---

350) Kr. d. r. Vern. S. 138. 139. Wenn Kant erklärt, dass die Möglichkeit der Mathematik als Wissenschaft nur durch seine Lehre von Raum und Zeit als den reinen Formen der sinnlichen Anschauung begreiflich werde (Kr. d. r. V. S. 46 flgg. 65), so ist es der Mühe werth, damit zu vergleichen was Leibniz *nouv. essais* p. 361—363 über die Gründe der mathematischen Erkenntniss sagt. Die Arithmetik geht bei Kant ohnedies ziemlich leer aus; die Geometrie aber hat es überall lediglich mit bestimmten räumlichen Verhältnissen zu thun und der allgemeine Begriff des Raums ist für sie sehr gleichgültig; in der allgemeinen Form des Raums liegt aber nicht der geringste Entscheidungsgrund über irgend ein bestimmtes räumliches Verhältniss.

351) Rücksichtlich des Begriffs der Substanz vgl. Kr. d. r. V. S. 190—195. —

Wo jedoch Kant die die Grenze der Erfahrung überschreitenden Behauptungen einer dogmatischen Metaphysik bestreitet und widerlegt, zeigt sich, dass seine Beweise der Unmöglichkeit einer dogmatischen Beantwortung der betreffenden Fragen entweder auf den Mangel ausreichender Data der Erfahrung oder auf die den dogmatischen Behauptungen nachweisbaren Sprünge und Fehlschlüsse oder auf die Begriffe selbst und die in ihnen liegenden unauflöslichen Schwierigkeiten sich stützen. Das erste tritt besonders deutlich in der Kritik aller speculativen Theologie hervor, in welcher Beziehung er selbst abschliessend sagt (S. 188): »Wollte man lieber alle obige Beweise der Analytik in Zweifel ziehen, als sich die Ueberredung von dem Gewichte der so lange gebrauchten

---

Rücksichtlich der Veränderung und der Causalität sagt er a. a. O. S. 234: »Um Veränderung als die dem Begriffe der Causalität correspondirende Anschauung darzustellen, müssen wir Bewegung, als Veränderung im Raume, zum Beispiele nehmen.... Veränderung ist Verbindung contradictorisch einander entgegengesetzter Bestimmungen im Dasein eines und desselben Dings. Wie es nun möglich sei, dass aus einem gegebenen Zustande ein ihm entgegengesetzter desselben Dinges folge, kann nicht allein keine Vernunft sich ohne Beispiel begreiflich, sondern nicht einmal ohne Anschauung verständlich machen und diese Anschauung ist die der Bewegung des Punkts im Raume.« Also würde wirklich durch die Bewegung des Punkts im Raume das Gelbwerden der Blätter im Herbste verständlich und durch ein solches Beispiel die Veränderung für die Vernunft begreiflich? — Wie wenig die Frage nach einer berichtigenden Umbildung der vorhandenen gleichviel ob *a priori* gegebenen oder erworbenen Vorstellungsarten in dem Gesichtskreis Kant's lag, zeigen solche Stellen, wo er eigentliche Definitionen der Kategorieen und der davon abhängigen Begriffe für eine gar nicht so schwere Sache erklärt. »Der Definitionen der Kategorieen überhebe ich mich in dieser Abhandlung geflissentlich, sagt er S. 112, obwohl ich im Besitze derselben sein möchte ... Aus dem Wenigen, was ich hievon angeführt habe, leuchtet deutlich hervor, dass ein vollständiges Wörterbuch mit allen dazu erforderlichen Erläuterungen nicht allein möglich, sondern auch leicht sei zu Stande zu bringen.« Und S. 207 sagt er: »diese Causalität führt auf den Begriff der Handlung, diese auf den der Kraft, und dadurch auf den Begriff der Substanz. Da ich mein kritisches Vorhaben ... nicht mit Zergliederungen bemengen will, ... so überlasse ich die umständliche Erörterung derselben einem künftigen System der reinen Vernunft; wiewohl man eine solche Analysis in reichem Maasse auch schon in den bisher bekannten Lehrbüchern dieser Art trifft.« Die Ausführung des »Systems der reinen Vernunft« scheint er sich so gedacht zu haben, dass es nicht nöthig sein würde, an den hergebrachten metaphysischen Begriffen sonderlich viel zu ändern, nachdem einmal die Kritik der reinen Vernunft das dogmatische Vorurtheil zerstört habe, dass sie eine Bedeutung für die Erkenntniss der Dinge an sich haben. »Die Fächer sind einmal da, es ist nur nöthig sie auszufüllen« S. 113.

Beweisgründe rauben lassen, so kann man sich doch nicht weigern, der Aufforderung ein Genüge zu thun, wenn ich verlange, man solle sich wenigstens darüber rechtfertigen, wie und vermittelst welcher Erleuchtung man sich denn getraue, alle mögliche Erfahrung durch die Macht blosser Ideen zu überfliegen. ... Ich halte mich an der einzigen billigen Forderung, dass man sich allgemein aus der Natur des menschlichen Verstandes, sammt allen übrigen Erkenntnissquellen darüber rechtfertige, wie man es anfangen wolle, sein Erkenntniss ganz und gar *a priori* zu erweitern, und bis dahin zu erstrecken, wo keine mögliche Erfahrung und mithin kein Mittel hinreicht, irgend einem von uns selbst ausgedachten Begriffe seine objective Realität zu versichern.« Für das zweite kann vornehmlich die Darlegung des Paralogismus der reinen Vernunft als Beispiel gelten, die eben den Fehlschluss von der Einheit des Selbstbewusstseins auf die Einfachheit des Seelenwesens aufdeckt. Das dritte endlich belegt der ganze Abschnitt von den Antinomieen; der dialektische Widerstreit besteht hier ganz und gar in der Darlegung der Consequenzen, die aus gleich möglichen Voraussetzungen sich ableiten lassen. Die Antinomieen sind Schlussreihen, deren entgegengesetzte Resultate (vorausgesetzt, dass die Annahmen, aus welchen Kant argumentirt, alle gleich möglich und die Argumentationen fehlerlos sind,) lediglich darauf hinweisen, dass der angebliche Widerstreit der Vernunft mit sich selbst oder mit dem Verstande ein Widerstreit der Begriffe selbst sei. Und so verwandelt sich unwillkührlich selbst für Kant die Kritik der Erkenntnissvermögen in eine Kritik der Begriffe.

Alle Wissenschaft will sein ein System nothwendiger, unter einander durchgängig übereinstimmender Gedanken. Und wenn die Frage nach der Congruenz dieser Gedanken mit den Dingen immer wieder eine Frage an das Denken ist und ihre bejahende oder verneinende Antwort nur durch das Denken und für das Denken finden kann, so wird der Versuch, unabhängig von den Objecten der denkenden Untersuchung eine Theorie der Erkenntniss aufzustellen, unsicher sein, so lange nicht das System derjenigen Gedanken, durch welche die Phänomene und Thätigkeiten des geistigen Lebens als besondere Fälle einer allgemeinen Gesetzmässigkeit begreiflich werden sollen, bis zu einer gewissen Reife und Sicherheit gediehen ist. Getrieben von den Lücken und Widersprüchen des eigenen Gedankenkreises, gleichviel ob er seine Quelle in der Erfahrung oder in einer von der Erfahrung unabhängigen Mitgift

der Natur hat, — denn warum sollte es blos angeborne, der Verdunkelung ausgesetzte Wahrheiten und nicht auch angeborne, der Berichtigung fähige Irrthümer geben können? — getrieben von diesen Lücken und Widersprüchen vertieft sich das Denken in die Gedanken und dadurch in die Dinge, welche es denkt; so arbeitet es fort, fortschreitend von Gedanken zu Gedanken, wie ein Bergmann in einem dunkeln Schachte, und von den in den Begriffen selbst und deren Verhältnissen und Beziehungen liegenden Weisungen hängt es ab, ob es auf diesem dunkeln Wege die bunte und heitere Welt der objectiven Realität verliert oder sie und in ihr sich selbst als Product oder Glied eines erkannten Systems in einander greifender Ursachen, Gesetze und Zwecke wiederfindet.

Verbesserungen.

S. 117, Anm. Z. 9 v. u. l. *they* f. *the*.
» 118, » » 10 v. u. l. *the* f. *tho*.
» 123, Z. 6 v. o. l. was von aussen ins Bewusstsein eintritt f. was im Bewusstsein geschieht.
» 139, » 19 v. u. l. *talke* f. *take*.
» 148, » 5 v. o. l. unsere Vorstellung des Zeitlichen bleibt f. unsere Vorstellung bleibt.
» 153, » 2 v. u. streiche *that*.
» 157, » 5 v. o. l. entspricht f. entsprechen.
» 183, » 11 v. o. l. diese f. diesen.

DIE
DEUTSCHE NATIONALÖKONOMIK
AN DER
GRÄNZSCHEIDE DES SECHZEHNTEN UND SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

VON

WILHELM ROSCHER.

I.

Der Verfall der Reformationsblüthe.

Die vielseitige und herrliche Blüthe, welche das deutsche Volksleben in der Reformationszeit getrieben, war eine schnell vorübergehende. Man hat die Verkümmerung ihrer Früchte gewöhnlich dem dreissigjährigen Kriege zugeschrieben, doch mit Unrecht. Der dreissigjährige Krieg ist das Strafgericht, welches die Sünden, eigentlich aller Glieder, des deutschen Volkes mit furchtbarer Allmälichkeit und desshalb Unentfliehbarkeit heraufbeschworen hatten. Wer aber soviel historisches Auge besitzt, um die geistigen Ursachen über die materiellen Wirkungen, die Principien über die Massen zu stellen, der kann unmöglich verkennen, dass in sehr vielen Stücken die Zeit unmittelbar vor dem Kriege noch schlimmer war, als die Zeit während des Krieges selbst. Ich erinnere nur an das Fürsten- und Hofleben, wie es in den Tagebüchern des Junkers von Schweinichen erscheint, verglichen mit dem, zwar wenig productiven, aber doch edlern Aufschwunge, der sich z. B. in der Stiftung und Ausbreitung der fruchtbringenden Gesellschaft (seit 1617), sowie in dem zwar geistlosen, aber wohlgemeinten Mäcenatenthume so vieler Grossen während des dreissigjährigen Krieges[1] äussert. Das Aufkommen der Opitzischen Poesie (seit 1617) hat man von jeher für ein, wenn gleich unvollständiges, Wiedererwachen der deutschen Muse gehalten. Auch der schwere Druck, welchen das Pfaffenthum aller drei Confessionen auf das geistige Leben ausübte, ist ge-

---

1) Die vielen damaligen Gesellschaften mit ihrer gegenseitigen Lobhudelei, ihren Dedicationen an grosse Herren etc. scheinen doch zum Theil nothwendige Schutz- und Trutzbündnisse gegen das unmässige Pasquillwesen der Zeit gewesen zu sein, worüber damals alle Welt klagt (Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung III, S. 188 ff.).

rade während des Krieges selbst gemildert worden; ebenso der vorher und nachher für alle Niederen so demüthigende schroffe Unterschied der Stände[2].

Betrachten wir also das Ende des 16. Jahrhunderts als den grellen Abfall von der Höhe seines Anfanges, so dürfen wir freilich nicht übersehen, wie beinah Alles, was uns an den Epigonen der Reformation betrübt, zum Spotte reizt oder empört, auch in der besten Zeit des Jahrhunderts schon vorhanden war. Nur immer in ganz anderem Verhältnisse! Aehnlich, wie sich z. B. aus dem vortrefflichen, echt populären Deutsch und dem ebenso vortrefflichen, echt humanistischen Latein, welches die Luther und Hutten etc. geschrieben hatten, bald nach der Mitte des Jahrhunderts eine immer barbarischere Mengsprache bildete. Selbst in Luthers Werken lässt sich mancher Ausbruch des Lehrfanatismus, des Hexenwahns, der Criminalbarbarei, der Bauernverachtung und Fürstendienerei, endlich auch jenes Grobianismus nachweisen, dessen berühmtester Typus — Dedekinds Grobianus — bereits 1549 erschien. Aber wie schrumpft das Alles zu kleinen Sonnenflecken zusammen, wenn man es der menschlichen, sittlichen, wissenschaftlichen und christlichen Grösse des ganzen Mannes gegenüberstellt! Aehnlich ist es mit seiner Zeit im Allgemeinen.

Die ersten, reinsten und schönsten Jahre der Reformation kennzeichnen sich hauptsächlich durch ein harmonisches Zusammenwirken von drei verschiedenen Tendenzen: Wiederherstellung des reinen Evangeliums, des klassischen Alterthums, des nationalen Staates, und zwar alles Diess in echter Humanität auch für die niederen Klassen zugänglich gemacht. Aber die Harmonie und Volksthümlichkeit hört fast urplötzlich auf mit dem Bauernkriege, dessen Ausbruch und Niederlage ich überhaupt für den grossen Wendepunkt halte, der alles Unheil des folgenden Jahrhunderts veranlasst hat. Eine hoffnungsreiche, im besten Gange befindliche Reformbewegung, die bei ruhiger Durchführung sicher bald eine ähnliche Ablösung der bäuerlichen Frohndienste und Naturallieferungen bewirkt hätte, wie sie in der freien Schweiz

---

2) Der prologartige »Inhalt« von Lauerembergs Scherzgedichten, V. 25 ff., bezeugt klar, dass gleich nach dem dreissigjährigen Kriege (und wohl durch denselben) die Standesunterschiede sehr verwischt waren. Lauremberg tadelt diess als Verachtung einer Ordnung Gottes. Erst später muss im längern Frieden der Unterschied wieder verschärft worden sein.

wirklich erfolgte[3], wird in Ermangelung des rechten Führers auf dem Throne durch Ungeduld der Emancipationsbedürftigen zur wilden Revolution, woran sich die Besten des Volkes nicht betheiligen konnten. Welche fürchterliche Reaction das Scheitern des Aufstandes nach sich zog, kann am kürzesten mit den Worten des grossen Statistikers Sebastian Münster bezeichnet werden: *nihil est, quod servilis et misera gens* (die deutschen Bauern) *dominis debere non dicatur; nihil etiam, quod jussa facere absque periculo recusare audeat*[4]. Nicht genug, dass alle Verbesserungen des bäuerlichen Zustandes, selbst die reifsten und nothwendigsten, einer mehr als zweihundertjährigen Vertagung anheimfielen, so traten zugleich die positivsten Verschlechterungen ein. Gerade der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört die Ausbreitung der ungemessenen Frohnden, die Ueberbürdung des Bauernstandes mit allen neuaufkommenden Staatslasten, die Entstehung der neuern Leibeigenschaft, ja die Anfänge zu völliger Legung der Bauerdörfer hauptsächlich an[5]. Alles diess nur zu begreiflich in einer Uebergangszeit, wo die mit-

---

3) Vgl. meine Nationalökonomik des Ackerbaues, §. 117 fg.

4) *Cosmographia*, (1550) p. 376. Auch das ist bezeichnend für die Stellung der verschiedenen Stände zu jener Zeit, dass der Belagerer Magdeburgs, Herzog Georg von Mecklenburg, die gefangenen Bürger um Lösegeld freigab, die Soldaten in seinen eigenen Dienst zog, die Bauern aber niederhauen liess. (K. A. Menzel, N. Geschichte der Deutschen III, S. 341.)

5) Man kann diess in den meisten deutschen Territorien so lange beobachten, bis die immer mehr wachsende landesherrliche Macht es in ihrem eigenen Interesse fand, die Bauern zu schützen. So wurde z. B. in Brandenburg 1541 den Ständen erlaubt, »nach ihrer Gelegenheit etliche Bauern auszukaufen.« Der Landtagsabschied von 1550 hebt die bisherige Ordnung auf, wonach das Kammergericht den Bauern »gesetzte Dienste« gemacht und den Herren vorgeschrieben hatte, sie während der Frohnde zu speisen. (Mylius C. C. M. V, S. 90; vgl. Droysen Preuss. Gesch. II, 2, S. 286. 293.) Die oppeln-ratiborsche Landesordnung von 1562 gestattet schon dem Herrn, seine Bauern zum Verkauf ihres Hofes zu zwingen; im Fall der Säumniss darf er den Hof nach der Taxe an sich nehmen. In Pommern beginnt die Einziehung der Höfe gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, und die Bauernordnung von 1616 stellt Leibeigenschaft, ungemessene Frohnden und Nichterblichkeit der Höfe als Regel auf. In Mecklenburg werden gewöhnlich die Reversalien von 1616 als Durchbruch der bäuerlichen Entsetzbarkeit angesehen; doch schildert bereits Coler (1609) in seiner *Oeconomia ruralis et domestica IV*, 8 die dortigen Bauern als Zeitpächter, deren ganzes Inventar dem Junker gehört, und die oft davon laufen, nachdem sie Alles durchgebracht haben. Ueber Schleswig-Holstein ist die bekannte Meinung Hanssens neuerdings von K. W. Nitzsch sowohl bestätigt als berichtigt worden: S. H. L. Jahrbücher V, S. 97 ff.

telalterlichen Formen des Verhältnisses zwischen Bauer und Gutsherr etc. jedenfalls umgestaltet werden mussten, wenn nun dieser Process von exclusiv römischen Juristen[6] unter dem frischen Eindrucke einer niedergetretenen Bauernempörung vollzogen wurde. Aber das Unglück beschränkte sich nicht auf den Bauernstand. Die Bauern sind ein so grosser, mehr noch ein so fundamentaler Bestandtheil des Volkes im Ganzen, dass ihre wirkliche Verkümmerung und Demoralisirung unfehlbar das ganze Volksleben vergiften muss. Diess der eigentliche Kern der Krankheit, woran Deutschland mehr als zweihundert Jahre lang so schwer darniedergelegen hat, deren Heilung alsdann vornehmlich von den grossen Herrschern, Denkern und Dichtern des 18. Jahrhunderts eingeleitet worden ist.

Zwar unterdrückt wurde Gottlob die evangelische Idee nicht. Auch die beiden vornehmsten Brücken, die von ihr zu der Gesammtheit der Nation führten, die lutherische Bibelübersetzung und der kirchliche Gemeindegesang, bewährten sich als unzerstörbar. Aber ihre Weiterentwickelung war gehemmt. Das eigentliche Gemeindeleben verkümmerte gegenüber einem Pastorenthume, das ebenso hierarchisch nach unten, wie abhängig nach oben zu war. Denn nach dem Bauernkriege mussten die Reformatoren zufrieden sein, wenn sie durch engsten Anschluss an die fürstlichen und aristokratischen Mächte wenigstens den Kern ihres bisherigen Strebens festhalten konnten. — Die religiöse Klassicität, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, beruhet auf der Stärke und gleichmässigen Ausbildung folgender vier Elemente: des mystischen, ohne welches keine Andacht, des pietistischen, ohne welches keine Frömmigkeit, des orthodoxen, ohne welches keine Kirche, und des rationalen, ohne welches keine Theologie möglich ist. Bei Luther die höchste Macht und schönste Harmonie aller vier Elemente, wogegen schon bei seinen nächsten Epigonen in tyrannischer Einseitigkeit ein orthodoxer Rationalismus vorherrschte. Es vollzog sich jetzt in ebenso viel Jahrzehnten, wie das Urchristenthum dazu Jahrhunderte gebraucht hatte, das Herabsinken von der propheten- und apostelähnlichen Glorie Luthers zu einer fast byzantinischen Hoftheologie, in der z. B. ein Sel-

6) Die also ihre Studien gemacht hatten an einer klassischen Zeit des Militärdespotismus, der Latifundienwirthschaft, der Sklaverei oder doch eines halbsklavischen Colonats.

necker an Kurfürst August schrieb, »er wolle gern auf allen Vieren von Wolfenbüttel nach Dresden kriechen,« um den Verdacht zu beseitigen, worein er gebracht sei[7]. Der Satz: *Cuius regio eius religio*, wurde so bethätigt, dass z. B. in Thüringen bei der Austreibung der Flacianer (1573) von 533 Geistlichen überhaupt 111, darunter 9 Superintendenten, abgesetzt wurden. Aus der Pfalz verjagte die Lutheranisirung von 1578 an 1000 Prediger und Schullehrer. Die Reichsstadt Oppenheim, die an den Pfalzgrafen verpfändet war, hat von der Reformation bis 1648 zehnmal ihre Confession wechseln müssen[8]. Solche Dinge verdarben natürlich den Volkscharakter um so mehr, je mehr damals noch alles geistige Leben überhaupt kirchlich und theologisch gefärbt war[9].

Dass nationalpolitische Ideale nicht auf der Grundlage eines zertretenen Bauernstandes erreicht werden können, leuchtet schon aus den Anfangsgründen der politischen Mechanik ein. Bei der Stellung des Kaisers gegen die Reformation musste die Schwenkung zum Absolutismus, welche das Lutherthum seit dem Bauernkriege machte, nur den Landesherren zu Gute kommen. Diesen wuchs aller Einfluss zu, welchen die römische Kirche verloren hatte. Freilich war eben damit die allmäliche Auseinandersprengung des Reiches in eine Menge von Particularstaaten vorbereitet, um so gewisser, als das äussere Wachsthum der deutschen Reformation seit Luthers Tode so gut wie stillestand, folglich die beiden grossen Confessionen schon früh in das Verhältniss eines ziemlichen Gleichgewichtes zu einander traten. Dieses Gleichgewicht aber der Gegensätze auf einem Lebensgebiete, welches damals selbst politisch für das bei Weitem bedeutendste galt, ist offenbar die allerungünstigste Form, um an Wiederherstellung der Reichseinheit zu

7) Planck, Geschichte des protest. Lehrbegriffes V, 2, S. 600 fg. Nicht ganz so verletzend in der Form, aber sachlich ein wahres Musterstück, den Landesherrn zum unbeschränkten Herrn der Gewissen zu erklären, ist Andreä's Bericht an Kurf. August vom Febr. 1578, bei K. A. Menzel, N. Geschichte der Deutschen IV, S. 513 ff.

8) *Pfanner, Hist. pacis Westphal. V*, 42; vgl. K. A. Menzel IV, S. 429. 489.

9) Für die ganze Literatur nach Melanchthons Abscheiden ist es charakteristisch, dass selbst ein Arzt und Mathematiker, wie Peucer, so durchaus in der Theologie lebte; ebenso aber auch für die Mässigung des damaligen Wittenberg, dass ein solcher Laie so ungeheuern theologischen Einfluss haben konnte. Man wird die Verfolgung des Kryptocalvinismus in Sachsen kaum halb verstehen, wenn man nicht diese beiden Seiten zusammenfasst.

denken. Wir sehen desshalb auch sehr bald schon jede Partei des zwieträchtigen Deutschlands ihre Bundesgenossen im Auslande suchen. Wenn die Protestanten diess scheinbar zuerst gethan haben (seit 1552 mit Frankreich), so darf man nicht vergessen, wie Karl V. schon im schmalkaldischen Kriege vornehmlich durch spanische und italienische Truppen gesiegt hatte. Ohne den Bauernkrieg und die von ihm herrührende Trennung der Huttenschen Ideale von der Reformation wäre weder die Selbstzerfleischung Deutschlands im dreissigjährigen Kriege, noch die Schande gegenüber Ludwig XIV. möglich gewesen. Und wenn in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die vielen grossen Persönlichkeiten unter den Landesherren den Weg zum Absolutismus verschönert hatten, wie selten wurden solche Persönlichkeiten gegen Schluss des Jahrhunderts!

Was endlich die humanistische Seite der Reformation betrifft, so ist es eine bekannte Thatsache, dass bei allen neueren Völkern die wirkliche Blüthe der altklassischen Studien mit der Blüthe der eigenen Nationalliteratur als Ursach und Wirkung im engsten Zusammenhange steht. Hätte sich unser Volk im 16. Jahrhundert normal entwickelt, ohne Revolution und Gegenrevolution, so würden Männer wie Sebastian Brant und der Homer der Reineke-Fuchsdichtung, wie Hutten, Luther und Hans Sachs rasch eine ebenso herrliche als volksthümliche Literatur von Poesie und Kunstprosa vorbereitet haben; und auch die Philologie der Reuchlin und Erasmus, der Melanchthon und Camerarius etc. wäre entsprechend fortgeschritten. So aber gerieth gleich nach Luthers Tode die deutsche Sprache selbst, als Bauernsprache, in Verachtung, so dass es eine Art von Auferweckung war, als Opitz die Dichtung, oder gar später Thomasius die Wissenschaft wieder in Anspruch für sie nahm. Wie Flacius erklärte, durch Schriften in deutscher Sprache, die *quisvis vel minimi pagi aedituus* machen könne, lasse sich kein Ruhm erwerben[10], da musste ziemlich gleichzeitig auch der deutsche Humanismus für lange verstummen. K. A. Menzel nennt die schöne Vertheidigung Melanchthons, welche die Wittenberger 1569 gegen die Flacianer ausgehen liessen, den Schwanengesang des deutschen Humanismus im 16. Jahrhundert. Wenn Fischart den Uebergang von der Volksliteratur zur Gelehrtenpoesie vermittelt, (gleichsam die Mitte zwischen Hans

10) *C. Schluesselburg, Catalog. haereticorum XIII. p.* 824.

Sachs und Opitz!) so meint Gervinus ohne Zweifel mit Recht, dieser Uebergang sei nöthig gewesen, um Deutschland nicht in die roheste und zugleich armseligste Pöbelhaftigkeit versinken zu lassen[11].

Ein volkswirthschaftliches Sinken von Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts möchte ich nicht mit Zuversicht behaupten. Man denke nur an Kurfürst August von Sachsen! Aber selbst aus der Fortdauer eines ungeschmälerten Wohlstandes würde man nicht gar zu viel schliessen dürfen, da zwar eine gewisse Unterlage materieller Güter für die geistige Kultur unentbehrlich ist, hingegen die grösste Fülle des Reichthums sowohl bei Völkern wie bei Individuen dem Höhepunkte des geistigen Lebens zu folgen pflegt. Uebrigens sehen wir schon damals eine Menge wirthschaftlicher Veränderungen, die ein völlig gesundes Volk unschädlich gemacht, wohl gar zu seinem Vortheil gewandt hätte, die aber unter den geistig-politischen Krankheitsverhältnissen jener Zeit auch ein wirthschaftliches Sinken vorbereiten mussten. — Vom Landbau wird kein Nationalökonom bezweifeln, dass er durch die Reaction nach dem Bauernkriege auf Seiten der Bauern noch mehr verlor, als auf Seiten der Gutsherren gewann; obwohl das Hofleben noch am Schlusse des Jahrhunderts den Adel nicht abhielt, eine gute Selbstwirthschaft für eine Ehre anzusehen[12]. Den städtischen Gewerbfleiss berührte die Niederlage der Bauern schon dadurch bedeutsam, weil die nun folgende Reaction in den meisten Städten das Zunftregiment schwächte, d. h. also die Herrschaft des Handwerkerstandes. Trotzdem war für grosse Fabriken mit ihrer Ueberlegenheit an Kapital und Intelligenz noch lange kein Boden; ebenso wenig für Gewerbefreiheit. Vielmehr haben sich gerade in dieser Zeit viele neue Beschränkungen vorbereitet, wie die Meisterstücke, die Geschlossenheit der Meister- und Gesellenzahl, die obrigkeitlichen Taxen etc.: Beschränkungen, welche zum Theil das Sinken des Absatzes unschädlich machen sollten, in Wahrheit aber das Uebel verschlimmern mussten. Nur die Bannmeile der Städte wurde jetzt an vielen Orten weniger streng beobachtet, weil die Fehdeunsicherheit des platten Landes abnahm, die sonst schon factisch jeden Gewerbfleiss daselbst verhindert hatte[13]. Indess wird auch

11) Geschichte der deutschen Dichtung III, S. 124.

12) Vgl. die Vorrede zu Coleri *Oeconomia ruralis et domestica.*

13) Die hannoverschen Städte klagen zuerst 1563 über Beeinträchtigung durch Landgewerbe. (Spittler, Hannov. Geschichte I, S. 280.) In Brandenburg heftiger

hier, bei der sinkenden Lebenskraft des Ganzen, die Aenderung den bisher Privilegirten mehr geschadet, als den bisher Nichtprivilegirten genützt haben. Der Handel von Deutschland gewann zwar in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die grössere Sicherheit der meisten Strassen im Innern. Er verlor aber nach Aussen hin durch drei grosse Veränderungen: einmal die Abnahme des italienischen Welthandels in Folge der portugiesischen Entdeckungen, der türkischen Eroberungen und gewiss am meisten der spanischen Herrschaft über Italien selbst; ferner den Fall Antwerpens und die Sperrung des Rheins durch den spanischen Krieg und die holländische Handelspolitik[14]; endlich das Sinken der Hansa im Streite mit den Ostseemächten und ganz besonders mit England. Der erste Vorgang drückte schwer auf die oberdeutschen Städte, der zweite auf das Rheingebiet, der dritte auf Norddeutschland[15]. Denn auf einer Kulturstufe, wie die unseres Vaterlandes im 16. Jahrhundert, pflegt der auswärtige Handel noch wichtiger, namentlich zum weitern Fortschreiten noch unentbehrlicher zu sein, als der Binnenhandel. Uebrigens konnte auch die gesteigerte Abhängigkeit, in welche damals so viele Städte gegenüber den Landesherren geriethen, dem Handel nicht wohl günstig sein. Die damaligen Höfe, mit ihren theils junkerlichen, theils juristischen, theils geistlichen Behörden waren gewiss noch nicht im Stande, was sie am Handelsinteresse weniger hatten, als die städtischen Magistrate, durch grössern Gemeinsinn und höhere Einsicht zu ersetzen.

Zu den merkwürdigsten Proben dieser tiefen Gesunkenheit auch der volkswirthschaftlichen Einsicht gehört des Cyriacus Spangenberg[16]

Kampf darüber auf dem Landtage von 1602, während in Sachsen bereits 1537 von Seiten des Landesherrn eine Schlichtung erfolgt war.

14) Die sich durch ein engherziges Ausbeutungssystem gegen ihre Hinterländer sehr von den Freihandelsprincipien der bisherigen flandrisch-antwerpischen Politik unterschied.

15) Wenn Sachsen unter Kurfürst August in wirthschaftlicher Hinsicht das erste Land des Reiches genannt werden kann, so hängt das zum grossen Theil damit zusammen, dass es diesen drei commerciellen Schlägen verhältnissmässig ferner lag. Daneben ist dann auch der Umstand wichtig, dass Sebast. Münsters Satz: *hodie revera inveniunt Germaniam prae ceteris regionibus metallis abundare*, für Sachsen besonders lange wahr blieb.

16) Der Verfasser ist 1528 in Calenberg geboren, studirte zu Wittenberg, war Prediger in Eisleben, Mansfeld etc., hatte als Flacianer viele Kämpfe zu bestehen, oft

»Nützlicher Tractat vom rechten Brauch und Missbrauch der Müntzen.« (Hinter Tilemann Friesens Müntzspiegel, Frankfurt a. M. 1592, S. 209—265.) Diess Büchlein, von einem zu seiner Zeit recht berühmten Manne herrührend, ist ein wahres Meisterstück wohlmeinenden, aber unwissenden und anmasslichen Pastorenthums.

Moneta kommt her von *monere*. »Das Geld soll eine Ermahnung und Erinnerung sein, nicht allein zu gedenken dessen, der die Müntz geschlagen, der Zeit wann sie geschlagen und ihres Wehrts, sondern viel mehr der Gerechtigkeit, gleich und richtig damit umzugehen, und das Geld zu geben und zu nemen, wie wir wollten, das ein ander geben oder von uns nemen solte.« (S. 209.)[17] Die Münze ist erfunden, statt des ältern Tauschverkehrs, damit man »in allerley Händeln besser zu und von einander kommen möchte.« Den Vorzug des Geldverkehrs setzt Spangenberg ziemlich roh in den leichten Transport des Geldes; übrigens behauptet er einfach, dass man sich über Geld leichter vergleiche, da sonst der Eine oft die Waaren nicht hat, die der Andere braucht. (S. 211 fg.) Wie ungleich besser ist diese Frage von Männern wie Agricola oder der albertinische Münzpublicist, ja schon von dem alten Biel erörtert worden! — Nun aber die Predigt des Gepräges. Die ältesten Münzen sollen ein Schiff und einen Januskopf enthalten haben, »ungezweiffelt,« weil Noah damit ein ewiges Gedächtniss der Rettung aus der Sündfluth stiften wollte; der Janus ist Noah selbst, der zwei verschiedenen Weltaltern angehörte. (S. 212.) Das Bild des Landesherrn auf unseren jetzigen Münzen soll (nach Christi Beispiel mit dem Zinsgroschen) die Menschen täglich erinnern »an die Wohlthaten ihrer Erbherren gegen Land und Leuten«, damit sie fleissig für diese beten, auch »dester gehorsamer sich nach derselben Landordnungen in allen Händeln richten, auch für Auffruhr und anderer Meuterey hüten.« (S. 213.) Der Ochse auf vielen Münzen ist eine Mahnung, »Gelt und Kaufhandel nicht so hoch zu lieben, dass sie darumb den Ackerbau wolten anstehen lassen. Ja vielmehr zu bedencken, wenn der Ackerbau nicht thet, dass man auch nicht viel Gelt haben oder ohne den Ackerbau das Gelt wenig

zu flüchten und starb 1604 zu Strassburg. Seine Schriften sind meist Chroniken oder theologischen Inhalts; die berühmtesten, ausser unserem Buche, sein Jageteuffel und Adelsspiegel.

17) Aehnlich bereits *Thomas Aquinas De reg. pr. II*, 13.

nütze sein würde; denn was hülffe es einen, wenn er gleich alle Beutel und Kasten voll Geltes und doch kein Korn noch Brot hette!« (S. 215.)[18] Das Schaf auf jüdischen und arabischen Münzen soll »an das einige ware Schlachtlemlin, *Jesum Christum*, erinnern«. (S. 216.) Die dünnen mittelalterlichen Münzen mit Bischofs-, Heiligenbildern etc. sind Gottespfennige für diejenigen, welche zu einem Kirchenbau gesteuert hatten. (S. 220.)

Als Pflicht der Münzobrigkeit wird zwar ein richtiges Schrot und Korn, richtige Würderung auch der fremden guten Münze etc. genannt. Doch soll in Nothfällen eine Steigerung oder Ringerung erlaubt sein, so viel wie möglich »ohne mercklichen Schaden des gemeinen Nutzens.« Als eine solche erlaubte Massregel bezeichnet Spangenberg ausdrücklich das Verfahren des Leukon, (*Polyaen. Strat. VI*, 9, 1) der alles Geld einrief, mit neuem Gepräge versah und es schliesslich zu doppeltem Nennwerthe wieder ausgab »ohne einiges seiner Unterthanen Schaden.« (S. 223.) Als Pflichten der Unterthanen rücksichtlich der Münzen werden fast nur solche Pflichten genannt, die auf Benutzung des Reichthums Bezug haben: dankbar gegen Gott zu sein, sein Herz nicht ans Geld zu hängen, vornehmlich den Kirchen etc. zu schenken, auch den Armen, der Obrigkeit zu steuern, die Seinen zu ernähren, ehrliche Hanthierung zu treiben. Namentlich wird die Armenpflege speciell geschildert, allerdings nur mit patristischen etc. Gemeinplätzen (S. 233 ff.)

Als Missbrauch der Münze wird zuerst die obrigkeitliche Münzverringerung getadelt, freilich aus keinem tiefern Grunde, als weil, (nach Matthesius) »wenn Schrott und Korn sich endert, so endern sich gemeiniglich auch Schlag und Uberschrifft, und gibt newe Herrschaft.« (S. 239.) Spangenberg stellt hier nicht bloss die hauptsächlichsten Missbräuche des Münzregals zusammen, sondern auch zu hohe Steuern, Anleihen, Staatsverschwendung; speciell die zu jener Zeit üblichen Regalfinanzquellen: als Regierungsmonopole, übermässige Frohndienste, Geldstrafen, Begnadigungen für Geld etc. (S. 242 ff.) Unter den Missbräuchen auf Seite der Unterthanen wird aller Art Habgier, Hartherzigkeit, Mammonsdienst, am ausführlichsten wieder Kirchenraub, ferner Vergrabung des Geldes, Knauserei gegen die eigenen Kinder etc., Aem-

---

18) Dieselbe Ansicht spricht übrigens *Davanzati Lezione sulle monete* (1588) *p.* 25 aus.

terkauf, Ablasswesen; zuletzt aber nur ganz in der Kürze das Kippen, Wippen und Falschmünzen erwähnt.

In derselben Weise ungefähr, wie Spangenberg die geistliche, so charakterisirt Waremund von Erenbergk die juristisch-humanistische Volkswirthschaftslehre des Zeitalters. Dieser, praktisch wie theoretisch damals gleich sehr geschätzte, Mann hiess eigentlich Eberhard von Weyhe. Geboren 1553 aus einer bekannten niedersächsischen Adelsfamilie, führte er, wie die meisten damaligen Gelehrten, ein stürmisch bewegtes Leben. Um 1587 wurde er Professor der Rechte zu Wittenberg, kam auch bald mit dem kursächsischen Hofe zu Dresden, damals unstreitig dem ersten reichsfürstlichen Deutschlands, in nahe Verbindung, wurde jedoch 1593 des Kryptocalvinismus verdächtig und wegen verweigerter Unterschrift der Concordienformel seines Amtes entsetzt und Landes verwiesen. Im folgenden Jahre treffen wir ihn als landgräflichen Kanzler zu Kassel, welchen Dienst er nachher mit dem Kanzleramte zuerst von Bückeburg, dann von Braunschweig-Wolfenbüttel vertauscht hat. Er starb, jedenfalls nach 1633, auf seinen Gütern im Lüneburgischen. Das Ansehen, worin seine geistige Bedeutung bei den Zeitgenossen stand, erhellt aus der Art und Häufigkeit, wie seine Schriften citirt wurden: *Aulicus-politicus* (1596) und *Verisimilia theologica, iuridica ac politica de regni subsidiis ac oneribus subditorum, I. Samuel.* 8 *traditis, per Ph. Melanthonem, theologorum et politicorum coriphaeum proposita, repetita et defensa discursim contra Bartolum, Bodinum, Rossaeum cett.* (1606.)[19] Nebenher auch aus seiner Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft. Um so beweisender zeugt seine wissenschaftliche Art und Kunst für die Niedrigkeit der damaligen Durchschnittsbildung.

Denn es ist wirklich ein recht unsystematisches, geistloses, fast nur registratorisches Buch, diese volkswirthschaftliche Hauptschrift des Waremund! Vornehmlich schöpft er aus der Bibel und dem *Corpus Juris* nebst dessen Glossatoren. Was die in der Bibel nicht getadelten Herrscher thun, wird immer für rechtmässig, nicht tyrannisch gehalten (p. 131); ebenso was sich durch Vorschriften des *Corpus Juris* stützen lässt. (p. 134.)[20] Bei allen Schimpfreden auf schlechte Fürsten meint der Verfasser doch, es müsse ihnen gehorcht, oder aber durch Auswande-

19) Ich citire nach der dritten Ausgabe von 1624, 197 S. in klein Octav.

20) Diese Ansicht, die sich damals fast bei allen bedeutenden Juristen findet, ist für die innere Geschichte der Reception des römischen Rechts von grosser Wichtigkeit.

rung entgangen werden; man könne sie indessen auch »todt beten.« (p. 158 ff.) Zölle von solchen zu verlangen, die vor Räubern oder Feinden flüchten, sei tyrannisch. (p. 152.) Eine Concessionsgebühr von Bordellen wird als heidnisch getadelt; hingegen eine Besteuerung derselben als Geldstrafe der Unzucht sehr gerühmt. (p. 59.) Den französischen Aemterverkauf nennt er *tributum turpissimum.* (p. 67.) Das ist Alles, was ich an irgend selbständigen, charakteristischen Aeusserungen aus dem »berühmten« Buche habe entnehmen können!

Man hat oft beobachtet, dass ein bescheidenes Handwerk zwar nie den geistigen Aufschwung nimmt, aber im ungünstigen Falle auch nie verhältnissmässig so tief sinkt, wie die entsprechende, an sich freiere und idealere, mehr künstlerische Richtung. So finden wir denn auch gegen Schluss des 16. Jahrhunderts in der handwerksmässigen Münzmeisterliteratur durchaus keinen solchen Abfall gegen die Zeiten des vortrefflichen G. Agricola, wie in den gleichzeitigen Schriften höherer Art. Ein Beispiel davon bietet der 1592 von dem Göttinger Bürgermeister Tilemann Friesen herausgegebene Müntzspiegel. Das Werk hat vier Bücher: Nr. 2 handelt geschichtlich von den antiken Münzen, Nr. 3 von den deutschen, jedes Jahrhundert in einem Kapitel, Nr. 4 von den Münzsorten seiner Zeit bei den verschiedenen Hauptvölkern. Etwas Theorie findet sich nur im ersten Buche. Die Erklärung von Münze (S. 2), »ein Stücklein Geld etc. ... darzu erfunden, andere Wahre damit zu kaufen, dadurch man desto leichter handeln könne etc.,« giebt doch gar keinen Grund dieses Vorganges an. Indess meint Friesen (S. 13) gegen die, welche es für gleichgültig erklären, ob Geld von Blei oder Leder sei, wenn es nur gangbar wäre: »recht Gelt sol nicht alleine die eusserliche Tugent und Krafft haben, dass man damit kauffen könne, sondern auch die innerlichen Tugent, die der Wahre, dafür man solch Gelt giebt, gleichmessig sey, wenn gleich die auffgestempelte Geprege verginge, dass denn die innerliche Materi ebenso gut were.« Freilich ist er in dieser Einsicht durchaus nicht fest. Die »fürnehmsten« Autoren lehren, (gegen Aristoteles) das Gepräge mache den Werth der Münze aus, fügen jedoch hinzu: »besonders wenn kein arglist darunter, sondern jede Münze nach dem innerlichen Korne valuirt wird.« (S. 39.) Gewiss nichts weniger, als ein Fortschritt im Vergleich mit Agricola; aber die volkswirthschaftliche Theorie steht in diesem Buche überhaupt sehr zurück hinter der numismatischen Technik, Geschichte und Statistik,

und diese Partien sind nicht übel[21]. — Aehnlich verhält es sich mit dem Werke des cölnischen Münzdirectors Renerus Budelius von Ruhrmünde: *De monetis et re numaria Libri II.* (Cöln 1591.) Die erste Hälfte behandelt die Technik des Münzwesens, die zweite eine Anzahl Rechtsfragen, die sich alle darum drehen, ob das Geld bei vertragsmässigen Zahlungen nach seinem obrigkeitlichen Nennwerthe, oder seinem Realwerthe berechnet werden soll. Offenbar greift diese Fragstellung tief in das volkswirthschaftliche Wesen des Geldes ein; sie ist daher auch von dem Verfasser höchst ungenügend erörtert worden; verworren im Ausdrucke und beim Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen Auctoritäten reich an Widersprüchen. Der technische Theil hingegen verdient auch hier alles Lob[22].

II.

Das Eindringen des welschen Regalismus.

Georg Obrecht, der Ahnherr einer lange Zeit berühmten Gelehrtenfamilie, war 1547 zu Strassburg als Sohn des städtischen Syndicus geboren. Er studirte zuerst in Tübingen, dann mehrere Jahre in Frank-

21) Vgl. z. B. die gute historische Uebersicht des Preisverhältnisses zwischen Gold und Silber: S. 21.

22) Einen sehr ähnlichen Gegensatz finden wir in der Landbauliteratur jener Zeit. Conrad Heresbach (*Rei rusticae Libri IV,* vor 1570) steht noch ganz auf dem Boden der jüngeren Reformationsgenossen, während Johann Coler (*Oeconomia ruralis et domestica,* 1609) ganz ein Kind seiner Zeit ist. Jener durchaus klassisch gebildet, ein berühmter Jurist, hatte Strabon, Thukydides, Herodot, die Psalmen etc. übersetzt, *de principum educatione* geschrieben und sich zuletzt, als Beschäftigung seiner Altersmusse, auf Theorie und Praxis der Landwirthschaft geworfen. Mit ihm verglichen ist Coler ein Barbar. Während sich Heresbach überall von der edelsten Religiosität durchdrungen zeigt, eine schöne Ausnahme von der sonst überall schon hereinbrechenden Confessionswuth, — ihm sind die Propheten, Apostel und Kirchenväter die Prediger seiner Hausandacht, *quos cum majore fructu audire me arbitror, quam vestros aliquot spermologos et plerosque in templis ineptos concionatores* (*p.* 13) — empfiehlt Coler z. B. die Schafzucht damit, dass »nächst Gott die Schafe am meisten zum Reichthum helfen.« (XII. 1.) Wo es sich um ethische und unmittelbar psychologische Dinge handelt, ist H. vortrefflich, so z. B. in seiner Lehre von den Pächterverhältnissen. (p. 186 ff.) Dagegen spricht er vom Dünger auffällig kurz: *ne in sterquiliniis diutius moremur.* (p. 48. 205.) C. hingegen, der es für nöthig hält, seiner wüsten Receptmasse nicht bloss ein Kochbuch und eine Anweisung zur Destillation, sondern sogar

reich, wo ihn die mit der Bluthochzeit verbundenen Tumulte in Lebensgefahr stürzten und ihm den Verlust seiner Bibliothek zuzogen. Heimgekehrt, wurde er 1575 Professor der Rechte zu Strassburg, 1595 Rector der Universität, 1604 vom Kaiser geadelt, 1607 zum *Comes palatinus* ernannt, und starb 1612 in hohem Ansehen, wobei ich daran erinnere, dass zu jener Zeit die Strassburger Universität ein Hauptsammelplatz gerade vornehmer junger Leute aus allen Theilen von Deutschland war. Obrechts zahlreiche Abhandlungen über Gegenstände des Civilrechts, der römischen Rechtsgeschichte und des Lehnrechts werden von Savigny, soweit dieser von ihnen Kenntniss genommen, in Bezug auf den Inhalt, wie auf die leichte natürliche Form geschätzt[1]. Seine »Erklärungen über das politische Bedenken über die Stadteinkünfte Lübecks« (1610) sind mir bis jetzt noch unzugänglich gewesen[2].

Die volkswirthschaftlichen Hauptarbeiten von Obrecht sind nach des Verfassers Tode *sub secreto* durch seinen Sohn, Johann Thomas O., gesammelt herausgegeben worden[3]: »Fünff underschiedliche *Secreta politica* von Anstellung, Erhaltung und Vermehrung guter Policey und von billicher, rechtmässiger und nothwendiger Erhöhung eines jeden Regenten jährlichen Gefällen und Einkommen. Allen hohen und niederen Obrigkeiten besonders dess Heyligen Römischen Reichs Ständen in diesen letzten und hochbetrengten Zeiten zum besten gestellt.« (Strassburg 1617.) Die Sammlung besteht aus fünf Schriften, die zu sehr verschiedener Zeit verfasst sind, aber in ihrem Inhalte doch wesentlich zusammenhängen. Die Form ist so kirchlich, wie man damals allgemein für nöthig hielt; so beginnt z. B. die erste Schrift mit der Formel: *Auspice Deo triuno optumo maxumo;* alle schliessen mit dem Ausrufe: *Deo soli sit laus et gloria.* Im eigentlichen Räsonnement aber findet man von dieser theologischen Färbung keine Spur; selbst aus der Bibel werden wohl Einrichtungen der *respublica Judaeorum* als Beispiele (S. 291), aber

---

ein Traumbuch und eine rohabergläubische Hausmedicin beizufügen, hat seine grosse Stärke darin, dass er allenthalben auf die wirklichen Preise der Productionselemente und Producte, d. h. also die Unterlagen des Reinertrages, in echt praktischer Weise Rücksicht nimmt.

1) Savigny, Recht des Besitzes, (1822) S. XXIII.

2) Vgl. *Sinceri Vitae Ictorum I. p.* 92 ff.

3) Vorher soll der Herausgeber sie für 200 Ducaten an den Herzog von Pommern verkauft haben.

nicht leitende Ideen geschöpft. Viel mehr bezieht sich der Verfasser auf das *Corpus Juris*. Eigentlich klassische Anspielungen kommen wenig vor; aber viele Citate aus Bodinus, Waremund von Ehrenbergk, Hippolytus de Collibus u. A. Die Sprache des Obrecht ist der pedantische Gelehrtenjargon jener Zeit, wo mitten im Deutschen ohne allen Grund lange Sätze lateinisch werden.

Die erste Schrift: *Discursus Bellico-politicus, in quo, quomodo adversus Turcicum tyrannum bellum commode geri possit, quam felicissime ostenditur*, zum Theil auf Grund einer zu Strassburg 1590 gehaltenen akademischen Disputation, ist ein vom Kaiser 1604 verlangtes Gutachten, 59 S. stark. Hier wird dem Bodinus nachgeschrieben, dass *non capita s. personae, sed bona subditorum* bei der Besteuerung geschätzt werden sollen. (p. 13.) Ebenso, dass nicht die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu besteuern sind, sondern die Luxusartikel. (p. 14.)[4] Beides Grundsätze, welche zur damaligen Praxis der meisten Länder in grellem Widerspruch standen![5] Schon hier macht Obrecht den Vorschlag, welcher nachmals zu seinem Lieblingsgedanken wurde, allen Hochzeitsluxus zu verbieten und statt dessen Einlagen in ein *aerarium liberorum* (Kinderversorgungskasse) mit fiscalischem Nebenzweck anzubefehlen. (p. 16 fg.) Ferner empfiehlt er Geldstrafen für Gotteslästerung[6] und Uebertretung von Aufwandsgesetzen. Alle Processführenden sollen eine verhältnissmässige Geldsumme niederlegen, und derjenige, welcher den Process verliert, sein Depositum zu Gunsten des Fiscus einbüssen. Der Verfasser hofft hiervon, namentlich bei den so häufigen Injurienklagen, einen bedeutenden Ertrag. (p. 21 fg.) Ebenso von der fiscalischen Ausbeutung der Lehnsvacanzen beim Tode jedes Vasallen, (p. 43) und von freiwilligen, aber doch halberpressten Geschenken der Unterthanen nach Art

4) Vgl. *Bodinus De rep. VI, 2. p.* 1034.

5) Von Frankreich sagt Bodinus mit Recht: *apud quos nihil est plebe contemtius.* (*De rep. VI,* 2.) In Deutschland besteuerte der gemeine Pfennig von 1495 das über 1000 Fl. steigende Vermögen doch eigentlich bloss nach Belieben des Pflichtigen: »soviel sein Andacht ist.« So zahlten selbst in Sachsen bei der Türkensteuer von 1552 Geistliche nur 2 Pfennige pro Schock, Bürger, Bauer, Dienstboten 3 Pfennige. Ueberhaupt aber war dies die Zeit, worin die früher wohlbegründeten Steuerfreiheiten durch das Abkommen der dafür äquivalenten Dienste etc. grundlos wurden, und gleichwohl noch immer fortdauerten.

6) In jener klassischen Zeit der Intoleranz und confessionellen Streitsucht wäre das ein ergiebiges Feld gewesen!

der englischen Benevolenzen unter Eduard IV. und Heinrich VII. (p. 46.) Das Finanzmittel der Münzverringerung, wie zu Rom während der punischen Kriege, sollen die *viri politici* wenigstens in Erwägung ziehen. (p. 47.) Von Verleihung des Adels für Geld, sowie von Aemterverkäufen erwartet Obrecht viel. (p. 47 fg.) — Dabei ist er kein »Mercantilist.« Er rühmt mit Stobäus: *agriculturam aliarum rerum parentem et nutricem, qua bene habente etiam cetera valeant, cett.* In gleicher Linie werden *artificia et nundinae* genannt: *mercatores non solum res utiles et necessarias proprio sumptu et periculo convehunt, sed etiam alia, quibus regna et provinciae abundant, in alias regiones deferunt ..... ut ademta mercandi facultate provinciales continuo ad inopiam redigantur.* (p. 50 ff.) Also eine verständige Mitte zwischen der Ansicht der Reformationszeit, wo z. B. Luther den Ackerbau hoch über das Handwerk gestellt, die vornehmsten Handelszweige aber für unsittlich oder doch gemeinschädlich erklärt hatte[7], und andererseits dem sog. Mercantilsysteme. Daneben hält Obrecht von der Macht der jeweiligen Staatsregierung so viel, dass ein »ernstliches Edict« des Kaisers, den Ackerbau gut zu treiben, nach seiner Meinung das Land in Ueberfluss versetzen und dem Fiscus grosse Einkünfte bringen würde. (p. 51.)

Die zweite Schrift (S. 1—135) führt den Titel: »Ein Politisch Bedencken und Discurs Von Verbesserung Land und Leut, Anrichtung guter Policey und fürnemblich von nutzlicher Erledigung grosser Aussgaben und billicher Vermehrung eines jeden Regenten und Oberhern Jährlichen Gefällen und Einkommen.« Beendigt 1609. — In der *respublica*, als *corpus civile*, sind Geld und Gut die Nerven, die Obrigkeit das Hirn, welches »Alles vollkömmlich zu regieren und dahin Alles zu dirigiren hat, das an nothwendiger Underhaltung nimmer kein Mangel erscheinen möge.« (S. 6.) Die Staatseinnahme kann entweder mit, oder ohne Beschwer der Unterthanen erhöht werden. Jenes geschieht: *A.* durch Erhöhung der Steuern. Der Verfasser warnt hier vor Uebermass, wie z. B. Albas zehntem Pfennig, der sich bei derselben Waare, falls sie mehrmals verkauft wurde, ebenso oft wiederholte (S. 12); desgleichen

---

7) Vgl. Luthers Werke *ed. Irmischer* XXII, S. 284. XXXVI, S. 172 ff. LVII, S. 342. LXI, S. 352 ff. Ganz besonders die Schrift vom Kaufhandel und Wucher. Dagegen hatte freilich Calvin auch den Handel für nützlich und ehrenwerth anerkannt, so dass er selbst mehr einbringen könne, als der Landbau, *ex ipsius mercatoris diligentia atque industria.* (*Opp. ed. Amstelod.* 1664, *IX, p.* 223.) Vgl. Wiskemann Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden nationalökonom. Ansichten, S. 48. 80.

wieder vor Besteuerung nothwendiger Lebensbedürfnisse. (S. 14.) Mit Bodinus empfiehlt auch Obrecht, mehr die Fremden, als die Einheimischen zu besteuern; geringe Einfuhr- und hohe Ausfuhrzölle von Waaren, die uns unentbehrlich sind; geringe Besteuerung fremder Rohstoffe, ohne jedoch an den mercantilistischen Zweck dieser Massregeln viel zu denken. (S. 15 fg.) *B.* Durch allerlei gemeinnützige Anstalten, womit eine Abgabe zu verbinden wäre. So z. B. Verbot der kostbaren Hochzeiten und Kindtaufen, woneben dann genaue Geburts- und Sterbelisten etc. geführt, und eine Steuer dafür entrichtet wird, Zahlung von Geld in eine Kasse, um es den Kindern später, wenn sie erwachsen sind, mit Zinsen zurückzugeben. oder aber, wenn sie gestorben, an den Fiscus fallen zu lassen. Ferner Stiftung einer Assecuranz von Dörfergruppen, mehr noch Städten etc. gegen unverschuldete Unglücksfälle, zumal durch Raub und Diebstahl. (S. 22.) *C.* Durch Schatzungen, wobei Obrecht an die damals üblichen Reichssteuern denkt. *D.* Durch Uebernahme von Schulden durch die Landstände. — Ohne Beschwer der Unterthanen: *A.* Durch gute Haushaltung, wobei der Verfasser ziemlich unerwartet auf Gottes- und Nächstenliebe als deren Grund, Sparsamkeit und Ordnung als deren Aeusserung kommt. *B.* Güterverkauf, in der Regel sehr zu widerrathen[8]; doch lässt sich der Verkauf nur für eine bestimmte Anzahl Jahre, oder auch mit vorbehaltenem Rück- und Vorkaufsrechte eher empfehlen. (S. 52 fg.) *C.* Durch neue Gefälle, die mit der Rechtspflege zusammenhängen. Hier wird dann neben dem fiscalischen noch ein juristischer Zweck erreicht. (S. 56.) Also Geldbussen für schlechte Richter und Anwälte, für Processparteien, die sich vergehen, für leichtsinnige Querulanten und Appellanten etc., wobei der Verfasser eine ziemlich pedantische Rechtskunde auskramt. Allerlei *media extrajudicialia:* so z. B. dass der Fiscus an die Stelle unwürdiger Erben tritt. (S. 66 ff.) *Bona damnatorum et proscriptorum.* Eine Menge von Geldbussen für Sabbathsfrevler, Flucher, Trunkenbolde, auch solche, die das neuaufgekommene Gesundheitstrinken üben, (S. 80) überhaupt für Luxusgesetzübertreter: namentlich soll Jeder Strafe zahlen, der einem *prodigus* ohne obrigkeitliche Erlaubniss etwas darleihet oder abkauft. (S. 84.) Aus derselben Mischung polizeilicher und fiscalischer Zwecke werden Arbeitshäuser für ungerathene Kinder und Unterthanen

8) Aehnlich *Bodinus De rep. VI. p.* 1000 ff.

empfohlen[9]. (S. 85.) Jede Bürgschaft für grössere Summen ohne obrigkeitliche Erlaubniss soll bei Geldstrafe verboten sein. (S. 88.) Daneben wird zum Anbau aller noch unkultivirten Plätze gerathen, wobei nach Catos Vorgange *agricultura* und *parsimonia* als die beiden *proventus rei familiaris* erscheinen. Auch hier die Ansicht, dass eine blosse Vermahnung des Fürsten an sein Volk, den Acker gehörig zu bauen, von grosser Wirksamkeit sein würde. (S. 97.) Wenn Obrecht dasselbe in Bezug auf Mineralien empfiehlt, kommt doch zwischen edlen und unedlen Metallen gar kein (mercantilistischer!) Unterschied zur Sprache. (S. 102.) Ausser dergleichen *mediis naturalibus* werden als *media civilia* die herrenlosen Güter, Schätze etc. erwähnt. Hinsichtlich des Münzwesens eifert Obrecht sehr scharf gegen Verringerung am Schrot oder Korn, wie »etliche Mammonsbrüder« sie vornehmen. (S. 108.) Er hatte eben seit 1590 durch die immer steigenden Missbräuche der Praxis gelernt. Dagegen verwirft er den Handelsbetrieb durch hohe Personen nicht (S. 110 ff.); namentlich preiset er den Staatskornhandel aus guten Jahren in schlimme, nach dem Vorbilde Josephs im A. T., wobei er jedoch immer auf den so zu erzielenden fiscalischen Gewinn blickt. (S. 113.) Sehr flach ist der Rath, aus den Gemeindekassen etwas an den Fiscus steuern zu lassen. (S. 114 ff.) Endlich sollen noch mancherlei Abgaben von lachenden Erben, sehr grossen Erbschaften, Geschenken etc. verlangt werden. Nur ganz beiläufig erscheint S. 127 ff. die Regel, das baare Geld so viel wie möglich im Lande zu behalten, indem man lieber von Einheimischen, als Fremden, kauft, borgt und Arbeit verrichten lässt.

Die dritte Abhandlung (vom Jahre 1610), »*Constitutio* von nothwendiger und nützlicher Anstellung eines *Aerarii Sancti*«, schildert speciell den für ausserordentliche Fälle bestimmten Staatsschatz nach des Verfassers Plane. (S. 137—162.) Er geht von dem Grundsatze aus, dass es viel besser ist, Geld aus dem Schatze zu nehmen, als zu borgen: (S. 160) bekanntlich ein Grundsatz, der auf allen niederen und mittleren Kulturstufen herrscht und herrschen muss. Diesem Schatze werden nun die meisten der obigen, vom Verfasser empfohlenen, Staatseinkünfte

---

9) Nach niederländischem Vorbilde, wie denn von damaligen deutschen Auctoritäten sowohl das Zwangsarbeitshaus zu Amsterdam, als die Freiwilligen-Arbeitshäuser zu Antwerpen und Delft sehr häufig gerühmt werden: vgl. **Bornitius** *De rerum suff.*, p. 74. **Besold** *Vitae et mortis consideratio polit.* (1641) p. 17.

zugewiesen: Processstrafen, unurbare Ländereien, *bona vacantia*, Schätze, Abgaben von Erbschaften etc. Ebenso die Ueberschüsse der von Obrecht angerathenen Feuerversicherung.

Viel umfangsreicher ist die vierte Abhandlung: »Ein sondere Policeiordnung und Constitution, durch welche ein jeder Magistratus, vermittels besonderen angestellten Deputaten, jederzeit in seiner Regierung eine gewisse Nachrichtung haben mag, 1) wie es gleichsam mit seiner gantzen Policei, als eines Politischen Leibs, und allen desselben Gliedern, den Underthanen, beschaffen; 2) wie gemelter Policei, derselben Gliederen und Administration Auff- und Zunemmen zu befürdern, Ab- und Undergang zu verhüten, sodann 3) wie auch die gemeine Wolfarth, so aus vorgedachten dreien Stücken herkompt, zu vermehren und zu erhalten seyen.« (S. 183—296.) Es ist eigentlich nur der Gedanke einer sehr genauen und immer mit Abgaben verbundenen Bevölkerungsstatistik, der hier als Polizeiideal vorgetragen wird, freilich mit einer furchtbar weitgehenden Inquisition durch die Behörden und in Folge davon einem sehr despotischen Behördeneinflusse[10]. Die Geburtslisten, die auch den Namen der Pathen aufführen müssen (S. 190), werden in zwei verschiedene *Alba* getrennt: der ehelich und der unehelich Gebornen. Ebenso die Verzeichnisse der unter Vormundschaft stehenden Kinder, der Erwachsenen, endlich auch die Trauungs- und Sterbelisten. Von den Erwachsenen (zwischen dem 20. und 65. Jahre) hat jede Altersstufe, von 3 zu 3 Jahren gerechnet, ihr besonderes Album, so dass man z. B. mit dem 23., 26., 29. etc. Lebensjahre aus dem bisherigen in das nächstfolgende Verzeichniss übergetragen wird. Dabei soll die Behörde auch über die Sittlichkeit des ganzen Lebens von allen Eingeschriebenen genaue Aufsicht führen und auf dessen Besserung hinwirken. (S. 202; detaillirter S. 210. 221.) Es ist sehr charakteristisch, dass ein Mann, dem eine so bedenklich dehnbare Bestimmung für die Polizei genügt,

---

10) Etwas Aehnliches hatte schon Bodinus (*De rep. VI,* 1) vorgeschlagen, freilich in ganz humanistischer Weise als Wiederherstellung der alten Censur: also eine Vermischung nichtrichterlicher Sittenpolizei und statistischer Aufnahme. Das Volk soll gezählt, jedes Vermögen katastrirt werden, um die Steuern besser anzulegen, der fiscalischen Willkür, auch dem Wucher etc. mit dem Lichte der Oeffentlichkeit zu begegnen, Besitzstreitigkeiten vorzubeugen etc. Bodinus' Plane sind geistvoller und freiheitlicher, als die von Obrecht; aber die letzteren haben mehr Zeitcharakter.

S. 213—244 nöthig findet, die Formulare sämmtlicher Scheine, den Preis derselben etc. auf das Genaueste auszuführen.

Endlich noch: »*Constitutio* und Ordnung von einem hochnützlichen *Aerario liberorum*, in welches von den Eltern allerhand Summen Gelts, fürnemblich ihren neugebornen Kindern und *in eventum* ihnen selbs, auch der Obrigkeit und gemeinen Wolfahrt zum Besten angelegt werden, sampt allerhand Erklärungen und zweyen Kinderrechnungen.« (S. 297—351.) Auch hier ein fiscalischer Nebenzweck der Versicherungsmassregel. Alle ehelichen wie unehelichen Aeltern, soweit sie dazu im Stande, sollen bei der Geburt der Ihrigen eine Geldsumme niederlegen, die für Söhne bis zum 21., für Töchter bis zum 17. Jahre mit 6% jährlicher Zinsen aufbewahrt und schliesslich ausgezahlt wird. Sterben die Kinder vor Ablauf dieser Frist, so fällt das Depositum in der Regel an den Fiscus, jedoch mit theilweiser Uebertragung an schon vorhandene oder noch zu erwartende Geschwister[11]. Uebrigens ist der ganze Vorschlag sofort als Gesetzentwurf gefasst: man pflegt dies auf solchen Kulturstufen, wie die von Obrecht war, »praktisch« zu nennen[12].

Fragen wir jetzt nach der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Schriften Obrechts, so lassen sich alle geschichtlich bedeutenden Menschen in zwei Gruppen theilen: solche, die über das Niveau ihrer Zeit hervorragen, die also der Zukunft gleichsam Bahn brechen, sei es durch praktische Umgestaltungen, oder aber durch theoretische Entdeckungen; ferner solche, in denen nur eben die Eigenthümlichkeit ihrer Zeit besonders scharf entwickelt, gleichsam personificirt ist. Unser Obrecht gehört durchaus der zweiten Gruppe an; seine geistigen Kräfte sind für die erste schon absolut zu gering. Und es sind namentlich zwei Hauptrichtungen seiner Zeit, welche in ihm Gestalt gewonnen haben: die Anlehnung des westlichen, zumal reformirten Deutschlands an Frank-

---

11) Das Ganze offenbar eine Nachahmung der in Italien damals nicht seltenen Anstalten (so z. B. in Lucca, Siena, Florenz), neugeborenen Mädchen eine im 18. Jahre fällige Mitgift zu versichern, gewöhnlich das Zehnfache der Einkaufssumme, die jedoch im Fall ihres früher eingetretenen Todes verloren ging. Vgl. *Bodinus De rep. VI, 2, p.* 1040. *Chr. Besold Synopsis doctr. polit., p.* 245.

12) Dass für jene Zeit wirklich ein Fortschritt darin lag, beweisen z. B. die berühmten *Libri IV rei rusticae* von Conrad Heresbach, deren Formulare zum Viehkauf noch gänzlich als damals praktisch aufgeführt werden, obschon sie lediglich — altrömisch sind! (III, p. 500. 530. 568.)

reich und England, sowie damit zusammenhängend der Regalismus und Absolutismus in der Staatshaushaltung.

Ueber diesen Regalismus habe ich der K. Gesellschaft der Wissenschaften bereits in einem frühern Vortrage einige Andeutungen gemacht[13]. Das Ueberwiegen der Regalwirthschaft im Finanzwesen pflegt der Zeit nach die Uebergangsstufe zu bilden zwischen dem mittelalterlichen Ueberwiegen der Domänenwirthschaft und dem Ueberwiegen des Steuerwesens bei jedem hochkultivirten Volke. Nicht mehr genug Domanium, aber noch nicht genug Steuern! Der Name »Regalien« oder »Finanzregalien« ist ebenso unbestimmt, wie der Gegenstand selbst, der etwas auffallend Buntes, scheinbar Systemloses und Chaotisches[14] hat, den aber das Auge des Historikers doch ebenso einfach erklären, wie ordnen kann. Es lassen sich nämlich bei den wichtigsten neueren Völkern zwei Hälften ihrer Periode des Regalismus unterscheiden. Von diesen schliesst sich die erste ebenso an das sinkende Domänenthum an, wie die zweite das herannahende Vorherrschen der Steuern gleichsam einleitet. Was den politischen Charakter betrifft, so ist die erste Hälfte ebenso feudalistisch, wie die zweite absolutistisch.

Je mehr gerade auf dem Wege der Belehnungen das Domanium zusammenschmolz, um so eifriger waren die kraftvollen Herrscher des spätern Mittelalters bemühet, durch Ausbeutung der Lehnsgefälle den Schaden wieder einzubringen. Ich erinnere an die Abgaben bei Gelegenheit der drei grossen Lehnscasus, (Kriegsgefangenschaft des Lehnsherrn, Ritterschlag seines Sohnes, Aussteuer seiner Tochter,)[15] namentlich an die ungeheuere Bedeutung, welche das Lösegeld kriegsgefangener Herrscher activ und passiv für die Finanzen des spätern Mittelalters hat[16]. In England, wo aller Grundbesitz für Lehen galt,

---

13) Berichte der historisch-philologischen Klasse vom 12. December 1861, S. 156 fg.

14) *Matthaeus de Afflictis* nimmt 125 verschiedene Regalien an, *Chassanens* 208, ja *Petr. Anton. de Petra* sogar 413!

15) In dem kreuzzugseifrigen Burgund auch, wenn der Lehnsherr nach Jerusalem zog; bei geistlichen Fürsten, wenn sie zum Concile reisten.

16) Berühmt sind die Lösegelder für Richard Löwenherz, den heiligen Ludwig, die Könige von Schottland und Frankreich, die Eduard III. zu Gefangenen machte. Der Aufstand der sog. Jacquerie war grossentheils eine Folge der Lösegelder des bei Poitiers gefangenen französischen Adels, die 25, ja 50 Procent des Güterwerthes betrugen und nun von den Bauern erpresst werden sollten. (*Sismondi Hist. des Fr. X,*

war jeder grössere Landeigenthümer als Vasall zu Kriegsdienst und Parade verpflichtet, oder musste sich durch eine Geldzahlung, *scutagium*, davon loskaufen. Ebenso einträglich waren die Abgaben von den Turnieren, sowie vom Ritterschlage, wozu jeder bedeutende Vasall genöthigt werden konnte. Beim Tode eines Vasallen pflegte der Nachfolger den einjährigen Ertrag seines Gutes abgeben zu müssen. Ueber minderjährige Kinder eines verstorbenen Vasallen hatte der König die Vormundschaft, (*tutela fructuaria*, französisch *guardia*, in Bretagne *bail*, in England *wardship*) so dass er den Ueberschuss ihres Einkommens über ihren standesmässigen Unterhalt für sich nehmen, auch die weiblichen Mündel nach seinem Belieben verheirathen konnte, was dann wieder zu einer Menge von Erpressungen führte[17]. Die Erlaubniss, ein Lehngut zu veräussern, musste theuer bezahlt werden (in England mit 33⅓ bis 100 Procent des jährlichen Ertrages, in Frankreich unter dem Namen *quint et requint* meistens mit 24 Procent des Kaufschillings). Dazu das Heimfallsrecht beim Aussterben der Vasallenfamilie, in Zeiten, wo der Ritterdienst noch eine Wahrheit, und Weiberlehen schon desshalb selten waren, gewiss eine bedeutende Einnahmsquelle[18]. Das Recht des Herrschers, die für den Bedarf seiner Hofhaltung nöthigen Lebensmittel auf Reisen und in der Umgegend seiner Residenz entweder ganz unentgeltlich oder für einen selbstgesetzten Preis zu requiriren, (*droit de prise, purveyance and preemption*) fand seine Stütze in dem Lehnsgedanken, wonach die meisten Landgüter eigentlich Domanialboden waren, der nur unter Vorbehalt gewisser Rechte ausgethan worden. Die schweren Willkürlichkeiten, die sich der Ausübung aller dieser Fiscalrechte beimischten, erkennt man am besten aus den englischen *Great Charters* seit K. Johann, worin deren gesetzliche Beschränkung eine Hauptrolle spielt.

---

p. 486.) Wirklich schätzt Leber die Ranzion des Königs Johann auf 247½ Mill. Franken nach heutigem Verhältniss. (*Essai sur l'appréciation etc., App.*)

17) In England konnte von dem Mündel, wenn dieser ablehnte, so viel gefordert werden, wie irgend Jemand *bona fide* bereit war, für die Heirath zu bezahlen. (*Blackstone Commentaries II, p.* 70.) Auf die *wardship* wurden förmlich Gehalte fundirt: so bezog der Protector Heinrichs VI., Herzog von Gloucester, jährlich 4000 Mark von den Lancasterschen Einkünften, 1700 M. aus dem königlichen Schatze und 2300 M. von zwei minderjährigen Lords. Förmlich verzichtet hat die Krone auf dies Recht erst 1648.

18) Nach *Latherus De censu* († 1640) *III*, 1: *perraro accidere solet, ut non intra centum annorum curriculum feuda ad dominum revertantur.*

Eine zweite Gruppe von Massregeln, um das geschmälerte Domanialeinkommen zu ersetzen, bestand darin, dass alle herrenlose Güter für Krongut erklärt wurden: also im Kleinen gleichsam die Wiederholung des Actes, welcher im Grossen früher auf erobertem oder neubesiedeltem Gebiete das Domanium geschaffen hatte. Dahin gehören z. B. in Schweden die Ansprüche Gustav Wasas, dass sämmtliche Allmenden, früher Gemeindegut, jetzt der Krone angehören sollten; alles unbebaute Land, alle Wälder, Flüsse mit Fischereien und Mühlwerken, Seen etc. Lauter Ansprüche, die wohl schon früher einmal anklingen [19], aber doch nun erst recht deutlich und systematisch ausgeführt werden. Gustav stellte sogar die Ansicht auf, als wenn alle steuerbaren Höfe eigentlich auf Kronland errichtet wären und ihren Bauern wegen schlechter Wirthschaft etc. genommen werden könnten. Welche Handhabe für Grundsteuern und Wirthschaftspolizei! — Dahin gehören ferner die Ansprüche des Staates auf die Erbschaft ausgestorbener Familien [20]: in jener Zeit der Fehden und Seuchen finanziell weit bedeutsamer, als wir heutzutage meinen, zumal auch das *jus albinagii* den König als Patron der Fremden zum Erben ihres Nachlasses machte. Das Recht des Staates auf gefundene Sachen, zu denen kein Eigenthümer nachweislich war, (*droit d'épaves*), auf Schätze: damals wiederum finanziell sehr bedeutend, weil die herrschende Unsicherheit so häufig Schätze vergraben liess; die Regalerklärung der bergmännischen Fossilien, der jagdbaren Thiere, in Preussen des Bernsteins, in Brasilien der Diamanten, in warmen Ländern auch wohl des Schnees etc. [21]; endlich noch das Strandrecht und der nicht selten auftauchende Anspruch, dass selbst das Meer dem Könige gehöre. (*Mare clausum* der Stuartischen Zeit!)

Wie schon bei dieser zweiten Gruppe die rein fiscalischen Zwecke wesentlich controlirt und gefördert wurden durch wirthschaftspolizeiliche Gedanken, so beruhet eine dritte Gruppe von Massregeln darauf, dass sich die Regierung für ihre eigentlich politische Thätig-

---

19) In dem angeblichen Gesetze von Helyandsholm: 1282; vgl. Geijer Schwed. Gesch. II, S. 101 ff. 248 ff.

20) In Frankreich *droit de déshérence;* daneben noch *droit de bâtardise,* Recht auf die Verlassenschaft solcher Bastarde, die ohne eheliche Nachkommen starben.

21) Von Sicilien vgl. *Brydone Letter* 8; von Portugal: Link Reise III, S. 123; von Mexico: Humboldt Neuspanien V, S. 2; vom Kalifate: Stüve Handelszüge der Araber, S. 164.

keit von denjenigen bezahlen lässt, welche zunächst damit in Berührung kommen. Am Schlusse des Mittelalters war dies um so natürlicher, als gerade damals die Ansprüche des Volkes an den Staat, folglich die Kostspieligkeit des Staatsdienstes selbst immerfort wuchsen. Zugleich aber leitete es die spätere Vorherrschaft der Besteuerung im Staatshaushalte um so natürlicher ein, als ja nach Grundsätzen des Mittelalters die Steuern regelmässig eine Zahlung waren, durch welche der Unterthan eine ganz bestimmte, äquivalente Gegenleistung des Staates erkaufte. — Hierher gehört nun zunächst der Antheil des Herrschers an der Kriegsbeute, d. h. also die fiscalische Nutzung der Kriegshoheit. Sodann der Verkauf von Privilegien, Titeln und Aemtern: der erste sehr gewöhnlich schon im Zeitalter des blühenden Lehnstaates[22], der letztere namentlich im 15. bis 17. Jahrhundert verbreitet, als die gänzlich veralteten Lehnsämter durch die Anfänge des neuern Beamtenwesens ersetzt wurden. In Frankreich schätzte man den Gesammtwerth der verkauften Staatsämter 1614 auf 200 Mill. Livres, 1664 auf beinah 800 Mill. In der Zeit von 1691 bis 1709 wurden aus Finanzverlegenheit mehr als 40000 neue Kaufämter geschaffen; und die Nationalversammlung berechnete bei Aufhebung des ganzen Instituts allein die gerichtlichen Stellen zu 800 Mill.[23] Wenn man zu Gunsten dieses Aemterkaufsystems seinerzeit anführen konnte, dass es die Unabhängigkeit der Beamten gegenüber dem sonst ganz willkürlichen Absolutismus gefördert hat, so wurde ihm dagegen auf dem französischen Reichstage von 1614 hauptsächlich vorgeworfen, dass es eine Art von Domänenveräusserung enthalte. — Hierher gehörten ferner die Abgaben, welche der Staat unmittelbar für den Schutz von Leben und Eigenthum forderte, nach Art einer Assecuranzprämie. So die Geleitrechte zu Lande und zu Wasser, aus denen sich nicht bloss unmittelbar die Meerengen- und Stromzölle als zeitwidrige Ueberreste erhalten haben, sondern auch mittelbar, durch zeitgemässe Umformung, die neueren Gränzzollsysteme hervorgegangen sind. So die Marktzölle für Handhabung des Marktfriedens, die Juden-

22) Richard Löwenherz erklärte vor seinem Kreuzzuge, das grosse Staatssiegel sei verloren gegangen, daher müsse sich Jedermann seine Privilegien etc. für Geld neu bestätigen lassen.

23) Vgl. *Forbonnais Recherches et considérations sur les finances de la France I, p. 140 ff. 329. Chaptal De l'industrie Française II, p. 332.* v. Sybel Gesch. der Revolution I, S. 198.

schutzgelder[24] für das Patronat dieses heimathlosen Volkes u. dgl. m. — Hierher gehören endlich die zahllosen Einkünfte von der Gerichtsbarkeit, die zum Theil in Privathände veräussert wurden, aber doch regelmässig in der Hand des Staates blieben. So die Geldstrafen und Vermögensconfiscationen, ein natürlicher Uebergang aus dem Bussysteme des Mittelalters in das neuere Strafsystem. Für Dänemark hat am Schlusse des Mittelalters das Recht, in einem gewissen Sprengel die Strafgelder einzukassiren, das Hauptmoment gebildet, woran sich das Aufkommen der Aristokratie und die völlige Unterdrückung der freien Bauern knüpfte. In Schweden belief sich unter K. Johann das Staatseinkommen aus den Geldstrafen fast höher, als das aus den Steuern[25]. In Böhmen ist zu Anfang des dreissigjährigen Krieges der grösste Theil des Nationaladels durch Güterconfiscationen[26] zu Grunde gerichtet. In England haben während der Bürgerkriege des 17. Jahrhunderts die von beiden Seiten willkürlich erpressten Geldstrafen eine fast noch grössere Bedeutung[27]. Das Recht. welches Karl I. in Anspruch nahm, durch Proclamation eigenmächtig Verordnungen erlassen und deren Uebertreter sodann vermittelst seiner Sternkammer beliebig an Gelde strafen zu können, wäre factisch einem ganz freien Besteuerungsrechte gleichgekommen. In Frankreich haben vornehmlich die *Chambres ardentes* eine grosse Rolle gespielt, ausserordentliche Commissionen, um die Verbrechen der Fi-

24) Von der Bedeutung dieses Regals mag es eine Vorstellung geben, dass in England binnen 7 Jahren (von 50. *Henry III.* bis 2. *Edward I.*) nach jetzigem Gelde 1260000 £. St. von den Juden erpresst sein sollen. (*Anderson Origin of Commerce, a.* 1290.) Hieraus erklärt sich das *Edictum Bavillense* von 1392, dass Juden, welche sich taufen liessen, zuvor ihr Vermögen an den Staat abtreten sollten, »damit der Teufel nichts mehr an ihnen hätte.«

25) Geijer Schwed. Gesch. II, S. 207.

26) Insgesammt meistens zu 40 Mill. Fl. geschätzt.

27) Lord Strafford beförderte in Ireland die Confiscationen besonders dadurch, dass er den Richtern 20 Procent der erstjährigen Einnahme von allen eingezogenen Gütern verhiess, dagegen Geschwornen, die sich der Hülfeleistung weigerten, durch Einsperrung zu Geldbussen von bis 4000 £. St. zwang. (v. Raumer N. Geschichte V, S. 29. 53. 125. 150. 244. 320. 335.) Die Zeit von 1640 bis 1659 würde nach früherem Masstabe an Steuern etwa 10 Mill. £. St. gekostet haben. In der Wirklichkeit aber trieb man ein: durch Geldbussen der Royalisten 1305000 £., durch Gütereinziehungen 6044000, durch Vergleich statt der Einziehung 1277000, durch Verkauf von Domänen und Kirchengütern 25380000 £. St. (*Lingard Hist. of England XI, p.* 347.

nanzbeamten zu untersuchen und äusserst willkürlich mit Geldstrafen zu belegen. Colbert wusste auf diesem Wege 1662 und 1663 den sog. *Partisans* mehr als 70 Mill. Livres abzupressen. Freilich meinten Kenner, die Art dieses Verfahrens gebe den Finanzbeamten fast ein Recht des Unterschleifes[28]; so dass man es mit dem türkischen System vergleichen könnte, die Paschas erst sich vollsaugen zu lassen und dann in den grossherrlichen Schatz auszudrücken! — Auch die Behördensporteln waren zu jener Zeit, verglichen mit den Kosten der Behördenverwaltung, sehr viel bedeutender, als auf späterer, höherer Kulturstufe. Ich erinnere nur an die Geringfügigkeit der festen Besoldung selbst für die höchsten Beamten damals, so dass z. B. in Bacos Zeit der Attorney-General 6000 £. St. jährlich einzunehmen hatte, wovon bloss 81—6—8 unmittelbar vom Staate kamen; der Lordkanzler 10—15000 £. St., worunter gar keine feste Besoldung[29]. Oft wurden Staatsleistungen den Unterthanen förmlich aufgezwungen, nur um die Gebühren dafür heben zu können[30]. Die Bezahlung für Dispensation von einem Gesetze ist insofern zu billigen, als wirklich manche allgemeinen Gebote und Verbote persönliche Ausnahmen zulassen, und hier die nöthige *causae cognitio* Beamtenarbeit im Privatinteresse herbeiführt, auch durch angemessene Bezahlung derselben vom blossen Queruliren abgeschreckt werden mag. Aber freilich, wenn solche Dispensgelder einen bedeutenden Posten der Staatseinnahme bilden, so ist das immer ein Zeichen entweder despotischer Zuvielgesetze, oder anarchischer Zuweniggesetze. Man kennt die unermessliche Bedeutung, welche dieser Gegenstand im 15. und 16. Jahrhundert für die päpstlichen Finanzen gehabt hat, wo er gar auf rein geistliche Gesetze ausgedehnt wurde und durch solchen Missbrauch ganz wesentlich beigetragen hat zum Ausbruche der Reformation[31].

---

28) Vgl. das sog. *Testament politique de Richelieu I, p.* 222. *II, p.* 143 ff.

29) Die berüchtigte Bestechungsgeschichte Bacos war ein Theil von der Uebergangskrise aus der Besoldung der Richter *in fees* zu der Besoldung *in salary*. (*Athenaeum* 28. *Jan.* 1860.)

30) So die *droits de poids et de casse* zu Marseille, indem eine von den Kaufleuten freiwillig errichtete Wage, die Streitigkeiten entscheiden sollte, nachmals in die Hände des Staates gerieth, worauf alsbald die Gebühren verdoppelt und ein allgemeiner Zwang, alle Packete über 36 Pfd. wiegen zu lassen, eingeführt wurde. (*Forbonnais Finances de France I, p.* 359.)

31) Vgl. besonders Huttens *Vadiscus*.

Die vierte Gruppe endlich besteht aus den Gewerbe- und Handelsgeschäften des Staates, welche gewöhnlich mit dem Vorrechte des Alleinbetriebes versehen waren, wobei es aber für das fiscalische Princip gleichgültig ist, ob sie unmittelbar durch Staatsbehörden, oder im Namen des Staates durch concessionirte Privaten, Pächter etc. verwaltet wurden. Ihrem Grundgedanken nach beruhet diese Gruppe auf einer Combination aller drei früher besprochenen: abgesehen davon, dass schon die Naturalwirthschaft der Domänen, sowie die Naturalerhebung der Steuern dem spätern Mittelalter manche Zweige von Staatshandel sehr nahelegen mussten[32]. Ein Grundherr, also auch das Domanium, wird leicht daran denken, die auf seinem Boden zu treibenden Gewerbe sich selbst oder seinen Leuten vorzubehalten. Wo der Satz: *Nulle terre sans seigneur*, wirklich ganz oder annäherungsweise durchgeführt ist, wo mithin das vornehmste Gewerbe des Volkes, die Landwirthschaft, nur auf Grund einer Art von Staatsconcession getrieben werden kann: da liegt es nahe, dieselbe Abhängigkeit auf die Industriegewerbe zu übertragen. Bei vielen Gewerben machte sich dies um so leichter, als sie eben ganz neue Gewerbe waren, ihr Betrieb folglich eine Art herrenloses Gut und ihre Regalisirung für kein vorhandenes Interesse eine Verletzung schien. Dieser Umstand hat noch im 16. und 17. Jahrhundert grossen Einfluss gehabt bei der Entstehung des Postregals, des Lotterieregals, des Regals der Zettelbanken, bei der Staatsmonopolisirung so vieler Handelszweige mit neuentdeckten Ländern, dem italienischen Regale des Kornhandels im Grossen u. dgl. m.[33] Die meisten dieser neuen Gewerbzweige empfahlen sich jener Zeit schon dadurch für den Staatsbetrieb, dass die Privatindustrie noch zu unreif schien, um sie zu übernehmen, und man doch keine Zeit hatte, auf deren Reife zu warten[34]. Hierzu kommen alsdann polizeiliche Rücksichten. Bei man-

32) Auch das *Droit de prise* hat in Frankreich wie in England oft zum Verkaufe der im Uebermasse requirirten Waaren geführt; vgl. *Sismondi Hist. des Français XII, p.* 225. 268. *Bacon Spech againt purveyors: Works IV, p.* 305 fg.

33) Unter Clemens VII. steigerte die Annona den Kornpreis zu Rom auf das Dreifache. In Neapel wurde dies Regal 1540 ff. so gehandhabt, dass man in guten Jahren schlechteres Brot hatte, als früher die Armen während einer Theuerung. (Sismondi Gesch. d. ital. Republiken XV, S. 154. XVI, S. 191.)

34) Als die Florentiner ihren Seehandel begannen, vermiethete die Regierung die Schiffe dazu an den Meistbietenden; erst seit 1480 freie Concurrenz.

chen Gewerben scheint der Privatbetrieb noch jetzt gemeingefährlich, worauf u. A. das Münzregal beruhet, das freilich bei noch unausgebildeter volkswirthschaftlicher Einsicht nur zu leicht in ein beliebiges Münzverringerungsrecht ausartet. Das Tabaksregal ist in vielen Staaten unmittelbar aus den polizeilichen Luxusverboten hervorgegangen[35]. Bei anderen Gewerben war doch in jener Zeit das nöthige Zutrauen der fernwohnenden Abnehmer nur durch Aufsicht, Stempel etc., überhaupt Intervention des Staates mit seiner *publica fides* zu erreichen. Ueberall herrschte bekanntlich gegen Schluss des Mittelalters und im Anfange der neuern Zeit die Ansicht, dass obrigkeitliche Taxen nöthig wären, um das Publicum vor Uebervortheilung zu schützen. Hierzu kam noch die ununterbrochene Schutzbedürftigkeit der Gewerbetreibenden in einer Zeit, wo die corporative Selbsthülfe des Mittelalters nicht mehr passte, und gleichwohl die neuere Rechtssicherheit noch keineswegs durchgebildet war. Hiermit hängt z. B. das vormals so häufige Vorkaufsrecht des Landesherrn an allen eingeführten Waaren zusammen[36]; ebenso das Regal der Umwechselung ausländischer gegen inländische Münzen. (*Jus cambii, recambii et excambii.*)[37] Es ist ein Hauptgedanke des sog. Mercantilsystems, dass auch der Staat allerlei Gewerbe treiben soll und seine Industrialbehörden zugleich polizeilich über den entsprechenden Privatbetrieb die Aufsicht führen. In Frankreich wurde 1577 aller Handel für *droit domanial* erklärt; daher sich die Kaufleute in Gilden vereinigen und für die Erlaubniss, noch ferner zu handeln, bedeutend zahlen sollten. Acht Jahre später ward dieselbe Massregel auf die Gewerbe ausgedehnt. Gleichzeitig hielt sich die englische Elisabeth befugt, jeden Handelszweig zum Staatsmonopole zu erklären. Oft wurden alle bisherigen Betreiber dadurch ruinirt; oft auch hatten sie nur durch eine Abgabe das Privilegium des Fortbetriebes zu erkaufen. Viele solcher Monopolien wurden an Günstlinge der Krone verschenkt, und von diesen hernach an Fachleute verkauft. Die Regalisirung betraf u. A. Korinthen,

---

35) In Bayern war der Tabak noch 1656 wegen Feuersgefahr untersagt; 1670 das Verbot aufgehoben; 1675 der ganze Verkehr mit Tabak zum Rauchen oder Schnupfen, sowie mit Pfeifen an Kaufleute verpachtet. (Zschocke Bayersche Gesch. III, S. 376.)

36) So in Russland zu Anfang des 16. Jahrhunderts: Karamsin Russ. Gesch. VII, S. 164.

37) Von England unter Heinrich VII. s. *Rymer Foedera XIII, p.* 216.

Salz[38], Eisen, Pulver, Karten, Kalbleder, Felle, Segeltuch, Potasche, Weinessig, Thran, Steinkohlen, Stahl, Branntwein, Bürsten, Flaschen, Töpfe, Salpeter, Blei, Oel, Galmei, Spiegel, Papier, Stärke, Zinn, Schwefel, Tuch, Sardellen, Bier, Kanonen, Horn, Leder, spanische Wolle, irisches Garn. Vermittelst der Controle konnten Privatpersonen die ärgsten Eingriffe ins Innere der Häuser machen; so dass z. B. die Salpetermonopolisten förmliche Tribute erpressten, falls man von ihren Stallvisitationen etc. verschont bleiben wollte[39]. Man sieht, eine solche Monopolisirung ist ebenso wohl eine Besteuerung, wie die höchste Accise, und in ganz besonders lästigen Formen! Als Karl I. manche Staatsmonopolien wiederherstellte, ward ihre Form doch insofern verbessert, als sie nicht mehr an einzelne Günstlinge, sondern an *regulated companies* vergeben werden sollten, und dadurch factisch einer Accise, freilich ohne parlamentarischen Consens, näher kamen[40]. Doch sollen alle diese neuen Monopolien etc. 200000 £. St. roh, aber nur 1500 £. St. rein ertragen haben; wesshalb Lord Clarendon meint, der König habe damit nur dem Volke zeigen wollen, dass es Thorheit sei, die nothwendigen Steuern zu verweigern[41].

Alle diese Regalien stehen mit der gleichzeitigen absoluten Monarchie sowohl negativ, als positiv im engsten Zusammenhange. Wie ich oben von den Regalien sagte, dass sie in der Uebergangszeit vorherrschen, wo es nicht mehr genug Domänen, aber noch nicht genug Steuern giebt, so lässt sich die negative Unterlage des Absolutismus im engern Sinne dahin formuliren: Keine mittelalterlich aristokratischen Stände mehr, aber auch noch keine moderne Volksvertretung; keine übermächtige Kirche mehr, aber auch noch keine starke öffentliche Meinung etc. Positiv ist das *L'état c'est moi* ganz übereinstimmend mit der Ansicht Ludwigs XIV., dass der König absoluter Herr alles Privateigenthums[42], der Geistlichen wie der

38) Der Salzpreis stieg in Folge dessen von 16 Pence pro Bushel auf 14 bis 15 Schillinge.

39) Sir S. *d'Ewes Journal of both houses*, (1682) p. 644 ff.

40) Vgl. *Lingard Hist. of England IX, p.* 118.

41) Zu den relativ grossartigsten Beispielen eines vom Staate betriebenen Handels gehört das Finanzwesen der mediceischen Grossherzoge von Toscana.

42) *Mémoires historiques de Louis XIV., II, p.* 121. Derselbe König sagt in seiner Instruction für den Dauphin: *Les rois sont seigneurs absolus et ont naturellement*

Weltlichen sei. Viele Staatsmänner jener Zeit hielten die Regalien sogar für eine besonders milde Form, die Staatsbedürfnisse zu befriedigen. Das französische Edict von 1616, welches die Flusszölle verdoppelte, setzt in merkwürdiger nationalökonomischer Verblendung hinzu: *pour soulager le peuple.* Und noch ein Mann, wie Forbonnais, war der Ansicht, die Staatseinnahme aus dem Aemterverkauf drücke das Volk gar nicht[43]. Hierin liegt wenigstens die Wahrheit, dass die Last der Regalien nicht so allgemein und gleichmässig empfunden wird, wie die eines guten Steuersystems: freilich die schwerste Verurtheilung der ersteren vom Standpunkte des wahren Staatsrechtes und Volkswohles, aber doch vorübergehend eine grosse Empfehlung für den Absolutismus, nach dem Grundsatze: *Divide et impera.* Auch die schrankenlose Willkürlichkeit und Volksbevormundung, welche uns bei dem Regaliensysteme zunächst Anstoss geben, waren im Zeitalter des Absolutismus für den Herrscher geradezu erwünscht, für die Unterthanen wenigstens erträglich, bei dem tiefen Misstrauen, welches damals alle Welt gegen die ausgearteten mittelalterlichen Freiheiten (Vorrechte) zu hegen begann, während die moderne Freiheit kaum geahnt wurde. Die vielen kleinen *Status in Statu* waren unhaltbar geworden, und der grosse Staat hatte eben noch keinen andern Vertreter, als die Krone. — So finden wir denn bei dem Absolutismus aller neueren Völker dieselbe charakteristische Wichtigkeit der Regalienwirthschaft. In Italien schon am Schlusse des 15. Jahrhunderts, wovon z. B. die Zeitgenossen Commines (*Mémoires VII,* 13) und Machiavelli (*Discorsi III*, 29) reden[44]; ganz besonders aber seit der spanischen Herrschaft. Ebenso im spanischen Hauptlande, sowie in dessen amerikanischen Besitzungen[45]; in Russland[46]; auch in Schweden

la disposition pleine et libre de tous les biens, qui sont possédés. Desgleichen Louvois in seinem politischen Testamente: *Tous vos sujets, quelsqu'ils soient, vous doivent leur personne, leurs biens, leur sang, sans avoir droit de rien prétendre. En vous sacrifiant tout, ils ne vous donnent rien, puisque tout est à vous.*

43) *Finances de France I, p.*184. 140 ff. So vertheidigte in England Fabian Philips das Regal der *purveyance and preemption* vor seiner Aufhebung (1663) in der Schrift: *The antiquity, legality, reason, duty and necessity of p. and p. for the king, the small charge and burthen thereof to the people etc.*

44) Vgl. Sismondi Gesch. der ital. Republiken XI, S. 223 ff. 354. XIII, S. 265.

45) Vgl. Townsend *Journey through Spain. II. p.* 231 ff. Humboldt Neuspanien V, S. 2 ff. 38.

46) Vgl. Karamsin IX, S. 284 mit Herrmann Russ. Gesch. III, S. 342. 540.

während des 16. und 17. Jahrhunderts, wo so kräftige und fast erfolgreiche Versuche zur absoluten Monarchie gemacht wurden[47]. Wie in Frankreich das Pariser Parlament zur Zeit der Fronde auf Beseitigung dieser regalistischen Finanzwirthschaft drängte, so wurden umgekehrt in England unter Elisabeth und den beiden ersten Stuarts eine Menge eingeschlafener Regalien wieder aufgeweckt, als die Krone bei ihrem Streben nach Absolutismus das parlamentarische Steuerrecht umgehen wollte. — Ja selbst andere Formen der unbeschränkten Monarchie, die mit dem vorzugsweise sog. Absolutismus nur mehr oder minder Aehnlichkeit besitzen, wie z. B. der orientalische Sultanismus, die abendländische Militärdespotie (Cäsarismus), welche der ausgearteten Demokratie zu folgen pflegt, haben dieselbe Vorliebe für regale Finanzquellen. Wir sehen dies im Alterthume bei den griechischen Tyrannen der spätern Art[48]; mehr noch bei den römischen Imperatoren, wo es z. B. 29 Verbrechen gab, die Vermögensconfiscation nach sich zogen, darunter das unendlich weite der *laesa majestas*[49]. Wir sehen dasselbe im merkwürdigsten Grade bei Napoleon I.[50]

In die deutschen Finanzen ist der Regalismus viel später und im Ganzen auch weniger tief eingedrungen, gerade wie der Absolutismus. Dieselbe Mittelstellung der meisten deutschen Landesherren zwischen grossen Reichsunterthanen und souveränen Staatsoberhäuptern, welche die Macht ihrer Landstände bis zum dreissigjährigen Kriege und länger lebendig erhielt, beugte der Verschleuderung ihres Domaniums vor. In

---

724 und der Darstellung aus Gesandtschaftsberichten Gustav Adolfs bei Geijer III, S. 99.

47) Ueber Gustav Adolf in dieser Beziehung s. Geijer III, S. 55 ff.

48) Auch bei den früheren, die genauer unserem Absolutismus am Schlusse des Mittelalters entsprechen; vgl. Aristot. *Oeconom. II, passim.*

49) Vgl. Naudet *Des changements dans l'administration de l'empire R. sous Dioclétien, I, p.* 195.

50) Napoleon führte das *droit d'aubaine* und den Abschoss wieder ein. An der Strafe der Vermögensconfiscation hielt er so fest, dass er sie auch in seinem *Acte additionel* von 1815 nicht aufgeben wollte. Bei Creirung des neuen Majoratadels ward eine Gebühr von 20 Procent der einjährigen Einkünfte an den Siegelrath gefordert. Wie Napoleons Cautionen für aller Art Aemter, selbst Gewerbe, deren Betrag er beliebig erhöhete, deren Zinsfuss er beliebig herabsetzte, dem alten Aemterverkaufe entsprechen, so ist sein Verfahren gegen den Lieferanten Ouvrard (*Ouvrard Mémoires I*, 61 fg. *Bourrienne Mém. VII*, 6) gegen Bourrienne etc. (*Mémoires de Lascases II*, 311) ganz ein Wiederauffrischen der alten *Chambres ardentes*.

Preussen z. B. hat erst der grosse Kurfürst, unter heftigem Widerspruch der Stände, das Salzregal eingeführt, desgleichen eine Art von Aemterverkauf; Friedrich Wilhelm I. beides wesentlich verschärft, Friedrich d. Gr. endlich gegen 500 verschiedene Waaren zum Gegenstande seines Staatshandels gemacht. Aus anderen Ländern ist im 18. Jahrhundert namentlich der Aemterverkauf des mecklenburgischen Karl Leopold und des bayerschen Karl Theodor bekannt, sowie auch das berüchtigte Finanzsystem des Juden Süss in Württemberg ein wesentlich regalistisches war[51]. Zu den schlimmsten Anwendungen des Regalismus im 18. Jahrhundert gehört die Soldatenvermiethung an England oder Holland, welche von Hessen-Kassel und Braunschweig in einem, selbst populationistisch, schwer begreiflichen Extreme geübt wurde: dort bis zu 12600, hier bis zu 4300 Mann auf einmal! Oder auch die holländisch-französische Zahlung von 9½ Millionen Fl., wofür sich ein Herrscher, wie Joseph II., die Fortdauer der Scheldesperrung gefallen liess. Aber in Obrechts Zeit waren es nur ganz wenige deutsche Fürsten, welche an dem Regalsysteme, wie es damals in Frankreich, England und Italien blühete, wirklich Gefallen hatten. Am meisten noch der Erzbischof von Salzburg seit 1587[52]; einigermassen auch Württemberg, wo das frühzeitige Ausscheiden des Adels aus dem Landesverbande die Regalisirung erleichterte[53].

Indess, wie gesagt, die Mehrzahl der praktischen und theoretischen Staatsmänner im damaligen Deutschland war nicht für den Regalismus eingenommen, dessen System wir in Obrechts Zeit als ein wesentlich ausländisches dem deutschen gegenüberstellen können. Man darf aber die vielseitigen Verbindungen des südwestlichen Deutschlands, wo Obrecht lebte, mit Frankreich, England und Holland nicht übersehen. Schon damals konnten sich die Tieferblickenden

---

51) In Mecklenburg scherzte man seit 1742, wo so viele Pfarren meistbietend verkauft wurden, dass die Prediger mit Recht ihre Zuhörer »theuer erkaufte Seelen« nennen könnten. (Boll Meckl. Gesch. II, S. 425.) Im bayerschen Addresskalender von 1799 haben die meisten Beamten gleich ihre Nachfolger neben sich verzeichnet stehen, weil die Anwartschaft darauf verhandelt war. (Perthes Deutschland zur Zeit der französ. Herrschaft, S. 441.)

52) Vgl. Ranke Päpste II, S. 133.

53) Sogar allgemeines Schäfereiregal in Württemberg seit dem 16. Jahrhundert, das erst 1828 aufgehoben wurde.

immer weniger täuschen über das Herannahen der grossen Krisis, die im dreissigjährigen Kriege ausgefochten wurde. Immer schwächer wurden auf beiden Seiten die vermittelnden Elemente: solche Katholiken, wie Kaiser Max II., und solche Protestanten, wie die Lutheraner der Concordienformel. Dagegen verschärften sich auf beiden Seiten die Ultras, und wie die katholischen immer enger an Papst und Spanien festhielten, so die calvinischen an den Generalstaaten, Heinrich IV. und England. Eine welthistorisch wichtige Folge der Thatsachen, dass Calvin kein Deutscher gewesen war, und seine Kirche damals, bei wachsender Verknöcherung der lutherischen, alle treibenden Kräfte des Protestantismus beinahe ausschliesslich und deshalb ohne gehöriges Gegengewicht in sich vereinigte. Schon 1594 hatten die zu Heilbronn versammelten Bundesgenossen, Kurpfalz, Baden, Württemberg etc., Heinrich IV. Subsidien bewilligt, wofür er den brandenburgischen Bewerber des Bisthums Strassburg gegen den lothringischen unterstützen sollte. Das förmliche Bündniss der Union, das 1610 mit Heinrich IV. geschlossen wurde, hätte ohne dessen plötzlichen Tod für den ganzen Bestand des europäischen Staatensystems unberechenbare Gefahren heraufbeschworen. Noch im Mai 1613 schloss die Union ein 15jähriges Bündniss mit den Generalstaaten. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, dessen böhmische Thronbesteigung zum Ausbruch des dreissigjährigen Krieges führte, war der Sohn einer Prinzessin von Oranien, der Schwiegersohn des Königs von England. Dessen vornehmster Rathgeber, Christian von Anhalt, war früher in französischen Diensten gewesen, und hat seine Französirung u. A. dadurch bethätigt, dass er seinen amtlichen Bericht über die verlorene Schlacht am weissen Berge in französischer Sprache schrieb! — Von allen diesen Bewegungen war nun Strassburg mit seiner blühenden Universität, Obrechts Wohnsitz, aufs Lebhafteste mit ergriffen: ich erinnere beispielsweise nur daran, dass der vermählte und protestantisch gewordene Erzbischof von Köln, Truchsess von Waldburg, dessen Vertreibung lange Zeit einen Hauptstreitpunkt der grossen confessionellen Parteien gebildet hatte, und der eben deshalb mit Frankreich und England im wichtigsten Verkehr gestanden, zu Strassburg 1601 nach langjährigem Aufenthalte als Domherr starb.

Als eine in mancher Hinsicht lehrreiche Folie von Obrecht mag Hippolytus a Collibus dienen. Geboren 1561 zu Zürich, war er

der Sohn eines italienischen Edelmannes, der um seines protestantischen Glaubens willen auswandern musste. In den Jahren 1584 bis 1591 lebte er als Professor der Rechte abwechselnd in Basel und Heidelberg. Um 1591 trat er als Kanzler in die Dienste des vorerwähnten Christian von Anhalt, der ihn zu Gesandtschaftsreisen nach England, sowie an viele deutsche Höfe gebrauchte. Seit 1593 aber finden wir ihn bis an sein Lebensende wieder in kurpfälzischen hohen Aemtern. Er starb 1612.

Hippolytus schrieb ausser mehreren civilistischen Arbeiten[54] folgende politische Werke: *Nobilis* (1589;) *Princeps*, (1592) dem »*heros*« Christian von Anhalt gewidmet; *Palatinus s. aulicus*, (1595) eine Schilderung, wie der Hofmann etc. gebildet werden, gesinnt sein und handeln müsse: lauter Dinge, die in sehr gemeinplätzlicher Weise aus dem Alterthume belegt werden. Sein Hauptbuch, das zu damaliger Zeit grossen Ruhm erlangte, *Incrementa urbium s. de causis magnitudinis urbium* (Hanau, 1600), erinnert bloss durch den Titel und zu seinem eigenen grössten Schaden an das kurz vorher erschienene Meisterwerk Boteros. Kein Gedanke an die vortreffliche Handels- und Bevölkerungstheorie des letztern![55] Nur ganz äusserlich und mit allerlei klassischen Reminiscenzen aufgeputzt, reden hier 24 Kapitel vom Ursprung der Städte, von ihrer Lage und Gesundheit, von der Fruchtbarkeit des Bodens, der Schönheit der Umgebungen, von den Wasserverbindungen, der Befestigung, der Bequemlichkeit und Pracht, den Heerstrassen und Gränzstädten, den Badeörtern, Bergstädten, Universitätsstädten, Haupt- und Residenzstädten, Sitzen des Adels, Handelsstädten, Gewerbestädten; vom Zuwachs durch leichte Ertheilung des Bürgerrechts, durch Begünstigung der Ehen, durch Asyle, Schauspiele etc.; zuletzt noch *de urbibus, quae aerario student, quae annonae prudenter curam gerunt, de iis quae diversa oppida in unum contrahunt vel vicinas urbes diruunt, de urbium legibus et politeia, de urbibus nonnullis, quae ad summam magnitudinem pervenerint.* — Der Abschnitt *de politeia* ist nur eine ganz oberflächliche, dem Aristoteles nachgehende Notiz, wie man Demokratien und Aristokratien anders behandeln müsse, als Monarchien. Ebenso wenig kann

---

54) Vgl. Jugler Beiträge zur juristischen Biographie III, S. 195 ff.

55) In seinem 17. Kapitel (von der Ehe) räth Hippolytus ganz einfach, dass der Staat die Ehen befördern soll. Dass ein sehr frugales und wohlfeiles Leben zur Volksvermehrung anreizt, begreift er nur, sofern es sich um das Leben der Kinder handelt. (*Princeps*, *p.* 160.)

Hippolytus mit der Idee anfangen, dass auch die Staaten, wie die Individuen, ihre Kindheit, Jugend, ihr Alter etc. haben. (*Princeps, p.* 175.) Vor allen Wirthschaftszweigen lobt er den Ackerbau: *nulla ars locupletandae reipublicae utilior et honestior.* Deshalb soll der Fürst, und zwar ganz allgemein, durch Lohn und Strafe zum Anbau jedes Grundstückes veranlassen. (*Princeps, p.* 150.) Uebrigens versteht Hippolyt seine alten Klassiker in diesem Punkte so wenig, dass er die bekannten Abstufungen des Cato hinsichtlich des Ertrages der verschiedenen Bodenbenutzungsarten (*vineae, hortus irriguus etc.:* Cato R. R., c. l.) als Eigenschaften eines guten Ackers deutet. (*Incrementa urbium, p.* 18.) Beim Gewerbfleisse warnt er vor *monopolia, factiones et conjurationes, praetextu societatum,* empfiehlt dagegen Schauanstalten. (*Ibid. p.* 65.) Zur Beförderung des Handels räth er Börsen, Messprivilegien, eigene Handelsgerichte, (*summarie et de plano administrari et bona fide conservari,*) endlich Verleihung einer gewissen Beweiskraft an ordentlich geführte Handelsbücher. (*Ibid. p.* 58 ff.) Man sieht, er ist damit seiner Zeit zwar nicht voraus, aber doch von den besten, damals noch keinesweges allgemein gewordenen Neuerungen wohl unterrichtet. Die Schiffahrt hält er nicht bloss für nützlich, sondern für nothwendig: *vix credibile, quantum maritimis subvectionibus regna ditescant.* (*Princeps, p.* 151.) Im Kornhandel strenges Wucherverbot[56] und grossartig entwickeltes Staatsmagazinwesen, nach Art der venetianischen Annona. (*Incrementa urbium, p.* 88 ff.) Wo Hippolytus das Geld mit den Nerven vergleicht, ist damit doch nur eine humanistisch-bellettristische Ausdrucksweise für Steuern gemeint. (*Ibid. p.* 82 ff.) Er warnt dabei nur ganz gemeinplätzlich vor drückenden Steuern, deren Ertrag alsdann vergeudet wird; räth auch, neue Ansiedler einstweilen damit zu verschonen. Ein sehr auffallender Gegensatz zu Obrecht, mit dem er sonst beinahe ganz auf demselben geistigen Boden steht, ist seine Abneigung gegen Aemterverkauf: *nullum mercaturae genus sordidius et damnosius, quam honorum magistratuumque mercatura.* (*Princeps, p.* 174.)[57]

---

56) Selbst ein Volkswirth wie Kurfürst August von Sachsen hatte 1583 alles Aufkaufen von Getreide in reichen Jahren »auf Theuerung«, als der christlichen Nächstenliebe zuwider, verboten. (*Cod. August. I,* S. 144.)

57) Dies erinnert an Bodinus' Wort über den Verkauf so vieler Finanzämter in Frankreich: *de rebus omnibus absurdissimis nulla mihi absurdior visa est.* (*De rep. VI,* 2, *p.* 1018. 1062.)

III.

Die Anfänge der systematischen Volkswirthschaftslehre.

Vom Leben des Jacob Bornitz kann ich ausser seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur anführen, dass er, geboren zu Torgau, später als Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath zu Schweidnitz lebte. Bei den Kaisern Rudolf II. und Matthias scheint er in Sachen der ökonomisch-juristischen Verwaltung etwas gegolten zu haben: wenigstens rühmt er sich, ihre *regalia, feuda, privilegia et reservata* seien ihm *commissa et concredita* gewesen. Sein Werk *De rerum sufficientia* ist Kaiser Ferdinand II. gewidmet[1]. Gleichwohl litt er, ohnehin kränklich, im dreissigjährigen Kriege viel Noth durch die Soldaten, die ihm z. B. seine Bibliothek raubten[2]. Sein Leben war übrigens nicht lang genug, um alle seine wissenschaftlichen Pläne zu vollenden: an mehreren Stellen seiner Bücher verweist er auf künftige Erörterungen, von denen mir nichts weiter vorliegt.

Bekanntlich hat Schlesien während des 17. Jahrhunderts relativ seine höchste Literaturblüthe gehabt: die Mehrzahl der in Deutschland jenerzeit hervorragenden Dichter etc. gehört der schlesischen Schule an. Ich gedenke nur der Opitz, Andreas und Christian Gryphius, Tscherning, Scultetus, Heerman, Logau, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Assmann von Abschatz, Neukirch, Schmolke, Angelus Silesius bis auf Joh. Christ. Günther herab. Die Uebersiedelung unseres Bornitz von Sachsen nach Schlesien kann auch als Beitrag zu dieser Uebertragung des geistigen Principats von einer Landschaft auf die andere betrachtet werden.

Volkswirthschaftliche Bücher hat Bornitz drei verfasst. Zuerst *De nummis in republica percutiendis et conservandis, Libri II, ex systemate politico deprompti*: nach II, 9. am 15. Julius 1604 vollendet, aber erst 1608 zu Hanau erschienen. Die Quartausgabe, die von mir benutzt worden ist, zählt 102 Seiten. Hierin wird die Lehre vom Geld- und Münzwesen, zugleich aber auch die obersten Grundsätze der Volkswirthschafts- und Handelspolitik im Allgemeinen vorgetragen. Sodann seine Finanzwissenschaft:

---

1) Freilich daneben auch allen den Königen, Fürsten, Herren, Reichsstädten etc., welche, jeder in seinem Gebiete, *rerum sufficientiae invigilant.*

2) Vorrede des eben genannten Werkes.

Aerarium s. tractatus politicus de aerario sacro, civili, militari, communi et sacratiori, ex reditibus publicis, tum vectigalibus et collationibus singulorum ordinariis et extraordinariis conficiendo, X. libris summatim et breviter comprehensus. Zu Frankfurt 1612 in 94 Quartseiten erschienen. Dies ist überwiegend[3] nur eine Aufzählung von Gegenständen, ein Fachwerk, das jeder Leser durch Eintragung seiner eigenen Notizen ausfüllen soll, (Vorrede) bedeutsam durch seine systematische Vollständigkeit, aber ohne viel Eindringen in die Tiefe. Ganz dasselbe gilt von der dritten Schrift: *Tractatus politicus de rerum sufficientia in republica et civitate procuranda*, (Frankfurt 1625, 253 Seiten klein 4°.)[4] welche zu Frankfurt a. O. 1622 im Lauf eines einzigen Monates verfasst ist. Der Autor hatte, wie er selbst sagt, in seinen früheren Werken die *sufficientia rerum civilium* behandelt; jetzt will er die *sufficientia rerum naturalium* hinzufügen, nachdem er viel mit Handwerkern etc. verkehrt und während seiner Reisen durch Holland, England, Frankreich, Italien und Deutschland immer vorzugsweise hierauf geachtet. Er vertheidigt sich in seiner zweiten Vorrede ausführlich dagegen, als ob solche Studien eines Juristen unwürdig seien, wobei er gegen die herkömmliche, zu niedrige Auffassung des Begriffes *Politicus* eifert. *Generalia suppeditat politica, at specialia historia rerumpublicarum Hebraeorum, Graecorum, Romanorum cett. et hodie Romano-Teutonici status*. Uebrigens ist es nicht seine Absicht, die Gewerbe des Ackerbaues, Bergbaues, der Industrie und des Handels selbst zu beschreiben, sondern nur zu lehren, *quomodo hisce mediis bona naturalia in republica paranda et in usum communem elaboranda*. Also eine Art von Encyklopädie der Cameralwissenschaften, aus volkswirthschaftlichem Gesichtspunkte entworfen, deren Hauptverdienst in ihrer systematischen Vollständigkeit und Natürlichkeit[5] besteht. So werden z. B. im zweiten Abschnitte (S. 77) die *opificia* in solche einge-

---

3) Obschon es in der Vorrede heisst, der Verfasser wolle die *modos licitos, quibus tuto utendum*, empfehlen, die *modos illicitos* verwerfen.

4) Sehr gerühmt von *Besold Synopsis politica, p.* 251. Ein ähnliches Buch von Hieronymus Marstaller *De divitiis* erschien als Tübinger Inauguraldissertation 1628, wohl unter Besolds Einflusse.

5) Das Verdienst solcher Natürlichkeit erhellt am besten aus einer Vergleichung mit *Hippolytus a Collibus Princeps, p.* 149, wo die *artes mechanicae*, welche der Fürst befördern soll, eingetheilt werden in solche, die mit der Erde, (Landbau, Jagd,) mit dem Wasser, (Schiffahrt, Fischerei,) mit dem Feuer (*fabricaria*) oder mit der Luft (Vogelfang) zu thun haben!

theilt: 1) *quae vitae nec non victui et sanitati inserviunt;* 2) *amictui et reliquo corporis cultui;* 3) *habitationi et aedificiis;* 4) *supellectili et instrumentis variis domesticis;* 5) *militiae togatae, h. e. rei literariae;* 6) *militiae sagatae, h. e. bello speciatim;* 7) *ornatui et voluptati;* 8) *lusui.* Der ganze vierte Abschnitt handelt von den *ministeriis,* welche die Neueren als persönliche Dienste zusammenzufassen pflegen. Ueberall will der Verfasser nur durch viele Citate etc. zum Selbstudium des Ackerbaues, Gewerbfleisses, Handels etc. anleiten, und hofft auf einen Nachfolger, *qui cyclum artificiorum humanorum methodo s. ordine concinno editurus sit.* Er selbst macht das Einzelne meist sehr obenhin ab, nicht selten vermittelst einer blossen Nomenclatur, und die zwischendurch eingestreuten Verse sind oft geradezu albern.

Ueberhaupt darf man sich die Bildung unsers Bornitz ja nicht zu hoch denken. In falsche Theologie freilich geräth er nur selten, wie z. B. *De rerum sufficientia, p.* 201 bei Gelegenheit des Gartenbaues, dass uns die Gärten an Adams Fall und Christi Begräbniss in einem Garten, also an unsere Sterblichkeit und Auferstehung, erinnern sollen. Desto mehr leidet er an falscher Jurisprudenz. Unter den zahllosen unnützen Citaten, lateinischen Sprüchwörtern etc., von denen seine Bücher wimmeln, sind die meisten aus dem *Corpus Juris.* Die Aufhebung einer Steuer im römischen Recht hat für ihn doch immer soviel Gewicht, dass er ihre etwanige Zweckmässigkeit für die neuere Zeit dann mit ganz besonderer Umständlichkeit nachweiset[6]. Seine Philosophie ist eine überaus pedantische, die mit der seines genialen Zeitgenossen und Landsmannes, Jacob Böhme, nur zu ihrem grossen Nachtheile verglichen werden kann. So wird *De nummis I,* 2 zuerst von der Materie, dann von der Form des Geldes gesprochen, das letztere mit den Worten eingeleitet: *causa altera, quae dat esse, forma est.* Das folgende Kapitel handelt von der *constitutio, conservatio et curatio, auctio* und *mutatio nummorum.* Da heisst es u. A.: *Constitutio deducitur ex causis, qualitatibus, partibus et speciebus. Inquirendum itaque est in causas nummorum, si quidem rem scire est rem per causas cognoscere, quarum quaedam essentiam ingrediuntur nummi,* (*materia et forma,*) *quaedam nummos extrinsecus efficiunt,* (*effectrix et finis.*) Von Bornitz' historischem Geschmacke zeugt u. A. die Erzählung: *Noa et Dionysius-Bacchus, qui et Bacchanalia instituit, culto-*

6) Vgl. *De aerario V,* 13.

res primi habentur vinearum. (*De rerum sufficientia, p.* 29.) So betrachtet seine Worterklärung des Geldes *pecunia, aes* u. dgl. m., ohne irgendwie an den geschichtlichen Grund dieser Ausdrücke zu denken. Aus Juvenals I. Satire (113) schliesst er sogar auf das Vorhandensein einer Göttin Pecunia bei dei Römern! (*De nummis I,* 1.) Zu diesem Allen noch eine lästige Menge von Gemeinplätzen und Wiederholungen, sowie die gewöhnliche barbarische Sprachmengerei seines Zeitalters.

Gleichwohl nimmt Bornitz in der Entwickelungsgeschichte der Nationalökonomik, nicht bloss von Deutschland, sondern überhaupt, eine wichtige Stelle ein. Ohne hauptsächliche Entdeckungen im Einzelnen, hat er sich die gesammte volkswirthschaftliche Erkenntniss seiner Zeit in achtungswerthem Grade angeeignet, hat sie mit reicher Gelehrsamkeit (im damaligen deutschen Geschmacke!)[7] verarbeitet, durch Selbsterfahrung belebt und geklärt, und zuerst den Versuch gemacht, sie in systematischer Vollständigkeit darzustellen. Der gesunde, praktische, jedem Extrem abholde Sinn, welcher dazu erfordert wird, ist ihm durchaus eigen, so dass er in jener halbbarbarischen Periode einen ähnlichen Platz einnimmt, wie in unserer glücklichern Zeit der ehrwürdige Rau. Solche Männer sind auch für die Fortentwickelung der Wissenschaft von grossem Nutzen, obschon dies bei Bornitz durch die Sündfluth des dreissigjährigen Krieges unterbrochen wurde. Vergleichen wir ihn mit Bodinus, wohl dem grössten Staatsgelehrten unter Bornitz' älteren Zeitgenossen, so ist der Franzose dem Deutschen unstreitig überlegen an Weite des Gesichtskreises, — die Theilnahme an den Reichstagen und Gesandtschaften einer Grossmacht hatte ihre Frucht getragen! Ebenso an Feinheit (und behaglicher Breite!) der philologischen Bildung, wie sie bei dem Landsmanne von Cujacius, Donellus, Brissonius, Muretus, Scaliger, Thuanus, Casaubonus zu erwarten stand. Im Allgemeinen jedoch haben die beiden Männer an Persönlichkeit und Richtung viel Aehnliches, nur dass man nach heutiger Ausdrucksweise Bodinus mehr einen Publicisten, Bornitz mehr einen Cameralisten nennen möchte.

Gehen wir jetzt zur Darlegung seines Systems über.

Wie im Körper eine *perpetua et mutua spirituum consumtio et restitutio virtute alimentorum et sanguinis* stattfindet, so im wirthschaftli-

---

7) Sehr gerne citirt Bornitz die Ausgabe der aristotelischen Oekonomik von Camerarius.

chen Leben durch die *bona*, gleichsam ein *alter sanguis*. (*De rerum sufficientia, p.* 8.)[8] Alle Güter werden in solche getheilt, welche *animum*, *corpus* oder *fortunam* betreffen[9]. Die nothwendigen Lebensbedürfnisse (*naturalia*) stehen zwar den geistigen Dingen an wahrem Werthe nach, müssen jedoch vor diesen erstrebt werden, weil es zuerst auf das *vivere et se sustentare* ankommt, dann auf das *civiliter vivere*. (*De nummis, I,* 1.) Die Vorzüglichkeit des Staates beruhet hauptsächlich auf einer rechten Harmonie der für öffentliche Zwecke zurückbehaltenen Güter mit denjenigen, welche Privatleuten zugewiesen sind; wobei der Verfasser gegen die Gütergemeinschaft eines Platon, Th. Morus u. A. eifert. (*De nummis I,* 4.)[10] Gleichwohl ist er von der absolutistischen Strömung seiner Zeit dermassen ergriffen, dass er dem *politicus* und *princeps* doch eine fast hausväterliche Gewalt zuschreibt, insbesondere *praescribendo et dirigendo, quod unusquisque in domo et in urbe agere, quod genus vitae sequi, quibus modis recte et rite bona acquirere, acquisita conservare et amittere debeat*. (*De rerum suff., p.* 12.) Dass obrigkeitliche Taxen wünschenswerth sind, versteht sich nach damaligen Begriffen eigentlich von selbst. (*Ibid. p.* 246.)

Den Ursprung des Geldes erklärt Bornitz aus der Ungenüglichkeit des blossen Tauschverkehrs, obwohl er in dieser Hinsicht keinen höhern Standpunkt erringt, als den bereits Gabriel Biel und Georg Agricola eingenommen hatten. *Aliud quidpiam legis beneficio et dispositione politica adinveniendum fuit, quod rerum naturalium vices aequabili commensuratione subiret*. (*De nummis I,* 1. 4.) Auch *De rerum suff., p.* 10 betont die gleichzeitige Nothwendigkeit der *bona φύσει* (Waaren) und *bona νόμῳ* (Geld); weil man doch Geld und Gold nicht essen kann, aber auch die Waaren allein nicht genügen, falls kein Geld vorhanden ist, womit der Eine, was ihm fehlt, zu seinem Gebrauche von Anderen erlangt. — Der Zweck des Geldes ist, die übrigen Vermögensobjecte (*χρήματα*) zu messen und abzuschätzen, und dadurch im Allgemeinen nützlich zu sein. (*De nummis I,* 4.) Ebenso meint Bornitz, das Geld diene nicht *per se* dem menschlichen Bedürfnisse, sondern *ὑποθέσει*

8) Bornitz war ein warmer Verehrer der »Chimiatrik«, (a. a. O. p. 99) d. h. der von Theophrastus Paracelsus begründeten ärztlichen Schule.

9) Also ganz wie bei Agricola *De pretio metallorum et monetis*, in der Dedication. Aehnlich schon in *G. Biel Collectorium sententiarum IV,* 15, 2.

10) Aehnlich bei *Bodinus De rep. V,* 2.

tantum constat, obwohl sein Stoff von der Natur gegeben ist. (*l. c. I*, 1.) Dessen ungeachtet hebt er energisch hervor, dass jede Münze einen Stoff haben muss, der *natura sua, communi hominum consensu valorem et pretium in se continet.* Wo dies nicht der Fall ist, da spricht er von einem Attentate gegen Recht und Billigkeit zum Schaden sowohl der Unterthanen, wie der Ausländer. Gleichwohl meint er, im Innern des Staates sei es wenigstens möglich, das Gesetz des Preises nach Belieben zu dictiren. (*l. c. I*, 5.) Ueberall klingt eine Ueberschätzung der obrigkeitlichen Vorschrift durch: *nummus non est, quod ex auro, argento et aere est, sed quod hisce metallis potestas nummi auctoritate publica tributa est .... nummus non φύσει*, sed *νόμῳ*. (*l. c. I*, 7.) Edelsteine passen nicht zu Geldzwecken, weil sie keine Formbarkeit besitzen. (*l. c. I*, 5.) Als tiefsten Grund der Thatsache, dass Gold von allen Metallen das werthvollste ist, betrachtet Bornitz die medicinische Bedeutung des *aurum potabile*. (*De rerum suff.*, *p.* 42.) Ebenso theilt er die seiner Zeit so beliebte Ansicht, dass die verschiedenen Metalle nur verschiedene Reifegrade eines und desselben Körpers seien, daher z. B. das Glück des Bergmanns darin besteht, weder zu früh, noch zu spät zu kommen. (*l. c. p.* 40.) Doch ist er mit den übrigen Lehren der Goldmacherei durchaus nicht ganz einverstanden[11]. — Vortrefflich erklärt er das Kupfergeld: *in civitatibus, quae auri et argenti copia destituuntur, quarum fines non facile egreditur, ex quo nummi minimi pretii percutiendi, egenorum gratia, quum argenti etiam minima particula pretiosa sit.* (*De nummis I*, 5.) Ebenso unterscheidet er ganz fein, das Geld gehöre zwar dem *Jus Gentium* an, sei aber doch nicht so, wie dieses, mit dem Menschengeschlechte selbst von gleichem Alter. *Ratio naturalis veluti lex quaedam*

11) Wo er *De nummis I*, 5 vom Golde als erstem Metalle spricht, fügt er hinzu: *id nimirum, quod ex venis metallicis natum et effossum, vel ex arenulis fluminum collectum.* Ueber das *aurum artificiale s. chymicum* will er nicht entscheiden. Aehnlich *De aerario II*, 5. Er möchte auch keinem Fürsten rathen, den Mangel der Natur durch solche Kunst ersetzen zu wollen. *Res periculi plena. Aliorum me vestigia terrent.* (*De nummis II*, 6.) Um dies zu würdigen, darf man nicht vergessen, dass selbst Kurfürst August von Sachsen Adept zu sein glaubte. *Eo usque pervenimus, ut ex VIII argenti unciis auri perfectissimi uncias III singulis VI diebus comparare possimus:* mit diesen Worten ladet er einen italienischen Adepten zu sich ein, falls dieser noch weiter gekommen sei. (*Peiferi Epist.*, *p.* 227.) Wie verbreitet der Alchymismus damals war, sieht man u. A. aus dem Spotte in Rollenhagens Froschmeuseler (1595), sowie schon früher aus Joh. Clajus' Satire *Altkumistica etc.* (1586.)

tacita cum genere humano prodiit, singula tamen effecta eodem tempore simul non prodidit. Gegen Tadler des Geldes im Sinne von Plinius d. Aelt., Th. Morus u. A. bemerkt er treffend, Verbrechen seien nicht den Sachen, sondern der Bosheit der Menschen zuzurechnen. (*I*, 4.)

Ueber das Wesen des Kapitals finden wir bei Bornitz wenig mehr, als Ahnungen. Als eine zweite Brauchbarkeit des Geldes (neben dem ursprünglichen Nutzen: *dimensio earum rerum, quae mercis loco habentur,*) nennt er dessen Fähigkeit, verliehen zu werden. Diese beruhe auf seiner fungibeln Natur. Wer die Zinsen abschaffte, würde eben damit *potissimam partem negotiationis* abschaffen. (*De nummis I*, 4.)[12] Er ist auch dem Schatzwesen des Staates nicht günstig, weil *thesauri occulti nihil foenoris pariant.* (*De aerario X*, 6.)[13]

Ungleich höher entwickelt ist sein Verständniss vom Münzwesen: ein neuer Beleg für die alte und wohlthuende Erfahrung, dass jedes Zeitalter die für sein praktisches Bedürfniss unentbehrlichen Einsichten früher zu gewinnen pflegt, als die zunächst minder unentbehrlichen. Dass freilich nur der Staat das Recht haben soll, Münzen zu prägen, wird von Bornitz sehr ungenau bewiesen, obschon er fast bei jedem Satze eine Stelle des *Corpus Juris* citirt. *Si cuivis privato ex suo auro et argento nummos facere liceret, qua auctoritate acciperentur a concivibus et extraneis? Nulla sane. Cum legis potestas tantum publica .... Legum potestas etiam nummum complectitur, quippe qui lege sit et exsistat*[14]. (*De nummis I*, 3.) Die Zumischung eines unedlen Metalles sollte stets mit Rücksicht auf die *communis lex gentium* vorgenommen werden, *ut duritiem tantum conciliet et saltem expensas aliquantillum resarciat, ut ferme eadem ratio sit metalli et pretii nummi.* (*I*, 6.) Auch über die Nothwendigkeit des gleichen Gewichtes gleicher Münzen durchaus solide Ansichten. (*I*, 7.) Jedenfalls ist die Legirung ein Hauptanlass zur Münzfälschung; daher auch keinem Goldschmiede gestattet sein sollte, für seine Producte ein anderes Korn zu wählen, als das gesetzliche. Ebenso gehört ein festes und mässiges Verhältniss zwischen Scheide-

12) Also ganz verschieden von Bodinus, (*De rep. V*, 2, *p.* 825) der selbst die römischen Zinsen, die er für $1/2$ bis 1 Procent jährlich hält, im Principe verwerflich findet.

13) Hierbei citirt er *Girol. Frachetta De principe I. Camerar. Medit.* 73. *Cominaeus De bello Neapol. II* und Th. Morus Utopia.

14) Neben manchen Beispielen, wo auch Prinzen, Magnaten etc. das Münzrecht geübt, wird noch als *singulare exemplum* erwähnt, dass Christus *potentia divina* im Munde eines Fisches gemünzt habe. (l. c.)

münze und grobem Gelde zu den Hauptmitteln, der Münzverschlechterung vorzubeugen. (*II*, 5.)[15] Bornitz lobt deshalb das Gesetz K. Ferdinands vom J. 1559, dass Niemand über 25 Fl. in Scheidemünze anzunehmen brauchte. (*I*, 11.) Die Prägung mit dem Bilde des Fürsten erkennt er als Mittel gegen Fälschung an; doch fügt er hinzu: *o magna prudentum inventa, o laudabilia instituta majorum, ut et imago principum subjectos videretur pascere per commercium, quorum consilia vigilare non desinunt pro salute cunctorum!* (*I*, 8.) Die Stückelung der Münzen soll nach solchem Verhältniss geschehen, dass möglichst viele Theile noch als ganze Ziffern der kleinsten Einheit erscheinen: wie z. B. der halbe Gulden 30, der Viertelgulden 15 Xr. hält. Wenn Bornitz anheimgiebt, die Gold- und Silbermünzen von gleicher Grösse und Prägung zu machen, so dass sich der Werth jener zu diesen genau wie 12 zu 1 verhalte (*I*, 11)[16]: so beruhet das freilich auf einer grundlosen Voraussetzung der Unwandelbarkeit des damaligen Preisverhältnisses. Dagegen ist seine Erörterung I, 12, dass die von Privaten besessene Münze nicht mehr dem Münzherrn gehöre[17], dass sich also das Wort: »gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist«, nicht auf die Münze beziehe, sondern auf die Steuer, durchaus nicht so curios, wie es dem ersten Blick scheinen möchte. Ich erinnere nur an die früher so beliebten willkürlichen Einziehungen der Münzen, um sie verringert wieder auszugeben! Bornitz missbilligt alle solche Massregeln. Wie er sich auf

---

15) In Sachsen hatte die Gesetzgebung schon 1474 den Grundsatz ausgesprochen, »wo mehr kleiner Münze ist, denn man zur Entscheidung der Oberwehr bedarf, ist Schaden«. (Erbstein in v. Langenn's Albrecht der Beherzte, S. 586 ff.)

16) Ganz nach Bodinus, dessen Kapitel *De re nummaria* (*De rep. VI*, 3) Bornitz überhaupt sehr benutzt hat. Schon Bodinus hatte die Legirung aus dem Grunde verworfen, *quia natura ipsa ferre non potest, ut metallum simplex alterius loco substituatur, propter metallorum naturas colore, sonitu, volumine, pondere plurimum inter se discrepantes*. Ungleich feiner argumentirt in dieser Hinsicht *Scaruffi Sulle monete*, (1579), der in Contracten gewisse Quantitäten reinen Goldes etc. zu stipuliren räth (p. 98. 104 *Cust.*), obschon auch er das Preisverhältniss von Gold zu Silber = 12 : 1 als ein von Gott unwandelbar gegebenes ansieht und sich dafür auf den göttlichen Platon beruft. (p. 84.)

17) Wie noch Pothier meint, dass der Fürst *sa monnaie* unter die Privaten vertheile, um ihnen als Werthzeichen zu dienen, (*Traité du prêt de consomption I*, 3, No. 37) so kommen ähnliche Ansichten bereits im alten Rom vor. (Puchta Inst. I, S. 131.) Uebrigens hat schon *Nicolaus Oresmius De mutationibus monetarum* gleich nach der Mitte des 14. Jahrhunderts dieselbe Auslegung des Bibelspruches, wie Bornitz.

das Stärkste gegen die Kipper und Wipper ausspricht, (*De rerum suff.*, *p.* 11. 121.) so widerräth er jede obrigkeitliche Münzverringerung mit dem Nachweise, dass alle Waarenpreise dadurch erhöhet, alle Steuererträge vermindert werden. (*De nummis II,* 1.) Ebenso entschieden verwirft er die Finanzmassregel, dieselben Münzen bei der Staatseinnahme niedrig, bei der Staatsausgabe hoch zu valviren. (*l. c. II,* 3.) Ueberhaupt missbilligt er im Interesse der allgemeinen Sicherheit jede Münzveränderung. Es sei vernunftgemäss, dass der Fürst eine solche nur vornehmen könne, entweder *causa gravissima urgente,* oder mit ausdrücklicher oder stillschweigender Genehmigung des Volkes. (*II,* 9.)[18]

Ein verwandter Gegenstand sind die *Quasinummi,* d. h. *nummi materiae extraordinariae formaeque imperfectioris.* Bornitz denkt hierbei u. A. an Papiergeld, Ledergeld etc. Wenn er dessen Creditcharakter auch nicht versteht, so betont er doch sehr, dass es nur in Nothfällen ausgegeben, und sofort nach Beendigung der Noth mit gutem Gelde wiedereingelöst werden soll. (*De nummis I,* 14.)

Für die Entwickelung des sog. Mercantilsystems haben die Mittel grosse Bedeutung, welche Bornitz empfiehlt, um der *amissio nummorum* vorzubeugen. Alle Geldausfuhr soll untersagt, alle Waarenausfuhr, damit sich kein Geldschmuggel dahinter verstecke, überwacht werden: so lange, bis alle Nachbarvölker mit uns dieselben Münzgesetze haben und wirklich beobachten. Auch fremde Glückstöpfe und Schauspieler sind zu verhindern, dass sie unser Geld wegsaugen. Ein sehr gutes Mittel besteht darin, den ganzen Handel mit edlem Metall dem Fürsten als Regal vorzubehalten, wobei Wechsler (wie in England, Italien etc.,) den ausländischen Verkehr möglich machen. Zugleich werden Luxusverbote gegen kostbares Silbergeschirr, Tressen etc. empfohlen, wobei der Verfasser meint, dass die Fremden, um recht viel Geld abzuholen, besonders *merces speciosas, voluptarias et arte elaboratas, in quibus nihil nisi manus opera et voluptas inest,* einführen, *v. c. suffimenta, gemmas, perlas, quarum rerum maximum pretium, sed usus frustraneus.* (*II,* 4. 6.) Also ein Schwanken zwischen der ältern Ansicht, die sich auf Münz- und Luxuspolizeigründe stützt, und dem neuern Mercantilismus![19] — Eine förmliche

18) Auch Bodinus lehrt: *principi non magis licet, improba numismata cudere, quam occidere, quam grassari.* (*De rep. VI,* 3.)

19) Dagegen hatte Bodinus seine zum Theil sehr ähnlichen Mercantilideen mehr

Theorie des letztern findet sich aber *De nummis II*, 8: *de incremento nummorum in republica parando*. Dies wird ausdrücklich von der Vermehrung des Staatsschatzes unterschieden: die Geldvermehrung betreffe sowohl den öffentlichen, wie den Privatnutzen. *Publice interest, non tantum nummos in republica exsistere, verum etiam ad potentiam ejus stabiliendam summopere opus est, eos maxima copia adesse. Sunt enim nummi nervi rerum .... Imbellem dixeris civitatem, quae aliis bonis abundet nummis destituta ... Ut duobus modis nummi parantur, ita quoque rempublicam iisdem ditari consequens est: nummorum fabricatione et illatione alienarum*. Jener ersten dient der Bergbau, welcher den Stoff liefert. Daher muss der Fürst eifrig sein zur Bebauung der alten Gruben, wie zur Aufsuchung neuer. In diesem Punkte hegt Bornitz für Deutschland immer noch grosse Hoffnungen. Wo aber die Natur des Landes Gold und Silber verweigert, da muss *ars naturam imitari. Videat princeps, quibus modis mediisque nummos exoticos quasi aucupari possit*. Dies geschieht entweder durch Handel, oder *conversatione populorum*. Wer also ein Land geldreich machen will, der muss den Handel befördern durch Einrichtung von Messen und Märkten, durch allerlei Immunitäten für die Kaufleute, namentlich zur Messzeit. *Ut occasio praebeatur in tua republica nummis inferendis, operam adhibe, ut studia agriculturae et opificia assiduis laboribus tractentur ... Tellus natura et foecunditate sua variam materiam profert ... Rudem indigestamque et efformem* (*in formem?*) *plerumque materiam, quae efformata decies materiem manus pretio superare*[20] *solet*. Daher müssen *collegia ingeniosissimorum opificum* errichtet werden, die nicht bloss für ihr Land,

---

aus finanziellen Grundsätzen entwickelt: *De rep. VI, p.* 1021 ff. Der etwas spätere Antonio Serra (1613) dringt mit seinem Mercantilismus doch schon viel tiefer in die Natur der Gewerbe ein. Es ist vortheilhafter, Fabrikate auszuführen, als andere überschüssige Waaren, weil jene sicherer sind, nicht von der Witterung etc., sondern nur von den Menschen selbst abhängen, leichter aufbewahrt und transportirt werden können, ganz vornehmlich aber, weil ihre Masse beliebig gesteigert werden kann, und der Gewinn doch entsprechend bleibt, ja wegen Verringerung der Productionskosten wohl gar noch grösser wird, zum grossen Unterschiede z. B. vom Saatkorn. (*Sulle cause, che possono far abbondare un regno di monete etc., I,* 3.) Um auch eines Spaniers hier zu gedenken, so will Mariana die fremden Gewerbeproducte hoch besteuert wissen, damit nicht so viel Geld ausser Landes geht, und zugleich die fremden Handwerker durch Uebersiedelung nach Spanien dessen Volkszahl vermehren. (*De rege et regis institutione,* 1598, *III,* 7. 10).

20) Sehr ähnlich Botero *Della ragion di stato,* (1591) *p.* 92 fg.

sondern auch für das Ausland arbeiten. *Dolendum est, populos quosdam*[21] *admodum vecordes et caecos exteris nationibus materiam rudem venalem exponere, spe exigui lucelli, quam indutam postmodum variis formis centuplo revendant iis, a quibus eam nacti fuerint.* Auch der technologische Abschnitt des Buches *De rerum sufficientia* betont es energisch, wie die Natur von der Kunst besiegt werden könne, indem die Arbeit einen grössern Werth hervorbringt, als der Rohstoff. (p. 59.) Daher man Rohstoffe nicht aus-, sondern einführen soll, kein Geld für Luxusartikel aus dem Lande lassen etc. (p. 68. 232.) Kann ein Land nicht mehrere Gewerbzweige haben, so doch wenigstens einen, worin es hervorragt. (*De nummis II,* 8.) Bornitz scheint zu ahnen, dass jedes Land in seiner ökonomischen Eigenthümlichkeit etwas Unnachahmliches besitzt, (*De rerum suff., p.* 231) obschon er andern Ortes wieder meint, von der Seidenzucht sollte man sich ja nicht durch geographische Bedenklichkeit abschrecken lassen. (*l. c., p.* 34.)[22] — Unter der *conversatio populorum* versteht er die wirthschaftliche Anziehung, welche durch *aulae principum, summa tribunalia, academiae, ludi publici, urbium amoenitas, thermae etc.* ausgeübt wird. (*De nummis II,* 8. *De rerum suff., p.* 53.)[23]

Die Handwerksverfassung, welche Bornitz empfiehlt, ist ganz die zu seiner Zeit praktisch übliche; selbst Manches darin, was dem geschriebenen Rechte zuwiderlief. (*De rerum suff., p.* 69 fg. 72.) Auch in Bezug auf die Bäckerpolizei trägt er wesentlich das damals praktische System vor. (*l. c., p.* 87.) Dabei finden sich schöne Anfänge einer Gewerbestatistik seiner Zeit, indem wenigstens von vielen Zweigen der Ort, wo sie am meisten blühen, genannt wird.

---

21) Wie kosmopolitisch, nach deutscher Weise!

22) Wahrscheinlich dachte Bornitz hierbei an den berühmten Streit zwischen Heinrich IV. und Sully, wovon die *Economies royales, Livre XVI* berichten. Sully war gegen die Berufung von Seidenarbeitern, Pflanzung von Maulbeerbäumen etc. in Frankreich. Dieser neue Gewerbzweig, während das französische Volk ohnehin vollbeschäftigt sei, erfordere zu grosse Opfer. Jedes Land habe seine eigenthümlichen Vorzüge, die es kultiviren müsse; für den Seidenbau hingegen sei das französische Klima zu rauh. Der Erfolg hat gezeigt, wer bei diesem Streite mehr Einsicht bewährte, das Genie des Königs, oder das Talent des Ministers.

23) Dies sind Gegenstände, worüber Hippolytus a Collibus und sehr viel geistreicher Botero gehandelt hatten.

(*p.* 108 ff.) Es hängt wohl hiermit zusammen, dass schon Bornitz an die Möglichkeit einer Gewerbesteuer denkt. (*De aerario V*, 8.)[24]

Seine Finanzwissenschaft bildet den grellsten Gegensatz zu Obrecht. Zwar sagt auch Bornitz in der Zueignung seines Buches *De aerario* an die Finanzmänner, dass in den *nervis publicis potentiae, dignitatis et authoritatis, adeoque salutis publicae, post religionis et justitiae fulcra maxima vis continetur.* Das Bedürfniss des Staates an Naturalien und Geld vergleicht er mit dem Nahrungsbedürfnisse der aus Leib und Seele zusammengesetzten Einzelmenschen. (*De aerario I,* 1.) Dagegen ist er ein entschiedener Lobredner der Domänenwirthschaft[25], ohne die weder einem Staate, noch einer Schule etc. die gehörige Sicherheit könne zugeschrieben werden. (*I,* 3.) *Princeps omnia possidet, haud tamen possidet dominio, sed imperio.* (*VII,* 3.) Beim Jagdregale ist von den Jagdschäden keine Rede; wohl aber hält es Bornitz für nöthig, die Anständigkeit des Verkaufes von Wildpret des Fürsten an Privatpersonen zu vertheidigen. (*I,* 4.) Er ist in der Regel sehr gegen den Betrieb von Gewerben oder Handel durch den Staat, ausgenommen die Fälle, wo das Gemeinwohl es fordert, wie beim Münzen; oder wo die Privatkräfte für einen unentbehrlichen Handelszweig nicht ausreichen; oder endlich, wo der Fiscus eines solchen Einkommens gar nicht entbehren kann. (*II,* 1. 2. Aehnlich *De rerum suff.*, *p.* 73 fg.)[26] Von Lotterien sagt er: *nec suadeo, nec dissuadeo.* (*De aerario II,* 4.) Gegen Aemterverkauf ist er sehr; höchstens den Fall ausgenommen, wo derselbe als Form einer Staatsanleihe gebraucht wird. (*II,* 6. *VII,* 1.) Uebrigens pflegt Bornitz bei

24) Während noch 1758 v. Justi etwas ganz Neues vorzuschlagen meinte, indem er als Gegensatz zu den bisherigen Accisen eine Gewerbesteuer empfahl. (Staatswirthschaft II, S. 373 ff.)

25) Auch Bodinus zieht die Domänen jeder andern Staatseinnahmsquelle vor. Wenn er die Unveräusserlichkeit und Unverjährbarkeit des Domaniums so sehr betont, so z. B. jeden Rathgeber, der um des grössern Vortheils willen Domänen zu verkaufen räth, beschuldigt: *tyrannidem et reipublicae perniciem molitur* (*De rep. VI,* 2), so konnte dergleichen freilich unserem Bornitz kaum einfallen, da in den deutschen Territorien kein Praktiker an Domänenveräusserung dachte.

26) Botero hatte den Staatshandel in folgenden Fällen gebilligt: wenn das Geschäft zu kostspielig oder gefährlich ist, als dass Privatpersonen es treiben könnten; wenn die Privatbetreiber sich zu sehr bereichern würden; wenn es zum öffentlichen Nutzen geschieht. (*Ragion di Stato*, *p.* 100.) Bornitz steht in dieser Lehre offenbar höher.

jeder Polemik auch seinem Gegner billig das Wort zu lassen. Das Lehnwesen hält er noch immer für nothwendig. (*II*, 7.) Güterconfiscation als Strafe scheint ihm sehr bedenklich[27], (*III*, 6) obschon er Geldbussen, wie Luxussteuern, wegen des sittlichen Nutzens lobt. (*IV*, 6.) In Bezug auf Steuern überhaupt stellt er den Grundsatz auf: *ut nemo plus oneris sustineat, quam emolumenti et lucri ex rebus capiat* (*V*, 2): also Verhältnissmässigkeit der Besteuerung nach dem Einkommen. Gleichwohl erklärt er es für die grösste Ungerechtigkeit, wenn alle Unterthanen besteuert würden. Manche Personen wie Sachen müssen einer Immunität geniessen, die bei anderen gehässig wäre: so z. B. Gesandte, Scholaren, Geistliche, Edelleute; von Sachen besonders *alimenta*. (*IV*, 2.)[28] Vor zu hohen Steuern wird schlechthin gewarnt: *pluris magistratui opulentia subditorum esse debet, quam reditus*. (*IV*, 3.) Die Steuer von Auswanderern sucht Bornitz ebenso naiv als absolutistisch aus der Dankbarkeit wegen des früher genossenen *patrocinium* zu erklären, weil die Obrigkeit als Vater des Vaterlandes gelten müsse. (*IV*, 7; besser *V*, 9.) Von Staatsanleihen ist er durchaus kein Freund; er meint, ein Fürst komme dadurch so leicht in übeln Ruf, dass er sie lieber auf den Namen eines Unterhändlers gehen lassen sollte. (*VII*, 1.)[29] In dem Kapitel: *de vectigalibus illicitis* eifert er mit grosser Wärme gegen Hurensteuern etc. (*VIII*, 1.) Wie sehr es Bornitz an Schärfe mangelt, sieht man u. A. im X. Buche, von den Schätzen, wo nur Kap. 6 vom wirklichen Staatsschatze handelt, alles Uebrige bloss von Kassen, die nur ganz uneigentlich Schätze genannt werden.

Wir haben im Eingange dieses Kapitels an Opitz erinnert, um dadurch von einer gewissen Seite her Bornitz' Verhältnisse klarer zu machen. Dieselbe Analogie bewährt sich aber auch insofern, als die schöne Literatur in Opitzens Zeit, sowie die Thätigkeit der fruchtbringenden Gesellschaft überwiegend auf Uebersetzungen gestellt war. Freilich hat

---

27) Bodinus billigte zwar die Vermögensconfiscation im Allgemeinen nicht; doch hielt er eine theilweise Gütereinziehung (etwa der Errungenschaften des Verbrechers) für nothwendig, schon weil ohne *praemia delatorum vix ulla scelerum ultio futura est*. (*De rep. V*, 3, *p*. 842.)

28) Diese damals beinahe von allen guten Theoretikern eingeschärfte Lehre trägt auch Mariana vor: *De rege III*, 7.

29) Dagegen hatte Bodinus, welcher Steuern nur im grössten Nothfalle billigt, Anleihen für ein kleineres Uebel gehalten: *De rep. VI*, 2, *p*. 1022.

ein compilatorisch-encyklopädisches Wirken auf dem Gebiete der Poesie noch weniger Verdienstliches, als auf dem der Wissenschaft. Wie unser Bornitz durch Reisen und Lectüre von jedem Auslande zu lernen suchte, ganz besonders aber ein Bewunderer Hollands war[30], so erklärte Opitz in der ersten Ausgabe der Gedichte, (S. 11) dass die holländische Poesie die Mutter der hochdeutschen sei. Besonders verehrte er Grotius und Heinsius, und in derselben Weise hielt sich Andreas Gryphius später an Vondel. So hatte Schuppius in seiner Schrift von der Einbildung (*Opp. I*, 508) von Holland zu rühmen, dass sich dort unter den Handwerkern Leute fänden, vor denen mancher Studierte sich schämen müsse[31].

IV.

Die Anfänge der geschichtlichen Volkswirthschaftslehre.

Christoph Besold ist 1577 zu Tübingen geboren, hat ebenda 1595 bis 1597 die Rechte studiert, 1598 den Doctortitel und 1610 die Professur der Rechte erlangt. Wenn ein so glänzendes akademisches Talent verhältnissmässig so spät dieses Ziel erreichte, so liegt das zum grossen Theil an der ungeheuern Vielseitigkeit seiner Studien, die an Hugo Grotius erinnert. Besold verstand Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch[1] ausser den vornehmsten neueren Sprachen; neben der Staats- und Rechtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes, neben Geschichte und Philosophie trieb er die heilige Schrift in ihren Ursprachen, und eine ausgedehnte Lectüre der Kirchenväter, Scholastiker, Mystiker etc. Jugler hat in seinen Beiträgen zur juristischen Biographie I, S. 82 ff. ein Verzeichniss von 92 Schriften Besolds zusammengestellt, die 1598 bis (posthum) 1646 erschienen sind, zum Theil von mächtigem Umfange und viele davon in wiederholten Auflagen. Unter diesen Schriften sind Pandektencommentare, Werke über Theorie und Praxis des Processes, der grosse juristische *Thesaurus practicus*[2],

30) Vgl. *De rerum suff.*, *p.* 38. 110. 233.

31) Vgl. Gervinus Gesch. der deutschen Dichtung III, S. 182. 420.

1) Vgl. *A. Rath Luctus academiae Ingolstad. in obitum Chr. Besoldi, p.* 10.

2) Nach einem oft bestätigt gefundenen Urtheile, mit Wehners ähnlichem Werke verglichen, *ubertate major, judicio, ordine ac selectu minor.*

Werke über allgemeines Staatsrecht, deutsches Reichsrecht, württembergisches Landesrecht, über Völkerrecht und Diplomatie, Politik, Volkswirthschaft, mehrere Zweige der Specialgeschichte, allgemeine Weltgeschichte, aber auch über Philosophie und Theologie im Allgemeinen. Der Verfasser galt nicht allein für eine glänzende Zierde seiner Universität, sondern war auch bei seiner Regierung so angesehen, dass er Aussicht auf die höchsten Staatsämter hatte. Um so tiefer musste es seine Landsleute empören, als er nach der Nördlinger Schlacht, wie der Herzog von Württemberg floh und eine österreichische provisorische Regierung das Land verwaltete, in diese letztere als Geheimer Rath eintrat, öffentlich katholisch wurde und sogar in einer Reihe von, archivalisch sehr wohlbeschlagenen, Werken den Beweis versuchte, dass die württembergischen Klöster durchaus vom Herzoge unabhängig seien. Fast ein Drittel seines damaligen Umfanges wäre dem Lande hiermit abgesprochen gewesen! Kein Wunder also, wenn ihn Joh. Peter von Ludewig deshalb *arcanorum istius principatus malevolum proditorem* nennt; oder wenn Spittler meint, »sein frommes, ruhmvolles Leben krönte endlich die schändlichste Apostasie, den zwanzigjährigen treuen Dienst für Fürst und Vaterland endigte die elendeste Verräthersbosheit!« Aber auch Oesterreich scheint die Klosterschriften Besolds mit keinem günstigen Auge betrachtet zu haben, da es Württemberg wohl schon ganz für seine eigene sichere Beute hielt. Jedenfalls sehen wir Besold 1637 als kurbayerschen Rath und Professor nach Ingolstadt ziehen. Wie berühmt er war, zeigte sich bald in dem Wetteifer, mit welchem der Kaiser ihn für Wien, der Papst für Bologna[3], ja u. A. selbst der dänische Hof zu gewinnen suchten. Indessen starb er bereits am 15. September 1638 zu Ingolstadt.

Spittler hat die Umwandlung Besolds geschichtlich in ein milderes Licht zu stellen gesucht[4]. Er weiset nach, dass der förmliche Uebertritt zum Katholicismus lange vor der Nördlinger Schlacht, am 1. August 1630, erfolgt, alsdann freilich vier Jahre lang verheimlicht worden ist. Auch vorbereitet war er seit lange, zumal durch Besolds patristische, theosophische und mystische[5] Studien. Schon 1626 hatte dessen

3) Angeblich mit dem für jene Zeit enormen Gehalte von 4000 Scudi jährlich.

4) Werke XII, S. 283 ff.

5) Besold citirt namentlich den Eckard sehr gern; Schriften von Tauler, Staupitz, Savonarola hat er herausgegeben.

Lehrer und Freund, der grosse Kepler, zu Linz das Gerücht seines Abfalls vom Lutherthume vernommen[6]. Den Ausschlag seiner Zweifel gab die Geburt einer Tochter nach 29jähriger unfruchtbarer Ehe, die er als wunderbare Erhörung eines Gelübdes ansah. Nach alle diesem zweifelt Spittler nicht an seiner Uneigennützigkeit, und möchte ihn mehr bedauern, als verdammen.

Wir gehen unbedenklich noch weiter. Kein Historiker wird heutzutage verkennen, dass im Anfange des 17. Jahrhunderts das verknöcherte Lutherthum der Concordienformel wenigstens nicht mehr geistige Freiheit gewährte, als der Katholicismus. Gerade Keplers Schicksal beweiset dies aufs Deutlichste, dessen Verfolgung in Württemberg durchaus nicht so aus Persönlichkeiten zu erklären ist, wie die Galileis im Kirchenstaate. Nach dem Buchstaben des Rechts waren die Ansprüche der katholischen Partei damals in der Regel besser gegründet, als die protestantischen. Hierzu kommt nun, dass unser Besold ein wesentlich historischer Kopf war, obschon keiner vom ersten Range. Wie er bei jeder Gelegenheit sein Herz ausschüttet über die Vergänglichkeit aller Staaten[7], so haben auch seine Urtheile über das, was sein soll, durchweg etwas sehr Relatives. Keine Staatsform hält er für unbedingt vorzüglicher, als eine andere. (*De rerumpublicarum inter se comparatione,* 1623, *p.* 195.) Er nimmt bei solchen Fragen immer die grösste Rücksicht auf die Verschiedenheit der Volkscharaktere: dass z. B. die Franzosen keine Freiheit, die Schweizer keine Knechtschaft ertragen. (*Synopsis politicae doctrinae,* 1623, *p.* 90.)[8] Besonders wichtig sind die methodologischen Bemerkungen, welche die Vorrede zu der Schrift *Principium et finis politicae doctrinae* enthält. *Non aliquam descripsi civitatis ideam, h. e. talem reipublicae formam, qualem esse velim ex meo sensu: id quod Plato, Morus, Campanella aliique fecerunt. Sed de politiis jureque publico dissero, qualia nunc sunt, vel fuerunt olim; id quod proderit forsan cum ad historicorum, tum rerum, quae indies geruntur, aliqualem dijudicationem*

---

6) *Kepleri Epistolae, p.* 281. 274. Besold war zu wiederholten Malen in Glaubensuntersuchung gewesen: 1622 mehr als »fanatisch-verdächtig,« 1626 mehr als »katholisch-verdächtig.« (Spittler a. a. O., S. 300.)

7) So z. B. *Principium et finis politicae doctrinae,* (1625) *p.* 78 ff.

8) Auch in der Form ist er nichts weniger, als apodiktisch; indem er am liebsten jede Frage durch eine Menge von Citaten beantwortet, denen bloss im Eingange kurz beigepflichtet wird.

..... *Ego omnia discutienda magis a lectoribus, quam statuta ac definita soleo semper proferre. Qui quaerunt cauta sollicitudine veritatem, parati, quum invenerint, cedere, haeretici non sunt, ait D. Augustinus. Puto hanc libertatem multo minus in politico scripto mihi denegatum iri. Namque hic cumprimis praescribo, imo adjuro tibi, lector, quisquis es, ea, quae de rebus disputo gravissimis, non judicare me, sed disserere; haud decisionis me agere arbitrum, sed quaesitoris instar urnae praeesse.* — Eine solche Sinnesart ist vortrefflich geeignet zur historischen Forschung, wofern sie nicht an der Oberfläche der menschlichen Dinge haften bleibt, sondern mit scharfer Urtheilskraft in deren Inneres eindringt[9]. Aber sie ist auch in Zeiten grosser Parteikämpfe ein fruchtbarer Boden sittlicher Versuchungen, selbst für reine und gute Menschen, die nicht entweder Selbstkenntniss und Vorsicht genug besitzen, um streng das: *Bene vixit, qui bene latuit,* festzuhalten, oder von einer ungewöhnlichen Charakterstärke getragen werden.

Besolds politische Ansichten, die natürlich mit seiner Volkswirthschaftslehre auf das Engste zusammenhängen, erkennt man am klarsten in seiner *Synopsis politicae doctrinae,* die er zuerst 1623 als Tübinger Professor veröffentlichte, zuletzt in vierter, sehr bereicherter Auflage 1637 von Ingolstadt aus[10]. Hier wird gegen die Naturstandslehrer auf die natürliche Geselligkeit der Menschen in aristotelischer Weise Bezug genommen. (p. 17.) Republikanisch gesinnt ist Besold nicht. Seine

---

9) Schon Chr. Thomasius bemerkt von Besold, er sei zwar durchaus kein sklavischer Aristotelesjünger gewesen, habe jedoch neben *multa diligentia, magnum ingenium* nur *exiguum judicium* gehabt. Seine Schriften seien oft blosse *collectanea, absque iudicio conscripta, male cohaerentia, frequentibus digressionibus adhuc magis confusa.* (*Oratt. acadd., p.* 522.) Nach einer nicht unglaubwürdigen Notiz bei *Arnd. Bibliotheca politico-heraldica p.* 246 hätte Besold ungeheuer viel gelesen, seine Excerpte aber grösstentheils durch Candidaten, welche er in seinem Hause hielt, registriren lassen. Die vielen Ungenauigkeiten seiner Bücher seien namentlich dadurch entstanden, dass seine Gehülfen die Excerpte falsch aufgefasst oder in falsche Rubriken eingetragen, er selbst aber den Fehler nachher zu berichtigen versäumt. Uebrigens giebt er, auch hiervon abgesehen, nur zu häufig statt wirklicher Theorie oder Geschichte eine blosse Nomenclatur mit angefügter Rechtscasuistik: vgl. z. B. die Stelle von den *servis modernis,* d. h. Bauern etc., in der Schrift: *De tribus domesticae societatis speciebus,* (1626) *p.* 27.

10) Ein Auszug aus der Sammlung von Abhandlungen, die schon 1614 unter dem Titel: *Collegium politicum,* 1618 vermehrt als *Politicorum libri II.* erschienen sind. Die *Synopsis* erlebte noch drei Auflagen nach des Verfassers Tode.

klassischen Erinnerungen bewirken nur die Anerkenntniss, dass die Republik eigentlich die beste, Gott wohlgefälligste Staatsform sei, aber wie ein Instrument, das am schwersten gelernt und am leichtesten verstimmt werde. (Vorrede.) In der Wirklichkeit sei es jedoch immer noch besser, einen schlechten Herrscher zu haben, als gar keinen. (p. 25.) Auf der andern Seite will Besold aber auch kein monarchischer Absolutist sein. Wenn er selbst dem englischen Parlamente nicht das Recht zugesteht, *praefracte regi contradicendi, sed tantummodo dissuadendi* (p. 97); wenn er sogar solche *morts d'état,* wie bei Guise, Marschall d'Ancre etc. für diejenigen Fälle gelten lässt, wo kein ordentlicher Process gegen einen Staatsverbrecher möglich, (p. 74): so verwirft er doch entschieden die Staatsvergötterung des Machiavellismus (p. 20) und eifert gegen alle Theorien, welche dem Fürsten, statt des *imperium omnium,* das *dominium omnium* zuschreiben. (p. 28.) Alle von Deutschen gegründeten Reiche *detestantur absolutam dominationem, et saltem ratione gubernationis ad aristocraticam rationem declinant.* (p. 240.) Dabei hebt doch Besold energisch hervor, dass allein der Kaiser das Prädicat »Majestät« habe, alle übrigen Herrscher nur »königliche Würden«. (p. 36.) Wie z. B. Wallenstein selbst in seiner Glanzperiode keine *majestas* hatte, (p. 46) so verleihen auch die Kurfürsten nicht eigentlich dem Wahlkaiser seine Macht, sondern bezeichnen bloss die Person, welche die von Gott unmittelbar stammende Kaisermacht ausüben soll. (p. 40.) Die Beschränkung der Krone, die Besold wünscht, soll hauptsächlich von der römischen Kirche ausgehen. Zwar die Tendenzen eines Rossäus und ähnlicher Monarchomachen erklärt er für Missverständnisse, die vom Papste selber verdammt seien. (p. 21.) Aber er meint doch, *si non omnia ad catholicae religionis cultum tendunt, ut illa vel promoveatur, vel non impediatur, atheismo prona sternitur via, quae ad interitum, si non temporalem, at certe aeternum ducit.* (Vorrede.) Dass der Papst als *pastor communis,* soweit es zum Seelenheil nothwendig ist, eine *potestas directiva* besitzen muss; dass er z. B. Unterthanen ihres Eides entbinden kann, wenn ein katholischer Fürst *ethnicus, s. infidelis, atheus cett.* würde: hierüber stimmt Besold mit Bellarmin völlig zusammen. (p. 43.) Den landesherrlichen Novalzehnten erklärt er für *omnino absurdum,* weil die sämmtlichen Zehnten *ipso jure* der Kirche gehörten. (p. 79.) Ebenso absurd scheint ihm der landesherrliche Kirchensupremat. (p. 60.) Ueber das Recht, die Ketzer zu verfolgen, denkt er ziemlich unklar; selbst manche Katho-

liken billigen es nicht, wenn die Ketzer nicht zugleich Rebellen sind; doch verfolgen auch die Protestanten ihre Gegner, wenn sie nur können. Es ist auch zwischen *pertinacibus dolosis, zelosis et dubitantibus* zu unterscheiden. (p. 63 fg.) Dringend räth Besold, allen Deutschen das Studieren im Auslande zu verbieten, vornehmlich in Genf und Leyden, wo sie nur Hass gegen die Katholischen, gegen das Haus Oesterreich und das ganze Reich einsaugen. (p. 206.)

Sehr vorzüglich ist Besold in der Theorie der Statistik: wie er denn auch nicht zugeben will, dass die bekannte Pest der Davidischen Zeit eine Strafe Gottes für die Volkszählung an sich gewesen. (*De aerario, p.* 176.)[11] Von einem fürstlichen Rathe verlangt er folgende Kenntnisse: *Principem et aulam ex omni parte indagabit, ut et caeterorum administrorum et consiliariorum naturam et mores. Quae quantaque sit omnis ditio principis; quae provinciae, civitates, oppida, loca illi ditioni subjecta sint? Provinciae quot millia passuum habeant in longitudine, quot in circuitu? Locorum ambitum, situm. Utrum montibus, mari, flumine, vallo, fossa, lacu munita sint? Quae eorum opportunitates; an commeatu prohiberi possint; an sit ubertas vel inopia rei frumentariae? Quae commoda et incommoda habeat respublica? Quidnam in principatu controversum et cum quibus ac quibus de causis; quae ratio provinciae administrandae, quae leges fundamentales, quae jura, leges, libertates? Quo more utantur, quave disciplina, usu et consuetudine regantur, quibus rebus delectentur cives, quibus se sustentent, quomodo erga principem sint affecti? Quodnam vectigal eorum, quae invehuntur vel evehuntur, ex pascuis agrorum publicorum, ex sale, vino, oleo, frumento, ex mercatura, ex subditorum tributis? Quodnam aerarium: an subditi nimiis tributis, vectigalibus, aliisve oneribus premantur? An mercaturae studio teneantur, an opibus abundent? Quantus militum numerus in qualibet provincia conscribi possit? Quaenam principis familiae origo; quae conjunctiones, affinitates et amicitiae, quae foedera et quae ex iis speranda? Quorumnam partes princeps defendendas susceperit*[12]. (*De aerario p.* 172 fg.) Alles dies soll nicht bloss auf seiner, durch

11) Die 1620 erschienene Ausgabe dieses Buches soll bereits die zweite sein. Ich citire nach der von 1639.

12) Vergleichen wir dies Ideal mit dem von Heinrich IV. projectirten Staatscabinet, wie es Sully im XXVI. Buche seiner Memoiren schildert, so ist das letztere viel mehr geschäftsmässig praktisch, das erstere dagegen viel mehr wissenschaftlich vollständig. Besold steht damit zwischen Sully und dem vortrefflichen Sir William

Reisen zu erweiternden Privaterfahrung beruhen, sondern auch historisch auf demjenigen, was Andere gefunden haben, auf der Vergleichung mit anderen Staaten etc. Zugleich wird dem Fürsten ein Personalverzeichniss empfohlen, das alle ausgezeichneten Männer jeder Provinz, jedes Faches etc. enthält: nicht bloss zu seiner Belehrung, sondern auch um den Ehrgeiz der Unterthanen dadurch, nach Art eines Ordens, anzufeuern. (*Ibid.*)

Wenn Besold meint, die Oekonomik gehe der Politik voran, (*Princip. et finis politicae doctrinae, p.* 35 ff.) so denkt er dabei nur an die Privatökonomik. Seine volkswirthschaftliche Lehre ist doch vielfach mehr ethisch, als ökonomisch gehalten. So z. B. *De aerario publico, p.* 15 die entschiedene Betonung: *parsimonia summum est vectigal.* Ebenda, p. 33 sehr unmalthusische[13] Grundsätze der Armenpflege, wobei die aus Tacitus (*Ann. II,* 38) bekannte Warnung des Tiberius vor unbesonnenem Almosengeben schlechtweg *impia objectio* heisst. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht Besolds Lehre vom Eigenthum. Gott habe dem Menschengeschlechte ursprünglich alle Dinge als Gemeingut verliehen, jedoch ohne damit ihre Theilung zu verbieten, die vielmehr im Interesse des Friedens und der bessern Verwaltung durchaus nothwendig war. Sonach ist das Privateigenthum zwar menschlichen Ursprungs, aber in der heiligen Schrift gebilligt. Auch wird man alle, mit demselben verbundenen Uebelstände nicht durch Wiederherstellung der Gütergemeinschaft, sondern durch verbesserte Gesinnung der Eigenthümer heben können: *qui homines aequare vult, non opes subtrahere debet, sed arrogantiam, ut illi potentes atque elati, pares se esse apud Deum mendicissimis suis, sciant.* (*De jure et divisione rerum,* 1624, *p.* 24 fg.)

Am hervorragendsten zeigt sich Besolds volkswirthschaftliche Einsicht in seiner Beurtheilung der Kapitalzinsen, die er bereits in seiner Doctordissertation, *Quaestiones aliquot de usuris,* 1598 vortrug, um sie dann später, *multifarie auctam et interpolatam,* in der Schrift *Vitae et mortis consideratio politica* (1623) als Kapitel 5 des ersten Buches wieder

---

Petty (*Political anatomy of Ireland,* 1691,) ungefähr in der Mitte. Vgl. meine Geschichte der ältern englischen Volkswirthschaftslehre, S. 68 ff.

13) Obwohl schon Botero die Hauptpunkte des sog. malthusischen Gesetzes vortrefflich erörtert hatte, also ein übrigens von Besold gar nicht selten benutzter Schriftsteller: *Ragion di stato,* 1592, *VIII, p.* 93 ff. *Delle cause della grandezza delle città,* 1598, *Libro III.*

abdrucken zu lassen[14]. Hier wird die Unfruchtbarkeit des Geldes im Verkehr geleugnet. Jedermann darf sich einen Vortheil sichern, wenn er Anderen dadurch keinen Nachtheil zufügt; und selbst beim zinsbaren Darlehen streitet die Vermuthung dafür, dass es dem Borgenden nützlich gewesen. (p. 27.) Besold stellt es daher mit der *locatio-conductio* zusammen (p. 28): offenbar ein wichtiger Schritt, um den Unterschied zwischen Kapital und Geld, sowie den Kapitalkern der Gelddarlehen zu begreifen. Die bekannten Einwände der Theologen wider alles Zinsnehmen hebt er damit, dass *theologia animum informat, politica externam conversationem et societatem conservat.* So muss denn auch das Darlehen nicht *avare*, *neglecta caritate* zurückgefordert werden. Zinsen dürfen wir nur verlangen, wenn wir gewiss sind, unser Geld habe dem Schuldner Vortheil gebracht, oder uns selbst dessen Ermangelung geschadet. (p. 33.) Das mosaische Verbot erklärt Besold aus dem Charakter des jüdischen Volkes, *ita durae cervicis, ut se gerere circa usuras non laesa caritate vix potuisset.* (p. 35.) Auch gilt das Verbot nur für den Verkehr mit Armen; vielleicht sei es bei den Juden nicht üblich gewesen, mit geliehenem Gelde Handel zu treiben, Güter zu kaufen etc. (p. 35.) Uebrigens wünscht Besold, weil der Zins nicht *natura,* sondern *jure* ist, eine obrigkeitliche Festsetzung seiner Höhe (p. 28), zumal wegen der Schwierigkeit, im einzelnen Falle die Höhe des Interesse zu constatiren. (p. 36.) Sonst ist gegen wirkliche Wucherer das beste Mittel ein öffentliches Leihhaus. (p. 8.)[15]

---

14) Ich kenne bloss diese zweite Ausgabe, in einem neuen Abdrucke von 1641.

15) Halten wir diese Ansichten mit den zum Theil 40 Jahre später geäusserten des Salmasius zusammen, der insgemein für den ersten wissenschaftlichen Vertheidiger der Zinsen gilt, so nehmen wir, verglichen mit dem Standpunkte Besolds, kaum einen Fortschritt wahr. Auch Salmasius spricht immer von der compensativen Bedeutung des Zinses, wegen *lucrum cessans, damnum emergens* und *periculum* (*De usuris, p.* 176 ff.); auch er stellt das *foenus* mit der *locatio* zusammen. (*p.* 193 ff.) Wenn er sagt: *non pro sorte usura exigitur, sed pro usu sortis* (*p.* 195); wenn er die Unfruchtbarkeit des Geldes leugnet, ausser wo der Besitzer es absichtlich unfruchtbar lässt (*p.* 198): so führen diese Gedanken doch nicht tiefer in das Wesen der Kapitalnutzung ein, da er unmittelbar nachher (*p.* 199) auch die Fruchtbarkeit der Krankheiten (für die Aerzte,) der Todesfälle (für die Leichenbesorger,) der Prostitution (für die Dirnen selbst) behauptet. Eigentlich nur durch seine, aus reicher holländischer Beobachtung geschöpfte, sehr viel tiefere und klarere Geldtheorie steht Salmasius der vollen Einsicht in die Productivität des Kapitals näher, als Besold. — Ein grosser älterer Zeitgenosse, Bacon, war von den altherkömmlichen Vorurtheilen gegen das

Der Mercantilismus von Besold ist weniger ausgebildet, als der von Bornitz. Unser Verfasser steht in dieser Hinsicht ziemlich in der Mitte zwischen Bornitz und Sully, dessen Verbote der Geldausfuhr und Waareneinfuhr hauptsächlich auf seiner Abneigung gegen Luxus beruheten [16]. Besold ist der Ansicht, dass zum Reichthum eines Landes die Industrie seiner Bewohner viel mehr beiträgt, als die Fruchtbarkeit des Bodens oder Edelminen. (*De aerario, p.* 70.) Er empfiehlt Luxusgesetze, um die Unterthanen reich zu erhalten; *et omnibus, quibuscunque fieri potest, rationibus efficiatur, ne pecunia ad exteros pervenire possit*, (p. 71) wofür namentlich auch Luther citirt wird. *Summo studio studere debet princeps, ut non solum eas domi habeat merces, quibus ad se exterorum monetam attrahat, sed et imprimis ne praetextu mercium exoticarum pecunia ad gentes exteras deferatur.* (p. 72.) In Bezug auf Münzverringerungen, die Sully zur Verhinderung der Geldausfuhr empfohlen, (*Mémoires, Livre XIII,*) ist Besold freilich ganz abweichender Ansicht: nur ein mässiger Schlagschatz soll erhoben werden; vielleicht wäre es sogar besser, auch diesen fallen zu lassen. (p. 151 ff.) Ebenso deutet seine hübsche Erörterung über die allgemeine *caritas sine inopia* in Folge der Geldvermehrung (*Vitae et mortis consideratio, p.* 13 fg.) auf richtige Ansichten vom Wesen des Geldes.

Auf agrarpolitischem Gebiete zeigt Besold an der Hand der Geschichte die Verderblichkeit des Zusammenhäufens grosser Ländereien in Einem Besitze, was neuerdings viel zu wenig beachtet werde. Hiermit bringt er das Jubeljahr der Israeliten, die Unveräusserlichkeit der neueren Familiengüter etc. in Zusammenhang. (*Vitae et mortis consid., p.* 22 ff.) Er scheint in dieser Hinsicht zu den Ersten zu gehö-

---

Zinsnehmen immer noch stark influirt. Nur wegen der menschlichen Herzenshärtigkeit will er den Zins dulden, weil Darlehen schlechterdings nothwendig, ohne Zins aber ganz unwahrscheinlich seien. Eine Ahnung der Wahrheit geht ihm erst da auf, wo er den Kaufleuten gegenüber ein höheres gesetzliches Zinsenmaximum vorschlägt, als für das übrige Volk: nicht allein weil der Handel für einen niedrigen Zinsfuss zu gefährlich sei, sondern auch weil der Kaufmann seines eigenen höhern Gewinnes halber einen höhern Zinsfuss ertragen könne. (*Sermones fideles, Cap.* 39.) Selbst Hugo Grotius steht in diesem Punkte hinter Besold zurück (*Jus belli et pacis II,* 12, 20); er hat dem seinerzeit bewundernswürdigen Fortschritte Calvins (*Epistolae et responsa, No.* 383) das Geld sei nicht unfruchtbar, weil man dafür etwas kaufen kann, das wieder Geld hervorbringt, kaum etwas hinzuzufügen.

16) Vgl. *Mémoires, L. XI, XII, XIII,* und besonders *XVI.*

ren[17], welche die damals immer mehr üblichen Familienfideicommisse und Landesgesetzgebungen zur Erhaltung der Bauergüter in weltgeschichtlichem Zusammenhange theoretisch begründeten. — In Bezug auf den Kornhandel freilich theilt er noch das ganze Vorurtheil seines Zeitalters, weiss aber als guter Jurist seine Wucherfurcht wenigstens in präcisere Worte zu fassen, als damals gewöhnlich. *Ii solum vendant, quorum opera terrae fructus producti fuerunt.* (*Synopsis politicae doctr., p.* 253.) Also gar kein eigentlicher Handel (Kauf zum Wiederverkauf) mit Korn! In theuerer Zeit soll die Ausfuhr untersagt werden. Ferner Zwang des Staates gegen alle Kornbesitzer, ihre Vorräthe zu verkaufen, selbst zu niedrigen Preisen. (*Vitae et mortis consid., p.* 10 ff.)[18]

Von der Gewerbepolitik im engern Sinne des Wortes handelt Besold eigentlich nur mit Rücksicht auf die Zünfte. Hier trägt er die Meinung seines Zeitalters vor, aber in ihrer geläutertsten Form. Autonomie der Zünfte über alle ihre Angelegenheiten: nur muss deren Anwendung eine *rationabilis* sein und weder den Staatsgesetzen, noch den guten Sitten zuwiderlaufen. Keine Abreden zur Monopolisirung der Waaren, zur Festhaltung hoher Preise etc., zur Beschränkung des Publicums in der freien Wahl unter den Zunftmeistern. Kein Vertrinken der Geldstrafen, die vielmehr der Armenkasse zufallen müssen. Die Fernhaltung der Bader, Müller, Hirtenkinder etc. von der Zunftfähigkeit verwirft Besold mit den Reichsgesetzen seiner Zeit; die der unehelich Geborenen nennt er eine *proba consuetudo.* (*Dissertationes de iure rerum, familiarum etc.,* 1624, *p.* 47 ff.) Das meisterhafte Gemälde der spanisch-portugiesischen Trägheit und Ueberschätzung persönlicher Dienste, (*Vitae*

---

17) Auch Bodinus war für ein mässiges Vorrecht der Erstgeborenen, (keine spanischen Fideicommisse!) ein geringeres Erbrecht der Töchter, sowie einige Beschränkungen der Testamentsfreiheit vornehmlich deshalb, damit allzu grosse Reichthümer in Einer Hand verhütet würden. (*De rep. V,* 2, *p.* 823 ff.)

18) Selbst in Holland gehört zu den frühesten Vertheidigern des freien Kornhandels *D. Graswinkel Aanmerkingen oude Betrachtingen etc.,* 1651. Je mehr Kornwucherer im Lande, um so weniger Monopol. Man soll in der Theuerung die Last nicht allein auf die Kornbesitzer legen, sondern (mittelst Armensteuer etc.) gleichmässig auf alle Wohlhabenden. Aehnlich *de la Court Polit. Discoursen* (1662) *I,* 4. Und doch hatte bereits in Luthers Zeit Sebast. Frank die Ahnung ausgesprochen, dass die Bosheit der Kornwucherer von Gott für Nothzeiten gebraucht werde! (Sprüchwörter gemeyner tütscher Nation; vgl. auch Seb. Franks Weltbuch fol. 63ᵃ.)

et mortis consid., *p.* 19,) ist zwar von Besold nur aus Clenard entlehnt; doch spricht diese Herübernahme nicht bloss für seine eigene richtige Ansicht von solchen Dingen, sondern namentlich auch dafür, dass er sich durch seine politisch-religiöse Parteistellung nicht ganz über Spanien verblenden liess.

Besolds Regaltheorie ist eine sehr gemässigte. Im Allgemeinen lehrt er: *nova regalia non sub praetextu absolutae potestatis esse instituenda.* (*De iuribus maiestatis*, 1625, *p.* 144 ff.) Wiederholentlich äussert er seinen Abscheu gegen die *novi politici ex Italia redeuntes, qui quavis fraude principibus a subditis pecuniam extorquere fas licitumque esse putant, Machiavelli plerumque praeceptis et exemplis principum, quorum rationes non capiunt, ad id abutentes.* (*De aerario*, *p.* 59. 165.) Wider Geldbussen ist er nicht unbedingt; er warnt aber strenge, ja nicht den Rechtszweck derselben hinter den Finanzzweck zurücktreten zu lassen. (*De aerario*, *p.* 41.) Vermögenseinziehung missbilligt er schlechthin. (*Synopsis doctr. polit.*, *p.* 243.) Dagegen empfiehlt er, nach Analogie der Sklaverei, die Verbrecher, statt der Verbannung, Geisselung etc., durch Strafarbeiten nützlich zu machen, sofern dies ohne Verletzung göttlicher Vorschriften geschehen kann. (*De aerario*, *p.* 50.) Aemterverkäufe nur im dringendsten Nothfalle gestattet. (*Ibid.*, *p.* 161.) Staatsmonopolien sollen bloss *caute et nonnisi ab antiquo ita fuerit observatum* fortdauern: nicht allein, um den Erwerb der Unterthanen nicht zu schmälern, sondern auch, *quia in negotiationibus major industria et sollicitudo requiri videtur, quam quae in officiales publice conductos cadat.* (*Synopsis doctr. polit.*, *p.* 243 ff.) Aeusserst wichtig! Deshalb ist aller Staatshandel nur unter drei Voraussetzungen zu empfehlen: dass der Verkehr dadurch nicht erschwert, sondern gefördert, namentlich von Betrug freier wird; dass der Staat nicht inländischen, sondern ausländischen Kaufleuten Concurrenz macht; dass der betreffende Handelszweig für Privatleute unmöglich ist. (*De aerario*, *p.* 44.) Das Lotterieregal verwirft Besold schlechthin, *quum non tantum finis, sed et media debeant esse honesta.* (*Ibid.* *p.* 47.)

In Bezug auf die Steuern hält er das Bewilligungsrecht der Landstände mit voller Entschiedenheit fest, wobei er ein Wort Kaiser Maximilians I. anführt, der deutsche Kaiser sei *rè dei rè*, der König von Spanien *rè degli uomini*, der König von Frankreich *rè degli asini.* (*De aerario*,

p. 63 fg.)[19] Von Eduard III. erzählt er ganz ernsthaft, dass er einstmals um einen Haufen erpressten Steuergeldes den leibhaftigen Teufel spielen gesehen. (p. 40.) Er empfiehlt auch eine strenge Controle der Stände über die Verwendung der bewilligten Steuern, was für die Herrscher nichts weniger als ehrenrührig sei. (p. 67.) Hört der Grund der Bewilligung auf, so muss auch die Steuer aufhören. (p. 69.) Alle fürstlichen Räthe müssen sich ins Herz schreiben, *consulentes principi, ut nova imponat tributa et vectigalia sine magna causa, esse in inferno poenis tartareis cruciandos perpetuo.* (p. 167.) Besold erinnert daran, dass harter Steuerdruck nach Salvian den Barbaren die Strasse zur Eroberung des römischen Reiches gebahnt hat. (p. 82.) Von den einzelnen Steuerarten ist er mehr für indirecte Steuern, (*vectigalia* von *vectura,*) als für directe, (*tributa,*) weil man verhältnissmässig leichter etwas abgiebt, wenn man selbst eben gewonnen hat. Ebenso lobt er Ausfuhrzölle mehr, als Einfuhrzölle[20], namentlich wenn sie den Fremden vor den Einheimischen treffen. (p. 77.) Seine Abneigung wider Steuern auf nothwendige Lebensmittel, sowie gegen Albas zehnten Pfennig (*hoc onus Belgium Hispano ademisse videtur!*) war damals keine persönliche Eigenthümlichkeit. (p. 79 ff.) Bei directen Steuern ist er sehr für die aliquote Form: *humanum magis est, imponere certam frugum partem,* »denn wan man jährlich etwas Gewisses für Hagel und Wind reichen thut«. (p. 87.) Die Steuerfreiheiten verwirft er entschieden. Wenn bisher für die Freiheit der Ritter genügende militärische Gründe sprechen, so haben diese doch jetzt sämmtlich aufgehört. (p. 91 fg.)[21]

Besolds Aeusserungen über Staatsschulden sind ebenso charakteristisch für den Uebergang aus der rein privatrechtlichen Auffassung des Staates in die staatsrechtliche, wie für das gänzliche Fehlen der neueren Creditideen. Sind die Unterthanen verpflichtet, ihres Fürsten Schuld zu bezahlen? Nein, falls die Schuld aus Gründen des Luxus etc

---

19) Wenn die zu wünschende Freiwilligkeit der Steuerzahlung u. A. auf das englische Institut der Benevolenzen gestützt wird, (*p.* 154) so ist das freilich eine grosse Verkennung dieses letztern.

20) In der Wirklichkeit sind bei den meisten Völkern Ausfuhrzölle früher üblich geworden, als Einfuhrzölle: in Frankreich z. B. jene für eine Menge wichtiger Handelsgegenstände schon 1304, diese erst 1549.

21) Von S. 94—150 enthält das Buch *De aerario* eine sehr weitläufige Abhandlung von Fragen aus dem Steuerrechte.

entstanden ist; ja, wenn sie aus einer nothwendigen Ursache herrührt! Auch kann das Volk nicht glücklich sein, wenn sein Land nicht von jedem Pfandnexus frei ist. Daher werden sich kluge Stände nicht immer gegen Uebernahme einer Steuer zur Schuldtilgung sträuben, und nur desto sorgfältiger die Wiederkehr des Uebels zu verhüten suchen. (*De aerario, p.* 55.) Uebrigens stimmt Besold ganz mit Bodinus überein, dass jede Staatsanleihe ausser im dringendsten Nothfalle, *aerarii ac civitatis moliri eversionem.* Namentlich sei nichts verderblicher und thörichter, als einen Krieg von vorne herein auf Anleihen zu stützen. (p. 155.)

Ein in vieler Hinsicht interessantes Gegenstück zu Besold bildet der so oft von ihm citirte Adam Contzen[22], ein angesehenes Mitglied des Jesuitenordens, Beichtvater bei den Fürstbischöfen von Bamberg und Würzburg, eine Zeitlang sogar am Hofe Maximilians von Bayern, dann Professor zu Mainz. Sein Hauptwerk: *Politicorum libri X* (1629) ist »dem unbesiegten« Kaiser Ferdinand II. gewidmet. Er steht recht im Mittelpunkte der damaligen katholischen Reaction, obwohl seine Ansichten für diesen Standpunkt verhältnissmässig moderirte heissen können. Aber wie viel geringer ist er in wissenschaftlicher Hinsicht, als Besold! Von Geschichte redet er zwar genug: seine furchtbare Weitschweifigkeit besteht zum grössten Theile in übel gewählten, pedantisch breiten und doch im Einzelnen oft sehr ungenauen Geschichtsbeispielen. Aber höchst selten findet sich eine Spur von geschichtlichem Geiste[23]. Ueberall nur der jesuitische Doctrinär, der nach dem Grundgedanken seines Ordens einen wesentlich mittelalterlichen Zustand von Staat und Gesellschaft durch geschickte Benutzung einiger modernen Kunstgriffe wiederherstellen, ja verschärfen will.

Seine volkswirthschaftlichen Ideen sind im VIII. Buche: *De potentia reipublicae,* enthalten. Hier äussert er sich über die Nothwendigkeit des Reichthums mit einem Enthusiasmus, der im Munde eines Geistlichen, ja Mönches doch etwas geradezu Verletzendes hat. (Cap. 5.) Daneben die strengste Wuchertheorie des kanonischen Rechts: Zins-

---

22) Gestorben 1635 in einem Alter von mehr als 60 Jahren.

23) Wie z. B. *p.* 662, wo er den Luxus roher Völker dahin charakterisirt: *quo quaeque gens magis barbara est, eo pluribus inperitare domi gaudet.*

gläubiger sollen wie Diebe peinlich gestraft, alle Juden als *venenatae bestiae* mit Verlust ihres Vermögens zum Lande hinaus gejagt werden. Contzen erinnert an die glorreichen Herrscher, welche dies wirklich gethan; er zeigt, wie es den Juden selbst zum Heil gereichen müsse. (Cap. 17.) Ausserdem sollen *montes pietatis* dem Wucher steuern. (Cap. 18.) — Er lobt die Gewerbe und empfiehlt deren Beförderung, freilich in unpraktischer Allgemeinheit, als im eigenen Interesse des Staates liegend. (Cap. 15.) Gelegentlich denkt er auch an ein Verbot, *inferri merces, quibus patria et nativa viliora fiunt.* Dem Handel rühmt er nach, dass die Waaren durch seine Transportarbeit verbessert (d. h. brauchbarer gemacht) würden, selbst wenn einige physische Verschlechterung damit verbunden wäre. (Cap. 10.) Gewiss ein nicht unbedeutender Fortschritt gegen die Ansicht von Montaigne: *Le proufict de l'un est le dommage de l'aultre,* und von Bacon: *Quidquid alicubi adiicitur, alibi detrahitur*[24]. Auch das Lob. welches der Rechtspflege durch sachverständige Berufsgenossen ertheilt wird, ist eine geistvolle Zukunftsahnung; (Cap. 11) wenn es schon vielleicht gemeint war als Reminiscenz aus dem Mittelalter. Um so schroffer sticht dagegen ab die ganz rohe Lobrede auf die Sklaverei, die sowohl aus Gründen der Wohlfeilheit, als der Arbeitswirksamkeit empfohlen wird, selbst für die Staatsfinanzen[25]. (Cap. 15.) — So missbilligt er die meisten Regaltyranneien seiner Zeit (Cap. 19); desgleichen die meisten jener Plusmachereien, welche im zweiten Buche der aristotelischen Oekonomik aufgezählt sind. (Cap. 16.) Daneben räth er jedoch, wie sein Orden mit so grossem Erfolge praktisch gethan, statt der Besteuerung des Volkes Regierungshandel zu treiben. (Cap. 10.) Einen fast noch grellern Gegensatz bildet sein Eifer gegen Steuerfreiheiten, sowie die Forderung, dass jede Steuer, um gut zu sein, *potestatem, causam* und *proportionem* voraussetze und *cessante causa* aufhören müsse, (Cap. 7) zu dem höhnischen Worte, (Cap. 6) die Niederländer seien von Spanien abgefallen, um nicht den zehnten Pfennig zahlen zu müssen, und jetzt würden sie froh sein, wenn sie den zehnten Pfennig

---

24) *Montaigne Essais I,* 21. *Baco Sermones fideles, Cap.* 15.

25) Contzen denkt hier freilich nur an eine milde Sklaverei, will sie auch vorzugsweise für gefangene Türken oder solche Inländer bestimmt wissen, die aus Naturfehler, schlechter Erziehung, Verführung etc. ihre Freiheit nicht wohl ertragen können.

behielten. Echt mittelalterlich ist die mehrfach geäusserte Vorliebe Contzens für Natural- und Arbeitssteuern, (Cap. 7) namentlich für leichte Staatsfrohnden, welche nach eigener Wahl der Pflichtigen entweder in Natura oder in Gelde abgemacht werden können (Cap. 8.)

V.

Die Kipper- und Wipperliteratur.

Bei der grossen Bedeutung, welche das Münzwesen für die ganze Volkswirthschaft, und das Münzregal insbesondere für die Staatsgewalt hat [1], ist es kein Wunder, wenn sich in der Münzgeschichte wie in einem engen Rahmen die ganze Geschichte des Volkes und Staates abspiegelt. So verbanden z. B. die altfränkischen Könige bis auf Karl d. Gr. mit ihrer verhältnissmässig starken und concentrirten Staatsgewalt auch das ausschliessliche Münzrecht: beides zum grossen Theil auf Anknüpfungen an das römische Staatswesen beruhend. Wie nachmals die Staatsverfassung durch das Aufkommen der Landeshoheit zu einer wesentlich aristokratischen wurde, erfolgten gleichzeitig die zahllosen Verleihungen des Münzrechtes an grosse Unterthanen; und zwar machten sich in beiden Fällen ziemlich parallel erst die geistlichen, dann die weltlichen Herren, hierauf die Reichsstädte, zuletzt sogar, wenigstens factisch, viele Landstädte von der frühern Abhängigkeit los. Wenn es in Deutschland auf der Höhe des Mittelalters gegen 600 verschiedene Münzstätten gab [2]; wenn jeder Münzherr in seinem Gebiete den Umlauf anderer deutschen Münzen verbieten, die fremden Kaufleute zwingen konnte, ihr Geld mit seiner Landesmünze zu verwechseln; wenn es eine der beliebtesten Finanzspeculationen war, alle umlaufenden Münzen einzurufen und nach Abzug eines hohen Schlagschatzes umgeprägt wieder-

1) Letzteres nicht bloss wegen des Schlagschatzes und der Handelspolizei, sondern auch aus allgemeineren Gründen, welche die tiefsten Wurzeln des Verhältnisses zwischen Volk und Herrscher berühren. Noch heutzutage ist im Orient das Prägen von Münzen das anerkannteste Zeichen der Souveränetät; und von den Ursachen, welche den schlafenden Bonapartismus während der Restauration und Juliusmonarchie lebendig erhielten, ist es keine der geringsten, dass die übliche Goldmünze im Volksmunde immerfort den Namen Napoleons führte.

2) Vgl. *Heineccius De nummis Goslar.*, *p.* 4.

auszugeben[3]: so ist das eine Periode im Münzwesen, die sich wohl vergleichen lässt mit dem politischen Interregnum und Faustrecht des 13. Jahrhunderts. Nicht viel geringer[4] war die Münzanarchie in Frankreich während der aristokratisch-territorialen Zeit; sie wurde hier aber durch eine schrittweise Rückkehr zum Münzregale in derselben Zeit gehoben, wo auch politisch durch Unterwerfung der Grossen die spätere absolute Monarchie sich vorbereitete. In Deutschland war dieser Weg nicht möglich. Doch entsprechen den vielen Bündnissen, welche im 14. und 15. Jahrhundert zwischen Fürsten, Rittern und Städten geschlossen wurden, zum Ersatze dessen, was Kaiser und Reich versäumt, die vielen Münzverträge derselben Zeit. Das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts sind in politischer Hinsicht ausgezeichnet durch eine Menge wohlgemeinter, zum Theil grossartig angelegter Versuche zur Concentrirung und Organisirung des Reichs: ich gedenke nur der Reichsgerichte, der Kreistheilung, der Reichspolizeiordnungen, der peinlichen Gerichtsordnung etc. Leider waren die wirklichen Ergebnisse von alle Dem sehr gering. Und gerade so ging es mit den drei Reichsmünzordnungen derselben Zeit. Vielmehr wie am Ende, trotz jener politischen Einigungsversuche, der dreissigjährige Krieg die Anarchie des Reiches vollendete, so im Münzwesen trotz jener Reichsmünzordnungen die Kipper- und Wipperzeit.

Wollte man diese Kipper- und Wipperzeit von einem ganz bestimmten Zeitpunkte an datiren, so würde man in Verlegenheit kommen. Denn die wetteifernde Ausprägung einer immer geringern Scheidemünze, weit über den Scheidebedarf hinaus, wodurch allmälich die guten groben Sorten verdrängt und die gesammte Circulationsmasse entwerthet wurde, geht durch mehr als ein Menschenalter. Auf dem Reichs-

---

3) Hier und da sogar zweimal in einem Jahre! (Glosse zum Sächs. Landrecht II, 26.)

4) Ganz so schlimm, wie in Deutschland, wohl nicht, obschon zu Philipps IV. Zeit 300 geistliche und weltliche Vasallen das Münzrecht ausübten. Aber auch nach *Thomas Aquinas De reg. principum II,* 13 muss Deutschland besonders schwer an kranken Münzsystemen gelitten haben. In England hat sich das Münzregal viel ungestörter behauptet, gerade so, wie auch die Staatsgewalt im englischen Mittelalter keine solche aristokratische und provinziale Zersplitterung erfuhr, wie in Deutschland und Frankreich. Der Einfluss dieser Thatsache auf das Münzwesen lässt sich danach messen, wie sehr viel weniger die englischen Pfunde Sterling, Schillinge etc. gegen früher an Silberwerth verloren haben, im Vergleich mit den französischen oder deutschen.

tage von 1566 wurde bestimmt, dass 68 Kreuzer gleich einem Thaler gelten sollten[5]; indess fuhren gleich damals einzelne bedeutende Territorien mit ihrer bisherigen Prägung von 72 Kr. = 1 Thaler ruhig fort. Um 1585 nahmen die Kaufleute der Frankfurter Messe den Thaler zu 74 Kr. an. Im December 1596 ward er von kaiserlichen Commissarien zu Strassburg auf 84 Kr. »erhöhet«. Ganz besonders aber nimmt die Münznoth in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges zu, wo ein förmliches *bellum omnium contra omnes* unter den Münzstätten geführt wurde. Nach der Auff- und Absteigungstafel in *David. Thoman. ab Hayelstein Acta publica monetaria I, p.* 54 ward der Reichsthaler an massgebenden Stellen amtlich gewürdert:

1616 und 1617	zu	90	Kreuzern
1618	»	92	»
1619	»	108—124	»
1620	»	124—140	»
1621	»	140—270	»
1622 (Februar und März) bis zu		600	»

Und zwar hatte namentlich das Jahr 1621 jeden Monat eine andere Valvation, oft sogar mehrere in demselben Monate. Selbst in Kursachsen wurde z. B. dem Münzpächter zu Hayn am 12. Mai 1621 gestattet, die feine Mark in Groschen und Schreckenbergern zu 62½ Gulden auszubringen, wofür er dem Kurfürsten wöchentlich 300 Gulden Schlagschatz entrichten sollte[6]. Unter den Heilversuchen, die auf der Höhe des Uebels gemacht wurden, ist ausser den zahlreichen Verboten der Waarenausfuhr sowie der Ausfuhr guten Geldes am auffälligsten die grosse Menge obrigkeitlicher Zwangstaxen für alle wichtigeren Lebensbedürfnisse, die namentlich 1623 erlassen wurden, als man sich ernstlich verabredet hatte, wieder zum Münzfusse von 1617 (90 Kreuzer auf den Thaler) zurückzukehren. Wissenschaftlich viel interessanter sind die Girobanken zu Hamburg (seit 1619) und Nürnberg (seit 1621), die inmitten der allgemeinen Sündfluth auf halbprivatem Wege doch wenigstens zwei sichere Inseln bildeten.

Die Literatur dieser trostlosen Epoche können wir am besten in zwei Gruppen theilen: populäre Schriften, die namentlich in

5) Hirsch Münzarchiv II, S. 23.

6) Vgl. Klotzsch Chursächsische Münzgeschichte II, S. 463 ff.

bellettristischem Gewande gegen das Kipper- und Wipperthum ankämpfen; sodann wissenschaftliche Erörterungen. Sind die letzteren bezeichnender für den Zustand der Doctrin, so die ersteren für den Grad der Volksbildung, zumal Geschmacksbildung ihrer Zeit.

Wie man die damals so beliebte Form der Allegorie[7] auf das vorliegende Gebiet anwandte, davon mögen folgende Auszüge ein Bild geben.

»Discurss etzlicher Personen von dem itzigen Zustande der Kipper und Wipper: wie nehmlich ein Messpfaffe so viel Goldt und Geldt beysammen hat, dass er nicht gewusst, wo er damit hin soll. Endlich gibt sich ein einfeltiger Wipper an, und weil auch ein Landtjuncker in einer Stadt ein Wagen voll Schaffs-Käse feil hat, da seynd mehr als in die zweihundert Wipper, die drungen sich auff den Wagen, dass kein arm Mensche dazu kommen kundte; zuletzt, als der letzte Wipper vom Wagen herunter steigt, so hat er fast ein Centner Geldt am Halse und tritt dem Edelmann die eine Ax am Wagen entzwey. Item, was es auch endlich mit diesen Personen für einen Aussgang gewinnt. Gedruckt zur schweren Müntze bei Wippershausen. Anno 1621.« — Ein überaus lederner, mit Schimpfworten angefüllter Dialog, worin Pfaff, Narr, Handwerker, Junker, Wipper, Bauer, Bettler, Landsknecht, Tagelöhner und Tagelöhnerin vorkommen.

»Der Wartzken-Mann von Kippern und Wippern, Bericht gebendt, wo die K. hergekommen, wo Müntz ihre Röth genommen. Etwa auffgeführt, in Reim torquirt, mit Wahr geziert und erudiert durch den Jungen Caspar Kinkeln von Klosterlitzsche. Im Jahr: Herr WIpper soL aVffs hohe RaDt, Dann ers ganz LanD beraVbet hat.« (1621.) — Einem

---

7) Sehr charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Siegesmünze, welche Kurfürst August von Sachsen auf den Sturz der Melanchthonianer prägen liess. Er selbst im Harnisch, mit der einen Hand das Kurschwert, mit der andern die Wage haltend, steht auf dem Schlosse Hartenfels, wo der entscheidende Landtag gehalten war. Ueber der Wage schwebt die Dreieinigkeit. In der sinkenden Schale sitzt das Christkind mit der Umschrift: »die Almacht«; in der steigenden sitzen die vier Wittenberger Theologen, über ihnen der Teufel, die sich vergeblich anstrengen, ihre Schale, deren Umschrift: »die Vernunft« lautet, herabzudrücken. (Tenzel *Saxonia numismatica,* Albertin. Linie, S. 137 ff.) Seit dem niederländischen Aufstande war die, den Jesuiten sehr empfindliche, Literatur der satirischen Flugschriften mit Holzschnitten bedeutend geworden, in der z. B. Fischarts Gemälpoesien hervorragen.

Arzeneihändler in den Mund gelegt. Die Kipper sind aus dem Samen einer Blume, die aus dem Blute hingerichteter Verbrecher entsprossen. Weil sie Kipper heissen, darum »küppern Geldt,« und ähnliche Witze. Besser ist die aus dem Leben gegriffene Erörterung, wie alle Uebrigen ihre Waarenpreise steigern, bloss die Beamten, Pfarrer, Schulmeister, Studenten, Regenten nicht, überhaupt der nicht, »der sein gewisse Soldung hebt.«

»Jedermannes Jammerklage von der falschen Wipper Wage.« Ohne Druckort, 1621. — Nach einander klagen hier in Knittelversen Bettler, Tagelöhner, Gesinde, Boten, Spielleute, Bergleute, Handwerksmann, Bauer, Kaufmann, Student, Theolog, Medicus, Jurist, Hoffrath, Edelmann, Prälat, Graff, Fürst, Hertzog, König, Kayser, Gott. Hierauf klagen alle Münzsorten einzeln, vom Heller bis zum Ducaten; dann Silber, Gold, Kupfer. Zum Schluss die Grabschrift eines Kippers in Form eines Gesprächs. Alles in hohem Grade langweilig und geistlos.

»Wachtelgesang, d. i. warhafftige, gründliche und eigentliche Nahmens-Abbildung, wie man nemlich jetziger Zeit das schändliche heillose Gesindlein der guten Müntz-Ausspäher und Verfälscher, welche der Teuffel als ein Meister alles Betruges in diesen letzten Häfen der Welt aussgebrütet hat, in dem Wachtelschlag oder Gesang so artig und deutlich mit ihrem rechten Nahmen genennet und nahmhafft gemacht worden. Darbei dann Augenscheinlich zu sehen, was vor unaussprechlicher Schaden das Teuffelische Geldverfälschen unserm lieben Vaterland Deutscher Nation zugefüget wird, wie auch aller Stände, sonderlich aber des lieben Armuts eusserstes verderben muthwilliger weise dardurch verursacht und mit Fleiss gesucht wird. Gestellet von *Crescentio* Steigern, *Valde-Joachimico*. Gedrucket zu Kipswald, am kleinen Schreckenberg[8] gelegen. Im Jahr Dar Innen GoLD VnD SILber reIn In KVpffer Ist Verkehrt. O PeIn!« (1621.) — In Knittelversen. Der Witz drehet sich um den Wachtelruf: Kippdiwipp. Von der Poesie genügt folgende Probe.

»Dass solche loss verfluchte Leut
In Kürtzen es dahin gebracht,
Welchs kein Mensch auff der Welt gedacht,
Dass ein Reichsthaler in der Summen
Sobald sollt auf 5 Gulden kummen.

8) Man erkennt die witzlosen Anspielungen auf die Joachimsthaler, die Schreckenberger Münzen etc.

Welches mein Nachbarn wird missfallen,
Der jetzund sol sein Hauss bezahln .....
Andre werden dess auch nicht froh,
Die *Species in deposito*
Genommen haben vor vier Jahren,
Müssens mit Schaden jetzt erfahrn etc.«

»Historische *Relatio,* dass jüngst 1. und 2. Nov. Allerheiligen dieses 1621. Jahres in *Parnasso* unter den Göttern über jetzigen in Teutschland wesendem Kriegs- und Müntzwesen gehaltenen Rathschlag. Wie derselbige observiret und aufgenommen durch *Christodorum Pistopatriotam Vargium.*« (Ohne Druckort.) — Mit sehr viel eingemengtem Latein, überhaupt sehr zopfig, aber nicht ohne Geist, grobianischen Geist[9]. Mars mit seinen Genossen und Mercur mit den seinigen wird bestraft. Den Krieg giebt der Verfasser hauptsächlich den Essuiten oder Jesuwiddern Schuld, wobei u. A. selbst die engen Hosen der Ordensbrüder vorkommen. (»Damit, wenn sie bei jungen Weibern liegen, nicht allzeit die Hosen auffbinden, oder durch dicke Kleyder gehindert, jnen der Pinsel zu kurz werde.«) Schliesslich wird den Kippern und Wippern aus dem *Corpus Juris* nachgewiesen, dass sie *sacrilegium, crimen laesae majestatis* begangen, die *lex Julia de vi publica, lex Cornelia de sicariis, lex Julia de annona* übertreten haben, *crimen falsi,* Injurien, Diebstahl üben, *usurarii* sind u. dgl. m.

»*Mysterium mysteriorum mundanorum,* d. i. ein Welt- und Geldgeheimniss, oder kurze Satyra und freyer *Discurs,* darinnen offentlich recht und *respective theologico-politice* von dem grossen Mangel, so bey Reichen und Armen mit grossem klagen und seufftzen in der gantzen Christenheit im schwang gehet, tractirt und die Welt proponirt wird: 1) der hochschädliche Weltschad der Geld Aufschlag; 2) der schändliche unleidliche unerträgliche und unverantwortliche Wucher dess *interesse per cento;* 3) der schändliche und unleidliche auffkauff der *Victualien* und Wucher zu wohlfeilen Zeiten auf künfftige Thewrung, Auffschlag und Unglück.« Von *M. H. C.* (Ohne Druckort, 1620.) — Eine sehr geschmacklose Erfindung. Dem Verfasser träumt[10] von einer unermesslichen Volks-

9) Wer diese Schrift mit dem Hans Sachsischen Götterrathe über Deutschland (1544) vergleicht, der wird freilich einen merkwürdigen Abstand zu Ungunsten jener finden. Näher liegt die Vergleichung mit Fischart.

10) Gerade, wie im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Pritschmeisterge-

versammlung, die über die schweren Zeiten betrübt ist, und von welcher er nun aufgefordert wird, seine Vorschläge zur Abhülfe der Noth zu machen. Dieser Eingang ist 9 Seiten lang, die eigentliche Rede 14½ Seiten. Wenn S. 26 über den Zinsfuss von 7—20 Procent geklagt wird, so ist das in jener Zeit des Krieges und der Münzfälschung nicht unbegreiflich.

Auf einer Mittelstufe zwischen der bellettristisch-populären und wissenschaftlichen Behandlung der grossen Zeitfrage steht: »*Vindicatio et excusatio publicanorum germanicorum propria*, d. i. Eigene Ehrenrettung und Entschuldigung der jetzigen Deutschen Zöllner, Wipper, Kipper, newer Müntzer, Land- und Leut-Betrieger etc. Auch derselben uberaus grosser Nutz, empfindliches Heil und erspriessliche Wolfahrt, die sie unserm lieben Vaterlande (wie sie gentzlich darfür halten) sollen und wollen gestifftet haben etc. Durch Fochum Neunmann Ramburgensem, *Theol. Stud.*« 1622. (Ohne Druckort.) — In sehr schlechten Versen wird hier die Selbstvertheidigung der Kipper und Wipper ausgeführt und widerlegt. Namentlich, dass ihr Verfahren sie bereichere, ohne doch jemand Anders zu schaden; (die Theuerung schadet Allen, auch den Kippern selbst, oder doch ihren Kindern mit.) Dass ihre Theuerung in der Bibel geweissagt sei; (ja, aber mit Ungeziefer, Heuschrecken etc. zusammen, und denen gleichen die Kipper wirklich.) Endlich, dass es doch eben ihr Handwerk sei, dem auch der göttliche Segen nicht fehle; (der Verfasser stellt es mit dem Diebstahle zusammen.) Die Theuerung der Waaren erklärt unser Buch nur daher, dass die Kipper und Wipper ihr übersilbertes Kupfer auszugeben suchten, bevor es roth wurde, auch sonst wegen ihres leichten Erwerbes furchtbar verschwendeten.

Eine sehr eigenthümliche Ausartung der damals allmälich absterbenden Gewohnheit, alles geistige Leben theologisch zu färben, sind die zahlreichen Parodien geistlicher Themata zu weltlichen Zwecken. So z. B. »Ein newe Litaney, Beedes für die arme nohtleydende Christen unnd für die reichen unbarmhertzigen Juden. Gestellt durch Lazarum *Patientem* von Armutheya. Gedruckt zu Pressburg im Hungerland, 1624, Im Monat: Wenn man singt von dem heyligen Geist, da das Korn gilt am allermeyst.« — Nach unserem Gefühle durchaus blasphemistisch.

---

dichte gern mit einem Traume eingeleitet werden: vgl. Gervinus Gesch. der deutschen Nationalliteratur III, S. 144.

Links steht das Christliche, rechts das angeblich Jüdische. »Kyrie Eleyson. (Gieb mir meh Geld z'lösen.) Christe Errhöre uns. (Kiste Bereiche uns.) Herr Gott Vater im Himmel. (Herr Mammon unser Vater.) Herr Gott Sohn der Welt Heiland. (Herr Gold unser Heiland.) Herr Gott heiliger Geist. (Herr Geld heilloser Geist.)« U. s. w. — So ist das »Evangelium zu lesen von dem hochstraffbarlichen Unwesen der Kipper und Wipper« (Ohne Druckort, 1622.) eine sehr frivole wörtliche Parodie von Matth. 11, 2 ff. Ganz nach Art eines geistlichen Liedes geht die Schrift: »Der Armen Seufftzen über der Ungerechtigkeit, so überhand nimpt diese zeit, durch übermachtes Müntzn und Wippen, die d' Armen ins Verderben kippn. Gestellt zu Nutz dem Vaterland durch einen der Gregor Ritzsch genandt. Leipzig: im Jahr, da gute Müntz verschwandt, KIpper VerDerben eVr LeVt VnD LanD.« (1621.)

Unter den zahllosen Predigten, welche gegen die Kippwipperei gehalten und zum Theil auch gedruckt sind, hebe ich nur eine hervor von Joh. Gepfelbach, Pfarrer zu Lössnigk: »Wippergewinnst, d. i. christliche und wohlmeinende Erinnerung an die unchristlichen Geldhändler, so den zuvor unerhörten Namen K. und W. führen, durch welche allerley Landsbeschwerung eingeführet und verursacht worden, da sie zwar Geld und Gut gewinnen, doch hingegen Gottes ernste und unausbleibende Straffe verdienen. Ob doch etliche etlicher Massen in sich gehen, und ihrem eigenen Verderben, danach sie gehen, entgehen möchten.« (Leipzig, 1621.) — Eine nicht üble Predigt in Versen. Gleich Anfangs wird der Krieg mit Recht als eine günstige Gelegenheit für die Wipper bezeichnet. Ebenso treffend geschildert, wie diese letzteren alles gute Geld zurückhalten, mit dem schlechten Immobilien kaufen etc. Die Gründe, womit sie ihr Thun zu vertheidigen pflegten, waren vornehmlich folgende: Kaufleute müssen von ihrem Handel leben; Geldhandel ist ebenso erlaubt, wie Handel mit Waaren; thue ich's nicht, so thun es andere Leute; man muss sich nach der Zeit richten; viele Dinge werden jetzt üblich, die es früher nicht waren; u. dgl. m.

Als wissenschaftliche Bekämpfer des Münzunwesens gelten in dieser Zeit besonders Geitzkofler, Henckel, de Spaignart und Lampe, die nicht bloss von den Zeitgenossen als Auctoritäten citirt werden, sondern zum Theil noch lange nach ihrem Tode[11].

11) So ist z. B. während einer spätern Münzverwirrung, gleichzeitig mit den Raubkriegen Ludwigs XIV., zu Frankfurt und Leipzig 1690 eine anonyme Schrift

Zacharias Geitzkofler zu Gaylenbach, Ritter und kaiserlicher vornehmer Rath, gehörte unter K. Matthias und Klesel zu den Gemässigten, welche vor den Heisspornen der katholischen und absolutistischen Partei, wie z. B. der nachmalige K. Ferdinand II., zu warnen pflegten[12]. Seine Schrift: »Ausführliches in den Reichs *Constitutionibus* und sonsten in der *Experientz* wolgegründetes Fundamental Bedencken über das eingerissne höchstschädliche Müntz Unwesen und stäygerung der groben Geltsorten von Golt und Silber,« ist ein dem Kaiser gegebenes Gutachten, welches nach dem Tode seines Verfassers von einem »Liebhaber der Gerechtigkeit der teutschen Nation zum Besten« 1622 zum Druck befördert wurde. — Er bemerkt hierin treffend, dass »zwischen Gold und Silber *per naturam rerum* im Werck nimmermehr keine gewisse Vergleichung zu finden,« obschon das Reichsmünzedict eine gewisse Proportion festsetze. (S. 28.) »Der wesentliche Reichthum besteht in der Substanz des Goldes und Silbers.« (S. 31.) Dieser münzpolitisch ganz richtige Gedanke wird dann freilich zur Unterlage eines Mercantilsystems gemissbraucht. Es sei wünschenswerth, Gold und Silber möglichst im Reiche festzuhalten. Deutschland werde alljährlich ärmer, weil die ausgehenden Waaren viel weniger Werth haben, als die eingehenden, zumal solche unnützen Scheinwaaren, als Borten, Seiden, Sammet etc. Daher sollte man streng auf die Luxusverbote der Reichspolizeiordnungen halten, die Ausfuhr ungemünzten Goldes und Silbers verbieten, die des gemünzten an jeweilige obrigkeitliche Erlaubniss binden etc. (S. 48 fg.)[13]

---

erschienen: »Das bey dieser Zeit landverderbliche Müntzwesen, worinnen vornemblich dieser Hauptpunkt und Frage mit vielen Beweissgründen examiniret und ausführlich erörtert wird: Ob eine hohe Christliche Obrigkeit, umb ihres eigenen Nutzens willen, die Müntze von Zeit zu Zeiten umbzumüntzen, schlechtere und geringere daraus zu machen, mit gutem Gewissen zulassen und billigen könte, u. s. w.« — Fast ganz der wiederaufgewärmte Spaignart, doch ohne dessen Namen zu nennen!

12) Vgl. sein merkwürdiges Schreiben bei *Londorp Acta publica I*, S. 181 fg., worin er sich auf Thuanus beruft und den Gang des spätern dreissigjährigen Krieges ziemlich voraussagt.

13) Geistig verwandt mit Geitzkofler ist eine Reihe mehr oder minder lehrreicher Münzbedenken der Reichskreise, die, zwischen 1603 und 1607 ergangen, alle schon über grossen Verfall des Münzwesens klagen. Das fränkische Bedenken trägt besonders auf Luxusverbote an, um die Geldausfuhr zu hindern; das bayersche unmittelbar auf Verbot der Geldausfuhr, daneben freilich auch auf Verbote der Einfuhr schlechter Münzen, des unmässigen Scheidemünzens, des Umwechselns

Wesentlich anders lauten die Systeme der Geistlichen, von denen zu jener Zeit die protestantischen an wissenschaftlicher Bildung den katholischen nichts weniger als überlegen waren. Tobias Henckel, Pastor zu Halberstadt, ist der Verfasser von drei hierher gehörigen Schriften. 1) »Gewissenstritt aller sicheren Leugenhöltzer, Geldhändler und Müntzer. Darinn erörtert wird die dreyfache Frage: ob jemand mit gutem Gewissen könne seinen Beruff verlassen, ein Geldhändler werden und sich zum heutigen Müntzwesen begeben. Anfangs gepredigt bey Anlass des Evangeliums auf den V. Trinitatis.« (Halberstadt, 1621.) — Hier wird gezeigt, dass die Ausschiessung und Wegsendung der guten Münzen *dolus malus, stellionatus* (»Finanzerei«) und Wucher sei (S. 13 ff.): Alles ohne im Mindesten auf das Wesen der Sache einzugehen, aber mit sehr weitschweifiger Berechnung, wieviel Procent ein Kipper bei raschem Umsatz jährlich gewinnen könne. Dagegen lauter moralische und juristische Trümpfe. »Betrachte, was das für Leute seyn, die da wehrt, dass sie unredlich gemacht, das Entwendete mit Hohn oder Spott wiedergeben, auss ehrlichen Emptern und Zünfften gesetzt, den Dieben gleich geachtet und an Leib und Leben gestrafft werden sollen.« (S. 13.) — 2) »Gewissensspiegel aller eigennützigen Käuffer und Verkäuffer.« (Halberstadt 1621.) Später, als die vorige Schrift. Beantwortet die Fragen, ob der heutige Aus- und Vorkauf einem Christen anstehe, und ob eine gewissenhafte Obrigkeit ihn zulassen dürfe. Von der grossen Waarentheuerung wird »nächst unserer Sünde« als Hauptursache die Münzverringerung bezeichnet, namentlich da die Geldhändler, »weil sie des Dreckes ohne sonderliche Mühe viel haben, es aufs Tollste ausgeben.« Dazu aber noch die Bosheit der Verkäufer, welche die Waaren zurückhalten oder exportiren. Die volkswirthschaftlichen Ansichten des Herrn Pfarrers sind naiv antimercantilistisch. So z. B. dass man billigerweise hauptsächlich mit den Landsleuten verkehren soll, der Handel »zum Nutz des ganzen Regiments, d. h. aller und jeder Einwohner,« dienen muss (S. 7); dass es »in nützlichen Kaufmannschaften erfordert wird,« für unsere Waaren andere nöthige Waaren wiederzuerhalten, da sonst Mangel und schwere Theuerung entstehen muss. (S. 9.) — 3) »*Extract* funfzehner

schlechter gegen gute Münze, (ausser von Staatswegen, um die schlechte einzuziehen.) Im oberrheinischen Bedenken wird als gültige Entschuldigung vieler Münzverringerungen die Erschöpfung der Bergwerke angeführt, deren Baukosten doch immer noch gewachsen seien.

Trostreden wider die neulich erregte und noch nicht ganz beigelegte Thewerung und Verwirrung, wie auch *in eventum* noch künfftige, wohl grössere. Neben angehengte Tröstungen für bussfertige Kipper und Müntzere.« (Magdeburg, 1622.) Hier wird vornehmlich eingeschärft, in der Münznoth Gottes Strafe zu erblicken, die wir überreichlich verdient haben, die auch immer noch milder ist, als Krieg, Feuer, Pestilenz und ähnliche Heimsuchungen. Sie kann auch durch Menschenkunst geheilt werden, indem man das Münzrecht wieder unmittelbar an den Staat zieht, die Münzgesetze streng befolgt, Taxen festsetzt, die Waareneinsperrung verbietet etc. Auch bei diesem Uebel ist Ungeduld und Verstockung das Schlimmste. — Man sieht, eine Menge von Wahrheiten, mehr aus Systemlosigkeit, als aus richtigem System, eben darum von dem Verfasser selbst in ihrer Tragweite gänzlich verkannt und durch beigefügte Irrthümer geradezu paralysirt.

Andreas Lampius, Pfarrer zu Hall in Sachsen, schrieb vermuthlich im Jahr 1622: »*De ultimo diaboli foetu*, d. i. von der letzten Bruth und Frucht des Teuffels, den K. und W., wie man sie nennt, welche einen newen Ranck erdacht, reich zu werden, und für niemand, als für sich und die ihrigen gross Gelt und gut zusammenkratzen, wiewol mit eusserstem Verderb der gantzen deutschen Nation, vom höchsten bis auff den Nidrigsten Grad, der Landesfürsten, sowol, als der allergeringsten Bettelleute in der Christenheit, was von denselben, und ihren Helffershelffern, etlichen Müntzern, Jüden und Jüdengenossen zu halten, den Elenden armen Kippherrn, wie reich sie auch sonsten sein, zur Nachrichtung Buss und Bekehrung geschrieben.« Hier wird fol. 17 ff. in grosser Breite gezeigt, dass die Kippwipperei jedes der Zehngebote verletze[14]. — Ungleich wichtiger ist eine scheinbare Gegenschrift: »*Expurgatio* oder Ehrenrettung der armen K. und W., so mit grosser Leibes- und Lebensgefahr jetziger Zeit ihre Nahrung mit dem Wechsel suchen. Gestellet durch *Cniphardum Wipperium Kiphusanum*, jetzo bestellten *special*-Wechssler in Thewringen.« (1622.) Mit dem Motto: *Dat veniam corvis, vexat censura columbas*, wird die sehr richtige und in damaliger Zeit fast unerhörte Betrachtung eingeleitet, dass man doch nicht bloss

14) Dass Lampius in Folge dessen mit einer Injurienklage heimgesucht worden, behauptet die Schrift: »Das bey dieser Zeit landverderbliche Müntzwesen«, (Frankf. und Lpzg. 1690) S. 38.

die K. und W. selbst, sondern zugleich deren hohe Beschützer angreifen sollte. »Die kleinen Diebe hengt man, die mittelmessigen lest man lauffen, vor den grossen helt man den Hut in der Handt und setzet sie an Fürstliche Taffeln.«

Ueberaus charakteristisch für seine Zeit ist Christian Gilbert de Spaignart, Pfarrer zu Magdeburg[15]: »Theologische Müntzfrage, ob christlich-evangelische Obrigkeiten umb ihres eigenen Nutzes willen die Müntz von Zeit zu Zeiten mit gutem Gewissen schlechter und geringer können machen lassen? Kürtzlich und einfältiglich nach Inhalt dess heiligen ewigwehrenden Wortes Gottes erörtert und beantwortet.« (Magdeburg, 1621.) Nach vielen *captationes benevolentiae* an die Magdeburger Behörden, welchen das Buch gewidmet ist, unterscheidet der Verfasser vier Arten von Recht: Exempelrecht, das er missbilligt, nur in Nothfällen zulässt; Juristenrecht, das gegen die obrigkeitlichen Falschmünzer streitet; Kirchenrecht, wobei er mehrere Stellen des A. T. anführt; Gewissensrecht. Hiernächst werden alle die Sittenregeln hergezählt, welchen das Kipper- und Wipperthum widerspreche. Verbot des Geizes, des Druckes gegen die Kirche, die Prediger nicht zu bösen Händeln zu reizen, ihnen das Strafamt nicht zu legen, die Schulen nicht zu zerstören[16], den Armen ihr Almosen nicht zu schmälern, die Waisen nicht zu berauben, den Fremdlingen nicht wehzuthun, die Kranken nicht zu betrüben, kein Aergerniss zu geben, der Obrigkeit nicht zu widerstreben, frommer Vorfahren Gedächtniss nicht auszulöschen[17], die Obrigkeit nicht zu verachten[18], anderen Obrigkeiten ihr Einkommen nicht zu schmälern, keine neuen Steuern aufzulegen[19], die Leute nicht arm zu machen,

---

15) Er hatte sich schon früher als rechtgläubiger Kämpfer gegen die *Fama fraternitatis R. C.*, (der Rosenkreuzer) 1614, hervorgethan.

16) Weil jetzt die Studenten wegen der Theuerung nicht mehr auszukommen wissen.

17) Durch Umprägung des Bildes auf alten Münzen, obschon Christus selbst des heidnischen Kaisers Bild und Umschrift so hoch gewürdigt, dass er sie in seine heiligen Hände genommen.

18) Wenn sie durch Kippwipperei sich selbst verächtlich macht, so entspricht das jenem Verbote ebenso, wie der Selbstmord dem Verbote der Tödtung.

19) Nach Rehabeams Art, sobald die Preise ihr Maximum erreicht haben werden, die Obrigkeit also viel Geld braucht, und man doch mit der Münzverringerung nicht weiter gehen kann.

keine Ursache zum Kriege zu geben[20], die Soldaten nicht zum Raube zu verführen, nicht zur »Vertühlichkeit« zu locken[21], die adeligen Geschlechter nicht zu unterdrücken, die Gewerbe nicht zu vertreiben, den Bücherkauf nicht zu hindern[22], die Handwerker nicht um ihren Beruf zu bringen, jungen Ehepaaren nicht ihr Hochzeitsgeschenk, Täuflingen ihr Pathengeld zu mindern, Testamente nicht umzustossen, den Feinden keine Ursache zur Lästerung zu geben, Jähzornige nicht zum Blutvergiessen zu reizen[23], die Jugend nicht von ihrem Berufe abzubringen, nicht zum Lügen und Stehlen zu verführen, nicht Ursache zur Unordnung, Ungerechtigkeit, Landplagen zu geben, die Zehngebote nicht aufzuheben, den Ackerbau nicht zu hindern[24], um Christi Willen sich böser Münzen zu enthalten[25], der Frommen Gebet nicht von sich zu wenden, keinen Fluch auf sich zu laden etc. Den Beweis der Regel führt Spaignart meistens ganz durch Bibelstellen, vornehmlich aus dem A. T., Sirach etc. Sein Geschmack für die Form zeigt sich u. A. im Folgenden: Solte ein Maler den Geitz malen, so müsse er ihm ein umb sich fressendes Löwenmaul machen, einen unersätigen Wolffsmagen, einen schmeichlerischen Crocodillkopff, durchstankernde Katzenfüsse, ein bahr Greiffsklawen und darinnen einen diebischen Judasspiess«. (S. 47.)[26]

Von demselben Spaignart rührt noch her: »Die ander theologische Müntzfrage, was evangelische christfromme Obrigkeiten bey jetzigem entstandenem bösen Müntzen in acht nehmen sollen, damit sie, soviel möglich, ihres Gewissens pflegen können.« (Magdeburg, 1621.)[27] —

---

20) Weil jetzt mit einem Thaler so viel gemacht werden kann, wie früher mit fünf. (!!)

21) Weil Niemand das schlechte Geld lange festhalten mag.

22) Die Landprediger können jetzt nicht einmal die *Biblia regia* oder *glossata* mehr kaufen.

23) Wenn sie von den Münzern betrogen sind.

24) Durch den hohen Preis der Werkzeuge etc., wobei also an die gleichzeitige Preissteigerung der Ackerbauproducte gar nicht gedacht wird.

25) Weil nämlich Christus von Paulus einigemal (Röm. 14, 29. Kol. 1, 15) mit Münzen verglichen wird.

26) Ebenso barbarisch ist die Gelehrsamkeit, die S. 75 auf Anlass der Hochzeitsgeschenke ausgekramt wird, wo z. B. ausführlich die Rede ist von den Hochzeiten Peleus-Thetis, Kadmos-Harmonia, Alexander d. Gr.-Statira, der Hochzeit zu Kana etc.

27) Den Hamburger Behörden gewidmet, die auch im Münzwesen ehrlich und mit des Verfassers Wohnorte im engsten Handelsverkehr stünden.

Hier wird zuerst nach Anleitung des salomonischen Thrones die Pflicht jeder Obrigkeit im Allgemeinen erörtert. Die sechs Stufen des gedachten Thrones entsprechen der *pietas, eruditio, experientia, prudentia, boni publici observatio* und *assiduitas in officio;* so haben auch die zwei Löwen auf jeder Stufe ihre allegorische Bedeutung, und alles Uebrige bis zur Krone hinauf. Nachher wird gezeigt, wie die Münznoth eine grössere Landplage ist, als Pestilenz[28], wilde Thiere und Ungeziefer, Misswachs, Feuers- und Wassersnoth, zumal wegen der grössern Allgemeinheit. Selbst dem Kriegselende ist die Münznoth gleichzustellen. Gegen diejenigen, welche von der Theuerung damaliger Zeit auch den Krieg, Misswachs etc. als Mitursachen geltend machten, bemerkt Spaignart, dass umgekehrt alle diese Uebel nur Strafen Gottes wegen der Münzverringerung seien; er findet hierzu Analogien im Anfange des Jesaias. (S. 35 fg.) Zu den schlimmsten Freveln der Kippwipperei zählt er die Beraubung des Altars, welche daraus hervorgehe, indem jetzt so viele kleinere Städte den theuern Abendmahlwein nicht mehr erschwingen können. (S. 57.) Unter seinen wirthschaftspolitischen Vorschlägen sind die wichtigsten folgende. Keine Obrigkeit soll gestatten, dass Korn, Vieh, Waaren, Arbeit und ähnlicher Gottessegen mehr ausgeführt werden, bevor nicht das Land selbst durch und durch zur Genüge damit versehen ist. (S. 69.) Ebenso, dass nöthige Bedürfnisse »verhalten,« d. h. aufgespeichert werden. (S. 74 ff.) Ausserdem fordert er ein allgemeines System obrigkeitlicher Zwangstaxen, (S. 78 ff.) ferner strenge Aufwandsordnungen, weil sonst »Geldmangel und Theuerung« (!) entstehen müssten. Uebrigens hat Spaignart alle seine Ermahnungen bloss für lutherische Obrigkeiten, um diese zu bessern, geschrieben; allen anderen ruft er mit orthodoxer Gemüthsruhe einfach ein Wehe zu. (S. 102 fg.)

Aus den zahlreichen Facultätsgutachten über die Münzverwirrung hebe ich das der Jenaer Theologen vom September 1621 hervor: »Von dem hochsträfflichen Müntzunwesen, so jetzt eine zeithero hin und wieder verübet worden ist, rahtsames, schrifftmässiges, aussführliches Bedencken.« (Halberstadt, 1622.) — Im Eingange wird gezeigt, dass ein Theolog zwar nicht im einzelnen Fall sagen könne, wieviel und wann die Obrigkeit Steuern erheben soll, aber doch im Allge-

28) Das Verderben ist bei der Münznoth viel allgemeiner, die Noth verstärkt sich selbst wieder, überlebt die etwa sterbenden Urheber des Unglücks etc.

meinen vor zu hohem Steuerdrucke warnen muss. Ebenso wird auf Christi Verfahren gegen die Wechsler im Tempel gedeutet, um das Begutachtungsrecht der Facultät zu beweisen. Hiernächst belegen die Verfasser sehr weitschweifig aus der Bibel, dass der Christ neben dem Glauben auch nach einem guten Gewissen trachten muss; dass unrechtmässige Erwerbung zeitlicher Güter dem Gewissen widerstrebt; endlich, dass die jetzige Münzwirthschaft in vieler Hinsicht unrecht ist, sowohl *ratione causae principialis,* (da sie nicht von Gott herrührt,) als *ratione causae impulsivae,* (da sie der Habgier entspringt,) und *causae instrumentalis,* (wobei die Verfasser den Juden alle möglichen Lästerungen Christi, Schlachten christlicher Kinder etc. vorwerfen: S. 28 ff.) Weil das Geld *communis rerum mensura* ist, so muss eine Münzverringerung alle wirthschaftlichen Verhältnisse zerrütten. (S. 42 ff.) Sie schadet sämmtlichen drei Ständen: den *orantes,* (wobei wegen der Prediger, Studenten etc. sehr lange verweilt wird,) den *defensores* und dem Hausstande. Bei dem letzten freilich übersieht das Gutachten ganz, dass die Bürger und Bauern doch nicht bloss theuer kaufen, sondern auch theuer verkaufen; ebenso dass die Schuldner gewinnen, was ihre Gläubiger durch die Münzverringerung einbüssen. Alles immer vom Standpunkte des einzelnen, philiströsen Professors betrachtet! So wird z. B. S. 50 das Steigen des Gesindelohns daraus erklärt, dass Jedermann bei den Münzern Dienst nehme. Am meisten verlieren die Armen, »weil keine kleinen Münzsorten mehr vorhanden.« Sehr mangelhaft wird der Beweis geführt, dass die Kippwipperei dem Staate selbst schädlich. Da heisst es u. A.: jetzt schickten alle Wohlhabenden ihr Silberzeug auf die Münze; wenn nun das Land einmal in Noth geräth, so sind alle Nothpfennige verschwunden, »weil der wesentliche zeitliche Reichthum, so in der Substantz des Goldes und Silbers besteht, mehrentheils hinweg, und das leichte Geld sich mit der Zeit auch verloren.« (S. 54.) Die Kippwipperei sündigt wider Gott, den Nächsten und sich selbst: was Alles mit sehr äusserlicher Benutzung von Bibelstellen und in gewaltigen Tautologien[29] erörtert wird. Als Mittel gegen die Münznoth wurden zu jener Zeit folgende empfohlen, aber von dem Gutachten (S. 74 ff.) verworfen: Erwartung des nahen tausendjäh-

29) So z. B. (sub 1[b]), weil Gott verboten hat, den Nächsten um Hab und Gut zu bringen, (1[d]) weil Gott will, dass man sich der Gerechtigkeit befleissige, (3[b]) weil die Kippwipperei Gottes Wort zuwiderläuft, (3[f]) weil sie auf den Sünder selbst und dessen Nachkommen Gottes Zorn ladet.

rigen Reiches, Gütergemeinschaft, Murren gegen die Obrigkeit, ja sogar Aufruhr gegen die Juden etc.[30] Wahre Mittel hingegen sind folgende: *vera conversio*, wobei wir die Münznoth als Strafe unserer Sünde erkennen, uns selbst als den verlorenen Groschen im Evangelium, und uns würdig machen, als Münze mit dem Gepräge von Gottes Ebenbild in die himmlische Schatzkammer gelegt zu werden; ferner *seria oratio, sincera emendatio, disciplinae ecclesiasticae instauratio*, indem zu kräftiger Verweigerung der Pathenschaft, Absolution, Communion und kirchlichen Bestattung gegen die Uebelthäter gemahnt wird.

Einen erfreulichen Gegensatz bildet es zu diesen Salbadereien, wenn die Juristenfacultäten zu Leipzig (1622) und Wittenberg (1623) sich in Gutachten dahin aussprechen, dass bei Schuldverhältnissen immer auf den *valor intrinsecus* der Münzen gesehen werden soll[31]. Es war dies gerade in Sachsen durchaus nicht so selbstverständlich, wie es scheint, da 1609 das kurfürstliche Decret der Appellation-Rhäte verordnet hatte, mehr auf die *bonitas extrinseca*, als *intrinseca* zu achten.

Wir beschliessen diese Auszüge mit einer Schrift, welche selbst eine Art von Encyklopädie der ganzen hierher gehörigen Literatur sein will. »*Speculum Kipperorum*, d. i. Kipper- und Schacherspiegel, darin zu sehen, wer sie seyn, was von ihnen zu halten, wie sie zu respectiren, wiederumb was sie angerichtet und übels gestiftet, auch desswegen verdienet. Dessgleichen was von den Auff- und Ausskäufeln zu halten, ob sie es mit gutem Gewissen thun, und eine christliche Obrigkeit gestatten könne oder solle? Allen frommen ehrliebenden Christen, die sich dess Kippen

---

30) In dieser Hinsicht schliesst sich dem Gutachten folgende Schrift an: »Wohl meinende Warnung vor Tumult und Auffruhr, dar innen ...... erwiesen wird, dass der gemeine Pöbel, als privat Personen, nicht recht und fug haben, derer öffentlichen Wipper, Kipper, Jüden, Jüdengenossen, falschen Müntzer, Vor- und Auffkäuffer, Auffwechsler und dgl. Betrüger Häuser zu stürmen ....., und also hierdurch die gegenwertige grosse Thewrung abzuschaffen. Durch Johannem Weinreicher, *Isenacensem.*« (Erfurt, 1622.) — Einen merkwürdigen Contrast bilden hier, wie in den meisten ähnlichen Schriften, die vielen lateinischen etc. Citate und die Beweisführung, welche gegen die allerdümmsten Vorurtheile gerichtet ist: so z. B. gegen die, welche Selbsthülfe des Pöbels mit den Steinigungen des A. T. rechtfertigen. (S. 27 ff.) Der Verfasser meint aber mit Recht, irgendwie seien fast alle Menschen mitschuldig an der Kippwipperei; hier also die Selbsthülfe zu gestatten, hiesse einen Krieg Jedes wider seinen Nächsten heraufbeschwören. (S. 53.)

31) Aehnlich die zu Augsburg 1623 bei Sebast. Müller herausgekommenen *Tria responsa juris*.

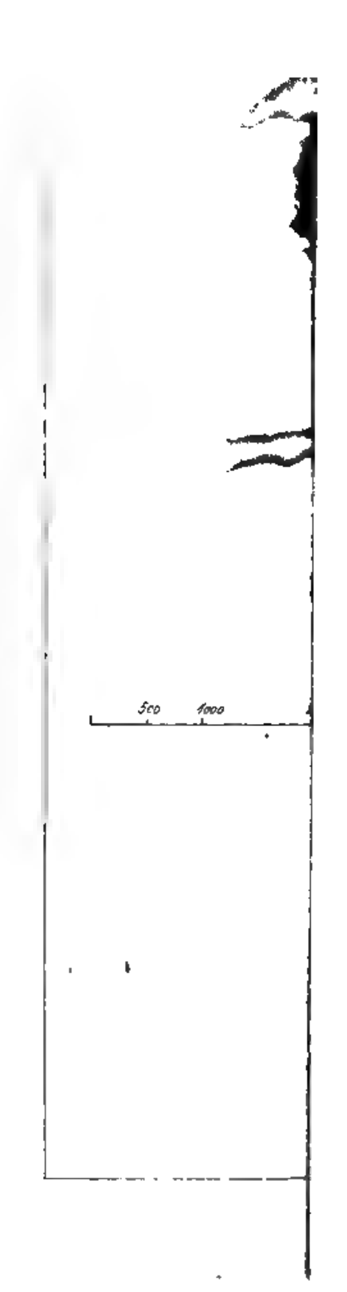
enthalten, zum Trost; den verdampten Gottesvergessenen Land- und Leuteverderbten, hochmütigen, stoltzen ärgerlichen Schacherern und Geitzhälsen aber zur Nachricht, auch Hohn und Spott im Druck verfertigt durch Johann Winterfeld *Haygnensem, Juris divini et humani cultorem.*« (Hagenauw im Jahr *VLtor InIqVItatVM glaDIVs est.*) (1624.) — Das Verfahren der Kipper, die kleinen Münzsorten zu fälschen, die groben im Preise zu steigern, erklärt das Buch als gegen die Natur der Münze streitend: denn *nummus est res sterilis et ideo inventus, ut esset instrumentum contractus legitimi, non ut esset merx, quae venderetur, quaeque suo usu ingentem pareret fructum.* (S. 6.) Mit komischer juristisch-theologischer Gelehrsamkeit wird den Kippern zwanzigerlei schuldgegeben: u. A. dass sie den Armen das Almosen geschmälert und dadurch Mörder geworden seien; auch sonst zu Morden Ursach gegeben, zu militärischer Plünderung, Diebstahl etc. gereizt haben, (weil die Menschen mit ihrer bisherigen Einnahme nicht mehr auszukommen vermögen.) Sie haben gegen alle fünf Hauptstücke des Katechismus gesündigt[32], ebenso gegen die drei juristischen Grundregeln, (*Neminem laede etc.*) haben ein *sacrilegium* begangen, (weil man nun nicht mehr so viel in den Gotteskasten legt,) Kinder im Mutterleibe durch Hunger umgebracht, (also die *Lex Cornelia de sicariis* übertreten,) Fürstengepräge zerbrochen und in den Tiegel geworfen, (also ein *furtum cum atroci injuria!*) alle Waaren gesteigert, (also Verletzung der *Lex Julia de annona!*) »Aller Ehr und *dignitet* seid ihr unfähig und unwürdig. *Non digni etiam communione s. sacra coena nec sepultura,* dass man euch zum Nachtmahl gehen, zu Gevatter stehen, für Zeugen passiren, endlich auch begraben soll. ... Euer geraubtes Gut gehört der hohen Obrigkeit als *fisco,* und ist solches eueren Kindern zu *extorquiren, ne alieno scelere ditescant.* Und ihr als Dieb, Mörder und Geldverfälscher gehöret an den Galgen, auff das Rad und in das Fewer, wie die beschriebenen Rechte ... (mehrere Citate) euch Kippern solche *poenam* dictiren. ... Welches ihr Geldmauscher euch nicht wollet verschmähen lassen und für ein *calumniam* anziehen; dann dieweil ihr nach ausweisung der Kayserlichen Recht nicht allein Leibs

32) Eine Redeform, die bis ins 18. Jahrhundert sehr beliebt war, so dass z. B. der Hamburger Neumeister noch 1720 nachwies, die Union der Lutheraner und Reformirten verstosse gegen alle Zehngebote, alle sieben Bitten des Vaterunsers, alle drei Glaubensartikel, sowie die Artikel von der Taufe, vom Amte der Schlüssel und Abendmahl.

und Lebens, sondern auch aller Ehr verfallen, so kan keine *calumnia* oder Ehrenrührige schmach wieder euch geredt werden. Ich bin gar gelind mit euch umbgangen.« Nun folgen allerlei Kraftstellen wider Geizige, Wucherer etc. von Augustin, Basilius, Ambrosius, Luther und anderen Theologen. So z. B.: »alle Dieb, so in hundert Jahren gehenckt worden, so viel nicht gestolen haben, als die Kipper .... Die Schweden haben solche Gesellen zum teil in zerschmoltzener Müntz gebrüet, theils in heissen Wasser ersäufft, theils an hohe Bäume gehencket. O dass doch solche scharffe *Execution* wider etliche solche Grundschelme anheut vollzogen würde! *Sed nondum omnium dierum sol occidit,* es kann die Straff noch hernach kommen.« — Dieser scharfrichterliche Beigeschmack war damals nicht bloss in der juristischen, sondern auch in der theologischen Polemik zu beliebt, als dass man hier, in dieser halbjuristischen, halbtheologischen Abhandlung, sich darüber wundern sollte. Merkwürdig ist hier nur, dass nationalökonomische Gründe eigentlich gar keinen Platz daneben gefunden haben. In vielen damals geachteten Schriften gegen die Kippwipperei werden die Gründe sogar durch blosse Schimpfreden ersetzt. So heissen die Kipper z. B. in *Georg Zeaemann* Wucher-*Armée,* S. 198: »schädliche gemeine Landrauber, Schelme, die ärger als gemeine Dieb, ärger als Unkraut, Meyneidige, Eyd- und Pflichtvergessene Leut, Verächter Gottes Wort, und der hochwürdigen Sacrament, Epikurer« etc. Göldelius in seiner Predigt: *Aetatis ulcerosae fomes et fumus* nennt sie: »Höllstinckende Wucherer, eingeteuffelte und durchteuffelte Geitzhälss, abgefaumte, abgeriebene und durchtriebene Ertzkipper, leichtsinnige Schandfunken, Ertzdieb, Grundschelmen« u. dgl. m.

Man sieht aus diesem ganzen Kapitel, wie sehr die Obrecht, Bornitz und Besold über dem Durchschnitte ihrer Zeitgenossen hervorragten, wie lange folglich das im ersten Kapitel aus Männern wie Spangenberg und Erenberg entlehnte Bild seine Gültigkeit bewahrte.


Tarchemin


500
1000

DIE

SCHLACHT VON WARSCHAU.

1656.

VON

JOH. GUST. DROYSEN.

Die Schlacht von Warschau.
1656.

Die grosse dreitägige Schlacht, die in den letzten Julitagen 1656 bei Warschau geschlagen worden, ist militairisch wie politisch von hervorragendem Interesse.

Es ist die erste grosse Feldschlacht, von der man nachweisen kann, dass sie nicht bloss im Handgemenge, sondern durch eine Reihe combinirter Bewegungen entschieden ist. Sie zeigt in einem besonders sprechenden Beispiel das Uebergewicht der Disciplin und der tactischen Ausbildung über eine Kampfweise, welche die Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Militairverfassung fast noch vollständig enthält.

Es ist die erste Schlacht der preussischen Armee. In ihr hat das Haus Brandenburg recht eigentlich seine Souverainetät begründet. Mit ihr tritt der werdende Staat in die Reihe der Mächte der baltischen Politik.

Nicht diese Gesichtspunkte sind es, welche im Folgenden entwickelt werden sollen; sie durften angedeutet werden, um in der Bedeutung des Ereignisses, von dem ich handeln will, eine Rechtfertigung dafür zu finden, dass ich es einer kritischen Erörterung unterziehe. Meine Aufgabe beschränkt sich darauf, das Material namentlich für die militairische Beurtheilung dieser tactisch und strategisch gleich anziehenden Vorgänge zu sichten und zurecht zu legen.

Ich werde zuerst von den Quellen sprechen, aus denen die Schlacht kennen zu lernen ist, dann den Verlauf derselben nach ihren einzelnen Momenten festzustellen suchen, endlich die politisch-militairischen Fäden, die sich zu diesem Knoten verschürzt haben, verfolgen.

I. Die Quellen.

Bekanntlich hat Samuel von Pufendorff in seinem 1695 veröffentlichten Werk *de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Electoris* die Acten des Berliner Staatsarchives in völliger Freiheit benutzen können und in wahrhaft bewundernswerther Weise benutzt. Es schien nach ihm nicht nöthig zu sein von Neuem die urkundlichen Materialien jener Geschichte des grossen Churfürsten zu durcharbeiten; das was Pufendorff gab, galt dafür richtig und erschöpfend zu sein.

Auch in Betreff der Warschauer Schlacht, deren Verlauf er ausführlich darstellt (*VI.* 36—40) blieb in der preussischen Militairliteratur bis in die neueste Zeit seine Darstellung maassgebend. Und die allgemeine Kriegsgeschichte nahm wenig Notiz von dieser Schlacht wie überhaupt von den Kriegen Karl Gustavs von Schweden, da in dieser Disciplin Frankreich seit Turennes Kriegen und Feuquières Memoiren das allgemeine Urtheil bestimmte.

Erst Professor Stuhr, der sich mit Vorliebe dem Studium der Militairgeschichte Preussens zuwandte, versuchte einen Schritt weiter zu gehen. In einem Aufsatz vom Jahr 1830 (in v. Ledeburs Archiv *III. p.* 1 ff.) »die Schlacht von Warschau aus grösstentheils bisher unbenutzten Quellen« benutzte er auch Pufendorffs Werk *de rebus a Carolo Gustavo gestis*, das 1696 erschienen ist, auch einen Schlachtbericht, den der Ritter von Terlon in seinen *Mémoires II. p.* 536 mitgetheilt hat; es scheint ihm nicht aufgefallen zu sein, dass diese beiden Darstellungen weder untereinander noch von der in Pufendorffs F. W. irgend erhebliche Abweichungen boten; um so zuverlässiger mochte ihm jeder dieser drei Berichte erscheinen. Auch das *Theatrum Europaeum* citirt er, das (*VII. p.* 963) einen ziemlich sporadischen Bericht über die Schlacht bietet.

Bald darauf (1836) veröffentlichte Herr v. Orlich seine Schrift »Friedrich Wilhelm der grosse Churfürst« in der eine neue Darstellung der Schlacht versucht ist und zwar auf Grund eines allerdings in vorzüglichem Maass lehrreichen Actenstückes. Es ist der eigenhändige Bericht des Churfürsten über die Schlacht, rasch geschrieben und mit mancherlei während des Schreibens entstandenen Correcturen die Ori-

ginalität bekundend. Es stammt aus dem Berliner Staatsarchiv und ist von dort wie andere Archivalien durch den Sammler König, der lange Jahre im Archiv gearbeitet hat, in seine eigenen Sammlungen hinüber genommen worden; Königs gesammter Nachlass kam dann an die Königliche Bibliothek zu Berlin, die jenen Schlachtbericht als ein besonders kostbares Autographon aufbewahrt (*Ms. Bor. fol.* 356). Herr v. Orlich hat diess Schriftstück (Beilage *p.* 139) leidlich genau abdrucken lassen.

Er hat noch auf einen zweiten merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht; die Gebrüder Merian, sagt er, hätten sich, da sie das *Theatr. Europ.* herausgaben, an den Churfürsten mit der Bitte um einen Bericht von brandenburgischer Seite gewandt, mit dem Vorgeben, dass ihnen nur solche von schwedischer Seite zugekommen seien; der Churfürst habe seinem Geheimenrath v. Jena befohlen einen solchen anzufertigen, weil er dabei gewesen, doch habe sich dieser ausser Stand erklärt es genügend zu thun, worauf ein anderer damit beauftragt worden. Herr v. Orlich führt eine Stelle des Briefes an, mit dem der Bericht an die Herausgeber des *Th. Eur.* gesandt worden und aus dem hervorgehe, dass der Churfürst den Bericht sich habe vorlesen und in demselben einige allzu lobende Stellen streichen lassen.

Herr v. Orlich hat dann 1838 in seinem grösseren Werk (Geschichte des Preussischen Staates im siebzehnten Jahrhundert mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelms des grossen Churfürsten *I. p.* 127—137) seine frühere Darstellung der Schlacht mit einigen Erweiterungen wiederholt, auch einen Plan der Schlacht beigefügt.

Seitdem ist die Schlacht eingehender und nach selbstständiger Forschung so viel mir bekannt nur von Herrn Carlson (Geschichte Schwedens *IV. p.* 146—152 in der Uebersetzung von Petersen) dargestellt worden. Herr Carlson bemerkt, dass er »hauptsächlich nach E. Dahlbergs im Reichsarchiv aufbewahrtem Bericht« gearbeitet habe.

Wie kam der Churfürst dazu jenen Schlachtbericht zu schreiben? wann schrieb er ihn? wie verhält sich dieser Bericht zu dem, der dem *Theatrum Europaeum* zugesandt wurde? Herr v. Orlich hat es unterlassen sich diese Fragen aufzuwerfen.

Als ich in den Vorarbeiten zu meiner Geschichte der preussischen Politik an den Feldzug von 1656 kam, fiel mir zunächst die Uebereinstimmung der Berichte bei Terlon und in Pufendorffs beiden Geschichts-

werken auf[1]. Terlon kam im Februar 1657 als französischer Gesandter in Karl Gustavs Lager, seine Memoiren sind 1681 publicirt; der Zeit nach wäre es möglich, dass Pufendorff sie benutzt hätte, wie er wohl hie und da ausser den Archivalien auch Geschichtswerke seiner Zeit z. B. Aitzema benutzt hat[2]. Dass es in Betreff Terlons nicht geschehen ist, zeigte sich bei genauerer Vergleichung sofort; und unter andern darin, dass Kleinigkeiten, die Pufendorff hat, bei Terlon fehlen[3]. Sie müssten beide aus denselben Quellen geschöpft haben.

Wer einiger Maassen mit dem Quellenstudium der Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts vertraut ist, wird voraus setzen, dass ein so denkwürdiges Ereigniss wie jene Schlacht, sogleich in allerlei Zeitungen, Brochüren, fliegenden Blättern behandelt sein wird. Er wird weiter vermuthen, dass der Sieger den Sieg möglichst gross, die Besiegten die Niederlage möglichst klein darzustellen versucht haben werden, dass namentlich Danzig, wo man so gut polnisch gesinnt war, seine grossen Verbindungen benutzt haben wird, die öffentliche Meinung gegen die Sieger zu stimmen, dass es im Haag, damals einer Centralstelle für die politischen Neuigkeiten[4], mit seinen antischwedischen »Zeitungen« willkommen gewesen sein wird. Erzählt doch das *Theat. Europ. p.* 965 man habe einen Cornet, der die falsche Nachricht von der Gefangen-

1) Nur als Beispiel folgende Stellen gleich im Eingang der Darstellung (§ 2 der gleich zu besprechenden gemeinsamen Quelle).

Terlon: *Mais ces deux ponts n'estoient pas encore achevez lorsque les eaux s'enflerent comme elles font tous les ans dans la mesme saison et il fallut attendre qu'elles fussent écoulées pour les mettre en estat de s'en servir.*

Pufendorff: *Sed cum uterque pons prope absolutus esset, aqua uti eo tempore anni suevit, ita intumuerat, ut ab opere tantisper desistendum esset quoad ista iterum subsedisset.*

2) Die Benutzung Aitzemas zeigt sich u. a. bei Pufendorff *F. W. IV.* 33 über die Vorgänge am Hofe zu Düsseldorf in der Nacht vor der Zusammenkunft in Angerort (21. Aug. 1651); die da erwähnten *sacerdotes concursantes*, von denen sich in den Archivalien in Berlin nichts findet, stammen aus Aitzema *VII. ed.*4° *p.* 177: »man seyde dat selfs eenige Geestelijcke liepen dien morgen met hopen«; und ähnliches mehr in diesen Capiteln 33. 34 bei Pufendorff.

3) So die Ankunft des Trompeters bei den Verbündeten am 28. Juli (§ 10 der gemeinsamen Quelle), so der Name Heinrich Horns als Commandirenden des dritten Treffens der Schweden (§ 12).

4) So schreibt jemand aus Amsterdam an Wicquefort: *Jam Haga te habet rerum quae hic et alibi geruntur proma conda.*

schaft des Polenkönigs nach Thorn brachte, »auf den Esel gesetzt,« mit dem Zettel auf der Brust, darauf »neue Zeitung« stand, man habe erst schreiben wollen »Danziger Zeitung,« wäre aber von einem guten Gönner der Stadt Danzig davon abgehalten worden. Es ist dieselbe Geschichte, die Scheffer in seinen *Memorabilia Sueticae gentis XI.* 9 genauer erzählt.

In der That findet sich die Bestätigung solcher Annahmen bereits in den gleichzeitigen Schriftstellern. Thuldenius, auf den wir später zurückkommen werden, sagt *VI. p.* 282: *his proeliis eo triduo vel quatriduo consertis mendaciorum ingens farrago de victoria Suedi et Brandenburgi e Prussis in Germaniam allata est, ut non modo fugatus Poloni regis exercitus verum etiam Gonsiaevum Lithuaniae quaestorem interfectum regemque Casimirum captum esse plurimorum literis in vulgus spargeretur.* Und auf diese Aeusserung antwortet Loccenius in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner *historia rerum Suecicarum* 1662 *p.* 36: *quae mendacia de Suecis Dantisci et in Belgio saepe stante bello Sueco-Polonico sparsa sint, ut satis notum hic non repetam.*

Noch eine weitere Voraussetzung wird man machen dürfen, wenn man die Lage der Verhältnisse genauer erwägt.

Die Verbindung des Churfürsten mit Schweden wird wohl so dargestellt, als wenn er schlau nach beiden Seiten hin politisirend den Moment erpasst hätte die Sache Polens zu verlassen und seinen Gewinn bei Schweden zu suchen, um demnächst eben so Karl Gustavs Sache aufzugeben und von Polen noch grösseren Gewinn zu erhalten. Wer seinen Pufendorff mit einigem Verstand gelesen hat muss erkennen, dass die Sache sich sehr anders verhielt.

Nicht erst in den späteren Jahren hat der Churfürst in den Schweden seine nächsten und gefährlichsten Feinde erkannt; schon die Verhandlungen in Osnabrück, mehr noch die über die Abgrenzung des an Schweden zu überlassenden Theiles von Pommern hatten ihm gezeigt, was er von ihnen zu gewärtigen habe: »ihr Muth,« schreibt der brandenburgische Agent in Stockholm 1651, »ist so hoch gewachsen, dass man keines Nachbarn er sei wer er wolle achtet noch von demselben schimpflich zu reden sich enthält.« Auf das Peinlichste empfand man am Hofe zu Berlin die Drohungen und Insolenzen der schwedischen Uebermacht; nur noch bedrohlicher wurde sie, als der kühne Pfalzgraf Karl Gustav den Thron Christinens bestieg; sofort begannen Vorbereitungen, welche zeigten, dass »*vastissima consilia*« gefasst seien. Schon war das

schwedische Heer in Vorpommern versammelt, als man mit dem Churfürsten zu verhandeln begann; man forderte von ihm unerhörte Dinge: Abtretung von Memel und Pillau, Aufhebung jeder andern Allianz, wie der Churfürst am 24 Juli an seine Gesandten in Stettin schreibt: »dass wir aller Hülfe und Freundschaft in der Welt beraubt sein und von S. Maj. allein dependiren sollen« (Berl. Arch.). Karl Gustav begann seinen Feldzug gegen Polen mit einem Act rücksichtslosesten Uebermuthes gegen den Churfürsten, mit dem Durchmarsch durch sein Gebiet, als ob es ihm »*jure gentium*« offen stehe. Es folgte jener glänzende Eroberungszug durch Polen, bis Krakau hinauf, die Flucht des Polenkönigs, die freiwillige Unterwerfung der polnischen Truppen, der Magnaten, der Woywoden, der ganzen Republik. Nur das Herzogthum Preussen stand noch neutral zur Seite; Karl Gustav eilte mit dem Schluss des Jahres dorthin, drängte des Churfürsten Truppen auf Königsberg zurück, schloss ihn dort ein, zwang ihm den Unterwerfungsvertrag von Welau auf (17. Jan. 1656), mit dem das Herzogthum ein Lehen der Krone Schweden wurde. Aber schon begann der Abfall Polens, der geflüchtete König kehrte zurück, stellte sich an die Spitze der Bewegung, die lawinenhaft wachsend die Weichsel hinabwärts auf Warschau hindrängte. Die Schweden begannen inne zu werden, dass sie in Gefahr seien, dass sie dringend der fremden Hülfe bedürften. Ihre Regimenter waren sehr zusammengeschmolzen; die Besatzungen von Krakau, Warschau, Posen, andern Festungen hatten die Stärke der verfügbaren Truppen auf etwa 12000 Mann sinken lassen; von diesen standen einige tausend Mann vor Danzig, mit ihnen die 1500 Mann die der Churfürst nach dem Welauer Vertrage hatte stellen müssen. Schon war Krakau hart bedrängt; jetzt wurde auch Warschau eingeschlossen, Karl Gustav war nicht mehr stark genug die tapfere Besatzung zu entsetzen, am 1. Juli musste sie capituliren. Er hatte sein Heer hinter den Bug zurückgezogen, er war in Gefahr von den mehr als hunderttausend Mann, mit denen Johann Casimir ihm gegenüberstand erdrückt zu werden. Er musste um jeden Preis seine Heeresmacht verstärken; es gab für ihn keine andere Rettung als die Armee des Churfürsten zu gewinnen, die wenigstens 18000 Mann stark und völlig kriegsbereit im Herzogthum stand; er musste ihn bewegen mit seiner ganzen Kriegsmacht für Schweden einzutreten. Darüber wurde seit Anfang Mai in Frauenberg unterhandelt; begreiflich dass der Churfürst sehr wenig entgegenkommend war, dass ihn

selbst die Aussicht, vier Woywodenschaften im westlichen Polen zu gewinnen, nicht bestach; am wenigsten war er gemeint seine Armee aus der Hand zu geben, sie unter schwedisches »Kriegsdirectorium« zu stellen. Mit Indignation sahen die Oxenstjierna, de la Gardie, Horn, dass der Churfürst jetzt die Entscheidung in der Hand habe. Er verstand sich zu der ersehnten *»conjunctio armorum«* endlich nur unter der Bedingung, dass die brandenburgische Armee selbstständig an der Seite der schwedischen operirte; er liess dem Könige die oberste Kriegsleitung nur in der Weise, dass ihm selbst die Zustimmung zu jedem einzelnen Act der gemeinsamen Kriegführung vorbehalten blieb[1]. Die schwedischen Herren waren auf das Aeusserste verstimmt, dass der König so viel habe nachgeben müssen; sie beobachteten den Churfürsten, seine Generale und Räthe mit doppeltem Mistrauen, mit wachsender Eifersucht; es begann eine Rivalität, die schwedischer Seits in dem Maasse bitterer und insolenter wurde, als die brandenburgische Armee und ihre Führung sich über ihre Erwartung tüchtig zeigte.

Schon während des grossen deutschen Krieges haben die Schweden es wohl verstanden die militairischen Leistungen der deutschen Regimenter, ihrer deutschen Kampfgenossen in den Schatten zu stellen; man kann es in einzelnen Fällen noch nachweisen, wie sie mit Zeitungen und Flugblättern die öffentliche Meinung zu leiten und zu machen verstanden haben. Soll man annehmen, dass sie es jetzt in Betreff der Warschauer Schlacht anders gemacht haben? darf man nicht vielmehr vermuthen, dass sie dafür gesorgt haben werden den Ruhm der glorreichen drei Tage so viel wie möglich für sich allein zu behalten?

Eine zufällige Entdeckung setzt mich in den Stand, nachzuweisen, dass diess allerdings der Fall war.

In dem Düsseldorfer Archiv wird aus dem Nachlass des clevischen Kanzlers Weymann eine Reihe von Foliobänden aufbewahrt, die für die politischen Verhältnisse von 1655—1660 vom höchsten Interesse sind. Dr. Daniel Weymann war ein Jahrzehent hindurch als churbrandenburgi-

---

1) In dem Marienburger Vertrag vom $\frac{\text{4. Juli}}{\text{24. Juni}}$ 1656 heisst es *Art. VII*: es sollen Conferenzen zwischen beiden Fürsten gehalten werden *ut certus conjunctionis scopus proponatur et constituatur*; sodann: *conjunctione facta quamvis praesente S. S. E^{ti} suprema directio belli competat S. R. M^{ti}; ea autem quae consilio prius communicato cum S. S. E^{li} unanimi consensu decreta fuerint, S. S. E^{tis} facienda generalibus suis insinuet et iis convenienter cum exercitu suo liberrime disponat.*

scher Bevollmächtigter namentlich in Sachen der Vormundschaft für Prinz Wilhelm III. von Oranien im Haag beglaubigt; auch persönlich stand er der Princessin Hoheit, der Grossmutter Wilhelms III. und Mutter der Churfürstin, nahe; er theilte ihre Anschauungen in Betreff der schwedischen Allianz, welche die Beziehungen Brandenburgs zu den Staaten und zu Oestreich auf das Aeusserste gefährdete; er bemühte sich mit ihr, dem Churfürsten den Rücktritt aus derselben zu ermöglichen. Er galt für einen besonders thätigen und scharfsichtigen Diplomaten und namentlich die Gegner der schwedischen Allianz in des Churfürsten Umgebung, Schwerin, Hoverbeck, Somnitz standen mit ihm in sehr lebhaftem Briefwechsel; durch seine Hand gingen die vertrautesten Verhandlungen mit dem Rathspensionair, mit Brüssel, Paris u. s. w. Nach einer schon damals bei Diplomaten üblichen Geschäftsweise führte Weymann sein Journal in der Weise, dass er alle Briefe, die er empfing und die er schrieb, alle Instructionen, die an ihn kamen, die Verhandlungen, die er mündlich führte, die wichtigeren Neuigkeiten, die er erfuhr, Tag für Tag eigenhändig eintrug. So entstand diese Sammlung, die mit dem 1. Jan. 1655 beginnt; sie ist nicht mehr vollständig; es fehlt wahrscheinlich der II. und III. Band; erst vom Sept. 1656 an ist die Reihe lückenlos. Der letzte Band, jetzt der zehnte, enthält eine Sammlung von Concepten, Originalbriefen, Berichten u. s. w. aus verschiedenen Jahren.

In dem jetzt zweiten Bande des Journals, der vom 8. Sept. bis 17. Oct. 1656 reicht, befindet sich ein Schreiben des Herrn Martiz, der so scheint es von Seiten der Princessin Hoheit beim Churfürsten beglaubigt war[1]. Der Brief ist aus Königsberg 8. Oct. 1656 und lautet:

Puis qu'on nous envoye de tous costes de differentes et tres extravagantes relations de la bataille que nous avons gagnée a Warsou, Sa Serenité Electorale a trouvée a propos d'en faire imprimer une qui fut tout a fait exacte. Pour cet effect elle a ebauché celle que je vous envoye ici de sa propre main et ne l'ayant donée a copier Elle m'a commandé de Vous l'envoyer et de vous prier que vous la fassiez imprimer chez vous au plûstot et

1) Diess geht aus einzelnen Andeutungen in den Acten der Oranischen Tutel hervor. Es ist derselbe Martitius, der später als Secretair des Churfürsten am Hofe zu Berlin blieb, der sich dann auf einem Platz, den ihm der Churfürst schenkte, ein sehr prächtiges Haus baute, das später in den Besitz der Krone überging und jetzt des Kronprinzen Palais ist.

que vous nous en envoyassiez quelques exemplaires. Je fais cela tout ensemble vous laissant la liberté si vous la voulez corriger un peu, ce que je n'ay pu faire a cause de la haste, et si vous la voulez faire imprimer dans la mesme langue dans la quelle vous la voyez ou si vous la voulez faire traduire, il sera tout un, pourvu que vous fassiez mettre quelque commencement devant, du contenu environ que puisqu'on avoit decouvert que ceux du party contraire avoyent fait imprimer de si extravagantes relations, qu'on avoit jugé a propos d'en faire imprimer une et tres veritable, escrite d'un amy a l'autre, qui a esté le spectateur aussi bien que le combattant. Faites en, Monsieur, ce que bon vous semblera et pardonnez a la haste.

Hierauf folgt in dem Journal das »Concept einer Relation von der Warschauwischen Bataille, welches seine Churf. Durchl. mit eigner Hand aufgesetzt.« Es ist eine Wiederholung des oben erwähnten Aufsatzes von des Churfürsten eigner Hand in der Berliner Bibliothek[1].

Aus jenem Schreiben des Martiz ergiebt sich, dass der Churfürst den Bericht wenige Wochen nach der Schlacht aufgesetzt hat, dass er ihn geschrieben hat als Berichtigung der über die Schlacht verbreiteten extravaganten Relationen. Also es gab deren, und zwar zahlreiche, die »von allen Seiten« dem churfürstlichen Hofe zukamen, solche die *ceux du party contraire* haben drucken lassen. Gewiss meinte Martiz mit *party contraire* nicht bloss die Polen, die Danziger; für ihn und für Weymann waren eben so und noch mehr die Schweden und die schwedisch Gesinnten am churfürstlichen Hofe die *party contraire*, und deren zu Gunsten Schwedens und zum Nachtheile der brandenburgischen Waffen übertreibende Relationen verdienten mehr als die der gemeinsamen Feinde eine Berücksichtigung.

Also es gab bereits im August und September 1656 eine Menge gedruckter Berichte über die Schlacht, die im schwedischen Interesse verfasst waren.

Gewiss hat Weymann den ihm zugesandten churfürstlichen Bericht drucken lassen, mit oder ohne jene Einleitung, die ihm Martiz zu verfassen überliess; gewiss hat er Abzüge davon an den churfürstlichen Hof gesandt. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen ein Exemplar dieses Druckes aufzutreiben. Ich gebe diesen eigenhändigen Bericht des Churfürsten in

1) Aus Weymanns Journal hat Wortmann den Bericht in seiner noch ungedruckten »historischen Beschreibung« *tom. III.* aufgenommen. (Berl. Düsseld. Archiv.)

Beilage 1. nach der Abschrift in Weymanns Journal mit den Varianten des Autographons.

Auf eine zweite Reihe von Erörterungen führt uns das *Theatrum Europaeum*. Der siebente Theil desselben der die Jahre 1651—1657 umfasst, bearbeitet von Joh. Georg Schleder aus Regensburg, wurde 1663 publicirt. Er brachte von der grossen dreitägigen Schlacht einen auffallend kurzen Bericht (*p.* 963—965), in dem von den Brandenburgern so gut wie gar nicht gesprochen war. Entweder hatte man in Frankfurt jene Weymannsche Publication nicht erhalten oder Schleder hielt es für angemessen dieselbe nicht zu beachten.

Indess wuchs der Name Brandenburg. Der Churfürst hatte in dem Fortgang jenes nordischen Krieges eine hervorragende Rolle gespielt, er hatte die Souverainetät Preussens gewonnen; in den hochbewegten sechziger Jahren war er überall in der Reihe der Mächte die die europäische Politik machten; als Frankreich 1673 mit dem Angriff auf Holland jenen schweren Krieg begann, dem sich so bald ein schwedischer anschliessen sollte, war er mit seiner Kriegsmacht der erste auf dem Plan und bemüht Kaiser und Reich gegen Frankreich in's Feld zu bringen.

Er stand im Spätherbst 1672 mit seinem Heere am untern Main. Dort im Lager zu Risselheim kam der Mahler Matthäus Merian, der Sohn des Kupferstechers Matthäus Merian, der das *Theatr. Europ.* begründet hatte, zu ihm ins Hauptquartier, trug ihm vor, dass »wegen Mangels genugsamen Berichtes von der Polenschlacht bei Warschau des Churfürsten unförmlich gedacht worden sei, so dass er Sinnes sei in einer neuen Ausgabe desselben eine ausführliche Relation nebst Kupfer zu bringen.«

In Anlass dieser Bitte erwuchs ein Actenstück das im Geh. Staatsarchiv zu Berlin (*R.* 9. *Nr.* 5. *E. e.* 1) aufbewahrt wird.

Der Churfürst versprach die Bitte zu erfüllen. Er erliess an seinen Ingnieur Memmert den Befehl (29. Nov. *St. V*) »ein Kupfer oder Abriss der erwähnten Schlacht mit dem Förderlichsten« zu übersenden. Unter demselben Datum erging ein Befehl an den Geheimrath Jena, eine Beschreibung der Schlacht anzufertigen: »weil ihr jene Zeit mit dabei und an dem Orte gewesen, wo sich dieselbe zugetragen, so habt ihr nach

der euch davon beiwohnenden Wissenschaft eine ausführliche Relation dessfalls aufzusetzen und dieselbe zu überschicken und weil sich auch zweifels frei noch einige Nachricht darüber in unserm Archive finden wird, könnt ihr euch auch dessen dabei bedienen.«

Aus einem zwölf Jahre später geschriebenen Briefe Merians ergiebt sich, dass ihm noch in Risselheim 1672 »die drei gezeichneten Bataillen« übergeben worden sind, »welche ich auf das schönste in Kupfer stechen lasse.« Die drei sehr instructiven Abbildungen von der Schlacht, die sich in der zweiten Ausgabe des *Th. Eur. VII.* von 1685 finden, sind also nach den Zeichnungen des brandenburgischen Ingenieur Memmert gestochen und haben den Werth von originalen Quellen.

In Betreff des geforderten Schlachtberichtes antwortet Jena in einem ausführlichen Schreiben d. d. Cöln a. d. Sp. 18. Decb. 1672 (Beilage 9): er sei zwar zugegen gewesen, aber er vermöge weder über die Einzelnheiten hinreichend Nachricht zu geben, noch finde sich in dem Archiv das Allergeringste, auch müsse der, welcher solchen Aufsatz verfassen solle »die Kriegsactionen und die rechten *terminos*« wissen, woran es ihm mangele. Der Secretair Hartmann habe ihm eine gedruckte Relation zugestellt, welche jedoch in einer Reihe von Einzelnheiten, die er dann ausführt, dem was er selbst gesehen habe, nicht entsprechend sei. »Wenn nun E. Cf. D. gnädigst gefallen möchte durch einen kriegserfahrenen und welcher bei der Action gewesen und alles, was soldatisch, verstünde, durchsehen und an allen Orten zu recht einrichten zu lassen, welches doch, wenn die *batallie* in Kupfer gebracht werden soll, ohne dem nöthig, so würde diese beikommende Relation wohl zu gebrauchen sein. Es ist ja gesetzet, als wenn der König alles gethan, gerathen, verrichtet etc. Sonst, gnädigster Churfürst und Herr, muss ich unterthänigst berichten, dass so lange ich die Gnade gehabt in E. Cf. D. Diensten zu sein, alles was Merian in seinem *Theat. Europ.* und sonst von E. Cf. D. und dero *actiones* drucken lassen, durchaus parteiisch und alles, was er E. Cf. D. oder deroselben Soldateska beilegen sollen, deroselbigen entgegen oder doch alles corrumpiret.« Man wird wohl thun sich diese Aeusserung Jenas für die Benutzung des *Theatr. Eur.* in der Kriegsgeschichte des grossen Churfürsten zu merken.

Es ist aus den uns vorliegenden Acten nicht zu erkennen, ob die Bearbeitung der gedruckten Relation in dem von Jena angegebenen Sinne sofort vorgenommen worden ist.

In demselben Actenstück findet sich ein Schreiben des Matthäus Merian an den Churfürsten d. d. Frankfurt a. M. 19. Aug. 1684, in dem es heisst: er wolle den siebenten Theil des *Theat. Eur.* neu drucken lassen; der in der ersten Ausgabe abgedruckte Bericht sei ihm »von dem Könige Karl Gustav aus Polen damals communicirt worden«; er legt die Copie dieser Zusendung bei, die er Wort für Wort habe abdrucken lassen. Es sei in dieser Erzählung des Churfürsten »gar wenig gedacht worden,« und der Reichsfeldherr Wrangel, »dem er 1661 in Wolgast aufgewartet« habe ihm erzählt, »dass diese herrliche *Victoria* dem Churfürsten durch Dero hohe *conduite* allein zuzuschreiben wäre«, weil der Churfürst »mit seinen Völkern die Tartaren anfänglich angegriffen, geschlagen und verfolgt habe, dadurch die ganze polnische Armee in die Flucht gebracht worden sei,« Wrangel selbst sei dem Churfürsten mit wenigen Truppen vom Könige zugegeben gewesen. Wrangel habe ihm noch weitere Einzelheiten erzählt, die ihm aber entfallen seien. Er bittet den Churfürsten ihm »diese *action* aufnotiren zu lassen«... »Denn gleichwie E. Cf. D. *anno* 1672 in Risselheim mir die drei gezeichneten *bataglien* gnädigst überreichen lassen, welche ich jetzt auf das schönste in Kupfer stechen lasse, also will ich mich versehen, dass ich auch mit einer exacten Beschreibung derer Actionen werde begnadigt werden, damit der posterität eine wahrhafte *historiam* zu E. Cf. D. immerwährender *gloria* hinterlassen möge.«

Durch diese Veranlassung scheint die früher angeregte Abfassung des Berichtes wieder aufgenommen zu sein. Es findet sich in dem bezeichneten Actenheft ein Zettel, ohne Datirung. Dieser lautet: »Wenn einige wahre und gewisse particularien vom polnischen Feldzug und der Schlacht von Warschau sich finden möchten, haben S. Cf. D. befohlen Herrn Merian solche zu communiciren, und es erinnert sich sonst S. Cf. D. dass Herr Martitius hievon vor diesem einen Aufsatz gemachet.«

Der Churfürst wird weiter befohlen haben, dass ihm der für das *Theat. Eur.* bestimmte Bericht erst vorgelesen werde, bevor er abgehe. Das ist dann geschehen. Ein zweiter gleichfalls undatirter Zettel in den Acten lautet.

»*Mittatur* dem Herrn Merian nach Frankfurt. Endlich hat sich die »Stunde gefunden die Warschawische *bataille* fürzulesen. Und habe »ich darin ausstreichen und corrigiren müssen, wie daraus zu ersehen »seyn wird. S. Cf. D. *modestia* hat nicht das darin zugelegte Lob

»ertragen können. Und sagt Sie das Sie lieber zu wenig als zu viel »ruhms dabey haben wollte.«

Leider ist nicht mit Sicherheit zu constatiren, von wessen Hand dieser Zettel geschrieben ist. Nach dem Wortlaut des Zettels muss man annehmen, dass nicht eine Abschrift des corrigirten Exemplars sondern das Exemplar mit den Correcturen selbst nach Frankfurt geschickt worden.

Von diesem für Merian bestimmten Bericht der mit den Worten beginnt »Worinnen resolvirt worden,« sind vier Abschriften in jenem Acteaheft; die eine (No. 1) ist sichtlich die dem Churfürsten vorgelesene; in mehreren durchstrichenen Stellen, die des Churfürsten Lob enthalten, zeigt sich wie er die Sache veröffentlicht haben wollte. Sie und zwei von ihr genommene Copien (No. 2. 3) beginnen mit den Worten

> »post verba: die gefangenen waren bei 500...in Preussen auch gehauset hatten,«

da also soll der Bericht eingeschaltet werden. Diese Worte stehen im *Theat. Eur. ed.* 1 so wie *ed.* 2 *p.* 985 und da folgt in der *ed.* 2 von 1685 in der That der neue Bericht; ungeschickt genug, da sich dort der Satz mit »worinnen resolvirt worden« gar nicht anschliesst. Wie diese Verkehrtheit entstanden ist zeigt sichtlich die Abschrift No. 4, die der Zeit nach die früheste ist und in No. 1 abgeschrieben wurde, um dem Churfürsten vorgelegt zu werden: sie beginnt

> »In dem *Theat. Eur. ad ann.* 1656 *p.* 936 *circa finem post verba* hielten noch diesen Tag mit dem Churfürsten von Brandenburg und der Generalität Kriegsrath könnte continuirt werden Worinnen resolvirt worden

folgt hernach der ganze Aufsatz, und am Schluss desselben steht:

> *quibus insertis omittantur omnia usque ad p.* 985 § mittlerweile, womit weiter fortgefahren werden kann.

das mittlerweile steht *p.* 988 *ed.* 2 und bis dahin reicht jetzt der abgedruckte brandenburgische Bericht.

Das *Theatrum Europaeum* fand für gut den Aufsatz ohne Beachtung der vom Churfürsten befohlenen Veränderungen abzudrucken; es wird der Mühe werth sein in der Beilage die betreffenden Sätze zu bezeichnen.

Ist nun dieser Bericht im *Theat. Eur.* ein originaler?

Herr von Orlich hat von diesem Bericht nicht Notiz genommen; wahrscheinlich war ihm nicht bekannt, dass eine zweite Ausgabe des

Theat. Eur. tom. VII. existirt. Er führt zwar jenen Brief Jenas, der die Abfassung des Berichtes ablehnt an; er hat also das vielerwähnte Actenheft in Händen gehabt; aber wenn er hinzufügt: »hierauf wurde ein Anderer dazu beordert,« und in Parenthese Kannenberg mit einem Fragezeichen hinzufügt, so ist in den Acten dafür keinerlei Anhalt.

Wer immer diesen für das *Theat. Eur.* bestimmten Bericht verfasst haben mag, er hat sich seine Arbeit möglichst leicht gemacht. Er hat den von Jena gemachten Vorschlag befolgt die gedruckte Relation zu Grunde zu legen, er hat diese an ein Paar Stellen corrigirt, Einiges, besonders sehr compacte Lobeserhebungen für den Churfürsten eingelegt, im Uebrigen aber stehen lassen, was er in dem Druck fand, so wenn der Druck, ein Bericht vom 4. Aug., an einer Stelle sagt« am 18/28 *passato,«* so ist dies unverändert stehen geblieben (*p.* 988 Zeile 1), obschon die Erzählung im *Theat. Eur.* natürlich nicht mehr vom 4. Aug. 1656 datirt ist.

Die mehr erwähnte Relation (Rel. I.), deren Titel beginnt »Letzte aus Warschau eingelangete gründliche und ausführliche Relation...« ist ein Bericht aus Warschau vom 4. Aug. St. n. 1656; sie bezeichnet sich in dem Titel als »ergangen der wahrheit begierigen Welt, zur sichern unpartheyischen gerechten und beständigen Nachricht wider einige erdichtete unverschämte Lügenzeitungen.« Sie trägt als Vignette einen hübschen Holzschnitt eine Berg- und Waldgegend darstellend. Dass sie von schwedischer Seite ausgegangen, ist völlig klar und Jena hat Recht wenn er von ihr sagt: »es ist ja gesetzet als ob der König alles gethan, gerathen, verrichtet.« Von einem Kundigen wird mir gesagt, dass die Vignette, der Druck, das Papier dieser Brochüre auf einen holländischen Druckort schliessen lasse.

Es giebt noch einen zweiten Druck (Rel. II.) der mit diesem im Wesentlichen wörtlich übereinstimmt, nur einige Sätze auslässt und den Schluss verkürzt. Der Titel beginnt: »Letzte noch gründlichere, ausführlichere aus dem Königl. Schwedischen Feldlager bei Praga vom 5. Augusti eingelangte Relation,« und schliesst, »der wahren Wahrheits-begierigen Welt zum sicheren beständigen Nachricht wider einige gedruckte, erdichtete, unverschämbte Lügenzeitungen.« Am Schluss hat dieser Druck »Datum im Felde bei Praaga gegen Warschau gelegen den 24. Julii Styl. vet. 1656.« Diess ist der 3. Aug. während im Titel der 5. Aug. angegeben ist. Die Form des Titels lässt keinen Zweifel, dass diese Relation

nach dem vorher angeführten Druck veröffentlicht ist; dass sie früher, am 3. August geschrieben und der 5. Aug. auf dem Titel unrichtig ist, ergiebt sich aus dem Umstande, dass der Schluss des anderen Druckes, der hier fehlt, noch Vorgänge vom 4. Aug. erwähnt.

Ich gebe in der 2. Beilage die Relation I. mit den Varianten aus Relation II.; es genügt die abweichenden Stellen der brandenburgischen Bearbeitung und des vom Churfürsten corrigirten Exemplars derselben unter dem Text beizufügen.

Früher ist erwähnt worden, dass die Darstellung bei Pufendorff *Fr. W. VI.* 36 mit dem Bericht in den *Mem. du chevalier de Terlon p.* 536[1] auffallend übereinstimme. Natürlich, denn beide folgen fast Wort für Wort der eben besprochenen Relation vom 4. August, Terlon hie und da ein Paar Worte auslassend, Pufendorff mit einigen sachlich anziehenden Zusätzen, von denen der wichtigste wahrscheinlich aus mündlicher Ueberlieferung stammt.

Noch einmal erzählt Pufendorff dieselbe Schlacht in seinem Karl Gustav (*III.* 24) und auf den ersten Blick erscheint diese Darstellung anderer Art; aber eine genauere Betrachtung zeigt, dass er — abgesehen von der Einleitung bis gegen Ende des *cap.* 24 — doch nur das Material jener Relation wenn auch in etwas freierer Weise bearbeitet hat.

Schon vorher hat Johann Löck aus Itzehoe (*Loccenius*), der Professor in Upsala war, in der zweiten Edition der *historia Rerum Suecicarum* 1662 die Schlacht von Warschau durchaus nach dieser Relation erzählt, und nur die Verhandlungen am 28. Juli berichtet er ausführlicher.

Endlich habe ich noch des »Europäischen Newen Teutschen Florus« (Frankfurt bey Georg Fickwirtten 1659) zu erwähnen. Derselbe hat *p.* 89 ein Stück: »Relation der Hauptschlacht dess Königs in Schweden bei Praga und Warschau gegen die Pohlen;« es ist ein Abdruck der Relation II. (vom 24. Juli) von § 32—60.

Ich gehe zu einer dritten Reihe von Nachrichten über. Es ist oben erwähnt, dass Carlson in seiner Schwedischen Geschichte *IV. p.* 152

1) *Voicy la Relation de cette grande Bataille que je mets icy pour la satisfaction des curieux.*

dem im schwedischen Reichsarchiv aufbewahrten Berichte Dahlbergs folgt. Dieser Bericht liegt mir nicht vor; aus Carlsons Darstellung erhellt, dass er viel Eigenthümliches enthalten muss.

Graf Erich Dahlberg, der spätere Feldmarschall, hat, als junger Mann schon General-Wachtmeister, Karl Gustavs Kriege mitgemacht; er war ein überaus geschickter Zeichner »*outre un nombre infini de desseins de bataille etc., de plans de forteresses, de chateaux etc., nous devons à ce même comte l'ouvrage intitulé Suevia antiqua et hodierna représentant les édifices les plus remarquables de la Suède soit dans les villes, soit à la campagne avec les paysages qui les entourent: ouvrage magnifique qui ne prouve pas moins le talent et le goût de l'auteur que son activité infatigable*« (*Skjöldebrand, hist. mil. et pol. des Rois de Suède I. p.* 5).

Das eben citirte Werk wurde auf Befehl Gustav IV. unternommen; es enthält in dem allein erschienenen ersten Theil die Geschichte Karl Gustavs bis zum Rothschilder Frieden mit Abbildungen der wichtigsten Actionen »*d'après les tableaux de Lemke et les desseins pris sur les lieux par Dahlberg*.«

Skjöldebrand spricht sich nicht über das Verhältniss zwischen den Zeichnungen Dahlbergs und den Gemälden, die der Maler Lembke in Karl Gustavs Schloss Drottningholm im Auftrag der Königin Wittwe anfertigte, aus. Es scheint ihm unbekannt geblieben zu sein, dass es bereits eine Prachtausgabe der Dahlbergischen Zeichnungen gab.

Denn so wird man die deutsche Ausgabe von Pufendorffs Karl Gustav, die 1697 in Nürnberg erschien, wohl nennen dürfen. Nicht alle die Hunderte von Radirungen und Kupferstichen, die da beigefügt sind, sind nach Zeichnungen von Dahlberg; aber die nach seinen Zeichnungen gemachten zeichnen sich durch künstlerische Auffassung und militairische Correctheit namentlich im Terrain vor den andern aus. Wenn man die drei Bilder der Warschauer Schlacht im Pufendorff mit denen des Skjöldebrand vergleicht, so erkennt man sofort, dass Lembke seine Gemälde nach Dahlbergs Zeichnungen entworfen hat; man sieht es theils an der grössern Bestimmtheit des Terrains in den Radirungen, welches das Gemälde mehr verwischt und verallgemeinert hat, theils darin, dass die grossen Abschnitte des Bildraumes, den Dahlberg für seine Erklärungen mit hübsch ornamentirten Umrahmungen aussonderte, in den Gemälden mit einer willkürlichen Fortsetzung des Bildes ausgefüllt sind.

Zweien von diesen drei Bildern der Schlacht (41. 42) hat Dahlberg

sein *ad vivum delineavit* beigefügt. Der Ausdruck ist in seinem vollen Umfang für richtig zu nehmen; wenigstens in Betreff des Terrains zeigen sie sich so vollkommen genau, dass jeder Hügel, jeder Morast, die Lage der einzelnen Dörfer und Weiler, wie sie die Zeichnung giebt, in der detaillirten Generalstabskarte von der Umgegend von Warschau, die mir vorliegt, wieder zu finden und als richtig zu erkennen ist.

So werden diese drei Blätter im deutschen Pufendorff mit den auf ihnen befindlichen Erklärungen als eine besonders wichtige Quelle, als Darstellungen eines im vorzüglichen Maasse kundigen Augenzeugen zu bezeichnen sein[1].

Bei weitem geringern Werthes sowohl in militairischer als artistischer Beziehung sind die oben besprochenen Zeichnungen des brandenburgischen Ingenieurs; sie geben die charakteristischen Punkte des Terrains und der Truppenbewegung, aber sie sind nicht *ad vivum* gezeichnet; sie geben ein so zu sagen schematisches Bild, wie man es aus der Erinnerung zeichnen kann.

Noch bleibt mir eine Hauptquelle für die Warschauer Schlacht zu besprechen.

Lieuwe van Aitzema hat in dem 8. Theil seiner *Historie of Verhael van Saken van Staet en Oorlogh,* der 1663 erschien, in der Quartausgabe *p.* 553—560 einen ausführlichen Bericht von der Schlacht, den er einführt mit den Worten: »De heeren Brandeburghsche hebben daer van gesonden het volgende verhael.« Am Schluss desselben steht: »Datum Warschau desen vierden Augusti 1656.«

Der letzte Satz dieses Berichtes sagt: »ende det is het, wat van die tijdt af dat ick U. Ed. niet hebbe konnen schryven, is gepasseert;« eine Anrede, die wenigstens so viel erkennen lässt, dass das Schreiben nicht an die Ho. Mog., die Generalstaaten, noch an die Ed. Groot Mog., die Staaten von Holland, noch an die Princessin Hoheit gerichtet war. Die Bemerkung bei dem Obersten Syburg, dass er ein Clevischer Edelmann

---

1) Die Abweichungen in Carlsons Erzählung — namentlich die des dritten Schlachttages stimmt durchaus nicht mit Dahlbergs Erklärungen seines vortrefflichen Bildes Bl. 12 — zeigen, dass der Dahlbergische Bericht im schwedischen Archiv nicht identisch ist mit diesen Erklärungen zu den Bildern, obschon sie recht eigentlich einen Bericht der Schlacht nach ihren wesentlichen Momenten geben.

sei, lässt vermuthen, dass der Empfänger des Briefes ein näheres Interesse für Cleve hatte; man könnte an Weymann, der aus Duysburg war, an Matthias Döge, den auch als Schriftsteller bekannten Artilleristen, der in dieser Zeit des Churfürsten Agent in Amsterdam war, denken. Dass der Schreiber des Briefes ein brandenburgischer Officier (»onsen Chur-Vorst« heisst es gegen Ende) und zwar aus der nächsten Umgebung des Churfürsten war, spricht sich deutlich genug aus[1].

Der Bericht ist durchaus original. Dennoch stimmt er in vielen Sätzen wörtlich mit einer Relation (Relation III.) überein, die in zwei Drucken vorliegt, einmal als Brochure (4 Blätter 4°. *s. l.*), sodann als No. II. der »Einkommenden Ordinari- und Postzeitungen,« einer Art Kriegszeitung, von der mir auch noch spätere Nummern bekannt geworden sind, und die mit der Bezeichnung »XXXII Woche« die Zeit ihres Erscheinens (6—12. Aug. 1656) bestimmt.

Der Titel dieses Berichts ist:

»Relation oder wahrhafftiger Bericht wie es bey der von Seiten S. Churfl. Durchl. zu Brandenburg etc. wider die Polen und Tartaren bei Warschaw erhaltenen *Victoria* daher gegangen. *de dato* 31. Juli 1656; aus dem Churfl. Hauptquartier Prag vor Warschaw.«

Die Uebereinstimmung dieses Berichtes mit dem bei Aitzema ist von der Art, dass man annehmen muss, jener habe bei der Abfassung dieses späteren und ausführlicheren unmittelbar vorgelegen. Ja eine Stelle in Aitzema stimmt fast wörtlich mit der früher erwähnten Rel. I. überein[2].

---

1) Wahrscheinlich ist dann der Bericht in Holland gedruckt und verbreitet worden. Aitzema stand im Herbst 1656 in geschäftlicher Beziehung zu Brandenburg; er war der Agent der Clevischen Stände im Haag, wo die Parthei de Wittes, höchst unzufrieden mit der schwedischen Alliance des Churfürsten, ihm Schwierigkeiten durch die Stände in Cleve zu bereiten bemüht war. Aitzema äusserte sich gegen Weymann: »Holland gehe weiter als sie begehrten, es helfe den Ständen an einer Seite so stark auf das Pferd, dass sie an der andern wieder herunterfielen.« Weymanns Schreiben vom 7. Oct. 1656. (Düsseld. Arch.)

2) Rel. I. § 10:	Aitzema *VIII. p.* 554.
»in massen dann anfangs ein Polnischer Trompeter kommen, welcher an Sr. Churf. Durchl. ein Schreiben voll harter und schmählicher Bedrohungen gehabt, worinnen Sr. Churf. Durchl. so treue Vermittelung von Polnischer Seiten gäntzlich verworffen worden, und dar-	dan op halve wegh rescontreerden sy eerstelijck een Trompetter (die een brief van de Koningh van Poolen brachte aen den Chur-Vorst vol van betterheyt ende dreygementen, waer by sijn Majesteyt nogmaels de mediatie van sijne Chur-Vorstel. Door. verwierp ende daer na

eine Uebereinstimmung, die sich doch vielleicht aus der Art, wie man in beiden Hauptquartieren die Vorgänge der letzten Tage sofort sich mitgetheilt und besprochen haben wird, hinreichend erklärt.

Die Relation III. mit einem Theil der Abweichungen des Berichts bei Aitzema ist in der 3. Beilage gedruckt.

Wir haben hiermit die wichtigsten Quellen für die Geschichte der Warschauer Schlacht besprochen. Es sind folgende:

1. a. Der eigenhändige Bericht des Churfürsten und
   b. dessen Abschrift in Weymanns Journal (Beilage 1).
2. a. Die im Wesentlichen übereinstimmenden schwedischen Berichte, Relation I. vom 4. Aug. und
   b. Relation II. vom 3. August (Beilage 2).
   Diesen schliessen sich an die Darstellungen
   c. im *Theat. Eur.* nach brandenburgischer Bearbeitung, so wie
   d. das vom Churfürsten corrigirte Original dazu;
   e. die in Pufendorff *Fr. Wilh. VI.* 36 mit zwei oder drei Zusätzen,
   f. die in Pufendorff *Karl Gust. III.* 24 mit freier Bearbeitung der Quelle,
   g. die in Terlons Memoiren,
   h. die in Loccenius *hist. Rer. Suec.*,
   i. die im teutschen *Florus*.
3. Die von Erich Dahlberg stammenden Nachrichten,
   a. und zwar sein Bericht, den Carlson in seiner schwedischen Geschichte benutzt hat,
   b. sodann seine drei Blätter von der Warschauischen Schlacht in dem deutschen Pufendorff,
   c. die danach von Lembke gemachten, von Skjöldebrand publicirten und erläuterten Gemälde.

---

auf der französische *Ambassadeur* de Lombres gekommen	Monsieur de Lumbres, Ambassadeur van Vranckrijck . . . . . .
. . . .	. . . .
§ 11: weswegen dan alsofort resolviret worden gedachten Trompeter bey sich zu behalten	hier op wierde gheresolveert den Trompetter sonder antwoordt by sich te houden . . . . . .

4. Die drei Blätter von der Warschauer Schlacht im *Theat. Eur.* von dem brandenburgischen Ingenieur Memmert.

5. Die brandenburgische Relation aus der Ordinari- und Postzeitung Relation III. (Beilage 3.)

6. Der brandenburgische Bericht bei Aitzema vom 4. Aug.

Es bleiben uns noch ein Paar andere Stücke zu besprechen, von denen wenigstens eins von besonderem Interesse ist.

7. Es ist oben des zweiten Stückes der »Ordinari- und Postzeitung« erwähnt worden. Auch ein erstes Stück hat mir vorgelegen, ebenfalls aus der XXXII. Woche (6—12. Aug.), enthaltend zuerst ein »Extract Schreibens aus der Vorstadt Warschau d. 31. Juli.« Es ist besonders durch die erregte Stimmung, in der es geschrieben ist, von Interesse. Wir bezeichnen diess Stück als Relation IV. (Beilage 4.) Mit dieser Relation stimmt in mehreren Stellen der schwedische Bericht in der ersten Ausgabe des *Theat. Eur. p*, 963 überein, namentlich die §§ 5. 6. 10; in anderen Stellen geht der Bericht des *Theat. Eur.* seines eigenen Weges; man möchte vermuthen, dass beide von demselben Verfasser sind.

8. In demselben ersten Stück der Postzeitung folgt der unter No. 7 erwähnten Relation ein kurzes »Extract Schreibens aus der Vorstadt Warschaw, die Praga genannt, aus des Unterkanzlers Radziewsky Haus vom vorigen« (31. Juli). Wir bezeichnen es als Relation V. (Beilage 5.) Da in dieser Relation erwähnt wird, dass »der lithausche Schatzmeister Gonsewsky« unter den Todten gefunden sei, so ist sie eine von denen, an welchen sich Thuldenius geärgert hat.

9. Es hat mir ein Doppelblatt 4°. »Particularzeitung No. 32 *anno* 1656« vorgelegen, auf dem nach einer Relation aus Cracau ein Schreiben aus Sacrozin vom 1. Aug. folgt, das um so lehrreicher ist, da es von polnischer Seite kommt, wenn auch aus der Feder eines Misvergnügten. Diese Relation VI. enthält wenig über den Verlauf der Schlacht, aber Wichtiges über die Dinge kurz vorher und kurz nachher (Beilage 6).

10. Von besonderem Interesse ist ein Schreiben von de Lumbres dem französischen Gesandten am polnischen Hofe, Varsovie 9. Aug. 1656. Ich habe eine Abschrift desselben durch die Güte des Herrn Dr. Simson, der sich zur Zeit in Paris befindet mit dem Auftrag, die dort vorhandenen Materialien zur Geschichte des grossen Churfürsten zu sammeln.

11. Einen kurzen aber lehrreichen Bericht über die Schlacht giebt

ein Schreiben des General-Kriegs-Commissarius v. Plathe an den Statthalter in Berlin Grafen Wittgenstein *d. d.* Warschau 21/31. Juli 1656, das sich in mehreren Abschriften im Berl. Archiv befindet. (Relation VII. in Beilage 7.)

12. Endlich befindet sich in dem mehrfach erwähnten Actenstück des Berl. Archives eine Aufzeichnung, die sich in ähnlicher Weise als Einlage in eine schon vorhandene Darstellung wie jene für das *Theat. Eur.* bestimmte bezeichnet. (Beil. 8.) Es fängt an:

»pp. als *perduellem* tractiret und ausgeschriehen. Der polnische General Zamecki« u. s. w.; folgen dann mehrere Blätter, in denen die Schlacht beschrieben wird bis zur Rückreise des Churfürsten; endlich die Worte: »und langeten den 19. Aug. zu Soldau, den 23. desselben aber wiederumb in der Residenz zu Königsberg an. Hierauf nun ward Polen des Kriegess *et sequentia.*«

Es kam darauf an herauszubringen, wo diese Darstellung hatte eingeschaltet werden sollen. Ich erinnerte mich die Stichworte, namentlich die ersten irgendwo gelesen zu haben. Durch einen Zufall fand ich sie wieder.

In der Berliner Bibliothek befindet sich unter der Bezeichnung *Manuscr. Bor. Fol. No.* 50 ein handschriftliches Werk des Titels: »Entwurf etlicher denkwürdiger Actionen so von dem Durchlauchtigsten Grossmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm dem Grossen Markgrafen und Churfürsten zu Brandenburg sein verrichtet worden.« Es enthält einige Actionen des Churfürsten bis zum Jahr 1664, unter diesen auch die Schlacht von Warschau; und da fanden sich die bezeichnenden Stichworte. Es ist diese Darstellung der Schlacht nichts als eine Reinschrift des in den Blättern des Actenheftes vorliegenden Conceptes.

Ueber den Verfasser des »Entwurfs« ist nichts ausfindig zu machen gewesen; das Concept zeigt eine auch in den Acten jener Zeit hie und da vorkommende Handschrift, aber wessen Hand es ist, kann nicht festgestellt werden. Das Manuscript des »Entwurfs« bildet einen sehr stattlichen Band, der erst zur Hälfte vollgeschrieben ist; der Einband zeigt, dass es einst zur churfürstlichen Bibliothek gehört hat.

Die Erzählung von der Schlacht folgt in mehreren Stellen wörtlich der Relat. I., an einzelnen corrigirten Stellen des Concepts sieht man,

ont lieu en Pologne u. s. w. veröffentlicht hat; es bietet in Betreff der Schlacht von Warschau nichts als eine oberflächliche Reproduction der Erzählung im Pufendorffschen Karl Gustav.

Endlich muss ich noch einer wunderlichen Schrift erwähnen; sie führt den Titel *Casimir Roy de Pologne, à Paris chez Jean Ribou au Palais dans la salle Royale à l'Image Saint Louis* 1679, 2 Theile. Es ist keineswegs ein historischer Roman, wenn schon Liebesgeschichten, Portraitschilderungen, Beschreibungen von Jagdscenen, Brautzügen, Ceremonien des Brautbades u. s. w. mit den politischen und militairischen Vorgängen um die Wette dargestellt und oft mit Anmuth erzählt werden. Dass die Liebesgeschichten und die Beichtväter und die Intriguen der Damen in der Politik Johann Casimirs, der selbst Cardinal gewesen, eine nicht minder grosse Rolle spielten als demnächst am Hofe Ludwig XIV., ist vollkommen richtig; ebenso richtig, dass die Königin gerade in dieser Zeit der Warschauer Schlacht sehr lebhaft beschäftigt war den Obermundschenken Johann Zamoysky — denselben, *qui se fit remarquer comme danseur au Palais Royal*, wie die Königin einer Freundin in Paris schreibt — für eine ihrer französischen Hofdamen zu interessiren, für das Fräulein Marie d'Arquien, die Tochter des Marquis und späteren Cardinals de la Grange d'Arquien, dieselbe, die als seine Wittwe 1665 sich mit Johann Sobiesky vermählte; an sie sind die zärtlichen Briefe des Helden von Wien aus dem Jahre 1683 gerichtet, die Graf Plater übersetzt und Salvandy 1827 herausgegeben hat. Ob die Königin, wie unsre Schrift berichtet, diese Vermählung wünschte, damit Zamoysky nicht das Fräulein von Schönfeld heirathe, die des Königs Herz gefesselt hielt und ob der östreichische Gesandte Graf Isola, der jetzt an den Hof kam, diese Beziehungen seiner Landsmännin, wie diese Schrift ausführlich erzählt, benutzte, um den östreichischen Einfluss desto sicherer zu gründen, das mögen andere bestimmen. Als Verfasser der Schrift wird in Barbiers *Dictionaire des Anonymes* Rousseau de la Valette genannt. Mir hat nur der zweite Theil vorgelegen; vielleicht hat der Verfasser ähnlich wie in einer andern Schrift, die er verfasst hat, »*Le comte d'Ulfeld grand maître de Danemarck, nouvelle historique. Paris* 1678,« und welche dem Herzog von Montausier dedicirt ist, sich begnügt mit seinem Namen die Dedication zu unterzeichnen, vielleicht hat er in der Vorrede zum *Casimir Roy de Pologne* ähnlich wie im *Le Comte d'Ulfeld* sich über die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten geäussert;

denn hier schreibt er: *quoique le lecteur trouve des choses fort surprénantes en cette histoire, je puis l'asseurer que tout y est très veritable et que je n'ay rien escrit que sur des mémoires qui m'en ont été donnés par des gens du pays habiles et des-interessés* u. s. w. Genug, in dem zweiten Theil dieser Schrift »*Casimir Roy de Pologne*« wird auch die Schlacht von Warschau ausführlich erzählt (*p.* 48—66) und zwar in einer Weise, die sehr sonderbar ist.

Am auffallendsten war mir, dass da aus der dreitägigen Schlacht eine viertägige gemacht wird, indem der Verfasser von einem neuen Kampf am 31. Juli, von einem Angriff der Polen gegen die durch den dreitägigen Kampf völlig erschöpften Sieger meldet. Gerade diese Angabe, für die in den bisher angeführten Berichten auch nicht der geringste Anhalt zu finden ist, giebt uns die Möglichkeit die Kritik der Quellen noch einen Schritt weiter zu führen.

Ich habe von einem Geschichtswerk zu sprechen, das seiner Zeit in mehreren Ausgaben und Uebersetzungen verbreitet war und namentlich im katholischen Deutschland unbedingt dafür galt für die Zeit von 1618 bis 1674 die rechte Geschichtsquelle zu sein. Es ist die von Adolph Brachel begonnene, von Christian Adolph Thulden und später von Heinrich Brewer fortgesetzte *historia nostri temporis*. Alle drei waren kölnische Priester und das Werk erschien in dem seit 1648 begründeten Verlag des jüngeren Kinches (Johann Anton): es ist in derjenigen Richtung begonnen und fortgeführt, für welche in Cöln allein mehr buchhändlerische Firmen thätig waren als im ganzen übrigen Deutschland zusammengenommen. Cöln war der literarische Mittelpunkt des katholischen Deutschlands, dort ging die Speculation der Buchhändler und der Betrieb der Autoren Hand in Hand; wie denn der Name des Begründers der *historia nostri temporis* vermuthen lässt, dass er zu der buchhändlerischen Familie der Brachel gehört, deren Firma (Peter v. Brachel) wenigstens seit 1602 in Cöln nachzuweisen ist. Es würde mich zu weit führen, wenn ich den Kampf der von Cöln aus gegen die protestantische Historiographie und deren peinlichst empfundenes Uebergewicht geführt worden ist, verfolgen, die historiographische Eigenthümlichkeit dieser clericalen Forscher erörtern wollte.

Uns geht hier der vierte Theil des Werkes an, der die Jahre 1655 und 1656 umfasst. Er ist von Thulden verfasst, der nach Brachels Tod die von diesem in 2 Bänden bis 1652 fortgeführte Erzählung in einer

neuen Ausgabe (1656) mit einem dritten Theil bis 1654 fortsetzte, dann 1657 jenen vierten Theil folgen liess. Mir hat eine spätere Ausgabe vorgelegen, welche den Titel führt: *Christiani Adolphi Thuldeni historiarum Europitarum Enneadis primae libri IV. V. VI. sive pars II. annis* 1655 *et* 1656 *gesta explicans. accedunt seorsus ad annos praedictos pertinentes tractatus et codicilli publici, quibus recessus Imperii ultimus, causarum belli suecici excussio, literae universales, manifesta aliaque ad hos annos pertinentia includuntur. Coloniae Ubiorum apud Joannem Antonium Klinckium. anno* 1665. *cum Privilegio S. C. M.* 8 Bände 12°.

Thulden stellt jenen schwedisch-polnischen Krieg mit sehr lebhafter Theilnahme für Polen dar, er beschreibt mit grosser Ausführlichkeit und als einen sichtlichen Triumph der guten Sache jene Erhebung Polens, in der die Mutter Gottes von Czenstochau und ihr wirksamer Beistand in der Rettung ihres Heiligthums eine gebührende Stelle findet. Dann folgt *p.* 280 die Darstellung der Warschauer Schlacht; nach der Flucht der Polen am dritten Tage — *hanc Polonorum fugam Suedus et Brandenburgus victoriam suam arbitrati in castris prope triumphum adornant* — sammeln sich über Nacht die Lithauer und die Tartaren, greifen am andern Morgen *ubi jam depugnatum esse Suethici putabant* von Neuem an, *forte et fortunatum adversus Suedos proelium committunt.*

Dass Thulden sich diese Dinge nicht ausgedacht hat, versteht sich von selbst. Er hat, wie seine vier Bände Beilagen zeigen, aus Zeitungen, Brochüren, fliegenden Blättern u. s. w. gearbeitet, und dass Cöln für »neueste Nachrichten« neben Amsterdam, Frankfurt. Danzig und Brüssel ein Hauptplatz war, zeigen die unzähligen brieflichen Nachrichten aus Cöln, die man aus jener Zeit in so vielen Archiven findet. Auch seine Warschauer Schlacht wird Thulden aus gedruckten Nachrichten entnommen haben; natürlich nicht aus denen, die wir bisher kennen gelernt haben. Die richtige Spur zeigt uns die schon oben angeführte Aeusserung Löcks: *quae mendacia de Suecis Dantisci et in Belgo sparsa sint, ut satis notum hic non repetam.*

Es ist mir bisher nicht gelungen Danziger Drucke über die Warschauer Schlacht zu finden. Aber auch aus Des Noyers Briefen ist der überaus thätige und gut polnisch gesinnte Buchhändler Georg Förster bekannt, aus dessen Verlag u. a. die prunkvollste Darstellung der wunderreichen Rettung von Czenstochau hervorgegangen ist. Um die Zeit der Warschauer Schlacht oder gleich nachher kam die holländische Flotte

auf die Danziger Rhede, um die Stadt in ihrem Widerstande gegen Schweden zu unterstützen. In Danzig wie im Haag war man beflissen den Ausgang der Schlacht so günstig als möglich zu deuten, und man fand in einem Vorgang, der unmittelbar nach der Entscheidung eingetreten war, den Anlass von einer Wiederaufnahme des Gefechtes am vierten Tage und deren günstigem Erfolg der zeitungsgläubigen Welt Nachricht zu geben. Auf solche Danziger oder Holländer Nachrichten hatte dann Thulden seine Darstellung gegründet, nicht ohne eine scharfe Kritik der gegnerischen Nachrichten beizufügen: *his proeliis eo triduo aut quatriduo consertis mendaciorum ingens farrago de victoria Suedi et Brandenburgi e Prussia in Germaniam allata est* u. s. w.

Die sehr lehrreichen Berichte des Danziger Agenten am polnischen Hofe, des Stadtschreibers Gregor Barckmann, theile ich auszugsweise in Beilage 11 mit.

II. Feststellung des Thatbestandes.

Nach der Natur der vorliegenden Materialien wird man nicht den Anspruch machen dürfen den Verlauf der Schlacht so bis ins Einzelne genau feststellen zu können, wie die militairische Literatur die Schlachten neuerer Zeit darzustellen sich gewöhnt hat. Es bleiben mehrere Punkte unklar und man muss sich begnügen den Gang der Gefechte in den wesentlichen Momenten feststellen zu können.

Das Schlachtfeld.

Ich lege der Terrainbeschreibung die früher erwähnte russische Generalstabskarte zum Grunde die vor etwa 20 Jahren zum Behuf eines Manövers in der Umgegend von Warschau lithographirt und den anwesenden fremden Officieren gegeben worden ist. Ausserdem benutze ich eine in grossem Maassstabe und mit vorzüglichem Fleiss gestochene Ingenieurkarte von Warschau, die auch einen Theil des Schlachtfeldes umfasst. Herr Dr. Krasnosielski hat die grosse Güte gehabt Durchzeichnungen beider Karten an Ort und Stelle zu controliren und einzelne zweifelhafte Punkte festzustellen.

Das Schlachtfeld liegt Warschau gegenüber, bei Praga. Südwärts ist es durch einen todten Weichselarm abgeschlossen, der sich in einem sumpfigen Grunde in der Richtung von Grochow fortsetzt. Etwa 500 Schritt nördlich von diesem Weichselarm beginnt eine Dünenreihe, die

bald zu einer Kette von Hügeln an einander gereiht, sich parallel mit der Weichsel und etwa 3000 Schritt von ihr entfernt eine halbe Meile weit hinzieht. Zwischen den Dünen und der Weichsel ist ein welliges Terrain, dessen Senkungen mit Sumpfwiesen gefüllt sind; namentlich nach Norden hin zwischen dem Ende der Dünen und dem Strom erhebt es sich in drei Schwellungen, die von sumpfigen Gründen getrennt sind.

Es bildet sich so ein eigenthümlich geschlossener und zur Vertheidigung wohl geeigneter Raum um Praga, ein Oblongum von reichlich ½ Meile Länge, ¼ Meile Breite, dessen West- und Südseite durch die Weichsel und den todten Weichselarm, dessen Ostseite durch die Dünenreihe gedeckt ist. Die Nordseite ist offener; aber theils beherrschen die Schwellungen des Bodens das tiefere Terrain, das nordwärts davor liegt, theils macht der Sumpfgrund zwischen den Dünen und der nächsten Schwellung, der sich weiter nach Norden fortsetzt, den Zugang schwierig; endlich springt in der Fortsetzung der Dünenreihe und von ihr durch einen breiten Hohlweg getrennt, eine einzelne Düne hervor, welche das Flachland im Norden und Osten beherrscht.

Diese Terrainbildung ist wie ein natürlicher Brückenkopf für Warschau, und als solcher ist er, wie die drei Dahlbergischen Zeichnungen zeigen, von der polnischen Armee benutzt und durch Erdwerke verstärkt worden.

Sie hatten auf der zuletzt erwähnten nordwärts vorspringenden Düne eine geschlossene Schanze aufgeworfen (den Schanzhügel); sie hatten die Schwellungen zwischen hier und der Weichsel mit Retranchements versehen, deren Kanonen das nordwärts vorliegende tiefere Land beherrschten (die Schanze Zamoyskys auf der westlichen Schwellung, dann die Czarneckys, nach Barckmann, der für die dritte, östliche Schwellung kein Schanzwerk erwähnt). Sie hatten den südlichsten Theil der Dünenreihe, die mit Wald bestanden war (das Holz von Praga) mit Erdwerken gesichert, so dass es der Feind der in das Defilé beim todten Weichselarm eindringen wollte, unter den Kanonen dieser Werke passiren musste. Hinter dem Holz von Praga waren noch weitere Verschanzungen.

Mit besonderer Vorsicht war der Uebergang über die Weichsel gedeckt. Die Schiffbrücke, die herüber führte — nach Dahlbergs Zeichnung ist ihre Lage genau zu bestimmen, — war diesseits und jenseits durch ein besonderes Schanzwerk gedeckt. Und wie weiter diesseits die Retranchements sie schützten, so war jenseits auf der Uferhöhe bei Pulko

eine Schanze aufgeworfen (Des Noyers *p.* 214) für den Fall, dass der Feind auf dem linken Ufer herankam[1].

Die beiden neueren Specialkarten, die mir vorgelegen, zeigen Reste von Schanzwerken vor dem Holz von Praga, hinter demselben, dann auf zwei von den drei Schwellungen, wo die nördlichen Retranchements gelegen haben müssen. Sollten diese Reste aus einer andern Zeit herstammen als aus der unsrer Schlacht, so würden sie wenigstens die militairische Bedeutung der gewählten Stellen bezeichnen[2]. Zur Zeit der Schlacht füllte Praga noch nicht den ganzen Raum aus, den es jetzt umfasst. Die Karte von Memmert nennt neben Praga und südlich davon ein zweites Dorf Skarizowo, und beide führt Des Noyers mit der Bezeichnung *ces deux grands villages vis-à-vis de Varsovie* an. Bei beiden lagen mehrere Landhäuser, deren einige die Zeichnung Dahlbergs nennt.

In diesem Bereich bewegt sich die Schlacht des dritten Tages, die des zweiten im Osten der Dünenreihe, die des ersten im Norden der Retranchements.

Im Osten der Dünenreihe liegt ein weites Flachland, zum Theil von Brüchern und Wiesen durchzogen, die ihren Abfluss nordwärts zum Zonzabach und durch ihn in den Bug haben. Diess Flachland erstreckt sich etwa 1½ Meilen weit ostwärts, wo der weite Wald von Grochow den Horizont schliesst. In dieser Fläche liegen mehrere Dörfer, zunächst Kamin zwischen dem todten Weichselarm und dem Holz von Praga, dann Targoweck dem Nordende des Holzes von Praga gegenüber, etwa 2000 Schritt ostwärts, am Saum sumpfiger Wiesen, die sich von hier gerade nordwärts ziehen; dann weiter am Rande derselben das Dorf Brudno, jenem Schanzhügel gegenüber und etwa 4000 Schritt von demselben; endlich eben so am Rande des Bruches Bialalenka mit einem »königlichen Hause.«

Dann das Terrain im Norden, das des ersten Schlachttages. Zwischen Bialalenka und der Weichsel liegt ein Wald, der sich nach Norden dem Fluss parallel fortsetzt, durchzogen von einer Dünenkette, die in der

---

1) *ou étoit un fort pour la garde de notre pont de ce côté-ci.* Nach der Zeichnung von Memmert war es nicht eine einzelne Schanze, sondern eine Linie von Retranchements wie auf der rechten Seite des Stromes. Genaueres in Beilage 11.

2) Nach Herrn Dr. Krasnosielski's Angabe sind diese und die bei dem Holz von Praga angezeigten Schanzwerke noch jetzt wohl erkennbar und gelten dafür aus der Schwedenzeit zu sein.

Richtung der von Praga nordostwärts streicht. Der Wald hat bald Sumpf- bald Sandgrund. Die Dünenkette begleitet an ihrer Westseite ein Sandweg, der dem Schanzhügel gegenüber, etwa 1000 Schritt von ihm entfernt ins Freie mündet; andre Wege durchschneiden ihn von West nach Ost, in der Richtung nach Bialalenka.

Zwischen dem Wald und der Weichsel führt die Strasse von Nowodwor nach Praga und Warschau; es ist die auf der das schwedisch-brandenburgische Heer heranzieht. Der Weg geht über die Dörfer Tarchemin, Smidry, dann Zyran, das ¾ Meile von Praga entfernt ist. Hier nähert sich der Wald in einem Bogen der Weichsel, von der ein schmaler Arm so einspringt, dass endlich nur ein Defilé von etwa 700 Schritt bleibt. Dann wendet sich der Saum des Waldes ostwärts, doch nicht in grader Linie abgeschnitten, sondern so dass der Schwedenkönig, als er durch diess Defilé vorrückte, zu seiner Linken wieder den Wald sah (Rel. I. 17). Es ist die Einbiegung auf der Südseite des Waldes, die sowohl Dahlbergs Zeichnung Bl. 40 als auch die Generalstabskarte deutlich bezeichnet.

Ein zweites Defilé ist zwischen dem Walde und dem Schanzhügel, von etwa 1000 Schritt Breite, verengt durch die zum Theil sumpfige Wiese, die hier aus den Dünen hervortretend an der Westseite des Schanzhügels sich nordwärts in den Wald hinein fortzieht. Vor diesem Pass, »allernächst beim Walde,« liegt »eine kleine Colline« (Rel. I.), welche diesen Pass von Osten her beherrscht; sie ist so gelegen, dass die Alliirten mit der Besetzung derselben »gänzlich um den Wald herumkamen« (Bericht No. 1). Also ist es nicht die kleine Höhe, die in der Richtung der Dünenreihe dicht an dem Austritt des Sandweges aus dem Walde liegt.

Diese kleine Colline ist der für den Verlauf der Schlacht entscheidende Punkt. Memmert hat in dem Gefühl ihrer Wichtigkeit sie unverhältnissmässig vergrössert, er so wie Dahlberg zeichnet sie ziemlich dicht an der Südostecke des Waldes, doch so dass zwischen ihr und dem Wald Raum zur Aufstellung von drei Treffen bleibt, während des Churfürsten eigenhändiger Bericht angiebt, dass »das erste Treffen für dem Holz, die beiden andern in dem Holz aufgestellt wurden.« Auf der russischen Generalstabskarte ist sie nicht bezeichnet, aber in der Ingenieurkarte erkennt man sie in der Höhe, die sich an dem Walde hinzieht, ein Wenig über sein Südende hinausragend [1].

---

1) Herr Dr. Krasnosielski schreibt über diese Colline: vor einigen Jahren war an der nach Süden vorspringenden Stelle dieses Höhenzugs ein nicht unbedeutender

Es ist der Mühe werth die kurze Beschreibung des Terrains hinzuzufügen die Kochowsky giebt: *Situs loci ad Pragam in protensam planitiem vergit, Vistula dextro latere praelabente. ab laeva hinc inde coenosi trajectus ex intervenientibus rivis, etiam arenarum cumulis assurgentibus. adhaerebat planitiei rarior quidem pinea sylva, sed quae humilibus arbustis impedita tegendis insidiis plane commoda esset.*

Die Stärke der Armeen.

Der schnellen Unterwerfung Polens durch die Schweden war ein mächtiger Rückschlag in der Stimmung des polnischen Volkes gefolgt; mit der Rückkehr des geflüchteten Königs, mit jener merkwürdigen Feierlichkeit, in der er Polen der Jungfrau Maria weihte, mit den Erfolgen des Frühlings 1656 verbreitete sich die Begeisterung gegen die übermüthigen Fremdlinge; im Anfang Juli war das ganze Land in Waffen.

Die Stärke der polnischen Macht rechnet Des Noyers am 20. Juli nach gehaltener Revue auf 50,000 M., die der lithauischen auf 10,000 bei Praga und 20,000 die über den Bug detachirt sind. Dazu die Tartaren, 35,000 Herren und 50,000 Diener *qui combattent comme les maîtres*, am 27sten sagt er sie stehn nur noch drei Lieues von Warschau; dass sie beim Beginn der Schlacht nichts weniger als bei einander waren, sagt sein Schreiben vom 11. Aug. Ungefähr eben so hoch ist das polnische Heer nach dem Schreiben aus Sacrozin Rel. VI. »In unsers Königs Lager hinter Warschau waren 60,000 M. *pospolite Ruszenie,* in Prag gegen Warschau über waren über 20,000 M. lithauische Völker; die Quartianer und Husaren waren auf 20,000 und die Tartaren auf 40,000.« Dass die Polen selbst sich auf 100,000 M. geschätzt, sagt Rel. I. § 57; »über 100,000 M.« Rel. II.; «*by twee hondert Duysent*« Aitzema. Die brandenb. Darstellung No. 12 sagt »eine Macht welche anfangs 120,000 M. letzt aber dero eigenem Geständniss nach 84,000 Combattanten stark gewesen;« eben so der vom Churfürsten corrigirte Bericht (No. 2 d). Ganz anders

Hügel, heute ist er verschwunden, weil an dieser Stelle eine Colonie gegründet worden ist. Mit Geschützen kann man heute das Defilé am Waldsaume entlang nicht bestreichen, weil da wo der Waldweg heraustritt, der bewegliche Flugsand eine Erhöhung gebildet hat; die Leute in der Colonie geben an, dass vor 12 Jahren an der Stelle noch Sumpf gewesen sei.«

sind die Zahlen in Rel. I. II. § 57: 8000 Quartianer, 16,000 *pospolite Ruszenie*, 5000 Lithauer, 6000 Tartaren, 4000 zu Fuss [1]; schon die brandenburgische Bearbeitung verändert diese Zahlen, die vielleicht nur die wirklich ins Gefecht gebrachten festen Truppenkörper umfassen.

Wie immer die Zahlen schwanken mögen, in allen spricht sich der Eindruck aus, dass man gegen eine ungeheure Uebermacht »gegen einen fünfmal stärkeren Feind« gekämpft habe. *On peut maintenant,* schreibt Des Noyers 27. Juli, *comparer les forces de la Pologne à un gros taureau et celle de Suède à un rénard; l'un est un gros animal sans conduite que l'autre combat seulement per ses ruses.* »Wir hatten ein Mitleid,« sagt der Correspondent aus Sacrozin, der die Allürten über den Bug marschiren gesehen, »dass diese Völker gleichsam auf die Schlachtbank geführt werden müssten.«

Aber unter den Völkern auf polnischer Seite waren offenbar nur wenige Schaaren eigentlicher Soldaten; der bei Weitem grösste Theil bestand aus »irregulären Truppen.« Als solche wird man zunächst die Tartaren bezeichnen müssen, die mit Pfeilen schossen (Aitzema). Auch die *pospolite Ruszenie,* die »Insurrection des gemeinen Adels« gehört hierher, die auf 16,000, auch 60,000 angegeben werden; gewiss gilt von ihnen, was um dieselbe Zeit der Graf von Coligny-Saligny (*Mem. p.* 23) in Betreff der Kämpfe der Fronde beobachtet: *»j'ai souvent raisonné sur ce que c'est de gens disciplinés au prix de ceux qui ne le sont pas; toute*

---

1) Die verschiedenen Angaben übersehen sich am besten in folgender Zusammenstellung.

	Rel. I. II.	Bericht aus Sacrozin.	*Theat. Eur. ed.* 2.	Des Noyers.	Rudawsky.
Quart.	8000	20,000	20,000		
Husaren	—	—	—	50,000	16,000
Posp. Rusc.	16,000	—	60,000		
Tart.	6000	40,000	36,000	35,000 Herren 50,000 Knechte	40,000
Lith.	5000	20,000	20,000	30,000	—
Fussvolk	4000	—	4000	6000	4000
Halloten	—	—	—	15,000	—

Chrzanowsky hat die Zahlen der Rel. I. II. aus Pufendorff. Er fügt hinzu, *le bruit qui courut alors que l'armée était composée de* 100,000 *hommes avec* 80,000 *Tartares était apparément repandu dans le but de relever le moral des siens et de contenir les Suedois.* Des Noyers schreibt am 27. Juli: *notre armée a été plus de* 80,000 *hommes, elle est encore présentement de plus de* 50,000 *hommes sans celle de Lithuanie de* 10,000 *hommes, qui fait un camp à part;* die detachirten 20,000 Lithauer und die Tartaren rechnet er nicht mit. Andere Angaben aus Barckmanns Berichten folgen in Beil. 11.

cette noblesse estoit composée d'hommes fort braves en particulier, cependant en gros ils n'estoient bon à rien et faisoient mesme assez méchante contenance.« Nicht eben andrer Art dürften die Husaren gewesen sein; schwergepanzerte, mit Lanze (*copie*), Pallasch, Hammer, Pistolen bewaffnete Ritter, deren jeder — nach Art der alten Gleven — zwei bis vier leicht Bewaffnete zu Pferde hinter sich hatte; auch die Löwen- und Tigerfelle die sie trugen, zeigten, dass sie die reicheren Edelleute des Landes seien. Nur die Quartianer waren Reiter im regelmässigen Sold. Ueber die Lithauer liegen keine besonderen Nachrichten vor. Wenn das Fussvolk auf 4000 oder 6000 Mann angegeben wird, so scheinen damit die »einigen Regimenter deutscher Kriegsknechte« im polnischen Heer gemeint zu sein, deren ein Schreiben Karl Gustavs an E. Oxenstjerna vom 31. Juli erwähnt (Carlson *p.* 152). Denn die 12—15,000 *valets de l'armée, qui est devant Varsovie,* die sich nach Des Noyers 22. Juni zur Erstürmung Warschaus erboten haben, sind eben kein ordentliches Fussvolk, sondern das was Rel. I. § 15 Halloten nennt, »Gesinde, welche nicht mit Obergewehr, sondern nur Säbeln, Sensen, Prügeln und dergleichen Instrumenten versehen.«

Dieser ungeheuren Uebermacht der Zahl nach hatten die Gegner eine kleinere aber aus Soldaten, aus disciplinirten und tactisch geschlossenen Schaaren bestehende Armee entgegenzustellen.

Ueber die Zahlenverhältnisse der »conjungirten Armee« sind wir leidlich genau unterrichtet. In de Lumbres Schreiben vom 9. Aug. heisst es: *Celle de Suéde est forte d'environ dix mille hommes, celle de M. l'Electeur est presque de pareil nombre, plus forte d'Infanterie mais plus foible en cavallerie.* Diese Angabe wird im Wesentlichen durch die Berichte die von der andern Seite her stammen, bestätigt. Am speciellsten und wohl auch zuverlässigsten ist die Angabe der brandenburgischen Darstellung in Beilage 8: »Die königliche Armee war in 9000, die churfürstliche aber in 8490 Mann bestanden.« Und in der dem Churfürsten vorgelesenen Darstellung (No. 2 d) wird die Stärke von »16 bis 17,000 Mann« angegeben. Carlson (also nach Dahlberg) hat beim Uebergang über den Bug 22,000 M., am ersten Schlachttag 18,000 M., Aitzema *p.* 559 20—25,000 M., gewiss zu gross.

Auffallender als diese Verschiedenheit in den Zahlenangaben ist, dass die Aufzählung der einzelnen Truppenabtheilungen in Rel. I. II. und den davon abgeleiteten Berichten weder mit der genauen Zeichnung

Dahlbergs noch mit der Memmerts stimmt. Die Relationen I. II. (§ 56. 57) geben an, dass das vereinigte Heer gehabt habe

60 Escadronen zu Pferde,
4 Regimenter Dragoner,
12 Brigaden zu Fuss,

sie fügen hinzu (§ 15), dass um beide Flügel gleich zu machen 5 schwedische Schwadronen dem linken Flügel dem des Churfürsten überwiesen seien. Danach also waren im Heer 35 schwedische, 25 brandenburgische Escadronen. Die *ordre de bataille* die Dahlberg auf Blatt 41 giebt, hat 33 schwedische Schwadronen (davon 5 auf des Churfürsten Flügel) und 23 brandenburgische (davon 2 auf des Königs Flügel), ohne Bemerkung darüber, ob 2 schwedische und 2 brandenburgische abcommandirt seien. Das früher erwähnte Schreiben Jenas erwähnt das (schwedische) Regiment Anhalt, das er selbst in Action gesehen; aber es fehlt bei Dahlberg [1]. — Die 4 Dragoner-Regimenter finden sich in der *ordre de bataille,* und zwar ein schwedisches von 1 Schwadron (Pfalz Sulzbach) auf dem Flügel des Königs, drei brandenburgische auf dem des Churfürsten, nämlich die Regimenter Waldeck zu 2, Canitz zu 2 und Kalkstein zu 1 Schwadron. Dass das Fussvolk in 12 Brigaden getheilt war, und dass davon 3 schwedische, 9 brandenburgische waren, sagt Aitzema und Rel. III. ausdrücklich und lassen auch die Rell. I. II. § 15 u. 16 erkennen. Eben so giebt Memmerts *Ordre de bataille* am zweiten Tage 12 Brigaden, von denen 3 (schwedische) auf dem äussersten Flügel des Königs, 3 brandenburgische auf dem äussersten Flügel des Churfürsten, 6 brandenburgische im Centrum der Schlachtlinie stehen. Sehr auffallend ist, dass Dahlbergs Zeichnung dem schwedischen Fussvolk eine viel grössere Bedeutung zu geben sucht; sie führt überhaupt nur 11 Brigaden auf, von diesen sind 6 schwedische und nur 5 brandenburgische [2].

Diese verschiedenen Angaben fordern noch einige Erläuterungen. Es wird von Militairschriftstellern wohl der Fehler gemacht, dass sie

---

1) Sehr abweichend ist Carlsons Angabe: nach ihm hatte des Königs Flügel 4 schwedische Regimenter, Upland, Småland, Ostgöta, Finnen und 22 Escadrons geworbene deutsche Reiter und der Flügel des Churfürsten 32 Escadrons Brandenburger. Das widerspricht allen andern Nachrichten und den Zeichnungen Dahlbergs.

2) Er nennt die schwedischen: Westrogothen, Småland, Upland, Helsing und Obrist Narn; dass letzterer schwedisches Volk bedeutet, ist sicher. Carlson nennt fünf schwedische Brigaden (die obigen ohne Narn) aber daneben zehn brandenburgische.

Ausdrücke wie Escadronen, Regimenter, Bataillone so verstehen, als wenn sie stets die gleiche Bedeutung gehabt hätten. Wenn man die technischen Ausdrücke wie sie sich im dreissigjährigen Kriege namentlich auf schwedischer Seite entwickelt haben, genauer studirt, so zeigt sich, dass Escadronen (Vierecke) für die Reiter die kleinsten tactischen Körper bezeichnen, die in der Regel aus mehreren Compagnien gebildet wurden[1]; dass für das Fussvolk theils derselbe Ausdruck, theils, wie in diesem Kriege, daneben auch der Ausdruck Brigaden im Gebrauch war.

Gewiss waren des Churfürsten Compagnien zu Fuss und zu Ross, da er eben jetzt erst ins Feld rückte, verhältnissmässig vollzählig, während die der Schweden, die schon seit einem Jahre im Felde lagen und eine Wintercampagne gemacht hatten, sehr zusammengeschmolzen sein mochten[2].

So konnte es geschehen, dass die brandenburgischen Reiterregimenter Kannenberg, Fr. Waldeck, Leibgarde 3, 4, 5 Escadronen bildeten, während auf schwedischer Seite nur die Reiter Königsmarks und Sadowskys zu 3, ein Paar andre zn 2 Escadronen stark genug waren[3]. Aehnlich beim Fussvolk; in der That hatte der Churfürst nur die Regimenter Leibgarde, Sparr, Syburg, Goltz und Josias Waldeck; aber die Compagnien dieser Regimenter waren zahlreich und vollzählig genug, dass die Regimenter Goltz, Sparr, Syburg und Waldeck je 2 Brigaden herstellen konnten; nur die Leibgarde bildete eine Brigade. Immerhin mögen auf schwedischer Seite 6 Regimenter Fussvolk wie Dahlberg angiebt, gewesen sein; aber es ist wohl erklärlich dass sie nur noch Mannschaft genug zu drei Vierecken hatten. Diese Auffassung wird bestätigt, wenn man die schwedischen Truppentheile, die Dahlberg im Lager von Nowodwor aufführt, mit denen, die sein Schlachtplan giebt, vergleicht, worauf ich nicht näher eingehen will.

---

1) So schreibt Graf Fritz Waldeck dem Churfürsten nach dem unglücklichen Gefecht von Johannisburg 8. Oct. 1656, »ich habe noch wenig von den Ausreissern, doch 6 Schwadronen kann ich machen.« (Berl. Arch.)

2) Des Noyers schreibt 22. Juni, bei Nowodwor seien 26 Regimenter, darunter 3 zu Fuss *chaque regiment n'est que de 4 compagnies, dans la pluspart desquelles il n'y a que 15, 20 ou 30 hommes au plus.*

3) In dem eben erwähnten Gefecht hatte Radzivil als schwedischer General, wie Waldeck an Weymann 20. Oct. schreibt *six regiments qui faisoient six cents hommes de cheval.* (Düsseld. Arch.)

Eine andere grössere Schwierigkeit ergiebt das Zahlenverhältniss zwischen den brandenburgischen und schwedischen Völkern.

Die schwedischen Berichte (Rel. I. II. u. s. w.) vermeiden die Stärke beider Armeen nach der Kopfzahl anzugeben; sie führen nur die Zahl der Brigaden und Escadronen an; sie sagen § 57, dass auf jedem Flügel 30 Escadronen gestanden, nachdem sie § 15 angeführt, dass um beide Flügel gleich zu machen, 5 schwedische dem des Churfürsten zugelegt seien. Der Churfürst hat § 57 statt der Zahl der Escadronen corrigirt, dass die conjungirte Armee 16—17000 Mann stark gewesen; und damit ist der Bericht No. 12, der ja auch in Berlin entstand, dass 9000 Schweden und 8490 Brandenburger zur Stelle waren, bestätigt.

Die Schwierigkeit ist nun, festzustellen, wie diese Zahlen sich auf die Brigaden und Escadronen der beiden Armeen vertheilen. Denn wenn sich die Stärke der beiderseitigen Fussvölker wie 9:3 verhält, so ist das Verhältniss der Cavallerie 25:35 dem nicht entsprechend, wenn man nicht den 4 Regimentern Dragoner (nach Dahlberg 1 Esc. Schweden und 5 Esc. Brandenburger) eine unverhältnissmässige Stärke zuschreiben will.

Man sieht es ist die Frage nach der Grösse der Brigaden und Escadronen, der kleinsten tactischen Körper.

Als der Churfürst 1646 seine Leibgarde zu Fuss errichtete, bestimmte er, dass sie »eine Escadron von 500 Mousquetiren« in 4 Compagnien bilden sollte (s. den Bestallungsbrief bei v. Gansauge das brand. preuss. Heer *p.* 118)[1]. Und in den Zeichnungen von Memmert und Dahlberg bildet des Churfürsten Garde zu Fuss eine Brigade. Wir dürfen annehmen, dass jede der 9 brand. Brigaden ungefähr von gleicher Stärke war.

Von dem brandenb. Heer zu	8490 M.
enthalten die 9 Brigaden	4500 —
bleiben für Dragoner und Reiter	3990 M.

Dürfte man annehmen, dass die Escadronen der Reiter und Dragoner gleich stark waren, so würde sich für jede derselben ergeben eine Stärke von . . . . 133 M.

1) Zur Vergleichung führe ich an, dass ein churfürstlicher Bestallungsbrief vom 9. Mai 1658 für den Oberstleutnant de Lardeau »die Rüstung einer Escadron zu Fuss« befiehlt, welche aus vier Compagnien zu 100 »gemeinen Knechten« bestehen soll ausser der oberen und unteren *prima plana*.

Diese Zahlen, auf die schwedische Armee angewandt, ergeben ganz verkehrte Resultate. Nimmt man an, dass die schwedischen Reiter und Escadronen gleichfalls 133 M. stark waren, so waren unter

	9000 M.
36 Escadronen	4788 —
es bleiben für das Fussvolk	4212 M.

was für jede der 3 Brigaden über 1400 Mann ergeben würde. Und wieder nimmt man an, dass diese Brigaden gleiche Stärke mit den brandenburgischen hatten, so waren unter . . . . . 9000 M.

die 3 Brigaden Fussvolk	1500 —
und es bleiben für Reiter und Dragoner	7500 M.

wonach jede Escadron 208 M. stark gewesen wäre, also um ²/₃ stärker als die brandenburgischen. Sollte also doch die Ausgleichung in den Dragonern zu suchen sein? Dragoner werden als leichte Infanterie verwendet; sie rücken, wie Memmerts Zeichnungen erläuternd bemerken, »in kleinen Parthien zwischen die Reiter vertheilt« an; es muss immer wenn vorgerückt wird, ein Theil der Leute ausser Gefecht bleiben, um die Pferde der absitzenden zu halten; um so viel grösser an Kopfzahl scheint ihr kleinster tactischer Körper sein zu müssen.

In einem Gefecht bei Dirschau 23. Aug. 1657 theilt Josias von Waldeck sein Reiterregiment, das er auf »beinahe 500 Pferde« angiebt, wie es zum Angriff geht in 4 Escadronen; er fügt gelegentlich in seinem Bericht an den Churfürsten (Stolpe 7. Sept.) hinzu, dass jede seiner Escadronen nur 2 Compagnien stark gewesen sei. Seine 500 Reiter bildeten also 8 Compagnien zu etwa 62 Pferden; er machte zum Gefecht Escadronen von 125 Mann. Nehmen wir an, dass auch bei Warschau die brandenburgischen Reiterschwadronen 125 Mann stark waren, so befanden sich in der Gesammtstärke des Churfürsten von

	8490 M.
Fussvolk in 9 Brigaden	7500 —
Reiter in 25 Escadronen	3125 —
bleiben für die Dragoner	865 M.

so dass die Escadron Dragoner 173 M. gewesen wäre. Aber man sieht, dass auch damit das Misverhältniss zwischen der schwedischen und brandenburgischen Formation nicht beseitigt ist.

Es versteht sich von selbst, dass die Zahlen in Wirklichkeit nicht

so schematisch waren, dass einzelne Schwadronen auch bei den Schweden um etwas kleiner, bei den Brandenburgern um etwas grösser sein konnten. Nur dass die Frage damit um nichts weiter kommt.

Das Resultat ist, dass die Schweden entweder ihre Brigaden oder ihre Escadrons oder beide stärker ins Gefecht führten als die Brandenburger.

So bestimmt die Angabe der Rel. I. II. u. s. w. ist, dass um beide Flügel gleich zu machen und jeden auf 30 Escadronen zu bringen, 5 schwedische an den Flügel des Churfürsten abgegeben seien, so wenig stimmt damit die detaillirte Zeichnung und Erklärung bei Dahlberg und Memmert. In Beilage 10 ist die speciellere Zusammenstellung versucht.

Ueber die Zahl der Geschütze hat nur Des Noyers die Angabe, dass die Schweden und Brandenburger zusammen 50—60 Stücke gehabt hätten; wie viele davon grobe, wie viele Regimentsgeschütze waren, ist nicht zu erkennen. Dass auf Seiten der Polen nur etwa 40 Stücke waren und von diesen kaum die Hälfte in der Schlacht verwendet wurde, wird sich später ergeben.

Die Einleitung.

Der Ausgangspunkt der Operationen ist auf Seiten der Alliirten »das Lager bei Nowodwor,« wie es in vielen Briefen Karl Gustavs seit dem 28. Juni, die mir vorgelegen, genannt wird. Es lag auf dem rechten Ufer des Bug, hart an seiner Einmündung in die Weichsel; gegenüber auf dem linken Ufer des Bug das Dorf Nowodwor, wo noch bis heut der Name »schwedische Kempe« in Uebung ist. Eine Brücke war hier über den Bug, eine zweite über die Weichsel bei Sacrozin ½ Meile nordwärts vom Lager geschlagen.

Am 14. Juli N. St. hatte der Churfürst mit seinem Heere die polnische Grenze überschritten und bei Schrinsk, 7 Meilen vom Lager Halt gemacht (Bericht Beil. 8); am 27sten folgte die Vereinigung beider Armeen bei Sacrozin (Rel. I. II.), noch am Nachmittag desselben Tages begann der Uebergang der Truppen über den Bug (Churf. Bericht Beilage 1); die Artillerie ging zuerst hinüber, dann sollte die Cavallerie, endlich das Fussvolk folgen. Die Dunkelheit der Nacht und das Einbrechen eines schweren Geschützes verzögerte den Marsch, so dass erst am 28. Juli Mittags (»nicht eher als gegen den Mittag,« Churf. Bericht

Beil. 1) der Uebergang bewerkstelligt war. Nach Des Noyers blieben 2000 Mann zur Deckung des Lagers zurück; welche Truppen, wird nicht ausdrücklich angegeben, lässt sich aber aus dem Vergleich der Dahlbergschen Zeichnung No. 38 mit den Schlachtplänen ziemlich sicher feststellen.

Man hatte einen Marsch von 4 Meilen bis Praga (Churf. Bericht). Auf dem Marsch trifft zuerst ein Trompeter mit Briefen des Königs von Polen an den Churfürsten ein, dann »auf halbem Wege« (*à my-chemin*) als das Heer einen kurzen Halt gemacht, der französische Gesandte de Lumbres. Wenn Pufendorff *F. W.* den Trompeter erst nach dem Gesandten ankommen lässt, so liegt in dem mir bekannten Material kein Grund dazu vor, und es kann nur als eine Ungenauigkeit bezeichnet werden.

Pufendorff (*F. W. VI.* 33) theilt ein Schreiben des Polenkönigs an den Churfürsten mit, das nach seiner Angabe vom 15. Juli datirt ist. Ich habe das Original des Schreibens nicht gesehen, aber dass das Datum von Pufendorff auf den alten Styl transponirt ist, ergiebt sich aus dem Vorwurf den der König dem Churfürsten macht: *coerceri debuisse intra Borussiae fines exercitum;* erst am 14. Juli hatte der Churfürst die Grenze überschritten[1]. Wahrscheinlich war diess das Schreiben, in Folge dessen der Churfürst sich mit der schwedischen Armee conjungirte; und das Schreiben, das der Trompeter am 28sten überbrachte, war ein anderes, drohenderes. Inzwischen bemühten sich die beiden französischen Gesandten Avaugour im schwedischen und de Lumbres im polnischen Lager zu vermitteln. In Warschau hatte de Lumbres »nach viertägiger Bemühung« am 26. Juli eine wie ihm schien verwendbare Erklärung erhalten; aber es war ihm unmöglich gemacht sofort wie er wollte nach Nowodwor zu eilen. »*Je proposai de partir le lendemain pour aller porter cette réponse au Roy de Suède; mais la céremonie de l'arrivée du General des Tartares, qui vint ce jour saluer le Roy, m'ayant empesché d'avoir un Trompette je ne pus partir que le jour suivant, qui estoit le* 28.« Man sandte polnischer Seits den Trompeter mit einem »impertinenten und unzeitigen« Schrei-

1) Den Text desselben Schreibens hat Rudawsky mit dem Datum 23. Juli und ein entsprechendes Schreiben des polnischen Senates vom 24. Juli. Der polnische Florus giebt des Königs Brief mit dem Datum 25. Jul. Nach Thulden *p.* 279 ist des Königs Schreiben vom 25. Juli: *pridie ejus diei, quo hanc epistolam suo nomine subscriptam Rex Casimirus Varsoviae obsignavit, similis argumenti codicillos Gnesnensis Archiepiscopus ... scripsit ... senatus Polonici nomine.*

ben des Königs unzweifelhaft in der Absicht voraus, die Bemühungen de Lumbres vergeblich zu machen. Des Noyers erwähnt die Abschickung dieses Trompeters am 27sten mit einem Briefe, in dem der König dem Churfürsten befehle, *de poser les armes et quitter le parti des Suedois, à faute de quoi il lui déclare qu'il confisque son fief de Prusse et lui déclare la guerre dans tous ses autres pays.*

Nach den Mittheilungen de Lumbres beschlossen die beiden Fürsten ohne Rücksendung des Trompeters vorzugehn. Der Bericht bei Aitzema, der in den Zeitangaben sehr speciell ist, giebt an, dass man mit 6—7 Stunden angestrengten Marsches Abends 7—8 Uhr vor den Retranchements der Polen angekommen sei. Die Spitze der Marschcolonne wird sich also gegen 2 Uhr in Bewegung gesetzt haben.

Natürlich geschah diess nach der *ordre de bataille,* wie sie Rel. I. II. § 12—16 u. s. w. sehr deutlich erkennen lassen. Voran

der rechte Flügel unter Befehl des Königs und seines Bruders des Prinzen Adolph Johann (»des Herrn Generalissimus« Rel. I.),

die Reiterei unter Feldmarschall Leutnant Douglas in drei Treffen und zwar

erstes Treffen (12 Esc. und 1 Esc. Dragoner) unter dem Pfalzgrafen von Sulzbach, Generalleutnant der Cavallerie,

zweites Treffen (9 Esc.) unter dem Markgrafen von Baden, Gen.-Major der Cavallerie,

drittes Treffen (10 Esc.) unter General-Major der Cavallerie Heinrich Horn,

das Fussvolk (3 Brigaden) unter Gen.-Major Bülow,

die Artillerie unter Gustav Oxenstjerna.

Der Bericht Beil. 8 giebt an, dass »der Churfürst und seine Generalität das *corps de bataille* und den linken Flügel commandirt habe,« während an den mehr schwedisch gefärbten Berichten der Führer des »*corps de bataille,*« der 7 Brigaden Fussvolk nicht erwähnt wird. Ob in der Marschcolonne diess *corps de bataille* die Mitte gehabt, oder der linke Flügel voran marschirt sei, wird nicht angegeben. Ich nenne hier in der Aufzählung zuerst den linken Flügel. Die schwedischen Berichte sagen: der Churfürst habe ihn commandirt »und unter dessen *conduicte* der Feldmarschall Herr Carl Gustav Wrangel.« In der brandenburgischen Redaction (*Theat. Eur. ed. II.*) sind diese bezeichnenden Worte gestrichen, und in dem vom Churfürsten selbst revidirten Exemplar wird Wrangel

neben Sparr, Josias Waldeck und Goltz als Führer der 7 Brigaden des *corps de bataille* genannt[1]. Eine ähnliche Differenz ergiebt sich in Betreff der drei Treffen des linken Flügels; die schwedischen Berichte nennen als Commandirende der Cavallerie dieses Flügels die drei General-Majors Kannenberg, Graf Tott, Bötticher, beide letzteren Schweden, während die brandenburgische Bearbeitung sagt: »drei General-Majors, worunter der von Kannenberg sich befunden«

Hiernach würde sich als wahrscheinliche Ordnung des linken Flügels und des *corps de bataille* folgendes ergeben:

Der linke Flügel unter Befehl des Churfürsten, in demselben
- die Reiterei unter Generalleutnant der Cavallerie Graf Friedrich Waldeck und zwar
  - das erste Treffen (13 Esc.) unter Gen.-Major Kannenberg,
  - das zweite Treffen (5 Esc. und 4 Esc. Dragoner) unter Gen.-Major Graf Tott,
  - das dritte Treffen (9. Esc. und 1. Esc. Dragoner) unter Gen.-Major Bötticher (?),
- das Fussvolk (2 Brigaden) unter . . . .,
- die Artillerie unter Gen.-Feldzeugmeister Sparr.

Das *corps de bataille* (7 Brigaden) und zwar
- das erste Treffen (3 Brigaden) unter Gen.-Feldzeugmeister Sparr (?),
- das zweite Treffen (2 Brigaden) unter Gen.-Maj. Graf Josias Waldeck,
- das dritte Treffen (2 Brigaden) unter Gen.-Major Goltz.

Die uns vorliegenden Berichte sind nicht genau genug, um erkennen zu lassen, ob man den Marsch durch Seitenpatrouillen zu sichern verstand. Wenigstens streiften die Tartaren am 28. Juli bis vor das Lager von Nowodwor und nahmen da ein Convoy.

Auf polnischer Seite soll man Vormittags 10 Uhr gewusst haben,

---

1) In der unter No. 14 genannten Brochure »Kurtzer Entwurf der rechtmässigen Waffen« heisst es *p.* 12 von den Vorgängen nach der Schlacht: »Aber der König verwarff allen guten Rath, hielt des Churfürsten hohe Person und Helden-mässige Thaten für gar geringe, setzte allerley Mistrauen, ja selbst vor Warschau, in Ihm: Wie man denn saget, er habe die Churfürstliche Armee mit seinen Völckern zu umbgeben gesuchet, und da ihm solches nicht angehen wollen, den damahligen General Wrangel mit etwa 400 Mann zu Ihm gesandt, zwar unter dem *Praetext*, als ob er *disgustiret* wäre, und derowegen Sr. Churfl. Durchl. lieber dienen wolle, in der That aber auff seine Actionen Achtung zu geben.«

dass der Feind im Anmarsch sei (Chrzanowsky). Die polnische Armee hatte bereits begonnen über die Schiffbrücke zu gehen, um sich mit der lithauischen zum Marsch nach dem Bug zu vereinigen. Der König setzte sich sofort zu Pferde und begab sich zur Armee.

Kochowsky giebt ihre Aufstellung an, freilich in einer mehr homerischen als militairischen Weise: das Heer im ersten Treffen führten Stanislaus Potocky als General, Landskoronsky Feldmarschall (?) unter Leitung des überall gegenwärtigen Königs; in der Mitte mit den Quartianern Czarnecky, Johann Sobiesky, Johann Sapieha, Martin Zamoysky *aliique multiplici linea alarum ductores;* auf dem linken Flügel die Lithauer geführt von Gonsiewsky, unter ihm Hilarius Polubinsky und Michael Pac; der eigentliche Führer Paul Sapieha war am Morgen mit dem Pferde gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Genaueres ergeben Barckmanns Berichte, Beil. 11. Nach der Schrift *Casimir Roy de Pologne* führte Czarnecky den rechten, Sapieha den linken Flügel; auch Thulden nennt Caesarneckius und Sapieha als die Commandirenden.

Wenigstens über einen Punkt scheint die Aufzählung dieser Namen zu entscheiden. Gonsiewsky ist mit seinen Lithauern bei Praga, aber Lubomirsky der Kronmarschall wird nicht genannt — und er war nach Des Noyers Brief vom 20. Juli mit 20,000 Mann abwesend; die höchst schwierige Verpflegung machte es unmöglich, so viele Pferde und Menschen dauernd bei einander zu halten. Ob Lubomirsky nahe genug stand, um noch zum zweiten und dritten Schlachttage heranzukommen, muss dahin gestellt bleiben; dass er nicht kam, würde sich aus Des Noyers Ausdruck in seinem Brief vom 18. Aug. *l'armée de Lithuanie est encore en son entier* ergeben, wenn nicht dabei stünde *aussi bien que le petit corps que commandoit le grand trésorier de Lithuanie* (*Gonsiewcky*).

Dass die Tartaren nichts weniger als gesammelt waren, zeigen Des Noyers Briefe; ein Theil derselben schweifte am 28sten bis Nowodwor, andere waren bei Czersko, ein Paar Meilen oberhalb Warschaus. Um die zerstreuten Schwärme zu sammeln, steckte ihr Aga ein Dorf an, *c'est le signal qu'ils donnent à leurs gens parce que la fumée s'en voit de loin;* diess scheint bereits am Freitag den 28. Juli geschehen zu sein.

In der Darstellung der Gefechte, auf die ich nun übergehe, sind die polnischen Quellen nicht von der Art, dass man ein deutliches Bild der Bewegungen ihrer Armee gewinnen kann; ich werde sie daher nur gelegentlich und in Einzelnheiten auf sie beziehen können.

Das erste Zusammentreffen.

Nur aus des Churfürsten eigenhändigem Bericht erfahren wir, dass »Vortruppen« vorausgesandt waren, den Feind zu recognosciren. »Gegen Abend,« sagt er, »kamen wir an ein Dorf, wo unsre gecommandirten Vortruppen Bericht brachten, dass der Feind hinter dem Holz stünde; darauf filirte der König durch das Holz.« »Nach erlangter Kundschaft,« sagen auch Rel. I. II., »habe der König bei einem Dorfe 3/4 Meilen von Warschau seinen Flügel in *bataille* gestellt.« Also bei dem Dorfe Syran, wo zwischen Wald und Weichsel ein freies Feld ist, das sich mehr und mehr verengt, bis zu jenem Defilé am Strom.

Des Churfürsten Darstellung giebt die Gefechtsmomente des Abends einfach so an: »darauf filirte der König mit seinem rechten Flügel durch das Holz, da dann die Vortruppen mit des Feindes Vortruppen scharmuzierten; worauf etliche Escadronen auf den Feind losgingen und ihn bis in sein Retranchement zurück poussirten; der Feind gab wacker Feuer mit Stücken auf uns; hierüber fiel die Nacht ein und zogen wir uns etwas zurück.«

Mit besonderer Sorgfalt sucht Dahlberg in den Erklärungen seiner Zeichnungen die einzelnen Momente des Gefechts zu bezeichnen. Er lässt zuerst Graf Tott mit schwedischen und brandenburgischen Reitern die polnischen Vortruppen (*cohortes aliquot*) zwischen Sumpf und Weichsel bis an die Verschanzungen verfolgen, wo er mit Geschossen und Granaten belästigt wird. Darauf rückt das erste Treffen unter dem Pfalzgraf von Sulzbach vor, wird aber durch das Feuer aus den Verschanzungen des Feindes am weiteren Vordringen gehindert; bis in die tiefe Nacht (*in seram usque noctem*) wird das Feuer auf ihn fortgesetzt. Dann brechen polnische Geschwader (*turmae*) von den Dünen (*ab locis editioribus*) in das Defilé zwischen dem Wald und Schanzhügel vor, um den vorausgegangenen Schwadronen (Totts) den Rückzug (zu Sulzbach) abzuschneiden. Der König wirft ihnen die Escadronen (*legiones*, die Zeichnung ergiebt, dass es Reiter sind) Waldeck, Canitz (Dragoner), Taube entgegen und deckt so seine Vortruppen. Nun rücken die Brigaden (*peditat. Suec. et Brand.*) allmählig durch das Defilé und stellen sich hinter dem ersten Treffen des rechten Flügels auf, vor beiden die schwedische Artillerie, die den zum Angriff vorgehenden Feind in Schranken hält, *quibus hostium adventantium impetus retundebantur*. Die

nächste Angabe bei Dahlberg bezeichnet die Stellung, in der sich das Heer während der Nacht befindet; es ist hinter dem Defilé an der Weichsel, hinter dem Walde zurückgezogen.

Sehr bedeutend sind die Abweichungen in den Relat. I. II. und den ihnen folgenden Darstellungen. Danach lässt der König, während er in aller Eile von Syran anrückt, Wrangel mit 600 commandirten Reitern und einigen Dragonern vorausgehn, sich der Passage durch den Wald zu versichern und das Feld zu recognosciren (§ 16). Des Churfürsten Correctur sagt, es sei diess geschehen »durch einige Vortruppen unter Commando des O.-L. Canitz,« der zu des Churfürsten Flügel gehörte. Dann, fährt Rel. I. II. fort, sei der König in aller Eil gefolgt und habe aus dem Walde herauskommend gesehen, dass er zur Rechten die Weichsel gehabt, zur Linken wieder den Wald, der sich bis an des Feindes Verschanzungen hinziehe; er habe zwischen Wald und Weichsel nicht Platz gehabt, mit seinem Flügel in einer Fronte vorzugehen und deshalb die Regimenter nach einander heranrücken lassen. Der Feind habe sich vor seinen Retranchements und zwischen Wald und Weichsel gezeigt, gegen diesen habe der König Wrangel (einige brandenb. Escadronen, sagt die Bearbeitung für das *Theat. Eur.*; »jene Vortruppen« des Churfürsten Correctur) vorgehen lassen, ihn bis in seine Retranchements zurückgetrieben (§ 19). Die Richtigkeit dieser Relationen wird von Jena anerkannt; die Dinge seien so verlaufen bis zu dem Moment, »wo die Kanonen durch den Bruch kamen.« Nach seiner Auffassung hat also das Eintreffen der Artillerie eine Bedeutung, wie sie in diesen Relationen nicht zu erkennen ist. Wahrscheinlich folgte dann erst, als das Feuer der Artillerie dem Vorbrechen der Polen aus den Retranchements Halt gebot, der Angriff aus dem Defilé zur Linken der Verbündeten.

Dahlberg stellt diesen Angriff als einen plötzlichen und unerwarteten dar. Die Relation I. II. u. s. w. sagen: da sich die so Vorausgesandten zu weit von den Regimentern entfernt, habe man vermuthen müssen, dass »ein Theil von des Feindes Gross« beim Ende vom Walde hinter demselben stehn und vorbrechen werde, jene abzuschneiden; daher der König 4 Escadronen, die nächst dem Walde gestanden, unter Douglas »in vollem Gallop« vorgehen lassen, die auch glücklich den Feind geworfen und bis an »seine Retranchements und Musquetiere« getrieben habe. Die Correctur des Churfürsten sagt, dass der König selbst diesen Chock geführt habe, aber sie streicht die Worte, die den Angriff,

dem er begegnet, als ein neues Moment, als eine Bewegung des Feindes aus dem Defilé am Walde erscheinen lassen; »da sich die Vorausgesandten etwas zu weit von den Regimentern entfernt, haben S. K. M. selber mit einigen Escadronen secundirt« und den Feind glücklich zurückgetrieben.

Die Relat. I. II. lassen diesem Angriff den Schluss des Gefechtes folgen. Da man wegen einbrechender Nacht und grossen Staubes nichts weiter habe vornehmen können, sei, damit die Infanterie herankommen könne, der rechte und linke Flügel vor des Feindes Retranchement stehen geblieben, den Wald im Rücken; »und ist in währender Action mit Feuern (der Churfürst fügt hinzu »vom Feinde«) nicht gefeiert worden« (§ 22), und indem damit eine ziemliche Zeit verflossen, ist indess die sinkende Nacht eingefallen. Man hat nicht rathsam gefunden unter des Feindes Stücken stehn zu bleiben, hat sich zurück gezogen, um zwischen Wald und Weichsel die Nacht zuzubringen, der rechte Flügel längs der Weichsel, der des Churfürsten längs dem Walde, die Infanterie in der Mitte, nur 12 Escadronen und 2 Brigaden in der Front. Von einer Deckung auf dem linken Flügel, von Besetzung des Waldes und seiner Ausgänge ist keine Rede.

Endlich bringt noch der Bericht bei Aitzema und der damit meist zusammenstimmende in Rel. III. einige Abweichungen; sie sind von brandenburgischer Seite. Danach ist man »mit ankommender Nacht« also nach acht Uhr »vor des Feindes Retranchement angekommen.« Der König, der Churfürst, Graf Fr. Waldeck, Wrangel, Pfalz Sulzbach, Douglas und andere »Generalspersonen« gehn mit der Reiterei voran, »und nachdem sie etliche von des Feindes Truppen getroffen, werden sie sofort chargirt, geschlagen und bis vor das Retranchement verfolgt.« Darauf befiehlt der König, dass Sparr mit dem Fussvolk avancire; 9 brandenburgische, 3 schwedische Brigaden stark rücken sie heran; drauf avancirt alles und stellt sich »einen Musketschuss vom polnischen Lager« in Schlachtordnung, das Fussvolk in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln. Wie das der Feind sieht, beginnt er »gewaltig mit Kanonen unter unsre Infanterie und Cavallerie zu spielen,« das währt zwei Stunden, »dass viele von uns blieben,« fügt der Bericht bei Aitzema hinzu; er nennt den »schottischen« Obersten Sengler (*Sinckler* Dahlb.) und einen brandenburgischen Major, »und wir hatten keine Zeit noch Macht unsre Kanonen dagegen aufzupflanzen; nichts desto weniger sind wir keinen Fuss breit gewichen, sondern haben gegen die immerwährenden Aus-

fälle durch die Avantgarde mit unglaublicher Courage gefochten, so dass die Polen in ihren Vortheil retiriren mussten;« erst als es ganz finster geworden, haben die Polen aufgehört zu schiessen. »Da haben wir uns ein wenig auseinander gezogen und die Soldaten ein wenig ruhen lassen.« Die Relat. IV. sagt: »das Gefecht währte bis ungefähr um Mitternacht.«

Die Nacht vom 28. zum 29. Juli.

Die Gefechte des Abends zeigten, dass der Feind in dem vollen Gefühl seiner Uebermacht und seiner günstigen Stellung mit sehr anderer Haltung als man bisher von ihm gewohnt war, die Entscheidung erwarte, ja suche.

Auf dem kleinen Schlachtfeld, in dem man sich den Abend bewegt hatte, war aller Vortheil auf Seiten der Polen. Sie übersahen von ihrer sicheren Stellung aus die Aufstellung der Gegner, während die Verbündeten vor ihrer Front und ihrem linken Flügel nur die Höhen sahen, die von der Weichsel bis an den Sumpf hinauf mit Verschanzungen gedeckt waren, dann auf der andern Seite des Sumpfes auf einer etwas vorspringenden Höhe ein geschlossenes Schanzwerk, das den Pass zwischen da und dem Wald beherrschte; endlich ausserhalb dieses Passes und quer vor demselben »eine kleine Colline,« auch sie mit Geschützen besetzt, »welche die Avenue commandirten« (Aitzema).

Der Staub und die einbrechende Dunkelheit hatte natürlich unmöglich gemacht eine sichere Ueberschau auch nur bis zu den feindlichen Retranchements zu gewinnen, und die Abweisung des Feindes auf dem linken Flügel hatte schwerlich ein Verfolgen über den Pass hinaus zur Folge gehabt. Nur vom rechten Flügel aus wird man die Weichsel hinauf bis zur Schiffbrücke haben sehen und da das unaufhörliche Hinübermarschiren von Reitern und Fussvolk beobachten können.

Von Gefangenen mochte man Einiges erkunden; so dass die Königin an der Brücke die Völker an sich vorüberziehen lasse und sie mit feurigen Ansprachen ermunternd unter andern gesagt habe: »sie sollten die Feinde mit der Peitsche auseinander jagen« (Aitzema), oder auch, dass die Antwort der Polen auf ihre Anrede gewesen: »sie seien so stark, dass sie den Feind mit der Peitsche wegjagen würden« (Rel. I. II. 54).

In der Nacht wurde nach Carlson *p.* 148 Kriegsrath gehalten; es

riethen »Viele unter den Grossen und wie es scheint auch der Churfürst« die Schlacht nicht zu wagen; der König aber habe lächelnd geantwortet: »nachdem ihr zweifelt, dass wir beim Zusammentreffen mit diesem starken Feinde mit dem Leben davon kommen werden, so will ich euch lehren nächst Gott, das Feld und den Sieg von ihm zu erobern.«[1]

Aitzemas Bericht giebt an, wie man sich zum neuen Kampf vorbereitet, die Armee rangirt, die Kanonen »geplant« habe. Er und Rel. III. bemerken, dass die Armee »in vier Theilen hinter einander« wieder in Bataille gestellt sei, der rechte Flügel unter dem Churfürsten an der Weichsel, der linke unter dem Könige an dem Wald und Morast, die Infanterie und Artillerie in Front zwischen beiden. Diese Angabe muss in Betreff der Führung der beiden Flügel irrig sein, wie der Gang der folgenden Bewegungen deutlich zeigt. Wenn eben da angegeben wird, dass alle brandenburgische Reiterei auf des Churfürsten Flügel gestellt worden, mit Ausnahme einiger weniger, die der König bei der Artillerie und Reserve behalten habe, so ist diess in sofern richtig, als zwei Escadronen Waldeck in der Dahlbergischen *ordre de bataille* des 29. Juli im ersten Treffen des schwedischen Flügels erscheinen.

Die Gefechte am 29. Juli Vormittag.

Früh Morgens »bei anbrechendem Tage« (Rel. I. II. u. s. w.), also wohl vor dem dichten Nebel, den Des Noyers erwähnt, reitet der König, der Churfürst und die Generalität zum Recognosciren aus; man findet, dass es unthunlich ist den Feind »zwischen seinen rechten Werken und *retranchement* anzugreifen,« ein unklarer Ausdruck, der entweder bezeichnet, dass man ihn nicht innerhalb seiner Werke oder nicht in jener Lücke zwischen den Retranchements und dem Schanzhügel, die mit Sumpf gefüllt war, angreifen könne. Man kommt zu dem Beschluss sich jener kleinen Colline zu bemächtigen »und von dannen das Feld besser

1) Die Angabe Carlsons erregt einiges Bedenken. Loccenius und Scheffer erzählen von einer ausführlichen Berathung, ob man schlagen solle, aber in Folge der Mittheilungen des französischen Gesandten; sie geben mehrere charakteristische Aeusserungen des Königs an, mit denen er die Bedenklichen zurückweist und sich für diejenigen entscheidet, die schlagen wollen; *hanc sententiam Rex cum Electore amplexus* sagt Loccenius *p.* 734. Von dieser Berathung, die den Zeitgenossen so bedeutsam erschien, sagt Carlson nichts; und die in der Nacht, die er hervorhebt, erwähnt von den mir bekannten Quellen keine.

zu wählen und zu suchen« (§ 25). War diess der Beschluss am frühen Morgen, so hatte das Gefecht auf dem rechten Flügel, bis der Hügel genommen und damit der Stützpunkt für eine neue Aufstellung gewonnen war, nur die Bedeutung, den Feind in der Nähe der Weichsel festzuhalten und hinzuhalten.

Die brandenburgischen Berichte, Rel. III., Aitzema, auch die eigenhändige Aufzeichnung des Churfürsten bestätigen diess keineswegs. Sie geben an, erst nachdem dieser Hügel genommen war, und der König sich überzeugt hatte, »dat het onmogelijck was den Vyandt . . . . voor sijne etrenchementen te slaen, so wierde in der haest van de eerste ordre verandert« u. s. w.

Es währte bis Nachmittag, bevor diese entscheidende Position genommen und gesichert war, wie nicht bloss Rel. IV., sondern auch der schwedische Bericht im *Theat. Eur. ed.* 1 angiebt. Beide stimmen darin überein, dass es Vormittags »auf unsrer Seiten sehr zweifelhaftig gestanden;« es meinten die Polen gewiss »sie würden unsrer Meister werden, weil sie von drei erhabenen Orten« (doch wohl den Retranchements, dem Schanzhügel, der kleinen Colline) »auf uns canoniren konnten, während wir in der Niederung ihnen, die hinter den Retranchements standen, wenig Schaden thun konnten; Nachmittag hingegen gewannen wir ihnen eine *advantage* ab, nemlich einen Pass, durch welchen wir mit der ganzen Armee filirten.«

Die Bedeutung dieser Position und ihrer Besetzung ist in der Dahlbergischen Darstellung und in den Relat. I. II. u. s. w. in sehr auffallender Weise in den Hintergrund gedrängt. Allerdings entschied sie an sich noch keineswegs den Ausgang der Schlacht; aber sie und nur sie gab die Möglichkeit, die Disposition auf entscheidende Weise zu ändern.

Die Gefechtsmomente vom frühen Morgen bis zu dieser Entscheidung sind in den vorliegenden Berichten nichts weniger als übereinstimmend angegeben und mehr als einmal wird es unmöglich sein zu bestimmten Ergebnissen zu kommen. Da man voraussetzen darf, dass jeder der Berichterstatter das, was gerade er gesehen hatte, anführte, so darf man bis zu einem gewissen Grade die Einzelnheiten mit einander combiniren und gegenseitig ergänzen; es ist als wenn man aus verschiedenen perspectivischen Zeichnungen desselben Gegenstandes seinen Grundriss zu reconstruiren versucht.

Nachdem Seitens der Verbündeten der Signalschuss gelöst, von

polnischer Seite erwiedert ist (Aitzema), und nachdem sich die Alliirten in Schlachtordnung aufgestellt (Rel. III., Aitzema), beginnen die Polen »gewaltig mit Stücken auf sie zu spielen« und wird ihnen »hinwieder tapfer geantwortet.« In dieser Zeit wird dem Grafen Fr. Waldeck ein Pferd unterm Leibe erschossen, dem jungen Pfalzgrafen von Simmern zwei.

Dass die von Aitzema und Rel. III. angegebene Schlachtordnung nicht richtig sein kann, haben wir früher angegeben. Dahlberg giebt eine sehr andere Vorstellung von dem Aufmarsch. Nach seiner Zeichnung tritt da, wo der Weg, der den Wald der Länge nach durchschneidet, aus demselben herauskommt und sich mit dem von Bialalenka nach Praga vereint, der Sumpf aus den Dünen näher gegen den Wald heran und theilt das Defilé längs dem Walde gleichsam in zwei Hälften. Der Churfürst rückt durch die westliche Waldecke in diesen Pass ein und stellt sich mit dem Rücken gegen den Waldsaum, mit der Front gegen den Sumpf und den Schanzhügel in Schlachtordnung auf; an sie schliesst sich rechts das schwedische Fussvolk und vor diesem drei Escadronen des ersten Treffens, während andere weiter hinab stehende Escadronen das Gefecht gegen die in den Retranchements stehenden Polen unterhalten. Diess sind die ersten Momente, die Dahlberg zeichnet; dann lässt er den ersten Angriff der Tartaren durch den Wald (gegenüber von Bialalenka) folgen; die Besetzung der Colline wird von Dahlberg gar nicht besonders bezeichnet.

Des Churfürsten eigenhändiger Bericht sagt: nach dem Beschluss den kleinen Hügel zu nehmen sei der Churfürst mit dem linken Flügel und bei sich habenden Dragonern avancirt, der Feind habe den Berg ohne einige Gegenwehr verlassen. Dann werden einige Stücke drauf gepflanzt und spielen in des Feindes Lager; »darauf zogen wir aus auf die linke Hand mit dem linken Flügel neben dem Holz, also dass das erste Treffen für dem Holz (d. h. Front gegen Bialalenka), die anderen zwei aber in dem Holz zu stehen kamen, hinter dem Berge aber stunden Brigaden (es soll wohl heissen zwei Brigaden) zu Fuss; auf dem linken Flügel von unsrer Cavallerie stunden zwei Brigaden nebst den Dragonern. Inmittelst gingen 2000 Tartaren von Weitem um den Busch herum« u. s. w. Stand der Churfürst Front gegen Bialalenka, so waren die zwei Brigaden, die rechts vom Hügel Front gegen den feindlichen Schanzhügel standen, allerdings hinter ihm. Sein rechter und linker

Flügel bildeten einen rechten Winkel, dessen Spitze der besetzte Hügel war.

Jene erste Aufstellung des Churfürsten stellt Memmerts zweites Blatt dar (»Aufstellung am Vormittag,« wie er sie nennt), leider nicht ohne eine kleine Ungenauigkeit in den Buchstaben, mit denen er die einzelnen Brigaden bezeichnet. Von der Weichsel an, dem Walde zu stehen erst die drei schwedischen Brigaden, dann folgen bis zur Westecke des Waldes zwei Brigaden Sparr (1. 2), dann etwas vorgerückt zwischen Wald und Sumpf von rechts nach links die Brigaden Waldeck 1, Goltz 1 Dragoner, eine dritte Brigade Sparr, Leibgarde; diese ist die nächste am Hügel; dann im rechten Winkel, so dass der Hügel dessen Spitze bildet, am Ostsaum des Waldes die Brigade Waldeck 2, Syburg, dann 7 Escadronen, endlich auf dem äussersten linken Flügel die Brigade Goltz 2; hinter diesen Brigaden die übrigen Escadronen im zweiten und dritten Treffen. Der Fehler Memmerts ist, dass er drei Brigaden Sparr und nur eine Syburg angiebt, während die Regimenter Sparr wie Syburg je zwei bildeten. Auch so stimmt er nicht mit dem Bericht des Churfürsten: er giebt auf dem äussersten linken Flügel nur eine Brigade, der Churfürst zwei nebst den Dragonern.

Jena schreibt in dem früher erwähnten Brief: »als Ew. Cf. D. am Sonntag« (soll heissen Sonnabend) »die Polen von dem Hügel jagten, da habe ich, weil ich dabei war, gesehen, dass Ew. Cf. D. auch Stücke bekamen, davon steht in der Relation (No. I.) nichts;« diess bestätigt die brandenb. Bearbeitung dieser Relation § 25 (*Theat. Eur. ed.* 2). Also besetzt und mit Kanonen besetzt war der Hügel. Des Churfürsten Angabe wird darin unrichtig sein, dass er bereits vor dem Angriff der Tartaren seine Stücke auf den Hügel gebracht habe; die schwedischen Berichte (Rel. I. II.) so gut wie andre brandenburgische (Aitzema und Rel. III.) sagen sehr bestimmt, dass sich diess Heranbringen der Artillerie sehr über den Angriff der Tartaren hinaus verzögerte, dass eben dadurch die Behauptung der so wichtigen Position so äusserst schwierig wurde.

Der Churfürst, sagt Rel. I. II. § 26, habe des Hügels sich glücklich bemächtigt, wiewohl es grosse Mühe gekostet die Artillerie sogleich fort zu bringen wegen der kurzen Sträuche und morastigen Wege, wodurch man hat marschiren müssen. Von dem Hügel aus habe man des Feindes Haltung und das Terrain übersehen können, der Churfürst habe »sich mit dero Flügel längs dem Walde bedeckt von (*sic*) dero zwei Brigaden

zu Fuss und Dragonern, nebst den Stücken, und sich in solche Positur gesetzt, dass denselben nichts in den Rücken gehen können.« Ausdrücke, die nichts weniger als deutlich sind, auch nicht deutlicher durch die brandenburgische Bearbeitung werden, welche schreibt ». . . . längs dem Walde bedecket und sich in solche Positur gesetzet . . . .« Aber es sind deutlich die zwei Brigaden nebst den Dragonern wieder zu erkennen, welche des Churfürsten eigenhändiger Bericht auf dem linken Flügel nannte. Es wird hinzugefügt: man sei von dieser Höhe aus gänzlich um den Wald gekommen, habe gesehen, »dass lauter flach Land bis an den Stand des Feindes sei und merken können, dass der Feind seine Force auf die rechte Hand gezogen habe, sowohl dem Churfürsten in die Flanque, als auch hinten durch den Wald mit etlichen tausend Pferden besonders Tartaren dem königl. Flügel in den Rücken zu gehen.« Also der Feind stand nicht mehr bloss innerhalb seiner Verschanzungen, er hatte seine Schlachtlinie über das Flachland bis Brodno und Bialalenka hin ausgedehnt.

Noch enger zusammengedrängt erscheinen die beiden Momente des Tartarenangriffs und der Einnahme des Hügels in dem Bericht bei Aitzema und Relat. III. Aitzema, der diesen Hügel als mit einer Schanze versehen bezeichnet, sagt: der Churfürst, 't selve over sich genomen hebbende, sei mit einigen Stücken nebst G.-M. Goltz und drei Escadronen zu Fuss gegen die Schanze anmarschirt, als Nachricht kam, dass die Tartaren sich um den Wald zögen. Und Rel. III. »Goltz war kaum von uns abmarschirt, so kam Bericht dass etliche tausend Tartaren« u. s. w.

Dass noch nicht um die Zeit, da dieser Tartarenangriff statt fand, die Aufstellung, die Memmert zeichnet, genommen war, ergiebt der weitere Verlauf der Berichte.

Die Tartaren drangen auf dem Wege von Bialalenka durch den Wald und auf das offene Feld zwischen Wald und Weichsel, und trabten gegen den Rücken des schwedischen Flügels an; sie wurden von dem Könige »mit Umschwingung von 6 Escadronen des dritten Treffens« (unter Gen.-M. Horn) zurückgejagt; »Hals über Kopf« sagt Aitzema, mussten sie zurück; es können also nur einzelne gewesen sein, die, wie Memmerts Zeichnung angiebt, durch die Schlachtlinie der Alliirten hindurch an dem Sumpf unter den polnischen Retranchements angelangt sind.

Die so zurückgeworfenen Tartaren, sagt Rel. I., »haben sich darnach vor der churfürstlichen Armee auf dem Felde präsentirt.« Was aus

diesen geworden, sagt Aitzema und Rel. III.: »Gen.-Leut. F. Waldeck hat sie hart mitgenommen, hat sie niedergehauen und den Rest derselben in einen Morast gejagt.« Diesen Vorgang zeigt Dahlbergs Zeichnung in einem heftigen Gemetzel, das ein wenig nordwärts von Bialalenka vor sich geht. Wenn er hinzufügt: *»incensa sylva per paludes dilabuntur,«* so kann damit nicht der oft erwähnte Wald gemeint sein, es muss an dem Sumpf bei Bialalenka ein Stück Wald gewesen sein, wie denn auch Dahlbergs und Memmerts Zeichnungen dort zeigen.

Also G.-L. Waldeck stand bereits, als die Tartaren zurückkamen, am Ostsaum des Waldes, und Waldeck commandirte die churfürstl. Reiterei. Dass neben diesen die Brigaden Fussvolk um diese Zeit noch nicht eingerückt waren, wird sich in folgender Weise ergeben.

Rel. I. sagt gleich nachdem sie den Angriff der Tartaren angeführt (§ 28): »inzwischen habe der König zwischen Wald und Weichsel mit der Artillerie, Infanterie und Cavallerie vor dem Retranchement subsistirt und damit nicht der ganze Schwarm den Churfürstlichen auf den Hals kommen möchte, seien noch zwei Brigaden den Churfürsten zu sustiniren beordert. Dieser Stand habe so lange gewährt, bis die churfürstl. Stücke, welche auf die Höhe gebracht werden sollten, durch den Morast geschleppt seien.«

Eben diese Zusendung von einigen Brigaden ist es, welche die brandenburgischen Berichte bei Aitzema und Rel. III. genauer besprechen. »Kurz nach der Vernichtung der Tartaren, sagen sie, befahl der König dem Gen.-M. Josias Waldeck mit drei Escadronen zu Fuss und etlichen groben und Regimentsstücken durch den Wald zu S. Cf. D. zu gehen.« Der Befehl zeigt, wie gefährdet, wie schwer zu behaupten dem Könige jene entscheidende Position erschien.

Wenn diese drei Brigaden Waldecks durch den Wald abmarschirten, so können sie nicht, wie Memmerts Zeichnung angiebt, in Schlachtordnung und zwar in erster Reihe gleich hinter den Geschützen gestanden haben; man hätte hier der Uebermacht des Feindes gegenüber nicht ungestraft solche Lücken in der Linie gemacht. Diese drei Brigaden und gewiss noch andere standen noch zurück und in Reserve; sonst hätte auch nicht der König über sie verfügen und sie dem Churfürsten nachsenden können [1].

---

1) An einem späteren Momente lässt der König nach des Churfürsten eigen-

Josias Waldeck fand, dass der Wald zu morastig sei, um durchzukommen, d. h. doch wohl in der Richtung zur Colline und genauer auf die rechte Flanke des Churfürsten; auch beordert Wrangel und Douglas ihn wieder zurückzugehen, »andeutend dass der Churfürst seiner nicht benöthigt« oder, wie der Bericht bei Aitzema sagt: der Churfürst liess ausserdem (daer-en-boven) melden, dass er noch keinen Succurs von Nöthen hätte, da er sich nicht allein bereits des Hügels bemächtigt, sondern auch 4—6000 Polen, die ihn von vorn angegriffen, glücklich zurückgeworfen habe.

Schon bis zu diesem Moment des Gefechtes sind mehrere Dinge nicht mehr aufzuklären. Waren andere Geschütze, als die mit Waldeck vorzudringen suchten, endlich auf den Hügel gebracht? war die ganze churfürstliche Artillerie bereits auf dessen Flügel? war endlich durch sie der Sumpfweg, den schon so viele Escadronen durchgetreten hatten, so unpassirbar geworden, dass Waldecks Brigaden und Geschütze nicht mehr durchkommen konnten? kam jener Angriff von 4—6000 Polen, »die von vorn mit einem schrecklichen Geschrei einen sehr furieusen Angriff gemacht und in ihren Vortheil wieder zurückgejagt wurden,« aus der Stellung in den Dünen (dem »Lager«), oder vom Flachland her?

Noch eines Umstandes muss ich erwähnen, der auffallender Weise von den schwedischen und brandenburgischen Berichten fast völlig ausser Acht gelassen wird — nur Dahlberg bemerkt ihn. Er zeichnet auf dem jenseitigen Weichselufer bei dem Dorf Pulko den Dampf von Kanonen und bemerkt in den Erklärungen: *Regina Poloniae ex altera Vistulae ripa duobus tormentis Suecicum equitatum impetens.* Polnischer Seits hat man dieser Position eine grosse Wichtigkeit beigelegt; nicht bloss der Verf. von *Casimir Roy de Pologne* spricht von den grossen Wirkungen dieser Geschütze der Königin, sondern auch Des Noyers (*p.* 214). Die Königin, sagt er, »begab sich auf eine Höhe unterhalb Warschau am Ufer, wo eine Schanze errichtet war, da der rechte Flügel der Verbündeten drüben etwas weiter stromabwärts stand und die Kanonen der Schanze, da der Fluss sehr breit war, wenig wirkten, liess die Königin die Pferde von ihrer Kutsche spannen und die zwei schwersten Stücke auf eine Landspitze am Fluss gegenüber dem Feinde, die

händigem Bericht »den rechten Flügel nebst der Infanterie und Artillerie« durch den Wald gehen.

mit Weiden bewachsen war, führen.« Er fügt hinzu, dass diese Geschütze gute Wirkung thaten, dass etwa 40 Reiter vom Grafen Waldeck (?) getödtet wurden, dass namentlich diess schlimme Flankenfeuer den Feind nöthigte *à quitter le poste et rentrer dans le bois*, dass Johann Casimir seiner Gemahlin für die vortreffliche Wirkung der Geschütze seinen Dank zusandte. Wenn die Stelle, wohin die Königin die Geschütze brachte, der mit Weiden bewachsene Werder gewesen sein sollte, den unsre Karte zeigt[1], so war die Entfernung des rechten Flügels der Alliirten etwa 1500 Schritt und die Wirkung des Feuers konnte schlimm genug sein. Die Angaben Barckmanns (Beil. 11) sind zu übergehen.

Der Abmarsch durch den Wald.

Dass Josias Waldeck nicht hindurch konnte zum Flügel des Churfürsten, lässt einen Umstand erkennen, der für die Verbündeten höchst gefährlich zu werden drohte. Es folgen die heissesten Stunden des Tages, der Feind geht auf allen Punkten »gegen alle unsre Regimenter,« sagt Rel. IV., zum Angriff vor. Erst durch die Abweisung dieser »starken und furieusen« Angriffe gewinnt die Armee der Verbündeten das freie Feld und kann — gegen drei Uhr — ihrerseits zum Angriff übergehen.

Am deutlichsten ergiebt sich die Reihenfolge der Momente aus des Churfürsten eigenhändigem Bericht. Zuerst: der Feind macht einen Ausfall aus dem Lager und attakirt des Churfürsten Infanterie, wird aber zurückgeworfen und von der Reiterei bis in sein Lager verfolgt. In der Handschrift des Churfürsten war geschrieben: »der Feind fiel ausser seinen retran—«, denn ehe das Wort zu Ende geschrieben, durchstrich es der Churfürst und schrieb Lager; den Retranchements stand der Flügel des Königs gegenüber. Es wird mit diesem Angriff der der 4—6000 Polen gemeint sein, den der Churfürst abgewiesen hatte, als Josias Waldeck auf dem Wege zu ihm war.

2. Der König kommt in Person auf den linken Flügel und »findet gut,« dass sein rechter Flügel nebst der Infanterie und Artillerie durch den Wald gehe, reitet zurück die Ausführung anzuordnen. Also diess ist der Moment, wo die Veränderung des Schlachtplans beschlossen wird.

---

1) Im *Casimir Roy de Pologne p.* 59 heisst es von der Königin: *elle passa dans une petite île qui est au milieu de la Vistule.*

3. Kaum dass der König durch den Wald zurück ist, so kommt ein zweiter schwererer Tartarenangriff. Die Tartaren kommen »in die Flanke unsers linken Flügels wie auch in den Rücken der Reserve bis auf unsre Musquetiere.« Gleichzeitig machen die Quartianer, »die in unsrer Front standen,« einen Angriff und werden zurückgeworfen. »In währender Attaque« fällt der Feind »aus seinem Lager« auf die Infanterie und wird von dem Könige mit seiner Cavallerie in die Retranchements zurückgetrieben.

4. Dann beginnt der König durch den Wald zu filiren; es folgt ein neuer Ausfall des Feindes, er kommt bis an die schwedischen Kanonen, wird aber von denen so empfangen, dass er zurück muss. Nun endlich kann der König seine neue Aufstellung nehmen.

Die Relationen I. II. u. s. w. stimmen mit dieser Reihenfolge gut zusammen. Nach ihrem oben ausgeführten Ausdruck: »dieser Stand hat so lange gewährt, bis die churfürstlichen Stücke auf den Hügel gebracht sind,« führen sie an (§ 29), dass der König »aus des Feindes Anschickung und andern Umständen rathsam befunden« die »polnische Aufstellung« auf ihrer rechten Hand zu umgehen, aber den Weg zu nehmen, den des Churfürsten Flügel passirt, sei wegen Enge des Weges und durchgetretenen Morastes nicht ausführbar gewesen und dafür der Weg, den die Tartaren genommen (der Waldweg nach Bialalenka), gewählt worden. Natürlich habe man sich dabei »nach des Feindes *contenance* regulieren« müssen; man habe also, da der Feind »zu unterschiedlichen Malen Miene gemacht« beide Flügel zugleich anzugreifen, noch länger in dem vorigen Stande, wo »Sr. M. bei der Weichsel und S. Cf. D. jenseits des Morastes waren,« verweilen müssen.

Folgt dann jener zweite Tartarenangriff (§ 32), »der Feind sei mit allen seinen Tartaren den Churfürstlichen in Flanke, Rücken und Front zugleich eingebrochen, aber zurückgewiesen.« Die Beifügung, dass die, welche den Brandenburgern in den Rücken gehen wollen, von dem dritten schwedischen Treffen zurückgeschlagen, streicht die brandenburgische Bearbeitung. Wir erinnern uns, was Wrangel gegen Merian 1661 in Wolgast geäussert hat; es ist die siegreiche Zurückweisung eben dieses furchtbaren Tartarenangriffes, um desswillen Wrangel dem Churfürsten allein »die herrliche Victoria« bei Warschau zuschreibt. Es dient zur Charakteristik der Dahlbergischen Zeichnung, dass sie diesen Vorgang nicht darstellt, auch in den Erklärungen seiner nicht erwähnt.

Die Rel. I. u. II. fahren (§ 33) fort: in demselben Moment mit diesem Tartarenangriff habe der Feind gesucht gegen des Königs Flügel »mit seiner grössten Force nebst Infanterie« zu avanciren, sei aber »von den Stücken und Kartätschen« so empfangen worden, dass er nach wiederholtem Angriff endlich in die Retranchements zurückgewichen sei und dann zugleich versucht habe nach seiner rechten Hand mit aller Force auf den Churfürsten loszugehen. Man wird hier aus Rel. IV. einfügen dürfen, dass der Feind auch seine Stücke aus den Retranchements gezogen und nach dem rechten Flügel gebracht habe. Dadurch »gewinnt der König Zeit« sich durch den Wald zu ziehen (§ 34).

Die Erklärung zu Dahlbergs Zeichnung sagt: gegen Mittag stellt sich ein Theil der polnischen Armee, in der Absicht den Churfürsten anzugreifen, in Schlachtordnung auf; die Zeichnung zeigt die Aufstellung in zwei Treffen, die hinter dem Schanzhügel genommen ist, acht Haufen in zwei Treffen rechts bis ins Flachland, links bis an den Sumpf, jenseits desselben vor den Retranchements noch vier Haufen wieder in zwei Treffen stehend. Während dessen, sagt die Erklärung, führt der König seine Truppen schnell durch den Wald, die Cavallerie auf dem Waldwege (nach Bialalenka), das Fussvolk mehr rechts dem Gefecht näher. Der König rückt dann dem brandenburgischen linken Flügel sich anschliessend an dem Ostrande des Waldes auf. Er lässt Bülow mit den 3 schwedischen Brigaden jenseits des Waldes Front gegen die Weichsel zurück um Pfalz Sulzbach (das erste Treffen des schwedischen Flügels) aufzunehmen, der den Abmarsch zu decken vor den Retranchements stehen geblieben ist.

Der Wortlaut dieser Erklärungen Dahlbergs enthält manches Sonderbare. *Pars exercitus Polonici circa meridiem exercitum Brandenburgicum aggredi instituens aciem format* (NB. hinter dem Schanzhügel). *Cui Reg. Maj. Suec. peditatu ad N et equitatu ad O* (O ist der Weg nach Bialalenka, N ein andrer Weg durch den Wald, zwischen O und dem Südrande desselben), *per sylvam Biallalenkensem promotis aciem ad P.* (am Ostsaum des Waldes) *celeriter opposuit, dextra Electori relicta et praefecto Bulow duabus legionibus ad Q* (wo der Weg von Bialalenka aus dem Westsaum des Waldes hinaustritt) *consistere jusso ut hostem observaret, donec princeps Pal. Sulz. subsidia adduceret.*

Sollte Bülows Aufgabe sein *ut hostem observaret*, so durfte er nicht stehen bleiben, wo die Cavallerie in den Wald gezogen war; und wenn

er hier halten sollte, bis der Pfalzgraf *subsidia ferret,* so musste, wenn die Hülfe nöthig wurde, bereits zwischen dem Pfalzgrafen und Bülow der Feind eingedrungen, der Pfalzgraf in seiner linken Flanke umgangen sein.

Nicht minder auffallend ist der Ausdruck: *cui Reg. Maj. . . . aciem ad P. celeriter opposuit;* denn diejenige Schlachtlinie, der sich der König so entgegengestellt haben soll, steht unter dem Schanzhügel Front gegen die Südseite des Waldes, gegen den rechten Flügel des Churfürsten, während der König den linken Flügel der Brandenburger verlängernd an dem Ostsaum des Waldes Front gegen Bialalenka sich aufstellt.

Wir haben also folgende Reihenfolge von Vorgängen. 1. Der Angriff der 4—6000 Polen gegen die kleine Colline; 2. des Königs Besprechung mit dem Churfürsten; es folgt 3. der schwere dreifache Angriff der Tartaren, der Quartianer und aus den Retranchements; 4. wie dieser zurückgeschlagen ist, nimmt der Feind *circa meridiem* seine neue Aufstellung hinter dem Schanzhügel, um 5. einen zweiten schweren Stoss gegen den Churfürsten zu führen.

Noch bleibt in dieser Reihenfolge von Gefechten ein Vorgang einzuschalten, der, wenn es gelingt ihn genau zu bestimmen, Klarheit über das Vorher und Nachher bringt.

Josias Waldeck hatte mit seinen 3 Brigaden und Geschütz, weil er nicht durch den Morast kommen konnte, wieder zurückgehen müssen. die Rel. III. sagt: »er stellte sich sobald mit den drei Squadronen auf der Seite des Waldes und liess die Stücken vor den Squadronen stellen, welches als es kaum geschehen, rückten etliche Fahnen Quartianer hervor und gingen mit guter Resolution auf die Garde an in Meinung zwischen solchen und einen Berg durchzukommen und etliche Stücke so wir auf dem Berg hätten wegzunehmen, aber sie wurden von der Garde und einer Squadron so empfangen, dass sie die Stücke vergassen; im Zurückgehn gab ihnen Obrist Syburg wie auch die Stücke so Gen. Waldeck bei sich hatte, eine Salve in die Seite, durch welches ihnen ziemlicher Schade geschehen. Ungefähr eine halbe Stunde darauf präsentirten sich viel Stück Esquadronen vom Feind gegen unsre Armee, auf welche F. Z. M. Sparr wie auch der schwedische G.-M. Bülow so gewaltig mit Stücken Feuer geben lassen, dass der Feind endlich gezwungen ward sich wieder in sein Lager zu ziehen. Wenig hernach marschierte I. Kön. M. mit der Reiterei und Fussvolk ab und zogen sich durch

den Wald« u. s. w. Im Wesentlichen wenn auch mit zum Theil andern Worten erzählt der Bericht bei Aitzema eben so; nur dass er nicht das Lager sondern die Retranchements nennt, in die schliesslich der Feind zurückgejagt sei.

Man wird in dem ersten Angriff, dem der Quartianer auf die Garde wohl einen Theil des oben unter 3 berichteten dreifachen Angriffs wiedererkennen. Aber wo stand da Josias Waldeck? Wenn gesagt ist: er stellte sich an die Seite des Waldes, so ist vollkommen klar, dass nicht der Waldsaum gegen Bialalenka gemeint sein kann; er war ja eben nicht hindurchgekommen, nicht einmal bis zum rechten Flügel des Churfürsten. Wo war der Wald so »morastig« dass er nicht hatte durchkommen können?

Nach Dahlbergs Zeichnung erstreckt sich der Sumpf der den Schanzhügel von den Retranchements trennt, gegen den Südsaum des Waldes hin bis auf geringe Entfernung von demselben, und endet da, wo der Längenweg aus dem Walde heraustritt, in zwei Ausbuchtungen. Die beiden neueren Karten zeigen, dass der Sumpfgrund sich noch weiter nordwestwärts in den Wald herein erstreckt; der Weg, der jetzt an der südlichen Lisiere des Waldes entlang zieht ist etwa 400 Schritte westlich von dem Längenwege überbrückt; der Sumpfgrund selbst hat eine Breite von 3 — 400 Schritt, weiter waldeinwärts wird er noch breiter. Diess muss der Sumpf gewesen sein, den man nicht oder nicht mehr passiren konnte. Denn allerdings lässt Dahlbergs Zeichnung am Morgen eben hier »durch den Wald« des Churfürsten Flügel anmarschiren; hier muss das mit niedrigem Gebüsch bewachsene Terrain gewesen sein, welches das Durchkommen der brandenburgischen Geschütze so erschwerte; durch diese Geschütze war hier der Grund so tief aufgefahren.

Der Angriff der Quartianer richtete sich gegen die Garde, d. h. die brandenburgische Leibgarde zu Fuss, die nach Memmerts Zeichnung zunächst rechts von der kleinen Colline stand. Die neueren Karten zeigen unmittelbar da, wo der Längenweg aus dem Walde tritt, nach der Seite der kleinen Colline hin, eine Erhebung, die wohl »een kleyn ghebergkte« (Aitzema) genannt werden kann; das wird die Höhe sein, auf der etliche (drei, Aitz.) Geschütze standen; zwischen diesem Berg und der Garde suchen die Quartianer einzubrechen, um die Geschütze zu nehmen. Sie werden von der Garde und einer andern Escadron zurückgeschlagen.

Also dieser Stoss kam den Quartianern von rechts und sie gehen natürlich in der Richtung des Stosses zurück. Nur so zwischen Wald und Sumpf zurückgehend können sie »een seer furieuse salve« von Waldecks Musquetiren und Geschützen in die Flanke bekommen.

Wenn das richtig ist, und ich denke es kann nicht anders gewesen sein, so war das Defilé vom Waldweg westlich noch zum Theil passirbar, aber der passirbare Theil desselben, durch welchen am Morgen der Churfürst aufmarschirt war, war nicht mehr von den Alliirten beherrscht, sonst hätte Waldeck bis zu demselben vorgehen und sich dann links wendend die Garde auf dem rechten Flügel der churfürstlichen Aufstellung erreichen, sich ihr anschliessen können. Waldeck hatte sich nicht so aufstellen können, dass er den weichenden Quartianern das Defilé sperrte; er musste sich mit einer furieusen Salve begnügen; er stand weiter rückwärts, den Sumpf vor sich, als die Quartianer vorüberjagten.

Also die nächste Verbindung zwischen dem rechten und linken Flügel der Alliirten, die durch das Defilé, war unterbrochen, sie hatten nur noch auf weitem Umwege »durch den Wald« ihre Verbindung. Der Stoss der Quartianer war sehr richtig gegen die Mündung des Längenweges durch den Wald gerichtet; gewannen sie diesen Weg, so waren die beiden Flügel auseinandergesprengt. Und mit diesem Angriff war die zweite Umgehung der Tartaren, der Ausfall aus den Retranchements combinirt gewesen; in Wahrheit, das Schicksal der Schlacht hatte auf des Messers Spitze gestanden. Es war hohe Zeit die getrennten Flügel zusammenzuschliessen, ehe der Feind einen ähnlichen Angriff wiederholte. Und die Bewegungen, die man zu dem Zweck der schon eingeleiteten Vereinigung zu machen hatte, waren zugleich das Mittel, den am meisten gefährdeten Punkt zu verstärken; die durch den Wald gehenden zwei Colonnen waren gleichsam Reserven für den Posten am Ausgang des Waldweges in das Defilé. In solchem Zusammenhang hat Dahlbergs Ausdruck: *cui aciem .... opposuit* nicht ganz Unrecht.

Allerdings wiederholte der Feind den Stoss gegen die Mündung des Waldweges; es ist der Angriff, den Rel. III. mit den Worten einführt: »eine halbe Stunde später....« und dessen Zusammenhang Rel. I. II. u. s. w. § 33 wenigstens andeuten, indem sie sagen: nach wiederholtem vergeblichem Vorgehen aus den Retranchements habe der Feind versucht mit aller Force auf den Churfürsten loszugehen. Dieser Angriff

ist es, zu dem der Feind *circa meridiem* in die von Dahlberg angegebene Stellung hinter dem Schanzhügel einrückt; jene zwölf Schlachthaufen rechts und links vom Sumpf durften wohl von Rel. III. als »viele Stück Escadronen« bezeichnet werden. Die Bewegung, die sie zu machen hatten, war durch den Sumpf, zu dessen beiden Seiten sie standen, vorgezeichnet; die 8 Escadronen, die zunächst hinter dem Schanzhügel standen, mussten vorgehend den rechten Flügel des Churfürsten beschäftigen, bis die 4 andern Escadronen um den Sumpf in das Defilé kamen und dann beide Massen zugleich den entscheidenden Stoss gegen die Mündung des Waldwegs führen.

Wie weit sich diess Gefecht entwickelt hat, wird nicht angegeben. Wir erfahren nur aus Rel. III. und Aitzema, dass diese Truppen mit grosser Heftigkeit anrückten, aber dass GFeldzeugmeister Sparr und Gen.M. Bülow »so gewaltig« mit Stücken auf sie feuern lassen, dass sie gezwungen wurden sich wieder in ihr Lager oder wie Aitzema sagt »mit den andern sich wieder in die Retranchements« zurückzuziehen.

Sparr commandirte die brandenburgische Artillerie; dass sie den rechten Flügel dieser Angriffslinie, die 8 Schwadronen, beschoss, kann nicht zweifelhaft sein. Wie kommt es, dass nicht neben Sparr Oxenstjerna genannt wird, der die schwedische Artillerie befehligte, sondern Bülow? Bülow kann nur die Regimentsgeschütze seiner Brigaden zur Verfügung gehabt haben; entweder stand die schwedische Artillerie weiter abwärts nach der Weichsel zu noch in Linie, oder sie war, was wahrscheinlicher, bereits abgerückt und die Escadronen von Pfalz Sulzbach maskirten ihren Abzug. Der König hatte seinen Abmarsch durch den Wald begonnen, als der Feind in jene Schlachtlinie *circa meridiem* einrückte; er konnte noch nicht weit sein, noch nicht so weit, dass auch die Brigaden Bülows schon ihre Stellung verlassen mussten, um den Posten am Eingang des Querweges nach Bialalenka zu besetzen; Bülow stand mit seinen Brigaden noch vor der Südwestecke des Waldes; er konnte von dort aus die auf etwa 1200 Schritt vorüberträbenden Züge des Feindes sehr gründlich bestreichen. Aber warum that Waldeck jetzt nicht dasselbe wie vorher bei dem Rückzug der Quartianer? Er wird nicht mehr an derselben Stelle gewesen sein; der König hatte den Abmarsch durch den Wald begonnen, und Waldecks Brigaden waren wohl die ersten in der Marschcolonne des Fussvolks.

Diess ganze Gebäude von Combinationen scheint der eigenhändige

Bericht des Churfürsten über den Haufen zu werfen, der hier wörtlich so lautet: »I. Kön. M. marschierten ab und filirten durch das Holz, der Feind aber fiel wieder aus und kam bis an I. Kön. M. Stücke, welche ihnen sehr grossen Schaden zufügten, darüber sie sich wieder retirierten.« Hält etwa Sparrs heftiges Feuer die 8 polnischen Escadronen in respectvoller Entfernung? zögerten sie vorzugehen, weil sie sahen, dass die 4 Escadronen statt an das Defilé zu eilen, sich bei den schwedischen Geschützen aufhielten?

Es ist unmöglich hier zu irgend sichern Ergebnissen zu gelangen. Genug, die Intentionen der polnischen Aufstellung *circa meridiem* mislangen völlig. Der vollständige Abmarsch des Königlichen Flügels und dessen Durchziehen durch den Wald war sicher gestellt. Die eingeleitete Umformung der Frontstellung konnte bewerkstelligt, der bisherige rechte Flügel zum linken Flügel gemacht werden.

Jena in dem mehrerwähnten Schreiben tadelt auch an diesem Punkt die Rel. I.: »so wird auch nicht gemeldet, dass als am Sonnabend nach Mittag die Bataglie zu ändern (beschlossen worden), dass dieselbige Aenderung vom Hr. Feldzeugmeister Sparr dergestalt gemachet, dass ich selbst von theils hohen schwedischen Befehlshabern mit dem grössten Ruhme davon sprechen hören.« Des Churfürsten Leibgarde zu Fuss und eine Brigade Sparr waren am Morgen die Spitze des linken Flügels gewesen; sie werden in der neuen Schlachtordnung die Spitze des rechten Flügels, jede Brigade und Escadron des Churfürsten zieht sich hinter ihnen durch in die neue Stellung ein und endlich steht die Reihe der Schlachthaufen in umgekehrter Folge wie am Morgen gegen den Feind.

So Angesichts des Feindes, unter währendem Kampf die *ordre de bataille* umformen, die neue Aufstellung nehmen und auf einem neuen Schlachtfelde die Offensive ergreifen, das war — und wäre vielleicht auch noch jetzt — ein tactisches Meisterstück, das man nur mit völlig festen und geschlossenen Truppen ausführen konnte. Diese grosse Wendung der Schlacht war nur dadurch möglich, dass der Churfürst sich Stunden lang gegen immer neue mörderische Angriffe behauptete; die von ihm besetzte Höhe war gleichsam der Angelpunkt, um den sich die Schwenkung der conjungirten Armeen drehte.

Die neue Schlachtlinie am Nachmittag des 29. Juli.

Die Rel. IV. giebt in allerdings summarischer Darstellung der Bewegungen ein Bild des Ganzen in dem Moment des Wechsels, wenn ich so sagen darf den Gesammteindruck der Situation. Sie sagt: »Nachmittag gewannen wir dem Feind eine Advantage ab, nemlich einen Pass, durch welchen wir mit der ganzen Armee filirten« (diess ist incorrect). »Als die Polen solches vermerketen, verliessen sie ihre Retranchements von vorne und stellten ihr Geschütz von hinten *recta* auf uns an und gingen darauf mit ihren ganzen Armeen ins offne Feld. Gewiss ist es dass es damals mit uns etwas hart hielte, angesehen auf unsrer Seiten so wohl als hinter uns nichts anders als lauter Morast und ganz keine Retraite war, musste also ehrlich gefochten sein, wer nicht schändlich sterben wollte. Und in Wahrheit es bezeigeten unsre Soldaten vom grössten bis zum kleinsten hierin eine so treffliche *courage*, dass sie das Gefecht mit allen Freuden angingen, unangesehen der überaus grossen Menge, mit welcher sie angehen sollten. Dieses muss ich bekennen, die Polen thäten einen so starken und furieusen Angriff, dass sie zugleich auf alle unsre Regimenter ansetzten. Als es aber zum Generaltreffen kam, welches ungefähr um drei Uhr Nachmittag anfing, hat der höchste Gott verliehen dass wir nach fünfstündigem Gefecht« u. s. w.

Also die Polen hatten ihre Geschütze auf die Dünenreihe gebracht, die sich vom Schanzhügel nach Süden zieht und deren südlichen Theil das Holz von Praga bedeckt. Sie hatten sich in Schlachtlinie über das Flachland bis Bialalenka hin aufgestellt, »in einer Fronte bis an ein Königliches Haus« sagt der Bericht des Churfürsten. Noch genauer geben Rel. I. II. u. s. w. an: der Feind habe seine grösste Force und alle seine Husaren auf seine rechte Hand gesetzt und sei in guter Ordnung über das Feld anmarschirt gekommen.

Das nächste Interesse des Königs war »Feld zu gewinnen um den Feind in der Ebene ins Gesicht gehen zu können« (Rel. I. § 35). Er fand »een schon groen pleyn« vor sich, die in einer Breite von 1/4 Meile sich südwärts zog, begränzt von den buschigen Sumpfwiesen hinter Bialalenka; diese boten ihm wenn er vorging eine Deckung für seine linke Flanke.

Von den Bewegungen, die dem »Generaltreffen« unmittelbar vorausgehn, berichten Rel. I. II. u. s. w. eingehend. Der König streckt, wie

er die feindliche Schlachtlinie vor sich sieht, sich nach links hin, um die Breite der Fläche bis an die Sumpfwiesen zu gewinnen, er nimmt auf seinen linken Flügel etliche commandirte Stücke und 3 Escadronen zu Fuss (also die 3 schwedischen Brigaden), ihnen folgt die Cavallerie seines Flügels in 3 Treffen. Wie er vorrückt, steckt der Feind das Dorf Bialalenka an, um während der König vor dem Dorfe vorüberzieht, hinter demselben ihm mit Cavallerie in den Rücken zu gehen. Der König lässt sein drittes Treffen unter Gen. Horn hinter das Dorf gehn und avanciren, worauf sich der Feind auf Brudno zurückzieht. Brudno, ein langes Dorf, das sich nah an den Sumpfwiesen hinzieht, wird gleichfalls in Brand gesteckt, und hinter dem Dorf setzt sich der Feind.

Die Bewegung der Polen ist klar; ihre Front hatte schräg über die Ebene etwa vom Schanzhügel bis Bialalenka gestanden, sie ziehen ihre Aufstellung bis zu der Linie zwischen dem Schanzhügel und Brudno zurück, sie locken den Gegner immer weiter hinaus ins Flachland, um ihn endlich in seiner linken Flanke zu tourniren.

Der König folgt, avancirt »mit den Knechten« gegen Brudno (§ 38); da er das brennende Dorf wegen des Morastes (?) nicht umgehen kann, lässt er »die Infanterie vor (?) den 3 Escadronen zu Fuss« (?) beim Dorf und Morast stehen, und zieht mit den beiden ersten Treffen Cavallerie am Dorf vorüber, das dritte Treffen hält beim Fussvolk, »um es zu susteniren.« Schon stehn die beiden ersten Treffen Front gegen die Sanddünen; während einer lebhaften Canonade von beiden Seiten rücken die 3 Brigaden am Dorfe vorüber nach und stellen sich hinter dem zweiten Treffen im Haken, der Front links gewandt auf, so dass sie das Dorf im Rücken haben; »beim Kreutz» sagt die Relation, und die Dahlbergische Zeichnung giebt genau das Crucifix an, das gleich südwärts von Brudno am Wege steht (§ 40).

Diese Aufstellung im Haken ist nothwendig, da bereits Tartaren und Husaren im Anzuge sind, die linke Flanke der Schweden zu umgehen; der König lässt Halt machen, damit auch das dritte Treffen herankomme.

Diese Darstellung in Rel. I. II. § 35—42, die in der brandenburgischen Bearbeitung fortgelassen ist, hat zwei unklare Stellen. Die eine betrifft die Umgehung des Dorfes Brudno: dass der König es wegen des Morastes zu umgehen nicht für rathsam hält, sondern zur Linken zu gehen. Allerdings zeigt die Generalstabskarte auch rechts von Brudno

eine Sumpfwiese, die mit Gräben durchzogen ist, vor dieser müsste das Fussvolk Halt gemacht haben, während die Cavallerie links und hinter dem Dorfe vorgegangen wäre. Aber links vom Dorfe ist nicht minder Sumpfwiese von Gräben durchschnitten, und Dahlbergs genaue Zeichnungen geben keinerlei Andeutung von Sümpfen rechts vom Dorf; wie ja auch die polnische Schlachtlinie von Bialalenka auf Brudno zurückgehen konnte.

Diese Schwierigkeit wird noch vergrössert durch die zweite Unklarheit die oben bemerkt ist, die in dem Ausdruck »der Infanterie vor den dreyen Esquadronen zu Fuss.« In dem Abdruck des Florus *p.* 91 steht »die Infanterie von den dreyen Es. zu Fuss.« Pufendorff *F. W. VI.* 38 sagt: *tegendo lateri tres peditum phalanges apud vicum et paludem consistere jussit;* und etwas kürzer im *Carol. Gust.: tres peditum phalanges apud vicum et paludem consistere jussit.*

Allerdings könnte man sich einen Verlauf der Bewegungen denken, in dem die übrigen Brigaden der Infanterie vor die drei schwedischen (dem Feinde zu) einrücken, während das erste und zweite Treffen der schwedischen Cavallerie das Dorf zur Linken d. h. hinten und vom Feinde abwärts umgehen. Aber diess Manöver wäre ein so überkünstliches, der Aufmarsch der Cavallerie, nachdem sie das Dorf zur Linken umgangen, ein so exponirter, dass man es aufgeben muss die Rel. I. II. mit ihrem Wortlaut für correct zu halten. So wie, wohl irrig, zur Linken geschrieben war, wo es heissen sollte zur Rechten, so mag in der Handschrift der Relationen nach damals nicht eben seltener Ausdrucksweise gestanden haben,« die Infanterie *vdl.* (*videlicet*) die 3 Escadronen zu Fuss,« was der unkundige Setzer dann in »vor den dreyen« veränderte.

Allerdings geben wir damit die einzige Andeutung auf, die die Rel. I. II. möglicher Weise über die übrigen Brigaden der Infanterie bieten könnten. Ergänzend tritt da die brandenb. Rel. III. ein, indem sie die Vorgänge vom Durchmarsch durch den Wald an kurz zusammenfasst. Ehe die Infanterie ankam, sagt sie, sah der König den Feind in voller Bataille anrücken; er nahm seine schwedische Cavallerie und etliche Escadronen von uns (2 Esc. Waldeck), stellte solche auf den linken Flügel in Bataille, liess den Oxenstjerna mit der Artillerie avanciren und marschirte sacht auf den Feind, liess bisweilen auf dem Marsch etliche Stücke umkehren und Feuer geben. Indessen kam unsre Artillerie und Infanterie auch an, und wurde gleichmässig neben dem linken Flügel in

2 Treffen in Bataille gestellt, der Churfürst blieb mit dem rechten Flügel »in den 3 Escadronen zu Fuss[1] so G.-M. Goltz bei sich hatte« am Walde stehen.

Dieser Bericht sagt nicht ausdrücklich, dass sich die Cavallerie des Churfürsten auch aufstellt; aber er lässt die neue Schlachtlinie recht gut erkennen: der Churfürst hat 3 Brigaden auf seinem rechten Flügel wie der König deren 3 im Haken auf seinem linken Flügel hat; das Centrum bilden die übrigen 6 Brigaden, rechts und links vom Centrum die Cavallerie der beiden Flügel in drei Treffen. Genau so zeichnet Memmert die Schlachtordnung des Nachmittags, nur dass er die 6 Brigaden im Centrum nicht in zwei Treffen hat, sondern 3, 2, 1 Brigade hinter einander stellt: auf dem äussersten rechten Flügel hat er 1 Brigade Goltz, 1 Brigade Sparr, die Leibgarde.

Allerdings weicht die Zeichnung Dahlbergs sehr davon ab. Da stehen keine Brigaden auf den äussersten Flügeln, sondern ihrer zehn in drei Treffen im Centrum, die zwei noch fehlenden sind nirgends verzeichnet. Die Schwenkung der Schlachtlinie der Alliirten beschreibt die beigefügte Erklärung mit den Worten *exercitus collocatis in fronte tormentis, sese movens ea ratione ut dextra ala procedentem sinistram tormentorum explosione tutaretur, idemque ageret dextra dum sinistra procederet, tandemque coeuntes lunatam aciem componerent.* Die Zeichnung zeigt diese mondförmige Schlachtlinie, deren rechter Flügel vor der Colline an die Waldecke gelehnt ist, der linke Flügel links über das brennende Brudno hinausreicht.

Es ist bereits erwähnt, dass sich der Bericht von Aitzema in diesem Theile der Darstellung von der Rel. III. trennt; er ist mehr schildernd als genau; er verwechselt früheres und späteres. Aber er hebt dasjenige hervor, was hier wie in der ganzen Schlacht das Entscheidende ist. Wie sich der König auf den linken Flügel gesetzt hat, formirt er seine Schlachtordnung auf einer schönen grünen Ebene und avancirt gegen das polnische Lager in guter Ordnung; er aber sieht den Feind so vortheilhaft postirt (fehlerhaft ist gedruckt »so avantageus gepasseert te zijn«), dass er gerathen findet Halt zu machen »ende de aveneus van allen kanten wel te recognosceren.« Da lässt der Feind zuerst die Tartaren ausgehen, um zur Seite und von hinten anzufallen, es geschahen »noch

1) Der andre Adbruck hat »in der 3ten Escadron zu Fuss.«

viele andre Attaken« aber es war »von unsern Officieren an allen Enden« so gute Ordnung, dass der Feind nichts als Schläge erbeutete. Als dann die Armee in vollkommener Schlachtordnung stand — der König links, der Churfürst rechts nach dem Walde zu, die Infanterie in der Mitte — so fing man um 4 oder 5 Uhr Nachmittag an recht gegen den Feind zu marschiren, um denselben zum Haupttreffen zu zwingen. Die Tartaren werden von hinten durch Gen. Horn »tapfer abgewehrt.« Die Polen weichen »von vorn, von einem Platz zum andern,« »wir folgen Schritt vor Schritt tödtend was nicht entlaufen kann« und kommen so »geschlossen bleibend« endlich vor das »letzte Dorf nach Warschau,« wo sich die Polen endlich entschliessen aus ihrem Vortheil zu kommen.

Also um 4 bis 5 Uhr beginnt die Hauptaction nach diesem Bericht; nach Rel. IV. und dem schwedischen Bericht im *Theat. Eur. ed.* 1 um 3 Uhr.

Die Generalaction am Nachmittag des 29. Juli.

Mit der schwedisch-brandenburgischen Armee zugleich hat die polnische ihre Aufstellung vollendet. Sie hat sich ganz nach der Dünenreihe gezogen, diese mit Kanonen besetzt. Der südliche Theil dieses Höhenzuges, das Holz von Praga ist an seinem Fuss mit Retranchements gedeckt. Auf den Höhen und hinter denselben steht das Fussvolk, wenige Escadronen bleiben bei ihnen, der bei weitem grösste Theil Husaren, Quartianer, Pospolite Rusczenie, Tartaren schicken sich zu einem gleichzeitigen Angriff gegen alle Punkte der feindlichen Linie an, während die Alliirten im Avanciren sind, der König »bis an ein Wäldchen« in der Richtung auf das Holz von Praga gekommen ist.

»Sie stürzten sich, sagt der Bericht bei Aitzema, aus ihren Vortheilen auf das Blutfeld, und zwar mit so erschrecklich grosser Fronte und so barbarischem Geschrei, dass es grauenhaft war zu sehen und zu hören; wir sahen uns von so entsetzlichen Massen von allen Seiten auf einmal umzingelt, dass es unmöglich schien einen guten Erfolg für uns zu hoffen.«

Unsre Quellen zählen folgende gleichzeitige Angriffe auf:

1) Den der Husaren »nebst 5000 Pferden« sagt Rel. I. § 11, »der Husaren welche noch drei Treffen hinter sich hatten,« des Churfürsten eigenhändiger Bericht; sie stürzen sich »mit ihren Copien« auf des Königs Flügel; sie stossen nach Dahlbergs Zeichnung auf die Escadronen

Upland und Smaland und durchbrechen sie: »sie sind aber von dem andern Treffen und von den Seiten dergestalt empfangen worden, dass ihrer wenige durchgekommen, die aber welche ihnen gefolgt, zurückgeworfen sind.« Denselben Angriff berichtet Aitzema: er sei auf des Königs Regiment Garde zu Fuss gerichtet gewesen, das vier Stücke, die mit Musketkugeln gefeuert, wie eine Brustwehr vor sich gehabt habe. Nach Bericht III. war es das Feuer der königlichen Leibgarde zu Fuss, das den Feind zum Weichen zwang. Es war keine Garde des Königs zu Fuss in der Schlachtlinie, aber des Königs und der Königin Garde zu Pferde stand nach Dahlbergs Zeichnung zunächst links neben den weichenden Escadronen. Aitzema fügt hinzu, dass bei diesem Gefecht der König mit einer Lanze unter dem linken Arm durch die Kleidung gestochen sei.

Dahlberg bemerkt in den Erläuterungen, der Feind habe sich in der Meinung, dass der Churfürst den linken Flügel habe, diesen zum Angriff ersehen. Auch die Rel. I. II. geben an, dass es nur ein Theil der hier Zurückgeworfenen gewesen sei, der sich dann gegen den churfürstlichen Flügel gewandt habe und dann auch dort abgewiesen sei.

2) Des Churfürsten eigener Bericht sagt: »die Quartianer trafen (»stracks darauf,« fügt er am Rande bei) auch auf den rechten Flügel, thäten aber schlechten Effekt, indem sie auf 30 Schritt ihr Gewehr lösten und dann zurückgingen.« Nach dem Bericht bei Aitzema waren es Tartaren, Quartianer und Adel (Pospolite Rusczenie), die hier angriffen, aber dann, nachdem gegenseitig »pesle mesle met een groote opiniastreteyt« gefochten war, von dem Churfürsten, Wrangel, Frd. Waldeck und Kannenberg zurückgeworfen wurden; »bei dieser Gelegenheit war des Churfürsten Person in grosser Gefahr.«

3) Ein andrer Angriff traf das Centrum der Schlachtlinie, die Infanterie; von Sparr, Bülow und Josias Waldeck wurden die Polen mit Kanonen so empfangen, »dass sie auch das Hasenpanier aufwarfen« (Rel. III.).

Aitzema nennt hier im Centrum auch G.-M. Goltz, der nach Memmerts Zeichnung auf dem äussersten rechten Flügel mit 3 Brigaden stand. Sollte Goltz mit seinen 3 Brigaden nach dem Centrum abmarschirt sein, um den Flügel für alle Fälle beweglicher und die Mitte desto stärker zu machen? Jena schreibt: »ich habe am Sonnabend gesehen, dass als die Husaren auf das anhaltische Regiment treffen wollten, sie

vorher von E. Chl. D. Garde zu Fuss mit einer stattlichen Musquetade empfangen worden, davon schweigt die Relation (I.) auch.« Allerdings gab es in der schwedischen Armee ein Reiterregiment des Fürsten Johann Georg von Anhalt; Dahlberg verzeichnet es unter der Besatzung des Lagers von Nowodwor; aber weder den Fürsten führt er in den namentlich aufgeführten Personen der königlichen Suite (Blatt 40), noch sein Regiment in der Schlachtordnung (Blatt 41) auf. Man wird doch wohl annehmen dürfen, dass das, was Jena sah, in seiner Nähe vor sich ging, und dass er als Nichtcombattant sich da aufhielt, wo der Churfürst sein Gefolge von Räthen, Kriegscommissarien u. s. w. halten liess, d. h. hinter dem für jetzt am wenigsten exponirten rechten Flügel. Also da in der Nähe wird die Leibgarde gestanden haben, und ihm mag eine der schwedischen Escadronen auf des Churfürsten Flügel als das Regiment Anhalt erschienen, es mag allenfalls mit dem Regiment Westgothen, das 2 Escadronen bildete, combinirt gewesen sein.

4) Einen vierten gleichzeitigen Angriff machen die Tartaren, indem sie das Dorf (Brudno) umgehen; sie kommen bis an die Bagage (Rel. III.), der König lässt 4 Schwadronen unter Führung seines Bruders gegen sie gehn, der sie, wie Rel. I. II. sagen, in den Morast jagt. Die brandenburgische Bearbeitung oder vielmehr des Churfürsten Aendrung in derselben schreibt dafür: »welche Acht auf sie geben müssen, damit sie nicht von hinten einfielen.«

Mit einiger Ausführlichkeit behandelt diesen Angriff der Tartaren die Dahlbergische Erläuterung: 6000 Tartaren, sagt er, brechen aus dem Walde (?) hervor, versuchen die Hinterhuth (*subsidiarium militem*) zu werfen, da geht der König bei dem Dorfe Brudno auf sie los mit den Escadronen (*legionibus*) Leibgarde, Meklenburg, Sadowsky und der brandenburgischen Garde zu Fuss; dann *rem gessit ut multi caderent, multi in paludes se conjicerent, pauci vero salvi redirent*. Bei diesem Anlass hat der König persönlich gegen sieben Tartaren, die mit eingelegter Lanze auf ihn einstürmten, gekämpft, zwei erschossen, des dritten Lanze mit dem Säbel parirt, während Trauenfeld und andere herzueilend die andern vier niederwarfen.«

Also auch nach dieser Angabe ist die churfürstliche Leibgarde dem Könige nahe genug, um von ihm mit gegen Brudno geführt zu werden, d h. doch wohl im Centrum. Vielleicht war also der oben erwähnte Vorfall, von dem Jena berichtet, eben dieser?

Dahlbergs Angabe erscheint doch in mehr als einem Punkt bedenklich. Er selbst hat in seiner Aufzählung der schwedischen Escadronen die des Herzogs von Meklenburg nicht, die im Lager bei Nowodwor von ihm genannt ist. In seiner *Ordre de bataille* ist die Leibgarde des Königs im ersten Treffen noch an der Spitze des linken Flügels, die 3 Escadronen Sadowsky stehn im dritten Treffen ganz rechts neben dem Centrum; allerdings nennt er unter den 10 Brigaden des Centrums die churfürstliche Garde zu Fuss, aber sie steht nach ihm da im zweiten Treffen. Wie hätte die Schlachtlinie in Auflösung sein müssen, wenn der König diese weit auseinander stehenden Truppentheile gegen den Feind im Rücken hätte führen können. Endlich scheint die ganze Geschichte von dem persönlichen Kampf des Königs an dieser Stelle mehr als zweifelhaft, wennschon in Drottningholm ein stattliches Gemälde eben diesen Moment darstellt. Allerdings sagt Rel. IV. »Ich habe es gesehen, dass S. Maj. unter den Tartaren schon vermischt war, so stunden auch S. Cf. D. einmal sehr gefährlich darunter,« aber sie sagt nicht, dass es in diesem Moment der Schlacht war. Die durchaus schwedisch gehaltene Rel. I. II. sagt (§ 58), »während der dreitägigen Schlacht sei sowohl der König als der Churfürst in grosser Gefahr gewesen, denn sie in eigner Person sehr grossmüthig gefochten, so dass S. Cf. D. einmal gar von den Tartaren umringt gewesen, dass man eine gute Weile nicht gewusst, wo sie hingekommen.« Also vom Churfürsten, nicht vom Könige wird da gesagt, dass er in Mitten der Tartaren gewesen sei. Dieselbe schwedische Relation I. II. giebt an, dass der König nicht selbst gegen die Tartaren in seinem Rücken gegangen sei, sondern seinen Bruder gesandt habe; der König hatte vollauf zu thun, den durchbrechenden Husaren zu begegnen. Kurz diese ganze Scene dürfte sich als eine nachträgliche Ausschmückung erweisen, und dass auch Pufendorff *C. G. III.* § 26 sie erzählt, würde nichts dagegen beweisen. Weder Scheffer noch Loccenius haben diese Tartarengeschichte.

Aber Scheffer erzählt eine andere Geschichte (XV. 4), die den erwähnten Lanzenstich des Husaren, der dem Könige unter dem linken Arm durchging, weiter ausmahlt; es hätten sich drei edle Polen verschworen, den König in der Schlacht zu tödten, so sei nun der eine in voller Heftigkeit auf ihn losgestürmt u. s. w. Ungefähr dieselbe Geschichte erzählt Kochowsky *p.* 153, er nennt den tapferen Husaren Jacob Kowalowsky. Der König selbst habe über den jungen Hel-

den, den er auf den Tod getroffen, Worte höchster Bewunderung gesprochen.

Doch zurück zu dem Verlauf der Schlacht.

Dahlberg erwähnt noch eines zweiten späteren Tartarenangriffs: 10,000 Tartaren nicht weit vom Wald von Praga hervorbrechend stürzen sich auf den Flügel des Königs, der mit einigen Escadronen (*cum cohortibus quibusdam*) sie empfängt und mit grossem Verlust zurückweist. Mag jener erste Angriff, der nach Brudno kam, durch eine Umgehung eingeleitet sein, die von den 3 schwedischen Brigaden des linken Flügels zu fern war, um von ihnen abgewehrt zu werden, dieser zweite Angriff gegen den Flügel des Königs selbst musste diese, welche Front nach links standen, treffen. Wenigstens braucht Dahlberg den Ausdruck *cohortes* bisweilen auch vom Fussvolk (*hostium peditatus in cohortes divisus*).

Mit dem anbrechenden Abend (Aitzema) sind diese Angriffe alle abgeschlagen. Der König, sagt Rel. I. II., findet es nöthig die Regimenter »in vorige Ordre und Platz wieder zu bringen« um den Sturm auf den Wald von Praga zu unternehmen. »So hat man avancirt, aber zu dem Berge nicht mehr gelangen können, bis es ganz finster geworden.«

Die Nacht vom 29. auf den 30. Juli.

»Unsre hohen Häupter beschlossen Nachts auf dem Felde zu bleiben bis an die Morgenstunde, obschon unter des Feindes Kanonen, um ihn dann in seinem Lager zu forciren.« Einige brandenburgische Schwadronen, die zu weit vorgegangen, wurden zurückgezogen, bei dieser rückgängigen Bewegung der G.-M. Kannenberg durch einen Falconetschuss verwundet (Aitzema).

In den Dispositionen für die Nacht ist ein Wäldchen von Bedeutung, das sich links vom Flügel des Königs befand. In des Churfürsten eigenhändigem Bericht ist es schon früher erwähnt; jetzt sagt er »es ward vom Könige mit etlichen hundert Musketiren besetzt, welche sich darin verhauen sollten.« Der König, sagen Rel. I. II., hat sich, da es ganz finster war, zurückgezogen, seine Cavallerie bei einem Walde zur Seite des Dorfes gesetzt, nebst den 3 Escadronen zu Fuss, die Infanterie aber ist vor dem Dorf — »vor einem Dorf welches man zur Linken gehabt,« sagt die brandenb. Bearbeitung — die churfürstl. Armee auf dem Platz stille stehend geblieben.«

Auf den neueren Karten ist dieser Wald nicht mehr zu finden. Versuchen wir seine Lage zu bestimmen.

Die Bewegung des Königs war gegen das Holz von Praga d. h. von Brudno an halblinks gerichtet, Rel. I. 44; vor diesem also muss »das Wäldchen« liegen. Auf Dahlbergs Zeichnung ist es wohl zu erkennen; sie giebt den Namen des Dorfes Targoweck nicht, sie zeigt nur weiter südwärts in dem Defilé zwischen dem Holz von Praga und dem todten Weichselarm das Dorf Kamin, das nicht mehr existirt. Aber sie zeichnet ein Paar Häuser nahe an einem Wege, der von Brudno in das Holz von Praga hinaufführt; in einiger Entfernung von diesen Häusern, dem Holz zu, kommt ein zweiter Weg von links her und vereinigt sich mit jenem noch vor dem Holz; in dem Abschnitt zwischen beiden Wegen, links bei den Häusern liegt das Wäldchen[1].

Also diess Wäldchen wurde besetzt und mit Verhauen gesichert; es war der Stützpunkt der linken Flanke, die allerdings dem Feinde am nächsten war, kaum 500 Schritt von den Kanonen des Prager Holzes. Die Brigaden des Centrums lagerten so, dass ihnen das Dorf links blieb.

Dahlberg giebt an, dass das ganze Heer in einem Dreieck gelagert habe; er zeichnet es so, dass dessen breite Seite von Brudno südwärts sich hinzieht (also wohl an den Sumpfwiesen entlang, die einige Deckung boten), während die linke Seite des Dreiecks gegen das Wäldchen, die rechte gegen den schon entfernten Schanzhügel gerichtet ist.

Des Churfürsten eigenhändiger Bericht sagt: »wir blieben in einem Dorf, das die Tartaren in Brand gesteckt hatten, die Nacht über stehen,« also wohl in Brudno. Er fügt hinzu, dass »über Nacht unterschiedliche Allarmen vom Feind gemacht wurden«[2].

Der Feind muss sehr entmuthigt gewesen sein, dass er diese mehr als tollkühne Aufstellung nicht zu einem ernstlichen Ueberfall benutzte. Im Lauf des letzten Tages hatte er sich schon einmal — wohl als die Husaren den schwedischen Flügel durchbrachen — des Sieges so gewiss geglaubt, dass der König seiner Gemahlin Botschaft sandte, die Schlacht sei gewonnen (Aitzema). Dass nach dem Scheitern dieses grossen An-

1) Herr Dr. Krasnosielski hat in Targoweck erfahren, dass an der bezeichneten Stelle früher ein Gehölz gestanden habe.

2) Thulden p. 280 sagt, *neutris adhuc victoriam Mars annuebat: nisi quod per noctem Tartari tumultuosius pro Sarmatis agerent et Suedorum stationibus haud parum incommodarent.*

griffs die Entmuthigung um so grösser war, sagt Rudausky ausdrücklich. Jetzt zur Nacht hatten sie sich hinter die Dünen und das Holz von Praga zurückgezogen, indem sie diese nur mit ihrer Vorhuth besetzt hielten.

Die Entscheidung am Sonntag 30. Juli.

Die Gefechte des dritten Tages werden fast mehr noch als die der beiden früheren von den verschiedenen Berichten verschieden dargestellt, je nachdem der Berichterstatter dem oder jenem Flügel näher gestanden.

Am weitesten von der Wahrheit dürfte sich die Zeichnung Memmerts entfernen, der auf seinem dritten Blatt ein völlig unmögliches Bild der Aufstellung giebt.

Aber auch Dahlbergs vortreffliche Zeichnung giebt sehr unglaubliche Dinge. Er lässt, während das Heer sich zu neuem Kampf ordnet, schwedische Escadronen *sub castris et munitionibus hostium* scharmuziren, und zwar gegen den Schanzhügel und die nächsten Dünenhöhen, also ganz auf dem linken Flügel des Feindes, dem unfehlbar die brandenburgische Reiterei näher war. Mehr noch tritt im Weiteren sein Bemühen hervor, die Ehre des Tages den schwedischen Waffen allein zuzuwenden.

Die Aufstellung am frühen Morgen ist im Wesentlichen die des vorigen Tages — *nisi quod nonnihil peditum in utroque cornu disponeretur* sagt Dahlberg, nachdem er irrig am Tage vorher alle Infanterie im Centrum vereinigt gezeichnet hat.

Die entscheidende Position ist das Holz von Praga mit seinen Retranchements. Sowohl die Rel. I. II. u. s. w. wie namentlich der Bericht bei Aitzema hebt dessen Bedeutung völlig sachgemäss hervor.

Dieser Bericht charakterisirt die Aufstellung des Feindes so: »die Tartaren und ein Theil der Polen standen in dem Feld, das von dem Holz von Praga rechts ablief — also sie hatten das Defilé von Kamin besetzt; ein zweiter Theil der Polen stand in dem Holz selbst, wohl verschanzt; der dritte Theil besonders die Infanterie hinter dem Holz auf Höhen (op een gheberghte) in einigen Forts, die mit Kanonen wohl versehen waren.« Nach diesen drei Positionen des Feindes stellt der Bericht die drei Momente der Schlacht dar, zuerst des Königs »furieusen Anfall« gegen die Tartaren, die sofort Reissaus nehmen, dann Sparrs Erstürmung des Holzes, endlich des Churfürsten Vorgehen über die

Dünen gegen die Schanzen hinter dem Holz. Der sonst sehr vortreffliche Bericht hat einem gewissen Schematismus zu Liebe die Beziehung der einzelnen Momente zu einander verabsäumt.

Sachlich stimmt mit demselben auch hier Rel. III., aber sie ist minder schematisch und im Einzelnen genauer. Sie beschreibt die Hauptstellung des Feindes genau: er sei in jenem Holz von Praga verschanzt gewesen, es habe ein Regiment zu Fuss, etliche hundert Dragoner, auch einige Reiterei darin gelegen, seine meiste Cavallerie und 6 Regimenter Infanterie hätten hinter dem Wald auf einem Berg gestanden, auf dem auch Kanonen aufgepflanzt gewesen seien, die Tartaren aber und einige Polen hätten auf einem Felde, das neben dem Holze lag, in Bataille gestanden. Diess habe den König veranlasst mit dem meisten Theil seiner Cavallerie und Infanterie auf die Tartaren loszugehen, indessen Sparr auf das Holz avancirt sei.

Nach Rel. I. II. u. s. w. beschliesst der König zwischen dem Wäldchen und dem Holz von Praga zu avanciren, die Infanterie in die Avantgarde zu nehmen, um mit ihr, der Artillerie und 5 schwedischen Escadronen zu Pferd das Holz zu stürmen. Während Sparr, der damit beauftragt wird, seinen Angriff auf das Holz mit einer Kanonade eröffnet, zieht der Feind seine ganze Infanterie nach dem Wald (in der brand. Bearbeitung steht »aus dem Wald«) und geht mit seiner ganzen Cavallerie vor, sowohl dem Könige wie dem Churfürsten in die Flanke zu kommen, »derowegen S. K. M. so wohl als S. Cf. D. Cavallerie unterschiedliche Fronten nach Situation des Ortes, um des Feindes Einbrechen zu hindern, formiret, dass also an allen vier Ecken Fronte ist formirt worden« (§ 47).

Also keineswegs stürmt der König, wie der Bericht bei Aitzema sagt, sofort auf die Tartaren los, sondern alles wird vorerst darauf gewandt, dass der Angriff gegen das Holz sicher von Statten gehen kann.

Auch der schwedische Bericht (Rel. I. II.) sagt, dass der Feldzeugmeister Sparr den Auftrag »mit sonderbarer *Dexterität* und guter *disposition* verrichtet habe.« »Nachdem Sparr den Wald eine Weile canonirt,« fährt er fort, »ist er mit der Infanterie und 500 commandirten Musketieren in den Wald hinein avancirt neben den 5 Schwadronen Reiter,« den schwedischen. Dass diese Angaben irrig sind bemerkt der mehr erwähnte Brief Jenas: Sparr habe nur brandenburgisches Fussvolk, brandenbur-

gische Artillerie bei sich gehabt, und sein eignes Regiment unter Oberstl. Moll habe den ersten Angriff gemacht.

Noch eingehender berichtet Aitzema und Rel. III.: »Sparr liess mit den schwedischen und unsern Stücken mit grosser Furie in den Wald spielen, der Feind schoss mit Stücken und Musqueten wieder tapfer heraus; diess währte etwa eine Stunde,« bis endlich G.-M. Josias Waldeck beauftragt wird, 500 Commandirte unter Oberst Syburg in den Wald zu schicken, den Feind zu attaquiren; so wie dieser im Wald ist (too haest de selve den vyandt soude hebben geengageert tot vechten), rückt Waldeck mit einer andern Escadron hinein an einen Ort des Waldes, wo der Feind zwei Stücke stehn hat; der Feind thut zwar zwei Salven, aber ohne Erfolg; dann weicht er aus seiner Position; auch die Reiterei, auf die man trifft, macht Kehrt.

Der Berichterstatter der Rel. III. scheint sich bei diesen Truppen befunden zu haben, wenigstens berichtet er so weiter, als ob mit der Fortsetzung dieses Angriffes alles zu Ende gebracht sei. »Wir verfolgten (jene Reiter) bis auf den Berg, wo G.-M. Waldeck 2000 M. zu Fuss nebst einiger Cavallerie und Kanonen fand, wovon derselbe den G. Sparr avertirte, der sofort mit etlichen Esquadronen zu Fuss und etlichen Stücken zu ihm kam und den Feind sobald in die Flucht brachte, auch sie hernach nur mit 500 Commandirten und 200 Reitern bis in die Schanze vor Warschau verfolget« u. s. w.

Der eigenhändige Bericht des Churfürsten giebt einige lehrreiche Bemerkungen mehr. Wie Sparr den Befehl erhält das Holz zu nehmen, geht er mit 1000 commandirten Musketieren und den Stücken auf den Feind, lässt die übrige Infanterie folgen; aber er muss den Feinden die Seite geben, »und geht um sie herum,« wobei er dann Feuer von Musketen und Stücken erhält. Es ist nicht gesagt, ob er dem Feind die rechte oder linke Seite geben muss; nach Dahlbergs Zeichnung müsste man glauben, dass sich Sparr die Höhe hinauf, rechts gezogen, dem Feind die linke Seite geboten habe; aber ist das denkbar, da in diesem Moment noch der Feind unversehrt hinter den Höhen stand, Sparr also den Feind vor sich und in der Seite gehabt hätte? konnte Sparr anders als links hin an der langen Seite des Holzes marschiren, wo er in dem vorgeschobenen königlichen Flügel Deckung gegen einen Angriff von vorn hatte?

Der Hauptstoss Sparrs, den Waldeck führte, ging, nachdem er sich

längs dem Holz hingezogen, in der Richtung auf Warschau; verfolgend kommt Waldeck gegen eine Höhe, auf der auch Kanonen stehen, wohl eines der Forts, von denen Aitzema berichtet. Die neueren Karten zeigen auf diesem hinteren Höhenzug Reste eines Schanzwerks, die, wenn es auch aus neuerer Zeit stammen sollte, doch die Stelle bezeichnen, die militairisch wichtig ist.

Mit der Erstürmung des Holzes von Praga ist die Kraft des Feindes gebrochen[1]. Sofort gehen die beiden Flügel vor, die Niederlage zu vollenden.

Begleiten wir zunächst den Flügel des Churfürsten. In Relat. I. II. heisst es: wie die feindlichen Musketiere den Wald verlassen, sei der Churfürst in eigner Person mit sechs Escadronen auf den Berg avancirt, oder wie die brandenburgische Bearbeitung sagt: »sofort auf der rechten Seite auf dem Fuss gefolgt und auf den Berg zu avancirt.« Genauer noch sagt des Churfürsten eigener Bericht: er sei auf den hohen Sandberg hinaufgegangen.

An der weiteren Darstellung der Relat. I. II. findet die brandenburgische Bearbeitung vieles zu bessern. Die Relat. I. II. sagen, der Churfürst habe die auf dem Berg befindliche Reiterei hinunter gejagt, diese sei dann links hin nach dem Morast geflüchtet, wo vorigen Tages die Tartaren sich hinbegeben (also wohl nach Bialalenka), aber von Wrangel und Friedrich Waldeck verfolgt und in den Morast gejagt worden, wo sie meist elend umgekommen. Diess alles streicht die brandenburgische Bearbeitung, obschon auch Memmerts Zeichnung diese Flucht in der angegebenen Richtung darzustellen versucht.

Noch weniger billigt die Bearbeitung die weiteren Angaben der Rel. I. II., dass der Churfürst sich resolvirt habe, nachdem die feindliche Infanterie ihre Stücke verlassen, auf sie loszugehen; weil sie aber gleich zu accordiren begehrt, habe der Churfürst sie nicht weiter verfolgt, aber während des Unterhandelns habe sich die Infanterie nach der Schiffbrücke retirirt, und sie hinter sich ruinirt.

Jena hat in dem mehrerwähnten Briefe auch auf diese Stelle aufmerksam gemacht: »ich habe dazumal gehört, was zwischen E. Cf. D.

---

1) Auch der polnische Florus *p.* 602 schreibt, Sparr habe mit der Erstürmung des Holzes von Praga »in Summa bei dieser Action fast das rechte Hauptstück der Victoria verrichtet.«

und des Königs Bruder (dem Generalissimus) geredet ward und dass, wenn es von diesem nicht divertirt worden wäre, das Fussvolk wohl E. Cf. D. gewesen wäre und nicht über die Brücke hätte kommen können.« So corrigirt denn auch die brandenburgische Bearbeitung, »der Churfürst habe resolvirt auf das Fussvolk loszugehen,« wie auch wohl geschehen und vielleicht nicht das geringste von demselben entkommen wäre, es sind aber S. Cf. D. durch des Königs Bruder davon divertirt worden, so dass die Infanterie dadurch Zeit gewonnen, mit den Feldstücken sich davon zu machen und über eine Brücke, die sie daselbst gefunden und welche sie hinter sich ruinirt, sich zum Theil zu salviren. Den Schluss corrigirt der Churfürst selbst so: »Zeit gewonnen, über einen Morast, da sie nicht wohl verfolgt werden können, sich zu salviren, bei welcher *retirade* ihrer eine grosse Menge geblieben und sammt den Pferden im Morast umgekommen.«

Nur im Detail ist des Churfürsten eigenhändige Darstellung abweichend. Er sagt: wie er auf den Sandberg hinaufgekommen, habe eine grosse Menge Volks dahinter gestanden; wie diese gesehen, dass Reiterei und Stücke, auch Fussvolk auf den von ihnen verlassenen Bergen gestanden, habe die Reiterei Reissaus genommen, das Fussvolk aber begonnen in einen Ring durch einander zu gehen; es sei mit den Stücken auf sie gespielt, gegen sie avancirt worden, aber eine hohe Generalsperson sei gekommen, habe zu zweien Malen für gewiss berichtet, dass die Infanterie die Hüthe aufgesteckt und um Quartier gebeten habe; man möge sie nicht zur *desperation* treiben. Indessen hätte sich diess Volk über einen Morast gezogen, sei von da der Brücke zugeeilt und über dieselbe gegangen.

Der Churfürst schliesst: »Sparr verfolgte sie, nahm dem Feind die vor der Brücke gemachte Schanze, während drüben von Warschau und von einer Schanze jenseits der Brücke aus canonirt wurde.« Dem entspricht Relat. III., wo hinzugefügt, dass der Feind die Brücke in Brand gesteckt habe. Also während der Churfürst vor dem Sumpf, der hinter der Dünenreihe liegt, aufgehalten wurde, hatte Sparr das höhere Terrain, das vor dem Südende des Sumpfes liegt, vor sich und konnte ungehindert bis an die Brückenschanze nachfolgen.

Die Vorgänge auf dem linken Flügel, dem des Königs, bezeichnet der eigenhändige Bericht des Churfürsten in folgender Weise: »Der König setzte die ganze Reiterei in zwei Treffen, das erste blieb wie es

gestanden, das andere wandte sich mit der Fronte um gegen die lithauische und tartarische Armee, welche dem Bericht nach uns in den Rücken gehen wollten.« Das bezeichnet doch wohl die Aufstellung während des Angriffes auf das Holz von Praga; »nach erhaltener Victoria ist der König dem Feind auf eine Meile weit von der Wahlstatt nachgefolgt.«

Nicht viel bedeutender erscheint die Action des Königs nach der Relat. I. II. »Nachdem des Feindes linker Flügel und Infanterie sich retirirt hat,« ist auch der rechte Flügel schon zur Flucht bereit und macht sich frühzeitig, grösstentheils zwischen Praga und dem nicht weit davon liegenden Wald[1], in voller Confusion davon. Zwar hat der polnische König die Hallotten mit Gold und Worten animirt, sowohl die Quartianer als auch die Pospolite Rusczenie vom Ausreissen abzuhalten, sie haben es auch anfänglich mit vielem Geschrei zu thun versucht, sind aber endlich alle miteinander ausgerissen. Der König hat sie zwar verfolgt, aber die Pferde und Menschen, »welche in der dreitägigen Action nichts gegessen haben,« sind zu ermattet gewesen, um noch weit nachzusetzen.

Von dem dargestellten Verlauf des Kampfes am Sonntag, der in sich völlig klar und einfach ist, weichen die Angaben, die Dahlberg in den Erklärungen seiner Zeichnung giebt, in auffallender Weise ab.

Die Scharmützel am frühen Morgen, die von schwedischen Schwadronen gemacht sein sollen, sind schon erwähnt.

Dann folgt bei Dahlberg richtig der Angriff auf das Holz von Praga, aber er sagt, Sparr und Graf Jacob de la Gardie seien mit demselben beauftragt worden. Graf Jacob stand in dem Corps, das Steenbock an der unteren Weichsel commandirte: von seiner Anwesenheit in der Schlacht von Warschau ist sonst keine Spur: Dahlberg führt ihn nicht unter der Generalität auf, deren Verzeichniss er Blatt 40 giebt. Er sagt ferner, der Angriff sei mit 1200 Commandirten zu Fuss, zwei Brigaden Infanterie und 300 Reitern *sub Gollo tribuno* unternommen worden. Unter den zahlreichen finnländischen Regimentern giebt es eins unter Obrist Galle, in der *Ordre de bataille* nennt Dahlberg nur Behrends Finnländer in zwei Schwadronen.

Darauf bezeichnet Dahlberg das Vorgehen gegen die Sandberge

1) *Inter Pragam et Sylvam ei vicinam Puf. F. W.*, dagegen *inter Pragam et non longe inde sitam villam* in *Puf. C. G.* wohl eine blosse Veränderung des Setzers; ihr ist Stuhr gefolgt.

rechts vom Holz von Praga: der König habe den Obersten Taube *cum cohorte praetoria et aliis turmis* vorgehen lassen, der den Feind bis an die Weichsel zurückgetrieben habe. Dass der Churfürst in Person diesen Angriff führte, ist durch alle andern Zeugnisse bestätigt.

Dahlberg lässt dann den König mit seinem Bruder an der Spitze des ersten Treffens vom schwedischen Flügel über eben diese Höhen folgen und sich auf das feindliche Heer werfen, das in drei Treffen von der Gegend der Brücke bis über Praga hinauf aufgestellt ist. Von diesem Angriff zersprengt habe sich die feindliche Linie in zwei Theile getheilt und seien die einen dahin, die andern dorthin gewichen *relictis multis caesis captivisque cum signis et tympanis;* während dessen habe das Fussvolk Zeit gewonnen sich über die Brücke zurückzuziehen. Wenigstens dass Prinz Adolph Johann sich hier eingefunden, wird bestätigt durch die Angabe Jenas und die brandenburgischen Berichte, der Prinz den Churfürsten habe abgehalten die polnische Infanterie zu vernichten.

Dann, so fährt Dahlberg fort bei lit. H., versucht der polnische General Pulobinsky[1] mit 7000 Reitern nach dem Wald von Bialalenka zu entkommen. Ihm schickt der König den Churfürsten und Wrangel mit dem ersten und zweiten Treffen des rechten Flügels nach, die ihrer die meisten niederhauen oder in den Sumpf jagen, — und die Zeichnung zeigt bei H. diesen Vorgang zwischen dem Schanzhügel und dem Sumpf dort, innerhalb der Retranchements — indessen das dritte Treffen des rechten Flügels bei Brudno steht, den Rücken zu sichern.

In derselben Zeit, heisst es bei lit. I., brechen 15,000 Tartaren mit grossem Ungestüm vor, *apud vicum Brudnam per angustias viae crasmi* (lies *evasuri*), gegen sie sendet der König den Pfalzgrafen von Sulzbach mit dem zweiten und einem Theil des dritten Treffens seines Flügels, der sie schlägt und viele Tausende von ihnen tödtet. Die Zeichnung selbst zeigt, dass diess Vorbrechen nicht bei Brudno stattfindet, sondern zwischen dem Holz von Praga und dem Wäldchen; eine Bewegung, die nichts weniger als die Absicht der Flucht bezeichnen würde; fliehend hätten sich die Tartaren auf die Strasse von Grochow gewandt; es ist vielmehr ein sehr sachgemässer Angriff auf den linken Flügel der alliirten Armee, um den verhängnissvollen Gang der Schlacht im Centrum und hinter

1) *Hilarius Polubinsky campestris Lith. notarius*, aus dessen *regia cohors hastatorum* der früher erwähnte Kowalowsky ist. Kochowsky *p.* 152.

den Sandbergen noch zu brechen. Ferner: der Pfalzgraf von Sulzbach ist Gen.-Major und führt das erste Treffen des schwedischen Flügels; Markgraf Carl Magnus von Baden, der das zweite Treffen führt, ist »Generalleutnant über die Cavallerie« (Rel. I. § 12); soll man glauben, dass Pfalz Sulzbach nicht mitgegangen ist, wenn das von ihm commandirte erste Treffen dem Könige und seinem Bruder folgt? soll man glauben, dass der König ihm, dem Gen.-Major, den Gen.-Leutnant der Cavallerie unterordnet?

Den Rest des dritten Treffens vom königlichen Flügel lässt Dahlberg unter Gen.-M. Horn, dem auch ein Theil der Infanterie untergeben wird, den Sandberg zunächst am Holz von Praga besetzen, *tegendo regis tergo*. Carlson (*p.* 151), der »Dahlbergs im Reichsarchiv aufbewahrtem Bericht« folgt, giebt an, dass »als Sparr gegen das Holz von Praga vorging,« ihm Horn und Bülow mit zwei Brigaden zu Fuss und einigen Reiterregimentern gefolgt seien. Also damals standen die schwedischen Brigaden unter Bülow und das dritte Treffen unter Horn Front gegen das Holz, während das erste und zweite Treffen (Sulzbach und Baden) Front gegen Süden standen. Welche confusen Bewegungen müsste man Angesichts der südwärts stehenden feindlichen Massen gemacht haben, um das erste Treffen rechts nach den Sandbergen hin durchzuziehen? und was bedurfte es einer Reserve auf den Höhen, während die den Pass zwischen dem Holz von Praga und dem Wäldchen haltenden Truppen den Rücken der über die Sandberge vorgehenden Truppen deckten?

Der Schluss der Dahlbergischen Schlachtschilderung ist merkwürdiger als alles bisherige. Der Rest des polnischen Heeres hat sich zwischen dem Holz von Praga und dem todten Weichselarme von Neuem in drei Treffen aufgestellt, Front gegen Warschau! Der König, der von den Sanddünen herab gegen die Weichsel vorgedrungen war, hat zu den Schwadronen des ersten Treffens einen Theil derer vom dritten Treffen (Horns, der in Reserve auf der Düne stand) herangeholt, und geht mit einer Linksschwenkung gegen die polnische Schlachtlinie; es wird auf sie losgestürmt, sie weicht in wilder Flucht, *relictis penes Regem gloria, victoria, machinis, impedimentis, signis et multis servitiorum millibus.*

Auch nicht eine von den übrigen Schlachtdarstellungen hat eine Spur von dieser höchst seltsamen Auffassung, als habe der König, nachdem er die Mitte der feindlichen Linie durchbrochen, rechts und links schwenkend ihre Flügel vernichtet; denn auf diess Schema scheint Dahl-

bergs Anschauung hinaus zu wollen. Er fasste die Dinge so auf, um den König an die Spitze des eindringenden Keiles stellen, um ihm die Entscheidung zuschreiben zu können.

Der Ausgang.

»Sonntag gegen Mittag sind die Polen in die Flucht gebracht worden,« sagt Relat. V., und Relat. IV. sagt: »die Schlacht hat fünf Stunden gewährt.«

Der Verlust auf Seiten der Verbündeten wird auf drei bis vier hundert, »die gequetscht oder geblieben sind,« angegeben; Relat. IV. sagt: »in allem sind nicht über 300 und selbige mehrentheils unter dem Gestück geblieben.« Von todten Körpern der Feinde, sagt Rel. I. II., hat man im Feld und im Morast ungefähr 3- bis 4000 — nach der brandenburgischen Bearbeitung 5- bis 6000 — gefunden.

In einzelnen Momenten der dreitägigen Schlacht zeigt sich, dass es den polnischen Truppen weder an Muth, noch ihrer Führung an richtigen Intentionen gefehlt hat. Aber eben so deutlich tritt es hervor, worin der Gegner ihnen überlegen war.

Der Bericht aus Sacrozin vom 1. Aug. (Rel. VI.) hebt besonders »das unaufhörliche Schiessen und Feuereinwerfen, welches die Unsrigen zu erdulden nicht gewohnt,« hervor, und Plathens Bericht an Wittgenstein sagt: »die Canonaden haben das Beste gethan.« Das polnische Heer war offenbar an Artillerie unverhältnissmässig schwach, wie denn nach des Churfürsten eigenhändiger Angabe dem Feinde nur 12 Geschütze und 1 Mortier abgenommen, in Warschau dann noch 27 Stück und 1 Mortier erbeutet sind; denn dass nicht viel über die Brücke zurückgeflüchtet sein kann, versteht sich von selbst. Nach schwedischer Angabe sind »die eroberten Canonen in etwa 50 Stücken bestanden.«[1]

Wahrhaft staunenerregend sind die Leistungen der etwa 17,000 Mann der conjungirten Armee. Erst am 28. Juli ein Marsch von vier Meilen, dann ein noch mehrstündiger Kampf bis Mitternacht; am folgenden Tage von Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht unausgesetzt Kampf; dann die Nachtruhe von mehrfachen »Allarmen« unterbrochen

---

1) Thulden sagt von den Verbündeten: *campestrium machinarum multitudine et apparatu iis infarciendo abundabant;* von den Polen: *militaria tormenta majora quae Samoscia ad numerum triginta advexerant.*

und vom frühen Morgen an wieder Kampf. Man begreift, dass endlich die Verfolgung »wegen abgematteter Pferde und da in dieser dreitägigen Action die schwedischen und brandenburgischen Völker bei einer sehr grossen Hitze fast nichts genossen hatten« (Bericht No. 8), nicht sehr energisch war. Mochte man auch des Himmels besondere Huld darin erkennen, dass der Wind sich immer mit den Bewegungen der Verbündeten änderte und den Feinden den Staub und Pulverdampf ins Gesicht trieb (Rel. I. § 4), das Entscheidende war die tactische Ueberlegenheit auf Seiten der Verbündeten, ihre Disciplin; an ihren geschlossenen Vierecken, diesen »wandelnden Festungen,« brachen sich die lockeren Haufen der Gegner.

Ueber die Vorgänge unmittelbar nach der Schlacht ist der eigenhändige Bericht des Churfürsten am vollständigsten. Während der König die Tartaren eine Meile weit — also nach den Wäldern von Grochow hin — verfolgt, geht der Churfürst und Wrangel wieder zurück »nach Praga,« um zu sehen ob man die Brücke noch gebrauchen könne oder ob es eine Furth durch die Weichsel gebe; das Wasser aber ist zu hoch, man muss die Brücke ausbessern; »unsre Völker sind in voller Arbeit,« schreibt Rel. IV. am 31. Juli aus Praga, »die Brücke, so die flüchtigen Polen hinter sich abbrannten, zu repariren, und hoffen wir noch diesen Abend darüber in die Stadt zu gehen.«

Schon am Sonntag Morgen ist der König und die Königin aus Warschau geflüchtet, »in solcher Confusion, dass sie den kriegsgefangenen Grafen Benedix Oxenstjerna mitzunehmen vergessen haben.« So der Bericht bei Aitzema, er fügt hinzu: um Mitternacht sei ein Trompeter vom Graf B. Oxenstjerna an des Churfürsten Carosse gekommen, mit der Meldung, dass der Magistrat von Warschau bereit sei die Stadt zu öffnen; am Morgen des 31sten habe man dann die Leibgarde des Königs und die des Churfürsten übergesetzt die Stadt in Besitz zu nehmen. Aehnlich der Bericht aus Sacrozin (Rel. VI.): »die churfürstlichen Völker haben sich in Weichselkähnen und Skuten nach der Stadt übersetzen lassen, woselbst sie zwar die Stadt geschlossen und alle Passwege mit Stücken aber mit keinem Volk besetzt gefunden, daher auch der Rath und die Bürger, um sich vor gänzlichem Ruin zu erhalten, die Schlüssel der Stadt dem Churfürsten übergeben und dessen Besatzung angenommen.«

Etwas abweichend der Bericht des französischen Gesandten: *Le*

Roy de Pologne se trouva des premiers aux ocasions et des derniers à la retraicte; après avoir fait rompre une partie du pont, il laissa trois ou quatre regiments d'infanterie pour la garde de place, mais depuis ayant considéré la foiblesse de cette ville il en retira la garnison, cequi obligea les bourgeois à aller offrir leurs clefs au Roy de Suède, qui y est entré quelques jours après.

Nachdem die Brücke hergestellt ist (Montag Abend den 31. Juli), beginnen die Regimenter hinüberzugehen. Es kommt Nachricht, dass sich 40—50,000 Polen bei Czersko fünf Meilen oberhalb Warschaus gesetzt haben; Karl Gustav geht noch am 1. Aug. ihnen nach, kehrt aber folgenden Tages zurück, ohne sie dort gefunden zu haben. Am 5. Aug. ist der Uebergang des Heeres auf die Ostseite der Weichsel vollendet. Der französische Gesandte de Lumbres wird ersucht, sich zum König von Polen zu begeben und von Neuem Unterhandlungen anzubieten (Aitzema).

Die polnischen Angaben.

Dass sich in den Augen der Polen der Verlauf der Schlacht sehr anders darstellte, liegt in der Natur der Sache. Die Berichte, die uns vorliegen, sind leider so wenig militairischer Natur, dass wenig aus ihnen zu lernen ist. Auch der Barckmanns (Beil. 11) erläutert nur den Anfang des Kampfes.

Nur Des Noyers giebt einige Punkte, die wenigstens erkennen lassen, wie man sich in der Umgebung der Königin den Verlust der Schlacht erklärte. Wir müssen ihn bis zum Mittag des 29. Juli zurückbegleiten.

Zweimal, sagt er, hatten die Polen den Feind geworfen; und wären sie hinreichend von den Escadronen unterstützt worden, die es hätten thun sollen, so würden sie zum Handgemenge gekommen sein, und das war alles was sie wünschten. Aber gerade das wollten die Schweden vermeiden und zogen sich in den Wald zurück, wo sie durch die Ueberlegenheit ihrer Artillerie und Infanterie geschützt waren. Des Noyers schliesst unmittelbar hieran, ohne vorher oder nachher die Gefechte vom 29sten Nachmittags zu erwähnen, eine sehr merkwürdige Angabe in Betreff der Tartaren. Ihrer sind nur 5000 bei der Schlacht gewesen, indem die andern theils bei Czersko mehrere Meilen oberhalb Warschau, theils bei Nowodwor standen. Der Aga rieth dem Könige, es nicht zu einer Generalaction kommen zu lassen: der Feind habe nur auf drei Tage Proviant bei sich, leide an Wasser Mangel; gegen seine festgeschlossenen

Vierecke, *chateaux marchants* nennt er sie, müsse man nur mit Reiterei agiren; der König möge seine Infanterie und Artillerie zurückziehen, die Tartaren und die Cavallerie den Feind umschwärmen lassen, ihn einwickeln, ihn aushungern. Diesem heilvollen Plan gab der König seine Zustimmung, *mais le destin de la Pologne ne le permit pas*, und der Adel Polens, der glaubte, dass man aus Feigheit diesen Entschluss fasste, begann mit der Nacht von dannen zu gehen.

Das ist also die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag. Am Morgen des Sonntags, als sich der Nebel gesenkt, will man gegen 5 Uhr den Kampf beginnen, *mais déjà à la faveur des brouillards toute la noblesse polonaise s'enfuyait*. Vergebens stellt der König selbst mit dem Degen in der Hand die Reihen auf, vergebens bittet und beschwört er die einzelnen, vergebens setzt er sich selbst dem heftigsten Feuer aus. Wie der Kampf beginnt, macht der ganze Rest dieses Adels Kehrt und bringt mit seiner Flucht den Rest der Armee in Unordnung. Die Schweden gehen trotzdem nur langsam vor, sie lassen die Flüchtigen an sich vorübereilen ohne sie zu verfolgen oder auch nur eine Pistole auf sie abzuschiessen. Johann Casimir, *voyant le desordre si grand tant pour la petitisse de lieu, tant pour la terreur où était toute cette noblesse*, lässt die Infanterie und die Quartianer sich zurückziehen, theils über die Weichselbrücke, theils mit den Tartaren. Dass die Schweden in so fester Ordnung blieben ohne zu verfolgen, davon war der Grund, dass sie die Tartaren hinter sich hatten, die sie fürchteten.

Des Noyers führt später noch an: dass die Tartaren während des Gefechtes, als sie die Polen fliehen sahen, die beiden Dörfer Praga und Skariczowo anzündeten, damit die Schweden sich ihrer nicht bemächtigten, dass man eben so die Brücke angezündet habe, damit sich der Feind nicht der Schiffe bemächtige und eine neue Brücke mache.

Im *Casimir Roy de Pologne p.* 62 ff. stehen ähnliche Dinge zu lesen, aber verbunden mit dem höchsten Preise der polnischen Tapferkeit. Auch da zieht sich (also Sonnabend Mittag) der Schwedenkönig *dans un bois pour se mettre à couvert du canon*, auch da der Wassermangel, aber erst am Sonntag Morgen wird er erwähnt. Hätte man, sagt der Verf., diesen Umstand benutzen wollen, sich verschanzt und in der Defensive gehalten, so würde man den Feind ohne alle Mühe haben vernichten können; *mais la fierté naturelle de cette nation leur fit mépriser un avantage si considérable ne voulant devoir la victoire qu'à leur courage*. Der Grosskanzler

von Polen habe dem Könige gerathen, die Bagage nach Warschau zurückzuschicken, *afin de mieux combattre;* aber diese Vorsicht erschreckte die Truppen, so dass sie nicht mehr mit dem früheren Muth kämpften. Vergebens gab der König das Beispiel bewunderungswürdiger Tapferkeit, die Flucht riss unaufhaltsam alles hinweg u. s. w. Zum Schluss folgt dann die merkwürdige Geschichte vom Kampf am vierten Tage: *Charnezki avec les Tartares et ce qu'il avoit pû ramasser des Fuyards, le batit le quatrième jour et on peut dire que la perte fut presque égale et que le Roy de Suède eut seulement l'honneur du champ de bataille qui luy demeura.*

Dass Thulden mit dem Verf. des *Casimir Roy de Pologne* in Betreff dieses Gefechtes am vierten Tage zusammenstimmt, ist früher erwähnt; aber Thulden nennt Sapieha, nicht »Caesarneckius,« als denjenigen, der den Angriff veranlasst habe. In der Nacht vom Sonntag zum Montag, sagt er, habe Sapieha mit den Scythen sich verabredet, zuerst seien die Scythen vorgegangen, hätten das Dorf Praga an drei Stellen in Brand gesteckt, dann seien sie und Sapiehas Lithauer in geordneten Reihen (*rectis ordinibus*) gegen den Feind vorgerückt und hätten stark und glücklich gegen ihn gekämpft, auch einen Theil der Geschütze, die von dem Feind in den Schanzen genommen worden seien, wieder gewonnen: *cominus pugnabatur tanta contentione ut non modo Lithuani tormenta ea quae amiserant reciperent, verum etiam Suedo sua e manu extorquerent secumque abducerent.*

Man wird wohl annehmen dürfen, dass der von Des Noyers erwähnte Brand der beiden grossen Dörfer Praga und Skariczowo der Kern zu dieser Geschichte vom Gefecht des vierten Tages gewesen ist; und wenn unsre Vermuthung richtig ist, dass eine Danziger Zeitung die Quelle war, aus der Thulden geschöpft hat, so ist sehr leicht zu sehen, wie aus den ersten nach Danzig gelangten Gerüchten vom Brand Pragas nach der Schlacht jene Geschichte combinirt werden konnte.

Von Thuldens Angabe über die Gefechte der ersten Tage ist es nicht der Mühe werth eingehend zu handeln; sie lassen kaum ungefähr den entscheidenden Moment erkennen, und geben auch nicht ein neues Moment, man müsste denn dafür die Angabe nehmen wollen, dass die Polen am zweiten Schlachttage sich ganz in der Defensive hätten halten wollen: *castris se tenere neque in hostes eruptionem facere sed vim tantum a se defendere optimum ducebant;* wir wissen, dass diess entschieden nicht der Fall war.

III. Die militairisch-politischen Zusammenhänge des Feldzugs von 1656.

Die Schlacht von Warschau ist nach ihrer Dauer und nach der Masse der Streitkräfte, die auf dem Kampfplatz waren, eine der bedeutendsten jener Decennien, die des grossen deutschen Krieges mit eingeschlossen. Um so auffallender ist die geringe politische Wirkung, die sie nach dem Urtheil der Zeitgenossen hat. *Minor ejusdem fructus quam pro gloria fuit,* sagt Pufendorff *C. G. III.* 28 und Des Noyers schreibt am 5. Sept.: »*La dernière victoire du Roi de Suède lui sera bien plus dommageable qu'utile.*« Selbst im *Casimir Roy de Pologne* heisst es *p.* 65 *quoyque cette perte fut assez considerable Charles n'en tira pourtant pas beaucoup d'avantage.*

Allerdings ist die Wirkung der Schlacht gering, wenn man nur Polen und Schweden ins Auge fasst. Aber ihre Bedeutung liegt nicht in der Alternative: entweder Schweden oder Polen; man könnte sagen ihre Entscheidung laute: weder Schweden noch Polen.

Unzweifelhaft war Karl Gustav unter den Feldherren, die aus der blutigen Schule des dreissigjährigen Kriegs hervorgegangen waren, einer der grössten; man wird keinen zweiten finden, in dem sich mit gleicher Leichtigkeit und Unerschöpflichkeit militairischer Conceptionen, mit gleicher Genialität der Heeresführung so wilde Gewalt des Wollens, solche Leidenschaft und »Thürstigkeit« des herrischen Geistes, solcher Cynismus der Waffengewalt verband. Unter seiner Führung war der Soldat gewiss zu siegen; seinen Gewaltstössen widerstand auch doppelte und dreifache Uebermacht nicht. Mehr als einmal wagte er Unglaubliches, und das Unglaublichste gelang ihm nur um so sicherer. Des Noyers charakterisirt ihn vortrefflich, indem er sagt: *l'action la plus imprudente de toute sa vie est sa venue à Varsovie — il étoit impossible qu'il échappait, et sa folle témérité l'a fait triompher.*

Aber sein militairisch staunenswürdiger Krieg in Polen zeigt, dass er in der Politik ein Epigone war.

Verfolgt man die verschiedenen Projecte, die ihn in Betreff Polens beschäftigt haben, so erkennt man, wie er umhertappt; er kämpft und erobert ohne ein bestimmtes politisches Ziel, ohne einen schöpferischen Gedanken: er will nur schlagen und immer nur schlagen. Der Krieg ist

ihm nicht Mittel, sondern Zweck; er kennt ihn und versteht ihn nicht anders als wie die Krone Schweden so bald nach Gustav Adolphs Tod sich gewöhnt hat ihn in Deutschland zu führen, als ein Mittel den Kriegsstaat zu ernähren und fort und fort zu mehren, mag aus dem fremden Land und Volk darüber werden was da will. Der Krieg ist ihm nicht der Weg, eine neue dauernde sich in sich selbst tragende Zuständlichkeit zu schaffen, sondern der eigentliche Zustand, der Beruf, die dauernde Beschäftigung, die er für sein Volk sucht. Vielleicht erkannte oder glaubte Karl Gustav so und nur so der mächtigen Spannungen im Innern seines Staates Meister bleiben zu können; nur dass diese selbst in dem Maasse wuchsen als man Adel und Volk durch den Ruhm, die Beute, die Demoralisation soldatischen Herrenthums überreizte.

So gewiss die Zustände des alten Europa, die im dreissigjährigen Kriege zusammenbrachen, unhaltbar geworden waren, gleich denen des achtzehnten Jahrhunderts, denen die französische Revolution ein Ende gemacht hat, eben so gewiss ist, dass dort so wenig der Krieg wie hier die Revolution das neue Princip war, dessen die Welt bedurfte, nach dem sie suchte und rang.

Der grosse deutsche Krieg hatte die alte Staatsweise der ständischen Libertät gerichtet. Noch stand sie in Polen in breitester Wucherfülle da; der schwedische Krieg kam über die Republik, das gleiche Gericht zu vollziehen; bei dem ersten Ansturz Karl Gustavs brach sie zusammen. Aber eine neue lebensvolle Form verstand weder er ihr zu geben, noch sie selbst, indem sie sich erhob, sich zu schaffen; sie wusste und wollte nichts als die Rückkehr zur alten Libertät.

So war es möglich und an der Zeit, dass sich zwischen beiden und auf Kosten beider eine neue Machtbildung erhob, eine Monarchie, welche die Libertät eben so wie den Kriegsstaat überholte und in gebührende Schranken wies, welche nicht bloss herrschte sondern regierte.

Auch Russland, auch Dänemark erhoben sich; aber während in Dänemark mit der Gründung der *lex Regia* von 1660 nur der »Lakayismus« an die Stelle der Libertät trat, und in Russland die nur nach Aussen gewandte Macht das innere Leben lähmte und erschöpfte, wuchs der Staat des grossen Churfürsten gleichen Schrittes an Kraft im Innern und Macht nach Aussen. Auf ihn gravitirte fortan die baltische Politik; er fand den Weg, auf dem er für Deutschland und für Europa wichtig und unentbehrlich wurde; er fand seine Aufgabe. Denn da, in der baltischen

Frage, an den Küsten der Ost- und Westsee liegt die Lösung der deutschen Frage, nicht in Frankfurt, in der Mainlinie, im deutschen Parlament oder ähnlichen Palliativen. Und mit tiefstem Verständniss dessen, was die Zukunft bestimmen werde, hat Friedrich der Grosse in seinem *testament politique* von 1752 gesagt, wenn Preussen Danzig besitze, dann müsse es sich eine Flotte bauen.

So viel zur allgemeinen Orientirung.

Die Erhebung Polens.

Wir sahen, wie rasch Karl Gustav im Feldzug von 1655 Polen erobert hatte. Während Johann Casimir nach Schlesien flüchtete, hatten sich die Bischöfe, die Magnaten, der Adel, die Quartianer unter Potocky, Koniecpolzky, anderen Generalen freiwillig unterworfen und gehuldigt; nur der tapfere Czarnecky hielt noch die Sache seines Königs. Karl Gustav durfte sich als Herrn der Republik ansehen; er liess Münzen prägen auf denen er sich *protector Poloniae* nannte (Des Noyers 12. Dec. 1655). Mit dem Ausgang des Jahres eilte er nach Preussen, um den letzten Magnaten der Republik, den Churfürsten, im Welauer Vertrage zur Unterwerfung zu zwingen.

Aber eben da begann die Wendung der Dinge; rasch folgte der Abfall des Adels und Volkes, des Heeres, die Rückkehr Johann Casimirs aus Schlesien. Karl Gustav brach im Winter aus Preussen auf, eilte die Weichsel aufwärts bis Sendomir und Jaroslaw, die überall sich bildende Insurrection zu erdrücken, die Vereinigung des Aufstandes im Süden, Westen und Osten der oberen Weichsel zu hindern; es gelang ihm nicht mehr. Die lithauischen Quartianer unter Sapieha, die wieder abgefallenen Grosspolen unter Potocky, die Heerhaufen Czarneckys vereinigten sich; auch Lubomirsky dachte jetzt nicht mehr daran das Königthum in Polen abzuschaffen und ein Regiment der Magnaten zu gründen, er eilte mit seinem Anhang zu Johann Casimirs Fahnen; der lithauische Unter-Schatzmeister Gonsiewsky, der mit Radzivil übergetreten war und sich in Königsberg aufhielt, verliess verkleidet die Stadt und eilte zur polnischen Armee. Nach dem Verlust Sendomirs musste Karl Gustav weichen und Krakau dem Muth seines Generals Wirth überlassen. Er ging auf Warschau zurück; auch da war es unmöglich Halt zu machen; er überliess die Vertheidigung der Stadt, die erst befestigt werden musste,

dem General Wittenberg, liess einen Theil seines Heeres in der Stellung bei Nowodwor unter seinem Bruder, mit der Weisung sich dort zu verschanzen und über Bug und Weichsel Brücken zu schlagen. Er selbst ging nach Preussen, um die Weichsellinie, Thorn, Marienburg, Elbing zu sichern.

Mit dem Ausgang April hatten die Schweden im eigentlichen Polen nur noch die Städte Krakau, Warschau, Posen, ein Paar Festen zwischen Krakau und Warschau; alles Land umher war in der Gewalt des Polenkönigs oder in Waffen gegen Schweden, voll Hass und Wuth gegen den, dem man sich vor Kurzem unterworfen hatte. Schon stand auch Lithauen auf. Czarnecky drang gegen Posen und Gnesen vor, sandte Zamecky weiter, Pomerellen zu occupiren und die Verbindung Schwedens mit Stettin und den Odermündungen zu zerreissen. Die Lithauer unter Sapieha, dem Palatin von Witepsk, belagerten Warschau und mit erdrückender Uebermacht zog Johann Casimir heran, seine Residenz wieder zu nehmen. Schon war ein Tartarenheer auf dem Wege ihn zu unterstützen und fluthete bis an die preussischen Grenzen schweifend auf Warschau heran. Der Adel in Masuren und Podlachien, zwischen der preussischen Grenze und dem Bug, erhob sich, zunächst Tycozin zu belagern, die Feste des Fürsten Boleslav Radzivil, der auf schwedischer Seite geblieben war; mit der Insurrection hier war die nächste Verbindung mit Lithauen geöffnet. Dort war bereits der Grossfürst von Moskau, jetzt ein Verbündeter Polens, eingerückt, dessen Heere zugleich Ingermanland, Liefland überschwemmt, Dorpat, Dünaburg eingenommen hatten, sich an der Düna abwärts nach Riga wälzten.

Mit jedem Tage wurde die Schwedenmacht enger umschnürt, ihre Verbindung mit der See schwerer bedroht. Noch stand das mächtige Danzig ungebeugt; es nahte eine holländische Flotte die Stadt zu sichern und dem schwedischen *Dominium maris Baltici* für immer ein Ende zu machen.

Für Schweden erhob sich niemand; der Protector von England gab schöne Worte, aber leistete nichts; und Frankreich, nur gegen das Haus Habsburg in Spanien und im Reich gewandt, wollte weder Polen sinken noch Schweden zu mächtig werden lassen; es mühte sich ab hinzuhalten und zu vermitteln. Es gab nur einen Fürsten, der nahe genug und militairisch stark genug war helfen zu können, den von Brandenburg.

Wir haben die Frauenburger Verhandlungen schon oben bespro-

chen. Der Churfürst hatte durchaus nicht das Interesse den Abschluss zu beeilen, auf den Karl Gustav brannte; er suchte zwischen den beiden Kronen zu vermitteln. Von ihm ging der Vorschlag aus, zu dem sich auch Karl Gustav bereit erklären musste, den de Lumbres an Johann Casimir überbrachte: *de faire changer son royaume en monarchie héréditaire avec pouvoir d'en disposer pour qui bon luy sembleroit s'il se vouloit joindre avec eux.*

Die kluge und stolze Königin trug sich wohl mit ähnlichen Gedanken; aber um keinen Preis meinte sie dem »Usurpator« der schwedischen Krone das Geringste nachgeben, dem abtrünnigen Vasallen im Herzogthum Preussen irgend etwas danken zu dürfen. Der Enthusiasmus, mit dem sich Polen erhob, gab ihr die Zuversicht grösster Erfolge und ersehnter Rache.

Nicht die Versprechungen des Schwedenkönigs, sondern die Drohungen der Polen bestimmten den Churfürsten die Waffen zu ergreifen.

Er hatte gleich beim Beginn des Krieges dem Polenkönige sich zu jeder Hülfe bereit erklärt, namentlich mit den Ständen im königlichen Preussen gemeinsam den Schutz des Landes zu übernehmen sich verpflichtet; er war mit Heeresmacht an der untern Weichsel, als Karl Gustav über Posen nach Warschau vordrang; er forderte Johann Casimir auf, das Kriegsaufgebot im polnischen Preussen mit der brandenburgischen Armee sich vereinigen zu lassen. Aber die Stände in Preussen waren und blieben »ohne Rath und in Confusion, in zerschnittener Meinung;« und vom Könige und etlichen Senatoren kamen Schreiben an die Städte und Woywoden des Weichsellandes, dem Churfürsten nicht zu trauen, nirgends seine Truppen in die Städte zu lassen[1]. Dann als Johann Casimir bereits landflüchtig und sein Reich in des Schweden Gewalt war, hatte er dem Churfürsten die Souveränetät des Herzogthums Preussen angeboten, wenn er gegen Schweden eintreten wolle. Sollte der Churfürst sich und seinen »Staat« in die schlechte Concursmasse der Republik werfen? sie war nichts mehr, der Abfall des polnischen Heeres und Adels verdoppelte Karl Gustavs Heer; mehrere tausend Quartianer zogen mit nach Preussen, den Churfürsten zur Unterwerfung zu

1) Aus der sehr merkwürdigen Brochüre: Eines getreuen preussischen Patrioten eylfertige Interimsbeantwortung derer dreizehn Motiven, welche im vergangenen Monat allhie in Danzig bey Philipp Christian Rhat gedruckt worden 1657.

zwingen. Als diese Uebermacht das Herzogthum überschwemmte, als sie endlich vor den Wällen von Königsberg stand, da konnte der Churfürst nicht anders als den Vertrag von Welau annehmen.

Dass diess geschehen, dass der Churfürst 1500 Mann dem neuen Lehnsherrn nach dem Vertrage stellte, darüber war in Polen sofort die grösste Erbitterung; sie wuchs in dem Maasse als die Erhebung weiter schwoll und Zuversicht gewann. Warum auch that der Churfürst nicht gleich den Potockys und Koniecpolskys, die ja auch ein Treueid an Karl Gustav band, nicht gleich dem lithauischen Unterschatzmeister, der ihm so dringend zum Welauer Vertrage gerathen hatte (*vehementer suaserat* Puf. *VI.* 30) und nun einen Theil der lithauischen Armee commandirte? Man sprach am Hofe und im Heer Johann Casimirs vom Churfürsten als von einem Abtrünnigen, dem man den Process machen müsse; Johann Casimir forderte drohend in einer Frist von drei Tagen seine Rückkehr zum Gehorsam (*pro imperio exigebat ut sub perduellionis poena intra triduum relictis Suecis Polonico exercitui sese jungeret*).

Vergeblich waren die Vorschläge die der Churfürst machen liess, die Mahnungen des französischen Gesandten; *ce Roy n'y a pas voulu prester l'oreille.* Es wurde der polnische Oberjägermeister Georg Maidell nach Königsberg gesandt, die früheren Forderungen zu wiederholen (*satis imperiose postulabat.* Puf.), zugleich Mandate an die Stände des Herzogthums Preussen zu überbringen, die sie verpflichteten dem Churfürsten allen ferneren Gehorsam zu versagen. Schon vorher waren Briefe aufgefangen, die dem Gen. Zamecky befahlen »des Churfürsten deutsche Lande mit Feuer und Schwert zu verwüsten«[1]. Und in den ersten Junitagen brachen Zameckys Schaaren in die Neumark und Hinterpommern ein (Puf.). Zugleich wurden Tartarenschwärme »von Polen geführt,« in das Herzogthum Preussen geworfen, »wo von ihnen viele Ackerleute gefesselt und in Dienstbarkeit abgeführt worden sind« (Beilage 8).

---

1) So der Anfang des in Beilage 8 abgedruckten Berichtes. Das Schreiben des Churfürsten an den Polenkönig, das Puf. *VI.* 33 hat, muss damals, wohl von brandenburgischer Seite als Rechtfertigung, veröffentlicht worden sein, denn Thulden *p.* 278 führt daraus die Worte an: *paci se semper studuisse* .... jetzt sei er gezwungen sich mit den Schweden zu verbinden *cum non modo constans rumor afferat Caesarnecium in Prussiam hostilia moliri, verum etiam in mandatis eum ab Reg. M^te^ accepisse ut id faciat interceptae a suis literae testentur.* Der Brief ist vom 1/11. Juli.

»Was konnte S. Cf. D. nun anders thun als um sich und dero von Gott anvertraute Lande wie auch mithin das Römische Reich von Gefahr und Desolation zu befreien, diejenigen Mittel, so noch übrig, zur Hand zu nehmen« (Beilage 8). Während in Marienburg der Vertrag zwischen Schweden und Brandenburg sehr rasch zu Ende verhandelt wurde, hatten beide Fürsten eine persönliche Zusammenkunft in Preussisch Holland (17/27. Juni), das gemeinsame weitere Verfahren gegen Polen festzustellen.

Aber gleich darauf (21. Juni — 1. Juli) hatte Graf Wittenberg in Warschau capituliren müssen; der Besatzung ward freier Abzug gewährt, aber ihn selbst und andere hohe Officiere führten die Polen gefangen nach Zamosc; nur Benedict Oxenstjerna liess man, da er schwer erkrankt war, in Warschau zurück.

Der Anfang des brandenburgischen Kriegs[1].

Nach dem Fall Warschaus hätten die Polen vordringen, sich namentlich auf das Lager von Nowodwor werfen müssen[2], bevor die schwedische und brandenburgische Armee sich vereinten und dem Prinzen Adolph Johann einen Rückhalt boten. Der Prinz selbst fürchtete, dass der Feind ihn überfallen und erdrücken werde; er fragte bei seinem königlichen Bruder an, ob er nicht die Position aufgeben und nach Thorn zurückgehen solle; er erhielt den Befehl zu bleiben. Der Versuch, den die Polen machten, vom linken Weichselufer her die Brücke, die zum Lager führte, zu nehmen, wurde mit zu schwachen Mitteln unternommen und mit schwerem Verlust zurückgeschlagen.

Am 8. Juli N. St. kam Karl Gustav mit ein Paar tausend Mann von der untern Weichsel herauf nach Nowodwor. Sofort schrieb er dem Churfürsten (Berl. Arch.): er möge eilen *ut nostras quoque utrinque vires quantocyus congregemus et armis et consiliis conjunctis non vero separatim agamus.* Er meldet ihm die Stellung des Feindes: der grösste Theil der polnischen Streitkräfte sei bei Warschau vereinigt, das lithauische Heer unter dem Palatin Sapieha stehe bei Praga; Czarnecky sei, sobald er er-

1) Diesen Ausdruck »brandenburgischer Krieg« braucht Rudausky, er scheint der in Polen damals übliche gewesen zu sein.

2) So Passes Denkwürdigkeiten *p.* 8; dass es nicht geschehen, nennt er »eine unkluge Anordnung.«

fahren, dass bei Sacrozin eine Brücke über die Weichsel gelegt sei, auf die linke Seite des Stromes gegangen und stehe bei Warschau; so seien die beiden Theile des feindlichen Heeres getrennt; er gedenke gegen die Lithauer und die von den Polen bei Praga geschlagene Brücke einen Handstreich zu versuchen (*aliquid tentare*).

Folgenden Tages schreibt der König (Berl. Arch.). dass er im Begriff sei »über die Weichsel« zu gehen. Also sein Plan ist geändert, er will jetzt nicht auf die Lithauer, sondern auf Czarnecky seinen Angriff richten. Sollte das geschehen, so war vor Allem wichtig, dass die Narewlinie gesichert werde, damit der Feind nicht *in nostri exercitus absentia* gegen das Herzogthum vordringe. Am Narew »18 Meilen« aufwärts von Nowodwor liegt Tycozin, eine Festung des Fürsten Bogislaw Radzivil; sie war jetzt von dem Adel Masoviens und Podlachiens belagert. Der König besorgte, dass die Feinde den Narew bei Ostrolenka oder Pultusk überschreiten könnten; da Gefahr im Verzuge sei und der Churfürst vielleicht noch Hindrung habe, so habe er vorgezogen einige Regimenter (unter Radzivil und Douglas) nach Tycozin zu schicken, zugleich auf dem Marsch alle Brücken und Schiffe zu zerstören; er fordert den Churfürsten auf mit seinen Truppen, die unter Oberst Wallenrodt (bei Johannisburg) lägen, Douglas *in itu et reditu* zu decken, 800 bis 1000 Dragoner nach Ostrolenka zu senden.

In der That versuchten die Polen dort durchzubrechen. Mit jedem Tage wuchs in Warschau die Zuversicht und die Wuth gegen den Churfürsten. König und Königin, *imaginaria fortuna elati*, wie Karl Gustav schreibt (13. Juli), wiesen alle Erbietungen, die der französische Gesandte machte, zurück; sie weigerten sich namentlich den Churfürsten mit in die Verhandlungen über ein *accommodement* aufzunehmen, *à cause qu'il est leur vasal* (de Lumbres Schreiben vom 9. Aug.).

Am 13. Juli meldet der König, es sei Nachricht gekommen, dass der Feind (unter dem Grossmarschall Lubomiersky, unter dem Gonsiewsky stand) vorgehe, zwischen Pultusk und Ostrolenka *in nostros eruptionem facere;* er bittet dringend Wallenrodt »oder wen sonst« zur Deckung vorgehen zu lassen, vor Allem aber selbst recht bald heranzukommen: *quamdiu nostras utrinque vires separatim stare et in unum non coivisse senserint, haud dubie nihil de illo animi tumore remittent.*

Man war schwedischer Seits sehr entfernt, dem Churfürsten zu trauen; man glaubte, dass er immer noch mit Johann Casimir verhandle.

In einem viel spätern Schreiben (6. Decb. 1657) sagt der König: *quod plane eos latere non potuit qui videbant quae subinde miscebantur per Georgium Maydel et cum protecto tunc etiam Gonsievio agebantur*. Also auch jetzt noch, so glaubte man, Heimlichkeit mit Gonsiewsky, der gegen den Narew vorrückte.

Man wird sehr beruhigt gewesen sein, dass der Churfürst endlich heranzog, am 11. Juli jenes Schreiben an den Polenkönig erliess, das seine Conjunction mit den Schweden aussprach, den 14. Juli die polnische Grenze überschritt; er stand nun bei Schrinsky, nur einen Marsch von Nowodwor entfernt.

Der König brannte darauf die Offensive zu ergreifen. Die Brücke bei Warschau, schreibt er 16. Juli dem Churfürsten eigenhändig und deutsch, ist bei dem hohen Wasser gebrochen, eine neue Brücke »unterhalb der Stadt« erst angefangen und nicht sobald fertig. Die lithauische Armee steht getrennt von der übrigen, »welcher ich gewiss vermeine man etwas könne beibringen, dieweil man den Bug oberhalb bleiben kann, wenn man den Narew erst passirt.« Also die lithauische Armee stand zwischen Bug und Narew; wir entnehmen aus Des Noyers Brief vom 20. Juli, dass nur 10,000 M. bei Praga (unter Paul Sapieha) geblieben; die übrigen 20,000 M. (?) unter Lubomiersky standen am rechten Ufer des Bug. Dort also wollte sie Karl Gustav, den Narew oberhalb seiner Einmündung in den Bug überschreitend, getrennt von dem Hauptheer überfallen.

Noch war Douglas von Tycozin nicht zurück; war die lithauische Armee ausgesandt ihn abzuschneiden? Des Noyers sagt: Gonsiewsky sei mit 2000 M. abgesandt worden *pour empêcher le secours de Tycozin, que Douglas conduisait;* aber, fügt er hinzu, *il arriva trop tard.* Der König meldet am 18ten, dass Douglas Tycozin glücklich entsetzt habe, dass er auf dem Rückmarsch sei und folgenden Tages eintreffen werde. Er kam unversehrt an.

Gonsiewsky rückte vor, als Douglas vorüber war; am 23sten ist im schwedischen Lager die Nachricht, dass er Ostrolenka besetzt habe, Pultusk einschliesse. Sofort eilt der König (24. Juli) in eigner Person »mit einer starken Parthie« Schweden und Brandenburgern den Narew aufwärts. Gonsiewsky zieht sich bei seinem Herannahen schleunigst von Pultusk und »über den Bug auf Warschau« zurück. Am 27. Juli ist der König wieder im Lager.

Bis zu diesem Tage hatte der Churfürst noch gezögert den letzten Schritt zu thun, den, sich mit dem Könige vollständig zu conjungiren d. h. die entscheidende Offensive möglich zu machen. Er hatte gehofft, dass man in Warschau endlich zur Besinnung kommen, »sich endlich zum Frieden bewegen lassen werde« (Rel. I. § 5). Das Schreiben des Polenkönigs vom 25sten, das des Gnesner Erzbischofs vom 24. Juli konnten ihm zeigen, dass es eines schärferen Druckes bedürfe, den Uebermuth der Polen zu brechen. Am 27. Juli erfolgte die »Conjunction.«

Halten wir einen Augenblick inne. Die militairischen Bewegungen in den vier Wochen, die seit dem Fall von Warschau verflossen waren, zeigen auf das deutlichste die geistige Ueberlegenheit Karl Gustavs, die Schwäche der polnischen Uebermacht. Acht Tage lang steht das Häuflein Schweden in Nowodwor, so schwach, dass der Generalissimus selbst verzweifelt sich halten zu können, nach Thorn zurückgehn will; aber die Polen lassen ihn ungestört. So wie Karl Gustav angekommen, beginnt er rechts und links hinaus zu schlagen; am 11. Juli streift Bülow bis Blonie, südwestlich von Warschau, den Polen den Marsch nach Thorn zu verlegen; zugleich eilt Douglas und Radzivil Tycozin zu entsetzen; dann folgt des Königs Zug den Strom hinauf, den Feinden das Durchbrechen nach Preussen zu hindern. Karl Gustav versteht es die unschlüssigen Gegner bald da bald dort zu überraschen; er weiss sie hinzuhalten, bis die Conjunction ihn in den Stand setzt den entscheidenden Stoss zu führen.

Auf polnischer Seite scheint man sich immer noch nicht stark genug zu fühlen; man wartet noch auf die Ankunft der Tartaren. Johann Casimir wirft wohl auf die Nachricht von Bülows Zug nach Blonie ein Corps dorthin; aber wie es ankommt, sind die Schweden schon hinweg; man folgt bis an die Brücke von Sacrozin, da aber erlahmt der Stoss (Puf. *C. G. III.* 24). Es wird jener Versuch gemacht den Uebergang über den Narew zu gewinnen, aber die Lithauer weichen vor dem Anmarsch des Königs zurück. Was hilft die Uebermacht, die Johann Casimir hat, *il y a vingt sept jours,* schreibt Des Noyers am 27. Juli, *que tout cela est ici à faire bonne chère et laisse le Roy de Suède camper six lieues d'ici, lequel depuis qu'il y est n'a pas eu plus de* 10,000 *hommes effectifs et* 13,000 *de l'Electeur; j'ai honte de le dire.*

Die Einleitung zur Schlacht.

Es ist nicht meine Aufgabe, aus allgemeinen strategischen Gesichtspunkten die Schlacht von Warschau zu entwickeln; auch militairisch von grösserem Interesse ist es festzustellen, wie und aus welchen Anlässen man von der einen und andern Seite zur Schlacht kam.

De Lumbres nennt in seinem Bericht an Mazarin die Schlacht *une rencontre inopinée de deux armées qui se cherchaient l'une et l'autre, sans avoir aucun advis de la marche ny du dessein de l'une l'autre.* Ist diese Bezeichnung richtig?

Pufendorff berichtet (*F. W. VI,* 36), der Polenkönig habe de Lumbres Anträge (vor dem 27. Juli) mit den Worten abgelehnt: »er habe das schwedische Heer den Tartaren zum Frühstück geschenkt, den Churfürsten wolle er in ein Verwahrsam bringen, wohin weder Sonne noch Mond scheine.« Also man wollte den Feind schlagen und vernichten; und wo er zu finden sei, wusste man sehr wohl; man brauchte ihn nicht erst zu suchen.

Und bedarf es noch eines Beweises, dass Karl Gustav die Schlacht suchte? Als de Lumbres ihn bei jenem Zusammentreffen am 28. Juli Mittags zurückzuhalten suchte, ihm die Uebermacht des Feindes darlegte, ihn vor der fast unvermeidlichen Niederlage nach so vielen ruhmvollen Erfolgen warnte, antwortete der König nach Loccenius *p.* 734 und Scheffer XVII. 8: »wenn nur alle meine Feinde hier auf Einem Felde mir gegenüber ständen, dass ich sie mit einem Male niederwerfen könnte.«

Und doch ist in dem Ausdruck *une rencontre inopinée* etwas Richtiges.

Die Verbündeten hatten ihren Plan darauf gestellt, dass die neue Brücke bei Warschau noch nicht fertig, die Verbindung zwischen der lithauischen und polnischen Armee noch nicht hergestellt sei; ob sie wussten, dass von der lithauischen Armee die grössere Hälfte noch am Bug stehe, nur 10,000 Mann unter Paul Sapieha und das am Narew zurückgewiesene Corps von Gonsiewsky bei Praga stehe, ist nicht zu ersehen.

In der Rel. I. II. u. s. w. wird der Plan der Verbündeten mit folgenden Worten angegeben (§ 8): »dass man der lithauischen Armee so bei Praga eine Weile gestanden, eines beizubringen, oder da solche sich

retiriren thäte, vorerst die Brücke bei Warschau gänzlich zu ruiniren und alsdann wieder den Bug bei Nowodwor zu repassiren und nachdem man über die bei Zacrozin verfertigte Brücke gekommen, jenseits der Weichsel bei Warschau mit dem Feind zu einer Hauptaction zu gelangen suchen wolle.« Auch in den brandenburgischen Bearbeitungen der Relation I. ist diese »Intention« unverändert gelassen[1]. Und de Lumbres berichtet, dass die Verbündeten, als er sie auf dem Anmarsch traf ihm gesagt haben: *que leur dessein estoit, d'aller attaquer l'armée de Lituanie separée de celle de Pologne par la rivière de Vistule et puis les forts de terre qui sont fort proches du pont, et ensuite brusler une partie du mesme pont.*

Also die Absicht beim Aufbruch am 28. Juli ist nicht die ganze feindliche Armee zu treffen. Die Eile des Aufbruches und des Marsches zeigt, dass man einen Ueberfall zu machen gedenkt, ehe die Verbindung beider polnischer Heerestheile ermöglicht ist, dass man den rechten Flügel der feindlichen Armee zu sprengen und dann in raschem Rückmarsch den linken Flügel zu erreichen und zu vernichten hofft. Man nimmt nur Proviant auf drei Tage mit.

Ueber den Plan der Polen geben Rel. I. II. u. s. w. folgendes: »Es hat sich zugetragen, dass der Feind gleich selbiges Tages (28. Juli) suchte mit seiner um Warschau bei sich gehabten Force über seine Brücke zu Warschau zu gehen und nach beschehener Conjunction mit der lithauischen Armee und den angekommenen Tartaren vor dem schwedischen Lager bei Nowodwor sich zu setzen und mit den Partheien die schwedischen und brandenburgischen Fouragiers zu incommodiren.«

Diesen Krieg gegen die Fouragiere wird man wohl auf sich beruhen zu lassen haben. Kochowsky führt *p.* 178 an: »nach der Nachricht von der Ankunft des Churfürsten in Plonsk sei in Warschau Kriegsrath gehalten worden, ob man am Stromufer entlang, das keinen Unterhalt mehr biete, vorgehen und den vorstürmenden Feind aufhalten solle, oder ob es nicht besser sei ihn innerhalb der Verschanzungen zu erwar-

---

1) In dem Beilage 8 angeführten Bericht heisst es: »in der Intention sich zu bemühen ob der ohnweit daselbst (bei Praga) stehenden lithauischen Armee eins beigebracht oder da (solches nicht möglich) dieselbe sich retiriren (dürfte) sollte, ob die Brücke bei Warschau ruinirt und wenn man über den Bug zurück gegangen, ob man bei Sacrozin über die Weichselbrücke kommen und dann füglich mit dem Feinde anbinden könnte.« Die eingeklammerten Worte sind im Concept gestrichen.

ten, um nicht die zusammengebrachten Magazine unvorsichtig aufzugeben; werde man im freien Feld (?) geschlagen, so bleibe immer noch ein sichrer Rückzug hinter die Verschanzungen.« *Quod potius visum* fügt er hinzu.

Man kann mit Bestimmtheit sagen, dass diese Angabe Kochowskys unrichtig, nicht bloss unlogisch ist. Am 27. Juli bereits schreibt Des Noyers: *cependant notre armée passe la Vistule sur notre pont de batteaux, pour ensuite aller passer le Bug pour trouver l'ennemi, qui ne sort point de ses retranchements; les Tartares doivent l'investir par derrière, et s'il se laisse enfermer, il est perdu assurement, mais je crois qu'il se retirera en Prusse aussitot qu'il saura qu'on ira à lui.* Daher sagt de Lumbres am 28sten den Verbündeten, als er sie auf dem Anmarsch trifft: *qu'ils ne trouveroient pas les trouppes de Lituanie, parce qu'elles marchaient pour gagner la rivière de Bouc ... et que celles de Pologne commençoient à filer en deçà du pont pour se joindre aux Tartares et suivre celles de Lituanie.*

Also der Plan der Polen war den Feind in Nowodwor einzuschliessen; man wollte zu dem Ende über den Bug gehen, natürlich nicht unter den Augen des Feindes, sondern weiter stromaufwärts, so dass man ihm den Rückzug nach Preussen sperrte. Aber musste dazu die ganze Armee nach dem Bug gehen? musste nicht zugleich das linke Weichselufer bei Sacrozin gedeckt, die Brücke dort zerstört werden? Unsre Quellen geben keine Antwort auf diese Fragen. Inzwischen plante man schon ins Weite hinaus; das Herzogthum Preussen sollte als ein verfallenes Lehn angesehen und mit der Krone vereinigt werden; eben deshalb wollte man es nicht heimsuchen (*il ne faut pas ruiner cette province*, Des Noyers am 27. Juli) wohl aber die Tartaren nach der Mark und Pommern werfen u. s. w.

Man sieht, in welchem Sinn de Lumbres Bezeichnung der Schlacht als *une rencontre inopinée* richtig ist. Weder die Polen hatten den Anmarsch des Feindes, von dem ihnen am Morgen des 28. Juli Nachricht kam, vorausgesehen, noch waren die Alliirten darauf gefasst auf die ganze feindliche Armee bei Praga zu stossen. Darauf gründete dann de Lumbres den Versuch noch jetzt den Zusammenstoss zu hindern (*cette rencontre inopinée ... pouvait faire prendre de nouveaux conseils,*); er meint, es wäre möglich gewesen, *si l'armée de Suède et de Brandenbourg n'en eussent esté trop avancées pour rebrousser chemin.*

Schwerlich war das der Grund. Vielmehr de Lumbres weitere

Angabe, *que celles de Pologne commencoient dejà à filer au deçà de pont pour se joindre aux Tartares*, zeigte, dass man eilen müsse heranzukommen, um wo möglich die Brücke zu zerstören bevor noch mehr Volk herüberkomme. Namentlich der Churfürst hatte allen Anlass zum Vorgehn zu mahnen; für ihn stand jetzt noch mehr auf dem Spiel als für die Schweden.

Die Schlacht.

Es darf wohl auffallen, dass die Verbündeten auch da noch ihren ursprünglichen Plan festhielten, als sie schon erkennen mussten, dass die Bedingungen, auf die derselbe berechnet war, sich verändert hatten.

Aber wenn sie nach einem schweren Marsch in der Hitze und dem Staub eines Julitages, noch bei Sonnenuntergang den Angriff gegen die verschanzte Stellung des Feindes versuchten, so mussten sie hoffen noch überraschen und durch Ueberraschung etwas erreichen zu können. Die Richtung des Stosses, den sie führten, ist auf den linken Flügel des Feindes gerichtet; sie wollen zur Brücke durchbrechen und sie zerstören.

Nicht bloss diess mislingt, man bekommt zugleich einen harten Chock von der linken Flanke her, der sehr deutlich zeigt, dass der Feind voll Kampflust und Zuversicht ist.

Ob es richtig ist, dass in dem Kriegsrath der Alliirten nach diesem Abendgefecht der Vorschlag gemacht worden zurückzugehen, muss dahingestellt bleiben. Vielleicht war der Rückzug unter den Augen eines an Reiterei überlegenen Feindes noch bedenklicher als eine Schlacht.

Dass man so nahe den Verschanzungen des Feindes, einen langgestreckten Wald zur Seite, ohne Verhau und sonstige Deckung lagerte, war nicht viel mehr als eine Bravade. Warum strafte der Feind sie nicht mit einem nächtlichen Ueberfall? Noch war nicht seine ganze Armee diesseits der Weichsel; die ganze Nacht durch währte das Herüberziehn der Colonnen. Er hatte eine Stellung. in der er des Erfolges in jedem Fall sicher zu sein glauben durfte. Sie beherrschte die der Verbündeten vollständig.

Dass jenseits der Weichsel bei Pulko schwere Stücke postirt wurden, die rechte Flanke der Alliirten zu bestreichen, scheint zu beweisen, dass man darauf rechnete, die Gegner vor den Retranchements zwischen Wald und Weichsel festzuhalten. Auch die kleine Colline neben dem

Wald war mit Stücken besetzt, um dem Feind das Debouchiren nach links in das offene Feld unmöglich zu machen, ihn in der Sackgasse, in die er gerannt war, schliesslich zusammenzuquetschen.

Die Lage der Verbündeten war arg genug. Vor sich verschanzte Höhen, das Feuer des Feindes von dort, von der rechten und linken Flanke, einer vier- bis fünfmal stärkeren Truppenzahl gegenüber, so begannen sie die Schlacht am 29sten früh.

Wir haben in der Besprechung der einzelnen Gefechtsmomente darauf hingewiesen, dass der Schlachtplan der Verbündeten am Sonnabend früh nicht deutlich zu erkennen, dass namentlich durch die Quellenangaben nicht festzustellen ist, ob von früh an die Absicht darauf gerichtet war, die Schlacht ins freie Feld zur Linken zu verlegen und zu diesem Zweck die Colline zu nehmen, oder ob man diese nur zu nehmen beschloss, um das Feuer des Feindes gegen die linke Flanke zu beseitigen und einen Stützpunkt für diese zu gewinnen.

Es mochte im Hauptquartier einer und der andere sein — Radzivil, Fr. Waldeck, der Churfürst selbst — der aus früherer Anwesenheit in Warschau eine ungefähre Kenntniss von dem Terrain um Praga hatte; es mochte durch die Recognoscirungen am vorigen Tage ermittelt sein, dass der Wald von Bialalenka nicht breit, dass auf dessen Ostseite freies Feld sei. Wollte man da hinaus, so wäre unzweifelhaft die nächste Maassregel am Morgen des 29sten gewesen, sich seiner Ostausgänge zu versichern, um von dort aus debouchiren zu können. Der Gang des Gefechtes am 29sten Vormittags zeigt, dass der Wald nicht besetzt worden war; die Tartaren konnten auf dem Wege von Bialalenka her durch den Wald kommen, ohne bemerkt zu werden.

Was also war beim Beginn des Gefechts am 29sten die Absicht der Alliirten, die ja angreifen wollten und die Entscheidung forciren mussten? Es konnte keine andre sein als angelehnt an die Weichsel und an die Colline irgend wo die feste Stellung des Feindes zu durchbrechen, wie sie schon Abends vorher versucht hatten; also kein neuer Plan, obschon die Verhältnisse nicht mehr dieselben waren, auf die der frühere gegründet war.

Vielleicht lässt sich hieraus eine zweite Folgerung entwickeln. War die Absicht die Retranchements zu durchbrechen, so erscheint die Besitznahme der Colline nur als eine defensive Maassregel, und diese wies

der König dem brandenburgischen Flügel zu, während er seinen Schweden die active Rolle, den Ruhm des Tages bestimmte.

Erst jener Tartarenangriff und der »furieuse« Anprall der 4—6000 Polen, den der Churfürst auszuhalten hatte, bevor die Colline mit Stücken besetzt war, zeigte, dass der Schwerpunkt des Kampfes entschieden nach der Linken hin gehe, dass man, ohne Aussicht auf entscheidenden Erfolg auf dem rechten Flügel, bei längerem Festhalten des früheren Planes in Gefahr sei, völlig in die Defensive gedrängt zu werden. Erst jetzt, nachdem Karl Gustav selbst von der Colline aus das Terrain zur Linken übersehen, wird die völlige Veränderung der Disposition beschlossen.

Ehe ihre Ausführung beginnt, ergreifen die Polen an allen Punkten zugleich die Offensive; sie ihrerseits suchen die Linie der Allürten, deren beide Flügel schon nicht mehr in unmittelbarer Verbindung stehen, zugleich von den Retranchements aus zu durchbrechen und von Bialalenka aus zu umgehen. Sichtlich nicht ohne Mühe gelingt es den Alliirten sich gegen diesen schweren Anprall zu behaupten.

Der polnische Angriff mislingt, weil man es versäumt hat auf Einen Punkt den entscheidenden Stoss zu richten. Man eilt diesen Fehler gut zu machen; man sammelt die besten Truppen zu beiden Seiten des Schanzhügels, dem brandenburgischen Flügel gegenüber, um gegen die schwächste Stelle der feindlichen Linie vorzudringen und da durchbrechend den Eingang in den Wald zu gewinnen, damit die beiden Flügel des Feindes völlig auseinander zu reissen.

Auch dieser Angriff mislingt; er scheitert an der Festigkeit der brandenburgischen Vierecke; und Karl Gustav gewinnt Zeit, seine Truppen in den Wald und durch denselben zu ziehen.

Der Wald von Bialalenka ist in diesem Moment der Schlacht gleichsam die Festung, in der sich die Armee der Alliirten sammelt um sich zum Ausfall nach links hin zu rangiren. Man darf wohl fragen, ob die Alliirten nicht gleich am Morgen damit hätten beginnen können den Wald so zu benutzen, ob sie nicht durch Besetzung des Waldes in der Nacht die feste Stellung des Feindes, die man am Abend schon hatte kennen lernen, zu überhohlen, von ihm aus die Colline, deren Besetzung so viele Mühe kostete, um so leichter zu nehmen.

Mit dem Abzug des schwedischen Flügels in den Wald waren die Retranchements des Feindes gleichsam todt gelegt; die Geschütze wurden abgefahren, auf die Dünen und nach dem Holz von Praga gebracht.

Von den Polen scheint auch nicht ein Versuch gemacht zu sein, den abziehenden schwedischen Flügel festzuhalten; ihre ganze Streitmacht drängt sich nach den Dünen und macht Front gegen Osten.

Die neue Aufstellung, die-die Polen am Nachmittag des 29. Juli nahmen bis Bialalenka hin, das allmählige Zurücknehmen ihres rechten Flügels bis hinter Brudno, dann, als die feindliche Schlachtlinie der Dünenreihe ziemlich parallel steht, der plötzliche Ansturz gegen deren Front und zugleich gegen ihre linke Flanke, scheint zu zeigen, dass eine geschickte Hand die Leitung hat; nach Rudausky darf man schliessen, dass Czarnecky diese Bewegungen leitete. In der That schien sich der Erfolg auf die Seite der Polen zu neigen, als hier die Husaren das erste schwedische Treffen durchbrachen; Kochowsky erzählt, dass Karl Gustav an dem Ausgang des Tages verzweifelnd einen Trompeter abgeschickt habe Waffenstillstand anzubieten; *id verumne an pro usu praesenti vulgatum haud affirmo,* fügt er hinzu. Aber die brandenburgischen Brigaden im Centrum, die Escadronen auf dem brandenburgischen Flügel standen unerschüttert; und der schwedische Flügel gewann schnell seine Haltung wieder; der Feind wurde überall zurückgeworfen.

Karl Gustavs Absicht, als er am Rand des Waldes den linken Flügel genommen hatte und auf den rechten pivotirend über Bialalenka, über Brudno vorging, war, so scheint es, den Feind zu tourniren. Darum schob er sich immer weiter nach links, nahm mehr und mehr seinen Flügel vor, indem er den des Churfürsten von seinem früheren Stützpunkt, der kleinen Colline, entfernte und gegen Brudno hin nach sich zog. Der Abend brach ein, ehe er seinen Zweck erreicht hatte; er musste sich begnügen den Feind mürbe gemacht zu haben.

Die Gefechte am Sonntag zeigen, dass diess keinesweges in dem Maasse der Fall war, wie Des Noyers in seinem Unmuth angiebt: *les nôtres s'enfuirent sans combattre.* Auch war die Disposition der Alliirten nichts weniger als darauf berechnet, einem völlig entmuthigten Feinde nur noch den letzten Stoss zu geben. Vielmehr gab Karl Gustav den Plan auf, den Feind in seinem rechten Flügel zu umfassen, ihn aus seiner festen Stellung heraus zu manövriren; es wurde jene Sturmcolonne brandenburgisches Fussvolk formirt, die das verschanzte Holz von Praga nehmen und damit das Centrum der feindlichen Linie durchbrechen musste; mit der Einnahme des Holzes war die Schlacht entschieden.

Die Uebergabe Warschaus war die nächste Folge des Sieges.

Nach der Schlacht.

»Die Schlacht, schreibt d'Avaugour an seinen Hof (bei Carlson *p.* 152), ist mehr eine Zerstreuung des Feindes als eine Niederlage gewesen.«

Der König floh nach Lublin, die Königin nach Landshut in Galizien; aber die zersprengten Schaaren sammelten sich in den nächstfolgenden Tagen; schon am 11. Aug. waren deren bei 50,000 um den König.

Nach Karl Gustavs Sinn wäre es gewesen, den Feind nicht mehr zu Athem kommen zu lassen, dem Könige auf dem Wege nach Zamosc zuvorzukommen, ihn zu einer zweiten Schlacht zu zwingen, ihm den Frieden zu dictiren.

Mochte das seinen Interessen entsprechen, die des Churfürsten waren anderer Art.

Und schon zeigte sich deutlich genug, dass es keineswegs die Meinung der europäischen Politik sei, Polen dem wilden Ungestüm der Schwedenmacht zur Beute zu lassen. Schon lag eine mächtige staatische Flotte auf der Rhede von Danzig (de Lombres Schreiben vom 11. Aug.); der Wiener Hof schickte sich an ernstlich einzuschreiten, Isola erhielt den Auftrag zu melden, dass ein kaiserliches Heer mit 60 Geschützen nach Pommern vorgehe, dass mit dem Moscowiter ein Schutz- und Trutzbündniss eingeleitet werde (Des Noyers 26. Aug.). Schon drangen die Moscowiten auf Riga ein; demnächst kam ein moscowitischer Botschafter an den Churfürsten, von ihm zu fordern, dass er sein Herzogthum Preussen von dem Grossfürsten zu Lehen nehme »und zwar *iisdem conditionibus* wie es bei Polen gewesen;« er fügte hinzu, »sein Zaar sei ein so grosser Herr, dass er den Churfürsten wohl schützen könne, habe Geldes genug, ihm fehle nur ein Hafen, so wolle er Schiffe genug bauen lassen und sollten andre Schiffe dann wohl wegbleiben.« (Schwerin an Weymann 11. Sept. 1656. Düsseld. Arch.)

Der Churfürst drängte zum Frieden, aber zu einem solchen Frieden, den Johann Casimir sofort annehmen könne. Was sollte aus seinen Landen werden, wenn der Kaiser, der Zaar, die Staaten thaten, was sie zu thun drohten? Karl Gustav konnte, wenn die Fluthen, die von allen Seiten heranschwollen, zusammenschlugen, sich in sein Nordland zurückziehen; aber das Haus Brandenburg lag wie zwischen Hammer und Amboss.

Es ist vollkommen richtig, dass der Churfürst Schuld daran war

dass der gewonnene Sieg nicht weiter ausgebeutet wurde[1]. Was sollte ihm das Erbieten des Königs, ihn als Generalissimus an die Spitze der Armee zu stellen — so wird man Des Noyers Nachricht vom 27. Aug. zu verstehen haben. Wie peinlich es den Schweden sein mochte, die Warschauer Schlacht hatte dem Brandenburger thatsächlich eine ebenbürtige Stellung neben der schwedischen Macht gegeben; fortan konnte man nicht mehr unternehmen, als er geschehen zu lassen für gut fand. Und dass er forderte in die Defensive zurückzugehen, um Preussen und Kalisch-Posen zu decken, zeigen die Bewegungen der nächsten drei Wochen.

Dass Karl Gustav sehr bald die Unvermeidlichkeit dieses Zurückgehens erkannte, sieht man aus dem Befehl, den er bereits am 11. Aug. an Bülow, der in Warschau blieb, erliess, die Festungswerke zu schleifen, die Marmorsäulen der Schlösser, die Gemälde, die sonstigen Kostbarkeiten, die irgend fortgeschafft werden könnten, mit Schiffen stromabwärts zu schicken. Des Noyers berichtet, dass von den Schweden selbst die Gräber aufgewühlt, die Leichen umhergeworfen seien; er fügt hinzu: *les gens de Brandenbourg ont emporté les restes de pavés et des marbres que les Suédois avoient laissés. Il est vrai que ce n'a été qu'après le départ de l'Electeur et que tant qu'il y a été on n'y a point fait de désordre*[2].

Wir erfahren aus Des Noyers (26. Aug.) von Karl Gustavs Friedenserbietungen: *il menace de tout brûler, si nous refusons la paix.* Seine Bewegungen. nachdem der Uebergang bei Warschau ausgeführt war (4. Aug.), konnten den Feind glauben machen, dass er mit Energie verfolgt werde; vielleicht dass die Furcht ihn zu einer Uebereilung brachte. Karl Gustav war am 11. Aug. in Radom, der Churfürst folgte bis Novomiasto an der Pilica (nicht an der Warte, wie Puf. C. *G. III.* 28 sagt). Aber der Zweck dieser Bewegung war nur, die schwedischen Besatzungen aus den Festen Ilza, Janowicz, Chrzistopor und andern im südlichen Polen an sich zu ziehen; nur in dem grossen

1) Puf. *C. G. III.* 29: *ita Brandenburgici fructum victoriae, cui parandae ipsi plurimum contulerant, magnam partem corruperunt hostique ut respiraret viresque repararet spatium dederunt.*

2) Ob Pöllnitz mit seiner Erzählung von den Marmorsäulen im Schloss zu Oranienburg Recht hat (*Mem. I. p.* 76), bleibt dahingestellt. Rudausky *p.* 270 weiss nur von Plünderungen des Churfürsten.

Waffenplatz Krakau blieb die schwedische Besatzung, wahrscheinlich schon in Hinblick auf Fürst Rakoczy von Siebenbürgen, mit dem wenig später ein Schutz- und Trutzbündniss geschlossen, der neue Feldzug verabredet wurde.

Der König blieb bis zum 16. August in Radom; dann zog er sich nach Lowicz (23. Aug.) in die neue Stellung zurück, die sich von Lowicz über Ploczk bis Pultusk ausdehnte. Diese Aufstellung schien ihm zu genügen die Polen in Schach zu halten, während er selbst mit einigen Regimentern die Weichsel hinab in Steenbocks Lager eilte, um Danzig endlich niederzuwerfen.

Für Schweden war die Warschauer Schlacht politisch ohne alle Frucht; ja sie diente nur dazu, die Mächte, die bisher die Sache Polens lau betrieben hatten, Dänemark, Oestreich, die Staaten, in Eifer zu bringen und die verhängnissvolle Allianz Polens mit Russland fester zu schnüren. Mit jedem Tage trat es deutlicher hervor, dass »die Balance von Europa«, wie man damals sagte, sich gegen die »*vasta consilia*,« die »wilden Pläne« Schwedens kehren müsse.

Aller Gewinn der Warschauer Schlacht fiel auf Brandenburg. Das Verdienst der brandenburgischen Politik war, dass sie als ihre Aufgabe erkannte, »eine richtige *balance* zwischen Polen und Schweden zum Besten aller Interessirten herzustellen;« so der Ausdruck Weymanns in einer Conferenz mit den staatischen Commissarien (Journal 30. Sept. 1656. Düsseld. Arch.). Und die Warschauer Schlacht gab dem Churfürsten die militairische Bedeutung, deren er zur Durchführung solcher Politik bedurfte.

Aber, so fügt Weymann hinzu, »dass jetzt der Moscowiter mit dazu komme, mit Schweden breche, Liefland nehme, Preussen zum Lehn, und dass S. Cf. D. von Schweden abtrete und sich mit ihm conjungire, mit einer unerhörten Obstination und Arroganz begehre, damit wird die *balance* völlig zerstört.« Man ist sich in der Umgebung des Churfürsten der Gefahr völlig bewusst, welche »die grossen *desseinen* der Barbaren« in sich tragen; »wenn Brandenburg nicht freie Hand bekommt, die Sache im *aequilibrio* zu halten, wenn Schweden unterkommt und die Moscowiten mit Riga einen Hafen an der Ostsee bekommen, so ist die allerhöchste Gefahr da und S. Cf. D. wird dann erst recht vor der Hölle wohnen.« (Schwerin an Weymann 13. Oct. 1656. Düsseld. Arch.)

Der Churfürst hatte Preussen als Lehn von Polen gehabt und Johann

Casimir hatte ihm nach seinen ersten Niederlagen die Souverainetät angeboten, wenn er sich für die Republik in die Schanze schlagen wolle. Er hatte sich, völlig von Polen im Stich gelassen, zu dem Welauer Vertrage verstehen, in demselben Preussen als Lehen von der Krone Schweden nehmen müssen; für sein Eintreten gegen Polen, für das Eintreten mit seiner ganzen Macht hatte ihm der Schwedenkönig den souverainen Besitz von vier Palatinaten, Posen, Kalisch, Siradien und Lancicz zugestanden. Jetzt bot er ihm die Souverainetät auch Preussens, wenn er zur Unterwerfung Danzigs die Hand bieten wolle. »Ich würde,« schreibt Schwerin, »den für einen Verräther halten, der S. Cf. D. riethe sich gegen Danzig feindlich zu erweisen.« Schon hatte auch der Moscowiter gefordert, das Herzogthum in ein russisches Lehn zu verwandeln; er drohte mit Feuer und Schwert, wenn der Churfürst sich dem versage. Weder Polen noch Schweden hätte Preussen schützen können und wollen; der Churfürst musste sich und sein Land selber zu schützen wissen. »S. Cf. D. haben sich resolvirt, schreibt Schwerin am 11. Sept. an Weymann, dieses Land hinführo von niemanden zu recognosciren;« er fügt hinzu: »ich sehe nicht was daran fehlen sollte, dass S. Cf. D. sich jetzt *in pristinam hujus regionis libertatem* wieder setzen sollte.«

Vor der Schlacht hat es ein Moment gegeben, wo, wie de Lumbres schreibt, der Kaiserhof ein Heer in Schlesien zusammenziehen wollte, das in den Dienst des Erzherzog Leopold übergehen sollte *qui prétend avoir droit sur la Prusse comme grand-maistre de l'ordre Teutonique*. Und die begeisterte Erhebung Polens hatte des Polenkönigs Schwager, den Pfalzgrafen von Neuburg entzündet; er rüstete, nicht ohne Gutheissung Frankreichs, nicht ohne Hoffnung auf die Hülfe der »Cabale« im Haag, und des rechtgläubigen Eifers in der Hofburg zu Wien, Rache zu nehmen für die Vorgänge von 1651 und dem verhassten Ketzer von Brandenburg seinen Theil der Jülichschen Erbschaft Cleve, Mark und Ravensberg zu entreissen. Mit der Schlacht von Warschau erkannte man, dass der Churfürst von Brandenburg eine Armee habe und sich ihrer zu bedienen wisse. Der französische Gesandte meldet jetzt nach der Schlacht seinem Hofe: von Pfalz Neuburgs Rüstungen spreche der Churfürst nicht mehr: *il affecte en ses discours de paroistre, qu'il ne craint rien de ce costé là, n'y mesme de celuy de l'Empereur, qu'il dit l'avoir fait asseurer, qu'il ne se meslera pas des affaires de Pologne.* De Lumbres bemerkt mit aufrichtigem Bedauern, wie wenig der Churfürst auf diejenigen höre,

die ihn warnen; er beklagt die *passion qu'il a pour la souveraineté de Prusse!*

Es ist der Mühe werth zu beachten, dass am brandenburgischen Hofe nicht erst die Wechselfälle des schwedisch-polnischen Krieges gleichsam gelegentlich die Pläne hervorriefen, deren Erfüllung dann der Friede von Oliva bringen sollte, dass man nicht Politik aus dem Stegreif machte, sondern ein bestimmtes System verfolgte, einen festen Gedanken durchführte. Man war sich in den leitenden Kreisen völlig bewusst, was die Politik des werdenden Staates fordere. »In unserer Mark,« schreibt Matthias Döge schon 1653, »ist zwar der Sitz und Glanz des Churhauses von Brandenburg, in Preussen aber und Cleve ist desselben Hauses Kraft und Stärke .... Diese beiden Länder bei dem churfürstlichen *estat* erhalten, können alle übrigen Länder und Völker wohl erhalten werden; diese verloren, weiss nicht ob das Römische Reich mächtig genug sein würde dieselben für uns wieder zu gewinnen, wie wohl Pommern kann zum Beispiel dienen.« Nicht das Reich kann und will »des churfürstlichen Estats zwei Flügel« schützen; und der östliche ist in immer neuer Gefahr, so lange die Rivalität zwischen Polen und Schweden währt; zwischen ihnen bedarf es einer Mittelmacht, die sie auseinander hält und der baltischen Welt den Frieden sichert; es bedarf, da die Republik Polen nicht mehr die Kraft hat ein Wall zu sein gegen die Moscowiter, Tartaren, Kosacken u. s. w., einer neuen Macht, Europa vor den »Barbaren im Osten« zu schützen; die alte Bedeutung der Marken muss jenseits der Weichsel erneut werden.

So viel, um die politische Bedeutung der Warschauer Schlacht anzudeuten. Wie der Churfürst sie ansah oder angesehen wissen wollte, lehrt die Denkmünze, die er auf dieselbe prägen liess. Das Gepräge zeigt über einer Landschaft mit brennenden Ortschaften zu beiden Seiten eines breiten Stroms drei Adler in den Lüften, zwei kämpfende, über denen ein dritter, der ein Schwert trägt, wie zur Entscheidung daher fliegt: *opus hic erat arbitro,* sagt die eine Umschrift; die andere: *mox mox restingui juvat.*

Beilage 1.

Eigenhändiger Bericht des Churfürsten; aus Weymanns Journal.[1]

Nachdem die Churf. Brandenburgische armee von Zidno[a] unfern biss Sacrotzin[b] gekommen, haben sie sich in bataille gestellet, alda der König aus seinem Lager[c] gekommen und selbiges[d] besichtigt Worauff dreymahl salue von der ganzen armee gegeben worden, und seind nochmahlen Seine Königl. Majestät nebst Seiner Churf. durchl.[e] ins Swedische Lager geritten, die Churbrandenburgische[f] armee aber ist auf Sacrotzin[g] gegangen, und[h] allda uber nacht campieret. Inmittelst ist von beiden theilen gut gefunden worden, dass die artillerie[i] nach dem mittage[k] über die Brücke[l] gehen, die Reuterey und infanterie folgen sollte. Weilen[m] aber ess sich wegen der nacht mit dem ubergehen verzogen, auch eines von den schweren stücken eingeprochen, ist man nicht ehe alss gegen den mittag ubergekommen, da dann resolvieret worden,[n] auf den feind zu gehen, und ihn in seinem Vortheil anzugreiffen, und seind wir darauf in Gottes nahmen auff Warschau, welches vier meilen von dannen wahr avancieret; unterwegen aber an einem holze eine halte gemacht. Da dann M. de Lumbres[o] (welcher zum Könige von Pohlen geschicket wahr, umb zu sehen, ob noch einige hofnung[p] zu einem gewündschten frieden[q] zu gelangen sein mochte) wieder kam, welcher dan von der uberauss grossen macht und hochmuth dess feindes bericht thate, und dass er willens wehre uns anzugreiffen. Darauf seind wir fort[r] marschieret, da dan der König den rechten und der Churfürst den linken flügel geführet. Gegen abend am 28 July[s] kamen wir in ein Dorff,[t] allda unsere gekommandierete vortruppen bericht brachten, dass der feind hinter dem holze stünde. Darauf filierete der König mit seinem rechten flügel durch das holz, da dann die Vortruppen mit dess Feindes Vortruppen scharmuziereten. Worauff etliche Esquadronen[u] auf den feind lossgiengen, und ihn biss in seine retranchement poussiereten.[v] Der feind gab darauf wacker fewer mit Stücken auf uns.

a) Zietno b) Zacrotzin c) leger d) selbige e) nebbenst dem Churfürsten f) Brandenburgsche g) Zacrotzin h) und fehlt i) Artellerie k) noch den nachmittag l) Brücken m) weill n) hinter worden folgt ein durchstrichenes den Feind o) Mons. Davos p) oder Mittel sein mochte ist durchstrichen q) zu erhalten könnte ist durchstrichen r) wir wieder fort s) am 28. July fehlt. t) an einem dorffe u) Schwadronen v) zurücke pussirten.

---

1) Den Abdruck der autographischen Aufzeichnung hat v. Orlich »Friedrich Wilhelm der grosse Churfürst« 1836. Beil. A. Diess Original ist von Neuem verglichen und das irgend Bedeutende als Variante in den folgenden Noten angemerkt.

Hierüber fiel die nacht ein, und zogen wir uns etwas zurucke und plieben unter dess feindes[a] Canon stehen. Den Sonnabend morgens ritten Ihre Majest. das feld zu recognosscieren mit dem Churfürsten, alwo man gewahr wurde, dass der feind eine höhe an unsers linken flügels seithe besez[b] hatte. Desswegen der König gutbefunden,[c] dieselbige[d] ihnen zu nehmen. Worauff der Churfürst mit dem linken Flügel und bey sich habenden Dragoneren avancierete, welchen berg aber alsobald[e] ohne einige gegenwehr verliess. Darauf[f] wurden also pald einigere Stücke darauf gepflanzt, und spieleten in dess feindes Leger.[g] Darnach[h] zogen wir auf[i] die lincke hand mit dem lincken flügel neben dem holze, also dass das erste treffen für dem holze, die anderen zwey aber in dem holze zu stehen kamen, hinter dem Berge aber stunden brigaden zu fusse. Auf dem lincken flügel von unserer Cavallerie stunden 2 Brigaden[k] nebest den Dragonern. Inmittelst giengen 2000 Tartaren[l] von weitem umb den Busch herumb, welches dem Könige also pald berichtet wurd, welcher dann etliche Schwadrons[m] von seiner reserve nahm, und auff obgemelte Tartaren,[n] so auss dem Busch häuffig kahmen, gieng und sie wieder repoussierete.[o] Inmittelst fiel der feind aus seinem leger,[p] und attaquierete unsere infanterie, wurde aber so begegent, und von der reuterey wider biss in sein lager getrieben. Hierauf kam der König auf unseren lincken flügel geritten, und fand[q] gut, dass sie[r] mit dem rechten flügel nebest der[s] infanterie durch den Wald giengen.[t] Ritten also wieder durch den Wald, da sie dann kaum durch wahren, kamen die Tartaren in die flancken von unserem lincken flügel, wie auch in den rücken der reserve biss auf unsere mousquetierer.[u] Die Quartianer aber, so gegen unsere fronte stunden, griffen uns zugleich an, welche aber so empfangen wurden, dass sie mit verlust vieler Pferden und Toden weichen mussten. In wehrender attaque fiel der feind wieder auss seinem leger auf die infanterie, welche aber vom Konige mit seiner Cavallerie mit zimblichen verlust biss in ihr retranchement getrieben wurden. Hierauf[v] marschieret Ihre Königl. Majest. und filiereten durch das holz, der feind aber fiel wieder auss, und kam biss an Ihre Majest. Stücke, welche ihnen sehr grossen schaden zufügeten, darüber sie sich wieder retiriereten. Seine Majest. liessen so pald sie durch den wald kamen, Seiner Churf. Durchl.[w] den rechten flügel, und avanciereten also in voller bataille auf den[x] feind, welcher sich auss seinem Lager in einer Fronte zoge biss an ein Königliches hauss, welches die Tartaren[y] angezündet. Da aber Ihre Maj. avanciereten und mit ihre Stück[z] auf den feind spieleten, zoge derselbe sich almählig wieder zurücke nach seinem leger. Hierauf avanciereten Ihre Majest. biss Wäldechen,[aa] woselbst sie[bb] von den Hussaren angegriffen wurden, welche[cc] drey treffen noch hinder sich hatten, wurden aber so[dd] empfangen,

a) unter canon des feindes b) besetzt c) gutt befund d) selbige e) aber der feindt alsobald f) worauff also uordt unsere Stücke gepflanzett und auf des g) Lager spielten h) undt i) wir uns auff k) zwei Brigaden l) Tartteren m) Schwadronen n) Tarteren o) repusirte p) aussem seinem retran leger; retran ist durchstrichen q) fund r) er durchstrichen Sie sich s) Infanterie undt Artellerie t) hinter Waldt ist nach einander durchstrichen filierten, zogen, zu ziehen, undt also den linken flügell bekam, Sich auf des Churfürsten lincken u) von wie auch bis musketier ist an den Rand geschrieben v) Ihr auff w) dem Churf. x) auffen y) Tarteren z) mit dero stücken aa) an ein Weltgen bb) von feinden ist durchstrichen cc) in vier treffen einander folgten ist durchstrichen dd) aber dab so; dab ist durchstrichen.

dass zwischen[a] 200 und[b] 300 auf dem plaz plieben. Die Quartianer traffen stracks darauf[c] auch auf den rechten flügel, thaten aber schlechten effect, denn sie auf 30 schritt ihr gewehr löseten,[d] und damit sich wieder in ihr lager begaben. Hierauf ward vom Könige ein klein Wäldchen[e] mit etlichen hundert mussquetieren besezet, welche sich darin verbauwen solten, und uberfiel uns die nacht, dass wir also in einem Dorffe, welches die Tartaren in brand gesteckt hatten[f] die nacht uber[g] stehen plieben, da unterscheidliche alarmen vom[h] feind gemacht wurden.[i] Den Sontag morgens mit dem tage stelleten[k] wir uns wieder in bataille, wie wir den vorigen tag gestanden hatten, und zogen uns nach ein holz, welches hart am berge, wo der feind stunde und[l] sich verhawen hatte. Da dann der Feldzeugmeister Sparre[m] mit tausend commandiereten mussquetieren und den Stücken auf sie zugieng,[n] welchen unsere ubrige infantarie folgete,[o] muste aber den feind die seithe geben, und gieng umb sie herumb, da er dann etliche Salven so wohl von Stücken bekam alss von mussquetten, und jagte[p] den feind aus dem holz. Hierauf avanciereten Seine Churf. Durchl.[q] mit 6 Esquadronen[r] den hohen Sandberg hierauf,[s] alwo eine grosse mennigte[t] volcks hinten stunde, das dann, da sie sahen, dass die reuterey und Stücke, wie auch theil[u] fussvolcks auf ihre verlassene Berge stunden, das reissaus mit ihrer reuterey[v] gaben.[w] Das Fussvolk aber begunt in einem Krinck durch einander zu gehen. Worauff der Churfürst mit theils Stücken spielen liess, auch auf sie avancierete. Es kam aber eine hohe generalspersohn, welche für gewiss zu zweyenmahlen berichtete,[x] dass die infanterie die hütte aufgestochen und umb quartier gepeten hette. Begehrete[y] derowegen man mögte[z] nicht mehr mit Stücken spielen, und nicht weiter[aa] avancieren, den das fussvolck möchte sonsten zur desperation schreiten. Inmittelst zogen sie sich uber einen morast, alda sie nach der Brücken zu eileten und uber dieselbe[bb] giengen. Spar[cc] aber verfolgete sie, und nahm dem feinde die für der Brücken[dd] gemachete schanze hinweg, da dann der feind auss Warschau und von einer schanzen, welche er uber der Brücken hatte, mit Stücken spielete. Inmittelst sazte der König die ganze Reuterey in zwey treffen. Das erste treffen plieb wie es erst gestanden, das andere aber wante sich mit der Fronte umb gegen die Littauische und Tartarische armee, welche dem bericht nach uns in den rücken gehen wollten.[ee] Nach erhaltener Victorie seind Seine Majest. dem feinde auf eine meile weges[ff] von der Wahlstette[gg] nachgefolget. Der Churfürst nebest dem feldmarschall Wrangel[hh] giengen wieder zurück nach Prage, umb zu sehen, ob man die brücke geprauchen konnte, oder ob möglich wehre durch die Weissel einen pass[ii] zu finden. Es wahre aber wegen des hohen[kk] wassers unmöglich. Die nacht aber schickete der Graff Oxenstirn und berichtete, dass der feind die Statt

a) über durchstrichen b) oder c) stracks darauf steht am Rande d) losseten e) weltgen. f) in Brand gesterket g) die nacht über steht am Rand h) uns vom i) welche aber nicht geacht wurden k) stalten l) selbiges besetzet undt sich darin verhauen m) Spahr n) auf zu ging o) welche bis folgte steht am Rand p) jug q) der Churfürst r) Schwadronen s) hinauff t) menge u) theils v) mit ihrer reuterey steht am Rand w) nahm durchstrichen; gaben x) berichte y) begertte z) mochte aa) weitters bb) die selbige cc) Spahr verfolgte dd) fur der Schantzen ee) ahn Stücken wurden dem Feinde 12 vnd ein mortier genommen ff) meillwegs gg) walstellen hh) Frangell ii) einen vor pas, durchstrichen ist vor kk) grossen.

Warschau verlassen hette, und begehrete Volck, welches gegen dem tage ihme geschicket wurde und ist also dieses treffen nebest eroberung der Stad Warschau ohne grossen schaden der unsrigen, von dem Hochsten glücklich erhalten, welchem wir dafur zuvordest, und dan der hohen Conduite[a] Seiner Königl. Majest. zu danken haben.[b]

An Stücke haben wir dem feinde abgenommen 12 und einen mortier, in der Stad gefunden 27, und 1, also dass es in allem 39 Stücken und 2 mortier gewesen. Die Zahl der fahnen, wie auch der gepliebenen kan man nicht eigentlich wissen.

a) condevite b) hier endet das Autograph.

Beilage 2.

Relation I.

»Letzte aus Warschau eingelangte gründliche und ausführlichere Relation dessen, was zwischen Seiner Konigl. Maytt. zu Schweden als auch Sr. Churfl. Durchl. zu Brandenburg eines Theils und dem Könige und der Republik in Polen anderen Theils In einer dreytagigen und blutigen Schlacht bei dem Städtlein Prage gegen Warschau uber gelegen an der Weichsel am 18/28 19/29 20/30 Julii anno 1656 ergangen, der wahrheit begierigen Welt zur sichern unpartheyischen gewissen und beständigen Nachricht wider einige erdichtete unverschamte Lügen-Zeitungen. Anno M.DC.LVI.« (Mit einer Vignette auf dem Titel. 8 Blätter 4°. *s. l.*) [1]

§. 1. Nachdem Sr. Konigl.[a] Maytt. zu Schweden von Marienburg bei deroselben Haupt-Armee, welche der malen in Masuren bey den beyden Flüssen der Weichsel und den Bugk[b] auf der Zacrodzinischen[c] Seiten gegen über dem dorffe Nowodwor stunde, den 21 Junii angelanget, haben allerhöchstgedachte Sr. Konigl. Mayt. Ihr angelegen seyn lassen, dass die beyde in Bau gewesene Brücken, die eine über die Weichsel bey Sacrodzin und die andere über den Bugk bey Nowodwor verfertiget, und dadurch Gelegenheit erlanget würde, mit dem Feinde, welcher bey Warschau stunde, und daselbst ein verretrenchirtes[d] Lager, und eine Brücke uber die Weichsel hatte, in action zu treten.

---

1) Fast wörtlich mit dieser Relation stimmt Relation II, deren Titel lautet:
Letzte noch gründlichere ausführlichere, aus dem Königl. Schwedischen Feldlager bey Prage vom 5 Augusti Eingelangete Relation, was zwischen Ihr. Konigl. Mayt. zu Schweden und Ihr. Churf. Durchl. zu Brandenburg Eines Theils und Ihr. Konigl. Mayt. und der Republique in Pohlen andern Theils in einer dreytagigen und blutigen Schlacht bey dem Städtlein Prage gegen Warschau uber an der Weichsel gelegen den 28. 29. 30. Julii im Jahr 1656 sich zu getragen, der wahren wahrheitsbegierigen Welt zum sichern beständigen Nachricht wieder einige gedruckte erdichtete unverschämte Lügenzeitungen. Anno. M.DC.LVI. (7 Blätter 4°. *s. l.*)
Dieser Druck hat folgende Abweichungen von dem der Relation I:

a) Ihre Königl. und so immer statt Sr. b) Bugg c) Sacrozinische d) verschanztes.

§. 2. Indem nun obemelte beyde Brücken bey nahe perfectioniret, ist das Wasser (wie es deren Orten alle Jahr umb selbige Zeit gewöhnlich) so hoch gewachsen, dass man solches werck in der Eyl nicht vollziehen können, sondern musste damit so lange Anstand haben, bis das Wasser wieder gefallen, und sich in etwas gesetzet. §. 3. Als nun der Adel in Masuren und Podlachien auff eine Zeit vorhero die dem Fürsten Bogislav Radzivíln zuständige und 18 Meilen von Nowodwor an dem Fluss Nareu belegene Stadt Tychozin[a] belägert hatten, commandirten Sr. Konigl. Mayt.[b] den Feld Marschall Lieutenant Graff Douglas daselbst hin, umb selbigen Ort zu succurriren, massen er dann auch ermelten Adel und alle ihre Macht davon gejaget und etwan in die 2000 von selbigen feindlichen volckern niedergehauen, und selben[c] Ort auffs neue mit mehreren volcke und aller andern Nothdurfft versehen und versichert. §. 4. Wie nun solches also verrichtet und Sr. Churf. Durchl. zu Brandenb. mit dero Armee zu Plonske, vier Meilen von Nowodwor belegen angelanget, kam auf einen Tag[d] die Zeitung ein, das der Littausche Unter-Feld-Herr Gonsewski ziemlich starck bei Osterlenka stünde und Poltowsko belägert hatte, wesswegen Sr. Mayt. den 14/24 Julii[e] eigener Person mit einer starken Partey, so von dero[f] eigenen als Chur Brandenburgischen[g] völkern aussgangen, umb den Feind zu suchen. §. 5. welcher als er vermercket, dass Sr. K. Mayt. völcker ihme zu nahe wollten kommen, sich von Poltowsko über den Bugk in grosser Eyle nach Warschau reteriret. Wie nun Sr. K. Mayt. den 17/27 Julii in dem Lager bey Nowodwor wieder angelanget und Sr. Churfl. Durchl. zu Brandenburg mit dero Armee nacher Zacrodzin unterdessen avanciret, massen[h] höchstgedachte Sr. Churf. Durchl. desswegen die conjunction noch immer verschieben, weilen dieselbe stets in hoffnung gestanden, dass Sr. Mayt. in Polen sich endlich würden zum Frieden bewegen lassen. §. 6. weilen aber alle Sr. Churf. Durchl. auffgewendete treuer Fleiss, Mühe und Vnkosten gantz vergeblich, ward unter beyden hohen Häuptern noch selbigen Tag Rath gehalten[1] und resolviret, beyde Armeen als die Königliche und Churfürstliche, alsofort zu conjungiren doch[i] zu keinem andern Ende, als zu Erlangung eines ehist-auffrichtigen und beständigen Friedens, welches dann auch also ins Werk gestellet worden. §. 7. und man darauff alsofort gegen Abend und folgendts die gantze Nacht die Königl. Cavallerie, und beyderseits Artillerie und den folgenden 18/28 Julii[k] den Rest der gantzen Armee uber die auff dem Bugh gelegte Brücke bey Nowodwor filiren und die marche[l] auf Prage so an der Weichsel gegen uber Warschau liget, richten lassen.

a) Tykozin b) Mayt. den Junii mit ausgelasener Zahl c) denselben d) kam den Julii die Zeitung mit ausgelassener Zahl e) den 14. Julii f) Ihrer g) Ihr Churfürstlichen Durchl. h) von massen ... bis ward unter in §. 6 fehlt i) von doch zu .... bis Friedens fehlt k) 18 Julii. l) und den march.

---

1) Hier beginnt der Text der brandenburgischen Bearbeitung (im *Theatr. Europ.* VII. *p.* 898 *ed.* II) mit den Worten:

worin resolviret worden beyde Armeen als die Konigliche und Churfürstliche alsofort gegen Abend und die gantze Nacht (§. 7) wie auch den folgenden 18/28. Julii über die auf dem Bugh u. s. w.

In den folgenden Noten sind die Abweichungen der brandenburgischen Bearbeitung und in den Noten zu diesen Noten die von dem Churfürsten gemachten Correcturen angeführt.

§. 8. mit der Intention, der Littauischen Armee so bey itzt ermeldtem Prage eine weile gestanden, eins beyzubringen, oder da solche sich reteriren thäten,[1] vorerst die Brücke bey Warschau gantzlich zu ruiniren und als dann wieder den Bugh bey Nowodwor zu repassiren und nachdem man über die bey Zacrodzin verfertigte Brücke wäre gekommen[2] jenseits der Weichsel bey Warschaw mit dem Feinde zu einer rechten Haupt-Action zu gelangen tentiren und suchen wolte. §. 9. Es hat sich aber zugetragen, dass der Feind gleich selbiges Tages, nemblich den 18/28 Julij[a] suchte mit seiner auf jener Seit umb Warschaw bey sich gehabten force über seine Brücke zu Warschau zu gehen, und nach beschehener Conjunction mit der Littawischen Armee, und denen angekommenen Tartaren, für dem Schwedischen Lager bey Nowodwor sich zu setzen, und mit den Partheyen die Kön. Schwedische und Churfl. Brandenb. Furagiers zu incommodiren, §. 10. inmassen dann[b] anfangs ein Polnischer Trompeter kommen, welcher an Sr. Churfl. Durchl. ein Schreiben voll harter und schmählicher Betrohungen gehabt,[3] worinnen Sr. Churfl. Durchl. so treue Vermittelung[4] von Polnischer Seiten gäntzlich verworffen worden, und darauff[5] der Frantzösische Ambassadeur de Lombres,[c] so von Warschaw gekommen, Sr. Königl. Mayt. und Sr. Churfl. Drchl. zwischen Prag und Nowodwor begegnet, von des Feindes überkunfft und contenance solches berichtet, §. 11. weswegen dan also fort resolvirt worden,[d] gedachten Trompeter bey sich zu behalten, und (nachdem man Stroh zum Feldzeichen, und Gott mit uns, zum Worte genommen) gerad auff den Feind langs der Weichsel losszugehen, massen auch[e] die Battaglie des Morgens frühe[6] auff Mass und Weise, wie folget, angeordnet worden: §. 12. Auff dem rechten Flügel sind Sr. Königl. Mayt. zu Schweden selbst, und des Herrn Generalissimi Fürstl. Durchl. wie auch der Herr Feld-Mareschall Lieutenant Douglas, dessgleichen S. Fürstl. Gn. Herr Marggraff Carl Magnus zu Baden, als General Lieutenant über die Cavallerie, wie auch die beyde General Majors zu Pferde, nemlich Sr. Fürstl. Gn. Herr Philip Pfaltzgraff von Sultzbach und H. Henrich Horn; §. 13. die Infanterie aber, so Sr. Königl. May. bey sich auff dem rechten Flügel gehabt, und in dreyen Brigaden gestanden, ist unterm Conduicte des Herrn General Major Bülowen gewesen.[7] Die Königl. Artillerie ist von dem Obristen Herrn Graf Gustav Oxenstiern commendirt worden. Zu dem ersten Treffen auff dem rechten Flügel wurden verordnet Se. Fürstl. Gn. Pfaltzgraff von Sultzbach, zu dem andern Herr Marggraff Carl Magnus zu Baden Fürstl. Gn. und zum dritten der Herr General Major Heinrich Horn. §. 14. Auff dem lincken

a) 18. Julii b) von anfangs.... bis und darauf fehlt c) de L'Ombres d) von gedachten bis genommen fehlt e) massen dann auch.

---

1) würde statt thäten 2) und wenn man nachgehends über die damals fertige Brücke gekommen* 3) ein zumalen impertinentes und unzeitiges Schreiben überbracht 4) Durchl. offters offerirte getreue und wohlgemeynte Vermittelung 5) Bald hernach kam 6) frühe von Ihr. Königl. Mayt. und Churfürstl. Durchl. auff 7) von die Königl. bis commendirt werden fehlt.

*) Correctur des Churfürsten: Brücke bei Sacrozin über die Weixel gekommen.

Flügel sind gestanden Se. Churfl. Durchl. zu Brandenburg selbst mit dero Armee und unter derselben conduicte der Herr Feldmarschall Graf Carl Gustav Wrangel.[1] Die Cavallerie commendirte der Herr Graff von Waldeck als General Lieutenant von der Cavallerie, nebenst[2] den dreien General Majors, als Herr Kannenberg, H. Graf Claus Tott, und Bötticher. §. 15. Mussen Se. Königl. Mayt. diese beyde General Majors Graf Tott und Böttichern mit 5 Esquadronen ihrer Reuter den Churfürstl. adjungiret damit beyde Flügel gleich stark seyn möchten, es haben auch S. Churfl. Drchl. gleich S. Königl. Mayt. zwey Brigaden Fussvölcker bey sich bey dem lincken gehabt.[3] Der* Churfl. Brandenb. Feldzeugmeister Herr Sparr aber ist nebenst den zweyen Churfl. General Majors Herrn Grafen von Waldeck und Herr von Goltz mit 7 Churfl. Brigaden in der mitte zwischen den beyden Flügeln gestanden, und hat auch vielgedachter Herr Sparr die Churfl. Artillerie commendiret.[4] §. 16. Nach sothaner Verordnung und erlangter Kundschafft des Feindes contenance, haben dero Kön. M. mit dero Flügel die rechte Hand und avantgardie genommen, zuforderst bei einem Dorff ¹/₄ Meil[5] von Warschau in Bataille gestelle, und darauf durch einen darzwischen befindlichen Wald in aller Eil marschiret,[6] unterm conduicte des Feldmarschall Wrangeln aber sind 600 commandirte Reuter nebst einigen Dragonern, sich der Passage durch den Wald zu versichern, und das Feld zu recognosciren, vorausgeschickt, worauf denn S. Kön. Mayt. mit den Esquadronen und[7] rechtem Flügel in aller Eyle[8] gefolget. §. 17. Vnd wie S. Kön. Meyt. durch den Wald kommen, haben dieselbe die situation des Orts dergestalt befunden, dass sich die Weichsel zu dero rechten Hand und derselbe[9] Wald, welchen sie allschon durchpassiret, zu Ihrer lincken Hand längst bis fast an der Feinde retrenchement erstreckte,[10] §. 18. und haben Se. Kön. Mayt. zwischen dem Walde und der Weichsel keinen Platz gehabt, mit dero Flügel in einer Fronte zu marchiren, derowegen die Regimenter hinter einander, wie es der Platz hat zu gegäben, marchiren müssen, §. 19. und nachdem der Feind sich anfangs für seinem Lager und zwischen dem Walde und der Weichsel mit seinen Vortruppen geprasentiret, haben[11] Se. Königl. Mayt. dem Feldmarschall Wrangel auff den Feind

---

1) Der Anfang des §. 14 lautet: Den linken Flügel haben S. Churfl. Durchl. zu Brandenburg zu commandiren über sich genommen und denselben aus Dero Armee formiret. Die Cavallerie 2) nebenst dreyen General Majors, worunter unter andern der von Kanenberg sich mit befunden. Darauf folgt es haben auch S. Churfl. Durchl. u. s. w. 3) und sind beyde Flügel gleich stark gewesen 4) so dass das corps de bataille und der linke Flügel von der Churfl. Durchl. selbst und dero Generalität, von Ihrer Königl. Majestät aber nur der rechte Flügel allein commandirt worden. 5) eine viertel Meile 6) marchiret, damit aber selbiges um so viel sicherer geschehen könne, haben** Sr. Churfl. Durchl. von dem linken Flügel 600 commendirte Reuter nebst einigen Dragonern detachiret und durch dieselben sich unterm 7) May. mit dem rechten Flügel 8) in aller Eyle fehlt 9) denselben 10) gehabt 11) sind einige brandenburgische Esquadronen*** beordert worden auf . . .

*) Der Königlich Schwedische General von Wrangel und Churfl. **) haben S. Königl. May. einige Vortruppen unter Commando des Oberstlieutenant Canitz detachiret ***) obberührte Vortruppen.

losszugehen beordert, welcher dann demselben bis an sein retrenchement gefolget und poussiret §. 20. und nachdem sie sich etwas zu weit entfernet gehabt, von den Regimentern, hat[1] man billich muthmassen müssen, dass ein Theil von des Feindes Gross beym Ende vom Walde und hinter dem Walde solte stehen, den commendirten Truppen die retraite abzuschneiden, derowegen Se. Königl. Mayt. die 4 Esquadronen, so nechst dem Walde marchirten, in vollem Galoup avanciren liessen, §. 21. da dann das Glück es so eben getroffen, dass, wie der Feind an unsere commendirte hat angehen wollen, diese 4 Esquadronen * unter conduicte des Herrn Graf Duglasses[2] dem Feinde begegnet, demselben poussiret, und bis an ihr retrenchement und Mussquetirer verfolget: §. 22. Dieweil aber die Nacht eingefallen, und man wegen grossen Staubes nichts weiter hat tentiren können, sind Se. Kön. May. mit dem rechten, und Se. Churfl. Durchl. mit dem lincken Flügel, bis die Infanterie nachkäme, und ebener gestalt sich einfinden möchte, für des Feindes retrenchement dergestalt stehen geblieben, dass sie den Wald zum Rücken genommen, und ist in währender action ** mit canoniren nicht gefeyret worden. §. 23. Weil nun mit solchem setzen und Anmarche der Regimenter eine ziemliche Zeit erfordert worden, ist unterdessen die sinkende Nacht eingefallen, da man dann nicht für rathsam befunden, weiter für des Feindes Stücken zu stehen, besondern man hat sich zurück gezogen, und zwischen dem Wald und der Weichsel die Nacht über Stand gefasst, die Königl. Schwedische Armee längst der Weichsel, und die Churfl. längst dem Walde da dann die Infanterie in der mitte, hinter einander, und nur 12 Esquadronen zu Pferd, und 2 Brigaden in der fronte, und die übrige Regimenter verdoppelt hinter einander gesetzet worden. §. 24. Des Sonnabends bey anbrechendem Tage sind S. Kön. May. und Se. Churfl. Drchl. nebest denen Generals-Personen zu recognosciren geritten, und befunden, dass den Feind zwischen seinen rechten Wercken und retrenchement anzugreiffen nicht dienlich, besondern dass man suchen möchte, ihn umbzugehen auff unserer linken Hand, §. 25. zu dem Ende nöthig befunden worden sich einer kleinen Höhe, welche allernechst beym Walde gelegen, zu impatroniren,[3] und von dannen das Feld besser zu wehlen, und zu suchen, haben also S. Churf. Drchl. mit dero Flügel nebest zweyen Brigaden zu Fuss längst für dem Walde nach der Höhe zu avanciret,[4] und des Hügels sich glücklich bemächtiget, wiewol es grosse Mühe gekostet, die Artillerie, so gleich fort zu bringen, wegen der kurtzen Sträuchen und morasthafften Wegen, wodurch man hat marschiren müssen. §. 26. Wie

---

1) hat man aus Beysorge, dass ein Theil von dess Feindes Armee beym Ende des Waldes und hinter dem Walde stehen und denen commandirten Truppen die retraicte abschneiden möchte, 4 Esquadronen........ avanciren lassen, *** da denn das Glück 2) von unter — bis Duglasses fehlt 3) zu bemächtigen 4) die Polen, so einen sehr avantageusen Post darauff gefasset, davon gejaget, auch verschiedene Stück und bagage dabey erobert und des Hügels sich mit grossem vigeur glücklich ****

*) diese Escadronen **) Action vom Feinde mit ***) haben Sr. Königl. Mayt. selber mit eynigen Squadronen secundiret, da denn das Glück ****) die Polen davon gejaget und des Hügels sich bemächtiget.

man nun auf die Höhe gekommen,[1] hat man nicht allein von des Feindes contenance, sondern auch von der situation des Orts recht urtheilen können, und haben S. Churfl. Drchl. alsofort sich mit dero Flügel längst vor dem Walde bedeckt, von zwey[a] Brigaden zu Fuss und Dragonern, nebest den Stücken in solche[b] postur gesetzet, dass deroselben nichts in Rücken gehen konte. §. 27. Dieweil man nun von solcher unbenanter Höhe nicht allein gäntzlich umb den Wald gekommen, sondern auch lauter flach Land gefunden, bis an den Stand des Feindes,[2] und daraus mercken können,[3] dass der Feind seine force hatte zur rechten Hand gezogen, so wol den Churfürstlichen in die flanque, als auch hinten durch den Wald mit etlichen tausend Pferden, und sonderlich mit den Tartarn Sr. Kön. Mayt. Flügel in den Rücken zu gehen, so[4] haben Se. Kön. Mayt. mit umbschwingung 6 Esquadronen vom dritten Treffen den Feind zurück gejaget welcher darnach sich für die Churfl. Armee auffm Felde präsentiret. §. 28. Entzwischen haben Se. Kön. May. zwischen dem Walde und der Weichsel mit der Artillerie, Infanterie, und Cvallerie, für des Feindes retrenchement[5] subsistiret, und[6] ziemlich mit Canonen begrüsset worden, die[7] Infanterie vor der Cavallerie auch zum Theil mit der Cavallerie vermischet gestanden, und damit der gantze Schwarm den Churfl. nicht auff den Halss kommen möchte, sind noch 2 Brigaden die Churfl. zu sustiniren beordert worden: §. 29. Dieser Stand hat so lange gewähret, bis die Churfl. Stücke, welche auff die Höhe solten gebracht werden, durch den Morast geschleppet worden. Alldieweil nun Se. Kön. May. aus des Feindes Anschickung, und andern Umbständen für rathsam befunden, dem Feinde zu seiner rechten Hand umbzugehen, aber nicht practicabel erachteten, wegen Enge des Weges und durchgetretenen Morastes den Weg zu gehen, welchen der Churfl. Flügel gepassiret, sondern beschlossen, den Weg hinter dem linken Flügel umb den Wald, wo die Tartarn Sr. Königl. Mayt. in den Rücken zu gehen gesuchet, zu nehmen. §. 30. Gleich wie man aber bey sothanen resolutionen sich billich nach des Feindes contenance hat müssen reguliren, also haben Se. König. Mayt. bey vorigem Stande, als S. Kögl. May. bey der Weichsel, und S. Churfl. Drchl. jenseits des Morastes waren, sich etwas verweilen müssen, §. 31. sintemal der Feind zu unterscheidlichen mahlen Mine gemacht hat, so wol S. Königl. Mayt. als die Churfl. Armee beyde zugleich anzugreiffen, und es bey einer solchen action nicht rathsam wäre, dass Se. Königl. Mayt. durch Abziehung dero Troup-

a) von Dero zwey b) solcher.

1) Wie nun S. Ch. D. solche Höhe erobert und den Feind davon delogiret, haben dieselbe mit Dero Flügel längst von dem Walde sich mit unglaublicher application und unermüdeter Arbeit* bedecket und in solche Positur gesetzet 2) bis an den Ort wo der Feind gestanden 3) und dabey wahr genommen 4) so ist der Feind mit sechs Esquadronen** vom dritten Treffen zurückgejagt und an solchem seinem Vorhaben gehindert worden. Inzwischen 5) zwischen dem Walde und der Weichsel in bataille subsistiret 6) und sind daselbst 7) von den Worten die Infanterie . . . . bis §. 32 Indem fehlt.

*) von mit unglaublicher . . . . bis Arbeit gestrichen. **) mit sechs Esquadronen ist gestrichen.

pen dero Dessein so gewünschte effectuiren sollte. §. 32. Indem[1] nun der Feind wieder zum anderemal zu seiner rechten Hand mit allen seinen Tartarn den Churfl. in den flanquen rücken, und fronte zugleich einzubrechen suchte,[2] sind sie durch tapffern Wiederstand der Churfl. zurück poussiret worden auch die, welche durch den Wald den Churfl. wollten in Rücken geben, durch S. Königl. May. drittes Treffen abgehalten worden. §. 33. Es hat zwar auch der Feind in selbigem moment gesuchet, mit seiner grössten force nebest seiner Infanterie aus seinen retrenchement gegen S. Königl. Mayt. zu avanciren, sie sind aber von den Stücken und Cartheschen dergestalt empfangen worden, dass ob sie gleich sich zu unterschiedenen mahlen herfür gethan, haben sie sich dennoch endlich wieder in ihre retrenchement gezogen, und denn zugleich gesuchet nach ihrer rechten Hand mit aller ihrer force auff den Churfürsten losszugehen. §. 34. Bey dieser Occasion** haben S. Kön. Mayt. Zeit bekommen, sich mit Dero Infanterie und Cavallerie abzuziehen, und also hinden umb den Churfl. Flügel durch den Wald auff das ebene Feld sich zu ziehen,[3] allwo dann S. Königl. Mayt. mit des Churfürsten gut befinden, erwehlten die lincke Hand und den lincken Flügel zu nehmen. §. 35. Dieweil[4] nun der Feind seine grösste force und alle seine Hussaren auf seine rechte Hand gesetzet, und in guter Ordre über das Feld anmarschirte, als streckten Seine Kon. Mayt. sich auch zur linken Hand aus, umb Feld zu gewinnen, und dem Feinde in der Ebene ins Gesicht zu geben, §. 36. und nahmen S. Königl. Mayt. auf dero Flügel zu sich etliche commandirte Stücke nebenst drey Esquadronen zu Fuss, welche alle für der Cavallerie her marchirten, und suchten also S. Königl. Mayt. mit guter Ordre dem Feinde im flachen Felde anzugreiffen, wie auch selbige umbzugehen, und hinter ihren Stücken, die sie auf eine hohe Sand-Dühne mit ihrer Infanterie gesetzet, zu attaquiren. §. 37. Wie nun S. Mayt. mit dero Flügel in guter Ordnung avancirten, fieng der Feind an gleich das Dorff, welches zu seiner rechten Hand war, anzustecken,

---

1) Bald aber darauff hat der Feind wieder zum andern mal zu seiner rechten Hand ....* 2) gesucht er ist aber mit solcher Valeur und conduite von Sr. Churfl. Durchl. empfangen worden, dass er sich mit überaus grossem Schaden und Hinterlassung vieler Todten mit grosser Confusion wieder zurück machen müssen. Bei dieser Occasion (§. 34) 3) sich zu stellen, dann Sr. . . *** 4) Für die §§. 35—42 hat der Text des *Th. Eur. ed.* II. Nachdem nun Ihre Kön. Maytt. sich mit dero Flügel daselbst ins flache Feld gezogen, so**** ist man bald darauff mit dem Feinde, welcher in guter Ordnung auf die Königl. und Churfürstliche Armée an marchiret, ins Gefechte gerathen, und ob schon von des Feindes Husaren und Reuterey vornehmlich auf die Churfürstliche Cavallerie † ein sehr hitziger Anfall geschehen, so seynd doch dieselben von Sr. Churfl. Durchl. †† dergestalt repoussirt worden, dass sie sich ebner Gestalt wie vorhin wieder zurückbegeben und in einer ziemlich confusen Retirade ihr heyl suchen müssen, welches ziemliche Zeit lang gewähret und zu beyden Theilen sowohl an Polnischer als Schwedischer und Brandenburgischer Seite mit grosser Courage absonderlich aber von S. Churfl. Durchl. zu Brandenburg soûtenirt worden. (§. 43). Bey . . .

*) Der ganze §. 32 ist gestrichen. **) Nachgehends haben. ***) Einzelnes ist gestrichen, es bleibt: Cavallerie durch den Wald abgezogen und also hinten um den Churfl. Flügel auf das ebene Feld sich gestellet, die linke Hand und linkenFlügel genommen. ****) nachdem . . . . so ist gestrichen und ist †) Reuterei auf die Königl. Cavallerie ††) Seite tapfer soûtenirt worden.

und sich hinter das Dorff zurück zu ziehen, in meynung Sr. Kön. May. wann Sie das Dorff fürbey passirten, mit einem Theil Ihrer Cavallerie hinten umbs Dorff in den Rücken zu gehen, wesswegen der General Major H. Horn mit dem dritten Treffen zugleich umb das Dorff zu gehen, und zu avanciren beordert wurde, welches, da es der Feind gewahr wurde, zog er sich allmählich zurück zum andern Dorff, nebest einem Morass, und setzte sich hinter das Dorff, welches sie auch ansteckten: §. 38. Als avancirten Sr. Königl. Mayt. nach dem Dorff, zuvorderst mit den Knechten, und da sie wegen des Morass das Dorff umbzugehen nicht für rathsam hielten, besonderen zur linken Hand zu gehen, liessen Se. Königl. May. die Infanterie vor den dreyen Esquadronen zu Fuss beim Dorff und Morass stehen bleiben, bis das erste und andere Treffen langs, und für das Dorff sich zog, das dritte Treffen aber blieb bestehen hinter dem Fussvolck, umb solches zu sustiniren, §. 39. und als S. Königl. Mayt. mit dem ersten und andern Treffen schon das Dorff zum Rücken hatten, hatten Se. Königl. Mayt. dero rechte Fronte gegen den Berg, und des Feindes Werck auff den Sand-Dühnen geformiret, da dann mit canoniren auff beiden Seiten es erst recht angegangen, und beyderseits grosser Schaden geschehen. §. 40. Dieweil aber Se. Königl. Mayt. sich musten dero linkem Hand, wenn sie gegen den Berg weiter avanciren würden, versichern, haben Se. Königl. Mayt. nachdem sie das Dorff schon im Rücken, die drey Esquadronen zu Fuss wieder vom Morass zu sich kommen lassen, und dieselbe hinter dero zweytes Treffen, und gäntzlich am Ende des Flügels die fronte zur linken Hand gewendet, beym Creutze setzen lassen, und fronte gegen die Tartarn zu thun, welche hinter dem Dorffe beim Walde nebenst einer Menge Quartianer Se. Königl. Mayt. zur linken Hand in die flanque zu gehen sucheten, §. 41. derowegen Sr. Königl. Mayt. mit der gantzen Bataille halten liessen, auff dass das dritte Treffen sich auch möchte herziehen, auf seinem rechten Platz. Entzwischen hat die gantze feindliche force, ausserhalb wenigen Esquadronen, die beym Fussvolk auffm Berge bestehen blieben, sich zum Theil auff der rechten Hand, und umb Sr. Königl. Mayt. Flügel, die Hussaren aber, nebenst 5000 Pferden gegen Se. Kön. Mayt. fronte avanciret, §. 42. da dann die Hussaren auf zwey Esquadronen einem ziemlichen Effect gethan, und zum Theil durchgebrochen, sind aber von dem andern Treffen, und von der Seiten dergestalt empfangen worden, dass ihrer wenig durchkommen, die aber, welche ihnen gefolget, zurückpoussiret worden, von welchen Theil auff Sr. Königl. Mayt. Bataille, etliche auff die Churfl. Cavallerie[a] lossgangen, von welchen sie auch dergestalt empfangen worden, dass sie mit höchster confusion den Berg wieder einzunehmen gesuchet haben: §. 43. Bey[1] solchem währenden Treffen haben die Tartarn nicht gefeyret, sondern gesuchet umb das Dorff,[2] und der Armee in den Rücken zu gehen, worauff[3] Se. Königl. Mayt. 4 Esquadronen unterm conduicte des Herrn Generalissimi[b] Durchl.

a) Ihr Churfürstl. Durchl. loss b) Generalissimi Hochfürstl. Durchl.

1) Bey solchem Treffen 2) um das Dorf und fehlt. 3) worauff man vier Esquadronen wenden lassen.

haben wenden lassen, welche sie denn[1] gepoussiret und in den Morass gejaget, allwo ihrer eine grosse Mänge geblieben, und von ihren Pferden haben abspringen müssen. §. 44. Wie nun bey auf so vielfältige Arten geführten actionen und Treffen, Se. Königl. Mayt. nötig befunden, dero Regimenter in vorige Ordre und Platz wieder zu bringen, umb den Feind in seinem Vortheil zu attaquiren, und bey Eroberung eines Waldes welcher dem Feinde und die Höhe zur rechten Hand lag, mit gleicher avantage des Feindes Höhe zu erreichen, dass man also hinter des Feindes Wercke mit dem Feinde und seinem Fussvolck, in gleichem Vortheil zu fechten kommen mögte, so hat man gegen den Feind avanciret, aber zu dem Berge[2] nicht gelangen können, bis es gantz finster worden, §. 45. da dann weitere actionen zu verhüten, Se. Königl. May.[3] sich zurück gezogen, dero[4] Cavallerie bey einem Walde zur Seiten des Dorffes gesetzet, nebenst den dreyen Esquadronen zu Fuss, die Infanterie ist aber für dem Dorff,[5] und die Churfürstliche[a] Armee auff dem Platz stille stehend blieben, bis Sonntags Morgens, da man sich dann bey anbrechendem Tage wieder zusammen gezogen, §. 46. und nachdem Se. Mayt. eine Esquadronen Fussvolck in dem Walde wo dero Cavallerie gestanden, zu verhawen befohlen, umb da Se. Kön. Mayt. würden avanciren, den Rücken frey zu haben, als ist darauff resolviret worden, dass man mit der Armee zwischen dem Walde, da Sr. Königl. Mayt. Cavallerie über Nacht gestanden, und dem Walde, dessen der Feind bey der rechten Hand sich gebraucht[b] hat, zu avanciren,[6] und die Infanterie in die Avantgarde zu nehmen nebenst Artillerie und 5 Esquadronen zu Pferd der Schwedischen, umb den Feind aus dem Walde zu bringen, welches zu verrichten, dem General Feldzeugmeister Sparr auffgetragen wurde, auch von ihme mit sonderbarer dexterität und guter disposition verrichtet worden. §. 47. Und dieweil der Feldzeugmeister Sparr den Wald zuvorderst hefftig canonirte, hat zwar der Feind seine Infanterie nach dem Walde[7] gezogen, mit dem gantzen Reste seiner Cavallerie gesuchet,[8] umb in die flanquen zu geben, derowegen *** Se. Kön. Mayt. so wol als die Churfl. Cavallerie unterschiedliche fronten nach situation des Orts, umb des Feindes einbrechen zu verhindern formiret, dass also an allen vier Ecken fronte ist formiret worden. §. 48. Nachdem aber der Feldzeugmeister Sparr den Wald eine weile canoniret, ist er mit der[9] Infanterie und 200 commendirten Mussquetirern in den Wald hinein avanciret, neben[10] fünff Esquadronen Reuter, §. 49. und weil des Feindes Mussquetirer also den Wald ver–

a) Ihr Churfürstl. Durchl. Armee b) sich vorhin gebraucht.

---

1) welche sie dann* 2) Berge** worauf der Feind sich dazumal postiret gehabt, nicht 3) zu verhüthen man sich 4) und die 5) für einem Dorf, welches man zur Linken gehabt 6) von und ... bis Schwedischen fehlt 7) aus dem Walde 8) aber gesuchet 9) Der Churfürstl. Infanterie und fünf Esquadronen Reuter in 10) von neben ... bis müssen fehlt.

*) welche acht auf sie geben müssen, damit sie nicht von hinten einfielen. Da nun **) avanciret und sich wegen der Nacht allda postiret, dergestalt dass die Cavallerie bey einem Walde ***) derowegen Cavallerie commandiret worden die Infanterie des linken Flügels zu bedecken. §. 48. Nachdem ...

lassen müssen, sind[1] S. Churfl. Drchl. in eigener Person mit sechs Esquadronen[2] auf den Berg avancirt, die darauf befindliche feindliche Reuterey ** den Berg hinunter gejaget, welche[3] sich dann zur linken Hand nach dem Morass, wo des vorigen Tages die Tartarn sich hinbegeben, aber von dem Feldmarschalle Herrn Gustav Wrangel und dem Churfl.[a] General Lieutenant Herrn Grafen von Waldeck mit commendirten Reutern und etlichen Esquadronen verfolget, in Morass gejaget, und also die meisten derselben erschossen, ersoffen und umbkommen. §. 50. Bei währender solcher Action haben Se. Churfl. Drchl. resolviret gehabt,[4] nachdem die feindliche Infanterie ihre Stücke[5] verlassen, auff die losszugeben,[6] dieweil dieselbe aber gleich zu accordiren begehret, haben S. Churfl. Drchl. dieselbigen nicht verfolget, besondern die Infanterie hat in währendem Tractat sich nach der Schiffbrücke verfüget, dieselbige passiret, und hinter sich ruiniret: §. 51. Nachdem nun des Feindes linker Flügel und die Infanterie mit Verlassung des Lägers, Pagage und allen Stücken[7] sich reteriret gehabt, ist des Feindes rechter Flügel[8] schon zur Flucht parat gewesen, und sich frühzeitig grössten Theils zwischen Prage und dem nicht weit davon liegenden Walde weg in voller confusion reteriret ohnangesehen so wol dieses als vorigen Tages, der König in Polen die also genannten Hollotten oder Gesinde (welche nicht mit Obergewehr, sondern nur Sebeln, Sensen, Prügeln, und dergleichen Instrumenten versehen) beydes mit Gelde und Worten animiret, so wol die Quartianer und Pospolite Russenie[b] vom aussreissen auffzuhalten, §. 52. welches sie auch in der That, und mit vielfältigem grossen Geschrei anfänglich verrichtet, endlich aber mit einander, besagter massen, aussgerissen,**** welchen Se. Köngl. Mayt. zwar nachgegangen, aber wegen abgematteter Leute und Pferde, welche in der dreytägigen Action nichts gessen haben, hat man den Feind wenig verfolgen können, besondern man ist des andern Tages dem Feinde 6 Meileweges nachgangen.

§. 53. Der König in Polen hat dieser Action von Anfang bis zu Ende beygewohnet, und[9] da er gemerket, dass seine Armee das Feld hat räumen müssen,

a) Ihr Churfürstl. Durchl. General Lieutenant b) Ruszienie.

---

1) dann auch Sr. 2) Esquadronen sofort* auff dem Fusse gefolget und auff den Berg zu 3) von welche ... bis umkommen fehlt. 4) gehabt fehlt. 5) ihre Stücke schon 6) losszugehen, allermassen auch sonder Zweifel geschehen und vielleicht nicht das geringste von derselben würde echappiret seyn. Es sind aber S. Ch. Durchl. durch dess Königs Bruder davon divertiret worden, so dass gedachte Infanterie dadurch Zeit gewonnen *** mit den Feldstücken sich davon zu machen und über eine Brücke so sich eben daselbst gefunden und welche sie hinter sich ruiniret, sich zum Theil zu salviren. (§. 51). Nachdem 7) Stücken durch S. Ch. D. zu Brandenburg gänzlich überm Haufen geworfen worden, hat dess 8) Flügel, welchen Ihre Königl. Mayt. von Schweden gegen sich gehabt auch keine sonderliche ressitenz mehr gethan sondern sich also fortt grössten Theils 9) und da Sr. Churfl. Durchl. des Sonntags durch den Wald gesetzet und die feindliche Armee von dem Berge getrieben und Er darauss gemerket.

*) sofort auff der rechten Seite auff **) Infanterie ***) gewonnen über einen Morast da sie nicht wohl verfolget werden können sich zu salviren, bei welcher retirade ihrer eine grosse Menge geblieben und sammt den Pferden im Morast umkommen. Nachdem ****) durchgangen.

ist er nechst für der Infanterie über die Brücke erst auff Warschau und so weiter fortgegangen. §. 54. Die Königin aber,[a] welche die Polen von der West-Seite der Weichsel, als sie bey Warschaw am 18/28 passato über die Brücke gangen, in einer Carreten dabey haltend, trefflich animiret, (so dass* die Polen sich grosssprechend darauff verlauten lassen, sie wären so starck, dass sie den Feind mit Peitschen wegjagen wolten) hat so lange nicht gewartet, sondern indem sie den 20/30 July,[b] war der Sonntag, vermercket, dass die Königliche Schwedische Armee der Polnischen im Lager zusetzte, soll sie sich, nachdem sie alle drey Tage diess harte Treffen mit ihrem Frawenzimmer und etlichen Senatoren angesehen, frühzeitig aus dem Wege gemacht haben. §. 55. Bei diesem[c] Treffen sind beydes Se. Kön. Mayt. zu Schweden, als auch Se. Churfl. Drchl.[1] in grosser Gefahr gewesen, dann sie in eigener Personen sehr grossmüthig gefochten, so dass Se. Churfl. Drchl. einmal gar von den Tartarn umbringet gewesen, dass man eine gute Weile nicht gewust, wo sie hinkommen. §. 56. Und also ist endlich Sonntags in der Nacht Warschaw[d] von der Polnischen Guarnison unterm Obristen Zeillari mit hinterbleibung aller Stücken,*** gleich denen im Felde, verlassen, und hat sich des Montags früh der Ort in Sr. Kön. Mayt.[2] devotion wieder ergeben: Se. Königl. Mayt. und Churfl. Drchl. Armee ist**** bestanden in 60 Esquadronen zu Pferde und 4 Regimenter Dragoner. §. 57. Davon 30 auff dem rechten und 30 auff dem linken Flügel gestanden. Die Fussvölcker sind in zwölff Brigaden vertheilt gewesen. Des Feindes force sol allem[3] bis dato eingekommenen Bericht nach, bestanden seyn[4] in 8000 Quartianer, 16000 Polnischer Pospolite Russenie, 5000 Littawer, 6000 Tartarn und 4000 zu Fuss, wiewol sie sich selbsten ins gemein mit allem 100,000[e] Man zu seyn geschätzet, dahero sie sich selbst auch wegen solcher grossen Mänge, den Sieg gar zu gewisse eingebildet haben. §. 58. Es ist nicht zu beschreiben, wie Gott bey dieser Occasion gewürcket habe, in deme wo die[5] Königliche Schwedische Armee[f] sich nur hingetrehet, hat sie den Vortheil des Windes für sich gehabt,

a) von welche.... bis wegjagen wollten fehlt. b) 20 July c) von Bei diesem.... bis §. 56 ist endlich fehlt. d) Nacht ist die Stadt Warschau e) selbsten über 100000 f) Schwedische und Churbrandenburgische Armee.

---

1) Zu Brandenburg continuirlich zugegen gewesen, absonderlich** haben Sr. Churfl. Durchl. mit einer unvergleichlichen intrepidität sich dabei signalirt und alles was Tapferkeit und prudentz in dergleichen Fällen von einem grossen helden erfordern, erwiesen und an sich spühren lassen, auch nicht allein mit Commando und Anordnung der Armee sich begnüget, sondern in eigner hoher Person grossmüthig mit gefochten und sich exponiret so dass Se. Churfl. Durchl. einmal gar von den Tartarn umringt gewesen und man eine gute Weile nicht gewusst wo sie hingekommen. (§. 56) Und also 2) Mayt. und Sr. Churfl. Durchl. 3) von allem... bis nach fehlt. 4) in zwanzig tausend Husaren und Quartianern, sechzigtausend polnischer pospolite Ruszenie, zwanzig tausend Lithauern, sechs und dreissig tausend Tartarn und vier tausend zu Fuss in Allem von hundert und vierzigtausend Mann. Dahero 5) die alliirte Armee.

*) von so dass.... bis jagen wolten ist gestrichen. **) Von absonderlich.... bis hingekommen ist gestrichen; dann folgt (§. 56) Endlich ist ***) etlicher weniger Stücke ****) ist 16 bis 17000 Mann und des Feindes Macht ist im Anfang in 120000 Mann zuletzt in 84000 eigenem Geständniss nach bestanden, dahero.

und ist deroselben rund umb gefolget. So dass dahero der grosse Staub sampt dem Pulver-Rauche, dem Feinde ins Gesicht getrieben. §. 59. Von hohen Officirern sind wenig geblieben. Des ersten Tages ist Obrister Senckler mit einer Stückkugel geschossen, wie auch der General Major Kannenberg blessiret worden, von den gemeinen aber ungefehr drey bis vier hundert gequetschet und geblieben. Was von vornehmen unter dem Feind geblieben oder gequetschet, hat man nicht observiren können, die todten Cörper aber, so hin und her im Felde und in dem Morass gefunden worden, werden auff ungefehr drey bis vier tausent gerechnet.[a] §. 60. Und hierauff sind nun den 21 und 31 Julii[1] die beyde König- und Churfürstliche Leib-Regimenter fürüber geführet* und die Stadt Warschaw damit besetzet, und also dieser Ort sonder einige Mühe wieder gewonnen worden: Jedoch kam indessem Zeitung, dass der Feind bei Schersky[2] mit viel tausent sich wieder gesetzet, auff welche Se. Mayt. mit etlichen Regimentern zugangen, aber niemand gefunden, desswegen[3] Se. Mayt. den 2. Augusti st. n. wieder zurück nach Warschaw gekehret. Die Bagage hat man den Soldaten zur Beute gegäben: ** §. 61. Die eroberte Canonen sind etwan in 50 Stücken bestanden, wenig sind gefangen worden, weil man wenigen Quartier gegäben. Es ist leicht zu gläuben, dass man weder die Fahnen noch die Anzahl der erschlagenen gewiss wissen können, weil alles sich in die Morässe verlauffen, und wegen des unerträglichen Gestancks niemand fast weder in Warschaw noch im Felde bleiben können. §. 62. Den[4] andern und dritten Augusti st. n. ruheten indess die Armeen an der Oost-Seiten aus, bis sie den vierdten desselben über die reparirte Schiffbrücke gehen könten. Und diess ist der gewisse und warhaffte Verlauff, der sonder Sparung der Warheit wol wehrt, dass er angemercket, und dem Allerhöchsten unablässig dafür gedancket werde. Datum Warschaw, am 4. Augusti st. n. 1656.

a) ungefähr auf 5 à 6000 gerechnet. Datum im Felde bei Prage gegen Warschauen gelegen den 24 Julii Styl. vet. 1656. Das Folgende fehlt.

---

1) eben so im *Th. Eur. ed.* II. 2) Ichersky 3) von desswegen . . . bis gekehret fehlt. 4) §. 62 fehlt.

*) über die Brücke **) ist den . . . . geworden.

Beilage 3.

Relation III.*

Relation oder wahrhafftiger Bericht, wie es bey der von Seiten Sr. Churf. Durchl. zu Brandenburg wider die Polen und Tartaren bey Warschau erhaltenen Victoria daher gegangen de dato 31. Julii 1656 aus dem Churfl. Hauptquartier Prag vor Warsaw. Gedruckt in obgemeldetem Jahr. (4 Bl. 4° *s. l.*)

Vergangenen Freitag den 28. Juli spät sein wir mit ankommender Nacht für des Feindes Lager angelangt. Ihre Königl. Mayt. zu Schweden gingen nebenst Sr. Churfl. Durchl., des Herrn Grafen zu Waldeck General Leutnants Excellenz, dem Herren General v. Wrangeln, dem Herrn Pfaltzgraffen von Sultzbach, Duglassen und anderen Generalspersonen nebenst der ganzen Reuterey[1] voran, und nachdem sie etzliche von des Feindes Truppen angetroffen wurden sie sobald carchirert[a] geschlagen und bis an des Feindes retranchement verfolget: Hierauff befahlen Ihre Maytt. dem Feldzeugmeister Sparren mit der Infanterie zu avanciren, welches auch geschehen. Gemeldte Infanterie bestund in 3 Schwedischen und 9 Brandenburgischen Brigaden zu Fuss. Nachdem wir nun avancirten bis auff einen Musketschuss von des Feindes Lager, haben Sr. Maytt. die Armee lassen in bataille stellen, also das die Infanterie in der Mitten, die Cavallerie auf beiden Seiten gestanden. Sobald nun der Feind unser vermercket, hat er gewaltig mit Canonen unter unsre Infanterie und Cavallerie gespielet, welches ohngefähr bei zwey Stunden gewähret, auch ohne Schaden nicht abgegangen, indem einem schwedischen Obristen ein Arm abgeschossen, auch unterschiedlich andre Officiere und Soldaten sowol verwundet als geblieben.[2] Nachdem es aber ganz finster worden hat der Feind mit dem schiessen eingehalten, da haben wir uns ein wenig auseinander gezogen und die Soldaten ruhen lassen, mit anbrechendem Tag[3] ist die armee wiederum in vier Tropfen[b] hinter einander in bataille gestellet worden also das die Infanterie mit dem rechten Flügel an der Weixel, mit dem linken Flügel in einem Wald und Morast gestanden, die

a) Der andre Druck hat: chargiret b) der andre Druck hat: Truppen.

---

*) Mit diesem Druck stimmt mehrfach der Bericht bei Aitzema p. 553 ff. und einzelne len unserer Relation sind daher zu erläutern; das Wichtigere folgt in den folgenden An- kungen.

1) ende andere hooge Officeiren gingen met de Ruyterye vooraen. 2) het welcke de en siende, speelde met soo hevich canoneren op ons, dat veele van uns bleven, sonder- h een Schots Overste te peerde Sengler genomt, ende een Brandenburghsch Major, ende wy geen tijdt ofte macht hadden het canon daer tegens aen te planten. 3) Nach Er- nung des Kriegsraths in der Nacht, der Vorbereitungen zur Schlacht, des Loosungsschus- führt der Bericht fort: waer op dan onse armee in vier deelen achter een ander weder in alle gestelt wierdt, sulcx dat den rechten vleugel onder sijn Chur-Vorstel Doorl. naer Weissel, den slincker vleugel onder sijn Majesteyt aen het woudt en de Moras ende de nterie met de Artillerie in front tusschen beyden quam te staen.

meiste Cavallerie war mit Sr. Churfl. Durchl. auf den rechten Flügel[1] ohne etzliche wenige Squadronen so Ihr. Maytt. bei der Infanterie in reserve behalten. Die Schwedische wie auch unsre Artillerie war vor die Infanterie vertheilet, so hatten Ihr. Churfl. Durchl. auch etzliche Regimentsstücke bey sich. Umb 7 Uhr des Morgens fing der Feind an gewaltig mit Stücken auff unser armee zu spielen und ward ihm von unserer Artillerie hinwieder tapffer geantwortet, der meiste Schade, so der Feind that geschah aus einer Schantze welche auff einem Berg gelegen[2] desswegen Ihre Maytt. und Se. Churfl. Durchl. sich unterredet und gut befunden solche Schantze zu attaquiren und Se. Churfl. Durchl.[3] sobaldt darauff zu marchiret, etliche Stücke gegen solche Schantz bringen lassen, auch den Herrn Gen. Major Goltzen mit 3 Squadronen zu Fuss commandiret, solche attaque der Schanze vorzunehmen. Dieser war kaum von uns abmarchiret, kam Bericht das etliche 1000 Tartarn sich durch den Wald zögen willens uns in den Rücken zu gehen. Ihre Maytt. sobaldt sie solches vernommen, seyn sie mit etlicher Reuterey auf die Tartarn lossgangen und solche über Halss und Kopf zurückgetrieben.[4] Der Herr Gen. Leutnant Graf von Waldeck hat auch ein Theil von solchen Tartarn in einen Morass gejaget und ein Theil niederhauen lassen. Kurtz nach dieser action befahl Ihre Maytt. den Herrn Gen. Major Grafen von Waldeck mit drei Squadronen zu Fuss, etlichen groben und Regimentsstücken durch den Wald zu Sr. Churfl. Durchl. zu gehen, wie er aber in den Wald kam, war es so morastig das es unmöglich hindurchzukommen, auch beorderte der Reichsmarschall Wrangel wie auch der Feldmarschall L. Duglass ihn wiederumb zurück zu ziehen, andeutende, das Ih. Churfl. Durchl. seiner nicht benöthigt;[5] in solchem seinem Zurück-March ward er gewar, das sich der Feind mit Macht aus dem Lager zog und sich ansehen liess als wann der Feind Lust hätte es zur Hauptaction kommen zu lassen. Herr Gen. Major Graf von Waldeck stellte sich sobaldt mit denen drei Squadronen auff der Seite des Waldes und liess die Stücken vor die Squadronen stellen, welches als es kaum geschehen rückten etliche Fahnen Quartianer hervor und gingen mit guter resolution auf die Gvardte an, in Meinung zwischen solcher und einen Berg durchzukommen[6] und etliche Stücke so wir auff dem Berge hatten wegzunehmen; aber sie wurden von der Gwardt und einer Squadrone so empfangen, das sie die Stücke vergassen; im zurückgehn gab ihnen Herr Oberst Syburg wie auch die

1) De meeste Brandenburghsche Ruyterie uytgenomen eenige weynich soo sijn Majesteyt by de Infanterie ende tot Reserve hadden ghehouden. 2) De meeste schade die den Vyant dede, was uyt seecker Schantse die op een bergh lag ende den Avenuen commandeerde. 3) 't selve over sich genomen hebbende 4) — dat sy haer over hals ende kop weder mosten te rugge begeven. Den Heere Generael Majoor Henderick Horn voerende de troupen van reserve, dede veel hier by, ende de Heere Grave van Waldeck 5) dat men van wegen het Moras daer niet konde komen, ende liet Sijne Chur-Vorstel. Doorl. daeren-boven weten, dat hy voor als noch geen secours van noode hadde, door dien hy niet alleen hem alrede meester hadde gemaeckt van de hooghte maer ook vier ofte ses duysent van de Poolen, die van vooren uyt hare retrenchementen op hem selve, met een schrickelijck gekryt eenen seer furieusen aenval hadden ghedaen, gheluckich hadde gerepousseert ende in hare voordeelen wede te rugghe ghejaeght. 6) ghemeent hebbende tusschen de selve ende een kleyn gheberghte in te breecken.

Stücke so Herr Gen. Maj. von Waldeck bey ihm hatte, eine Salve in die Seite, durch welches ihnen ziemlicher Schade geschehen. Ohngefähr eine halbe Stunde hernach praesentirten sich viel Stück Esquadronen vom Feinde[1] gegen unsre Armee auf welche der Herr Gen. Feldzeugmeister Sparr wie auch der Schwedische Gen. Major Bülaw so gewaltig mit Stücken Feuer geben lassen, das der Feind endlich gezwungen ward sich wiederumb in sein Lager zu ziehen.

Weinig[2] hernach marchirten Ihr. Maytt. mit der Reuterey und Fuss-Volck ab und zugen sich auff der linken Hand durch den Wald in Willens sich mit Ihr. Churfl. Durchl. zu conjungiren, ehe aber die Infanterie kam, kam der Feind in voller Bataille auf Ihr. Maytt. zu marchieret, darnach nahmen Ihr. Maytt. die schwedische Cavallerie neben etlichen esquadronen von uns, stellten solche auff den linken Flügel in batallie, liessen den Ochsenstern, welcher Oberst von der Artillerey, avansiren und marchirten Ihr. Maytt. mit dem Flügel sacht auff den Feind an, liessen in March bissweilen etliche stücke umbkehren und feuer geben, unterdessen kam unsre Artillerey und Infanterey auch an und wurden gleichmässig neben den linken Flügel in 2 Treffen in Batalie gestellet, Sr. Churfl. Durchl. blieben mit dem rechten Flügel in der 3ten esquadron[a] zu Fuss, so der Gen. Major Goltz bey sich hatte, am Walde stehen. Sobald wir stunden, kam der Feind in grosser Menge und mit einem grossen Geschrey an marchiret und lieffen die Husaren mit ihren Copien auf unsern linken Flügel, für welchem der König in Person war. Die Husaren gingen in solcher Furie an, das von ihnen über die Hälfte sich durchs erste Treffen hindurch schlugen, sobald aber des Königs Leibguarde zu Fuss eine Salve unter sie gaben,[3] ging die andere Hälfte wiederumb zurück und wurd von den Unserigen etwas doch nicht weit verfolget. Die andre Hälffte, so durch das erste Treffen wie vor gesaget durchgedrungen, wurden von Unsern Reutern und Fussvolck dermaassen von allen Seiten angegriffen, das wie ich glaube nicht einer davon gekommen auch ihr Oberster erschossen worden.

Auff dem rechten Flügel[4] da Sr. Churfl. Durchl., Gen. Wrangel, Gen. Leutenant Graff von Waldeck und Gen. Major Kannenberg waren, wurden die Pohlen gleichmässigen im ersten Angriff repousirt. Die auff die Infanterie sollten treffen,[5] für welcher Gen. Sparr, Bülaw und der Gen. Major Graff Waldeck waren, wurden durch unsre Canonen und Musqueten dermassen empfangen, das sie auch das Hasenpanier auff würffen. Die Tartarn, so uns umbringen wolten und schon an unsrer Bagage waren, wurden gleichmässig zertrennet; endlich

a) Der andre Druck hat: in den 3 Esquadronen.

1) Echter quamen noch eenige andere Poolsche esquadrons tegen ons met een groote bevicheyt. 2) Das Nachstehende weicht in dem Bericht bei Aitzema bedeutend von Rel. III ab. 3) De Houssaren sijnde Poolschen Adel met lancien seer wel gemonteert deden den ·en aenval op het Regiment van Sijne Majesteyts Garde te voet het welcke vier stucken ns met musquet-kogels geladen, voor een borstweer hadde, ende reusseerden aenvanck- soo wel . . . 4) het andere gros van de Tartaren, den Adel ende de Quartianen vie- ›p den Chur-Vorst, geassistert sijnde van den Heer General Wrangel Waldeck ende enbergh. 5) een ander gedeelte van de Poolen attakeerde onder tuschen de Chur-Vor- cke Infanterie staende onder den Heer General Spar Bulau ende de General Majoor de s van Waldeck ende Golts.

wie wir von des Morgens 4 Uhren bis den Abend um 9 Uhr ohn Unterlass von den Feinden canonirt auch von allen Seiten attaquiret, hat uns Gott endlich die Gnade gegeben, das der Feind das Feld quittiren und in sein Lager sich reteriren müssen.

Wir sein mit unsrer armee[1] die Nacht auf der Wahlstatt stehen blieben und ist von Köngl. Maytt. und Churfl. Durchl. beschlossen worden den Feind bey früher Tages Zeit in seinem Lager anzugreiffen. Des folgenden Tags Sonntags zog sich der König mit dem linken Flügel und theils Infanterie an einen Wald, in welchem sich der Feind verschantzet, und lagen ein Regiment zu Fuss, etliche 100 Dragoner, noch einige Reuterey darin, auch stund des Feindes meiste Cavallerry und 6 Regimenter Infantery hinter dem Wald auff einen Berg, auff welchem sie auch einige Stücke gepflanzet hatten,[2] die Tartarn hin gegen wie auch einige Pohlen stunden in einem Felde, so neben dem Walde, in Batallie. Dieses verursachete das der König mit den meisten theil seiner Cavallerie und Infanterie neben einigen kleinen Stücken auff die Tartarn lossgangen, indessen liess Gen. Sparr mit denen schwedischen und unsern Stücken mit grosser Furie in den Wald spielen. Der Feind schoss mit Stücken und Musqueten hinwieder tapffer herauss. Dieses wehrete bey einer Stunde, biss endlich Gen. Sparr den Major Graffen Waldeck beordert den Oberst Syburg neben 500 Commandirten in den Wald zu schicken[3] umb den Feind zu attaquiren, sobaldt solcher im Walde war ward gedachter Herr Gen. Major vom Herrn General commandiret an den Ort des Waldes mit einer Esquadron anzufallen, wo der Feind zwey Stücke stehen hatte welches er auch gethan, und obschon der Feind zwey starcke Salven auff ihn that, ward doch nur ein Mann verwundet und quietieret der Feind kurtz her nach seinen Vortheil; die Reuterey so wir antraffen und chargirend nahm auch die Flucht. Wir verfolgten sie biss auff den Berg auf welchen der Herr Gen. Major Graff v. Waldeck 2000 zu Fuss neben einiger Cavallerie und Stücken fand, wovon derselbe den Herrn General avertiret, welcher sobaldt mit ettlichen esquadronen zu Fuss und ettlichen stücken zu ihm kam und den Feind sobaldt in die Flucht brachte, auch sie hernach nur mit 500 commandirten und 200 Reutern biss in die Schantze vor Warschaw verfolget, selbige Schantze auch einnahm und wenn er mehr Volck gehabt hätte, mit ihnen in Warschaw gegangen wären. Wie wir uns aber mit so wenig Volck nicht auff die Brücke wagen durfften, steckte der Feind die Brücke an. Wie es eigentlich bey Sr. Churfl. Durchl. und den König zugegangen davon weiss ich kein Particularien wie das sie den Feind auch an allen Orten geschlagen. Heute morgen hat sich Warschaw an uns ergeben. Der König und die Königin sind entwichen. Hat also Gott durch uns weinige Leuthe, die schon drey Tage Hunger gelitten, einen frischen mächtigen und hochmüthigen Feind zerstrewet.

---

1) Auch in diesem Theil weicht der Bericht bei Aitzema sachlich vielfach ab; er berichtet auch die Vorgänge auf dem rechten und linken Flügel; in den Angaben über das Gefecht im Centrum stimmt er mit dieser Relation wesentlich überein, ist aber weniger genau. 2) Achter het woudt op een gheberghte in eenige Forten die met canon seer weel versien waren. 3) de Colonel Sybergh met vief hondert gecommandeerde soldaten recht toe in het woudt te laten gaen.

Beilage 4.

Relation IV.

Anno 1656. 32te Woche. No. 1.

B. Einkommende Ordinar- und Postzeitungen.

Extract-Schreibens aus der Vorstadt Warschau, vom 31. Julii.

In höchster Eyl berichte hiermit, dass wir, Gott lob und danck, den Feind geschlagen, das Feld behalten, und annoch heute die Stadt Warschau beziehen werden: Das Treffen hat gewähret zwey vollkommene Tage: Von Anfang bis zum Ende hat es sich folgender gestalt begeben: Am 28. dieses umb 9 Vhr gegen Abend geriethen die Parteyen und Regimenter aneinander, und währete das Gefechte bis ungefähr umb Mitternacht, es kam aber dennoch zu keiner Haupt-Action, ausser dem, dass mit den Stücken sehr auff uns gespielet ward. Folgenden Tages, den 29. Julii, gieng das Treffen des Morgens umb 3 Vhr mit allem Ernst wieder an, und ward damit bis in Mitternacht continuiret. Vor Mittage zwar liess es sich auff unser Seiten sehr zweiffelhafftig ansehen, und meyneten die Polen gantz gewiss, sie würden unsere Meister werden, weil sie von drey erhabenen Orten auff uns cononiren kunten, da wir hergegen in der Niedrigung, aus welchen wir ihnen weil sie hinter dem Retrenchement hielten, wenig Schaden thun kunten, stunden: Vber das, waren die Polen fünffmal so starck, als wir, und fielen uns bald von hinten bald von forne an. Nachmittage hergegen gewonnen wir ihnen eine Advantage ab, nemlich einen Pass, durch welchen wir mit der gantzen Armee filireten. Als die Polen solches vermerketen, verliessen sie ihre Retrenchement von forne, und stelleten ihr Geschütz von hinten recta auff uns an, und giengen darauff mit ihrer gantzen Armee ins offene Feld: Gewiss ist es, dass es damals mit uns etwas hart hielte, angesehen auff unser Seiten so wol als hinter uns, nichts anders als lauter Morast und gantz keine Retraite war: muste also ehrlich gefochten seyn, wer nicht schändlich sterben wolte. Vnd in Warheit, es bezeigeten unsere Soldaten, vom grössesten bis zum kleinesten, hierin eine so treffliche Courage, dass sie das Gefecht mit allen Freuden angiengen, unangesehen der überaus grossen Menge, mit welcher sie angehen solten. Dieses muss ich bekennen, die Polen thäten einen so starcken und furiosen Angriff, dass sie zugleich auf alle unsere Regimenter ansetzten. Als es aber zum General-Treffen kam, welches sich ungefehr umb 3 Vhr Nachmittage anfieng, hat der höchste Gott verliehen, dass wir nach fünffstündigem Gefecht das Feld behalten, und die Polen wieder in ihre Retrenchement getrieben, wegen einfallender Nacht aber sie weiter nicht verfolgen können. Am 30 Julii griffen wir die Polen in ihren Retrenchementen abermal mit gantzer Macht und solcher Courage an, dass wir sie innerhalb 5 Stunden nicht allein daraus, sondern auch aus dem gantzen Felde geschlagen, und also rühmlich eine vollkommene Victori erhalten haben. Wir haben gewisslich Vrsach dem

höchsten Gott zu dancken für die grosse Gnade die er uns erwiesen, indem Er uns den Sieg verliehen hat, wieder so einen mächtigen Feind in der Anzahl, mit so wenigem Verlust, dann auf unserer Seiten in allem nicht über 300 todt, und selbige mehrentheils unter dem Gestück geblieben sein. Den Verlust auf Polnischer Seiten, kann man nicht eigendlich wissen, dennoch hält man dafür, dass derselbe auff 4000 und darunter viel vornehme Herren seyn sollen. Von den Schwedischen ist nur ein Obrister, genannt Senckeler, geblieben, von den unsrigen aber keine Person von Qualität, aussgenommen, dass Herr General Major Kannenberg von einer Stückkugel am dicken Fleisch aber doch nicht tödtlich verwundet ist. Sr. Excell. dem Herrn Graffen von Waldeck ward ein Pferd unter dem Leibe erschossen, die übrigen von den 300 Todten sind mehrentheils nur gemeine Knechte gewesen. Se. Königl. Majest. von Schweden, so wol als Se. Churfürstl. Durchl. fochten beyde in eigener hohen Person selbst und mit so trefflicher Hertzhafftigkeit, dass es zu verwundern. Ich habe es gesehen, dass Se. Königl. Majest. unter den Tartern schon vermischet war, so stunden auch Seine Churfürstl. Durchl. einmal sehr gefährlich darunter, dennoch hat man den Allerhöchsten zu preisen, und muss dieses sagen: dass Gott diese beyde Potentaten mit Seiner Hand beschützet hat. In Summa, die Schlacht ist gewonnen, der Feind aus dem Felde geschlagen, und eine gantz herrliche Victoria erhalten worden.

Der König Casimir ist mit der Königin und den fürnembsten selb sechste durchgangen, wohin? ist unwissend, und haben so wol die Bürger als Soldaten die Stadt verlassen. Vnsere Völcker sind in voller Arbeit, die Brücke, so die flüchtige Polen hinter sich abbrannten, zu repariren, und hoffen wir noch diesen Abend darüber in die Stadt zu gehen: Der höchste Gott wolle ferner Glück und Gnade verleihen zu einer gewündschten Beruhigung Sr. Churfl. Durchl. Land und Leute!

Beilage 5.

[illegible]

Anno [illegible] XXXII Woche. No. II.

[illegible]

[illegible] aus der Vorstadt Warschaw, die Praga genannt, aus [illegible] Radziejowski Haus, vom [illegible] Morgen.

[illegible] die conjungirte Armee, [illegible] den dritten Tag wider die Polen in der [illegible] gestanden, und [illegible] Theile ohne auffhören auff einander [illegible] den Sonntag gegen Mittag die Polen in die Flucht ge[illegible] worden, und die conjungirten biss in die Vorstadt Warschaw avanciret. [illegible] die Polen ihre Schantze disseits der Weichsel verlassen, die allda ver[illegible] jener Seite in den Brand gestecket, und also auch War[illegible] [illegible] diese Stunde [illegible] der [illegible] besetzet ward, verlas[illegible] die Polen haben Tartarn bey sich gehabt. Ihre Stücke und Bagage haben [illegible] gelassen, wie viele geblieben weiss man eigendlich nicht, [illegible] Stücke [illegible]. Herr Gen. Major Kannenberg ist [illegible] der Beine am dicken Fleisch gestreiffet, aber doch nicht [illegible] der Obrist Sencker ist unter den Schweden auch todt geblieben, und [illegible] Graffen von Waldeck sein Pferd unterm Leib erschossen worden. Son[illegible] ein ansehnlicher todter Körper unter den Todten gefunden worden, [illegible] wegen empfangener Wunden nicht recht zu erkennen ist, es wird aber [illegible] von den Gefangenen aussgesagt als auch von anderen denen des Littawi[illegible] Schatzmeisters Herrn Gonsewsky Person bekannt ist, an den Zähnen ob[illegible], das es bemeldter Herr Schatzmeister sei.

Beilage 6.

Relation VI.

No. 32. Anno 1656.

Particularzeitung.

Aus Zakoczym vom 1. Augusti.

Es wird demselben ohne dass kund seyn, Wie die Kö. Schwed. und Chur-Br. Armeen dieser gegent ein Zeitlang gestanden, und an den Brücken über den Bug unfern dieser Stadt eifferichst gebawet, es ist aber gleichwol nicht anders als zu lauter Frieden, darzu diese beyden Potentaten geneigt, die Hoffnung gewesen, allein durch die jetzt erschollene Zeitung, als wolten die unsrigen von keinem Frieden hören, sich auff die Fleischliche Macht der angekommenen 40000 Tartarn verlassend, und daneben ausstrewend, ob stünde es bey ihnen, den Frieden zu geben, aber diese beyde conjungirte Armeen, auch andere Alliirte ihres Gefallens gäntzlich zu ruiniren und auffzuheben, haben sie beyde hohe Potentaten, welche wie wir selbst bekennen müssen, zur vergiessung unschuldigen Bluts, keine Begierde gehabt, dahin gebracht, dass, wie die Brücke fertig geworden, am vergangenen Donnerstage, als am 27. Julii gegen Abend, Se. Churf. Durchl. die gantze Artollerie, nachmahlen die Infanterie in aller stille, und gegen den Morgen die Cavallerie herüber bringen lassen, also dass am Freytag gegen Mittag alles über gewesen die Bagage ausser 2 Kaleschen die Sr. Churf. Durchl. und eine Sr. Gräfl. Excell. von Waldeck mitgenommen. Die Völcker gingen so freudig über dass zu verwundern war. Se. Königl. Maytt. in Pohlen unser gnädstr. Herr, welcher nebest dero Gemahlin zu Warschaw war, versah sich dessen nicht, sondern wahren in Freuden über die Ankunft obgedachter 40000 Tartarn in dero Lager hinter Warschaw. Und hatten wir ein Mitleiden, dass diese Schwed- und Brandenburgische Armee, die den unserigen an stärckte unvergleichlich, gleichsam auf die Schlachtbäncke geführet werden müste; müssen aber bekennen, dass es nicht an dem grossen Hauffen, sondern vornehmlich Göttlichem Beystande gelegen, denn in unsers Königes Lager hinter Warschaw wahren 60000 Mann von der Pospolite Ruszenie, zu Praag gegen Warschaw über waren 20000 Mann Littawische Völcker, die Quartianer und Husaren waren auch 20 tausent, und der Tartarn 40000 (zusammen 100- und 40 tausent) Mann, auff diese letzte drey Armeen gingen die Conjungirte loss, denselben Freytag und Sonnabend haben wir zwar nichts gewisses, wie es abgelauffen, am Sonntag frühe umb 4 biss 10 Uhr, hörete man unauffhörlich Canoniren, gestern aber erhielten wir die allzu gewisse Nachricht, dass obwol unsere Husaren und Tartarn gegen die Brandenburgischen 3 Tage lang gefochten, ihnen dennoch durch unauffhörliches schiessen und Fewereinwerffen, welches die unsrigen zu erdulden nicht gewohnet, zween starcke Schantzen mit sturm abgenom-

men, etliche tausent Mann erleget und die andern gantz aus dem Felde geschlagen, mit Hinterlassung alles Geschützes und so viel tausent Bagage Wägen. Kön. Maytt. zu Schweden haben mit der Cavallerie unsern Flüchtigen nachgesetzt, unser in Praag gelegene Völcker haben, so viel als gekönt, sich theils über die Brücke, theils mit schwimmen durch die Weichsel, auf Warschaw reteriret, und die Brücke hinter sich angezündet, von dannen seind sie mit dem König und Königin weiter, wie man saget, auf Sandomirss gangen, hinterlassendt, den daselbst angehaltenen und krankliegenden Grafen Ochsenstirn. Die Churf. Völcker haben sich in Weichsel-Kähnen und Skuten nach der Stadt übersetzen lassen, woselbst sie zwar die Stadt geschlossen, und alle Pasteyen mit Stück, aber mit keinem Volck besetzt, gefunden, dannenhero auch der Raht und die Bürger, umb sich vor der gäntzlichen Ruin zu erhalten, die Schlüssel der Stadt den Churfl. übergeben und dero Besatzung eingenommen. Die Tartarn sollen ihren Weg wieder auff Lublin genommen haben, und ist zu besorgen, Sie sich auff viel Meilen aussbreiten, und was sie antreffen, zur Beute in die Schlaverey mitnehmen werden.

Beilage 7.

Relation VI.

Schreiben des Geheimen Rathes v. Plathen an des Statthalters Grafen Wittgenstein Excellenz. In dem Lager vor Warschau 21/31. Juli 1656.

Ew. hochgräflichen Excellenz habe ich mit diesem wenigen die glückliche Victoria, so wir wider die Pohlen gehabt berichten wollen, sintemahl nachdem die Conjunction den verschienenen Donnerstag bei Sacrozin geschehen, man sofort folgenden Tages aufgebrochen und auf die Polen nach Warschau avancirt, so man auf der Seite nach Preussen in einem vortheilhafftigen Ort aufm Sandberg stehend gefunden. Des Abends da wir angekommen, hat es zwar noch einige Scharmützel gegeben, aber die Nacht fiel bald ein. Des andern Morgens am Sonnabend stellten wir uns mit dem Tage in bataille und ging das canoniren bald an. Die Polen hatten ihre Stücke auf dem Sandberge und vermeinten dadurch grossen Schaden zu thun. Die Tartarn so in 4000 stark bei ihnen waren, suchten öfters von hinten einzufallen, so ihnen aber nicht glücken wollte. Die Husaren hielten sich tapfer und setzten wohl an aber mussten doch damit weichen. Die Polen aber wollten sich völlig aus ihrem Vortheil nicht geben und ging also dieser Tag wieder weg, das kein Theil recht weichen wollte. Sonntag frühe ward unsres Theils resolviret sie in ihrem Vortheil anzugreifen so auch glücklich angangen. Indem sich unser Feldzeugmeister eines angelegenen Waldes darinnen das polnische Fussvolck gestanden, bemächtiget. Darauf die Polen theils zur Rechten theils zur Lincken theils über die Brücke die Flucht genommen und uns das Feld geräumet hinterlassend ihre Stücke und Bagage. Das Fussvolck hat sich über die Brücke nach Warschau retiriret. Der König in Pohlen hat aber unser daselbst nicht abwarten wollen, sondern ist die Nacht mit dem Fussvolk davon gangen und wie man sagt den March wieder auf Schlesien genommen und haben wir heute morgen Warschau ledig gefunden und darauf einzige Völcker mit Schiffen überführt weil die Schiffbrücke zum Theil abgebrannt und die Stadt wieder besetzen lassen.

P. S. Die Canonaden haben das beste gethan. Auf unsrer Seite seind über 300 oder 400 Mann nicht blieben, von polnischer Seite hat man noch keine Nachricht, von S. Churfl. Durchl. ist an hohen Officieren niemandt blieben auch nicht gequetschet ausser der Gen. Wachtmeister Kanneberger, so an beiden Beinen ziemlich gefährlich mit einer Stückkugel soll getroffen sein.

Beilage 8.

Concept für die in der Handschrift der Berliner Bibliothek No. 50. Fol. aufgenommene Darstellung.[1]

p. p. als perduellem tractirte und ausschriehe.

Der polnische General Zamecki bekam gar darauf [Ordre] unter des Königs Hand Ordre welche in S. Ch. Durchl. Hände geriethe höchstgedachte S. Churf. Durchl. und dero lande mit fewer und schwerth anzugreiffen damit dan auch ein anfang in Pommern [und] wie auch in der Newmarck nachmahl gleichfalls in dem Herzogthum Preussen wohin die Tartaren [selbst] von ihnen [hinein] geführet worden gemachet und alle crudelitäten exerciret [wurde] auch von letzten viele Aecker leute gefesselt in die Dienstbarkeit weggeführet wurden. Was konnte S. Churfl. Durchl. nun anders thun alss umb sich und Dero von Gott anvertraute lande wie auch mithin das Röm. Reich von Gefahr und desolation zu befreyen, diejenigen Mittel die dazu übrig zur Hand zu nehmen, und der Königl. Maj. zu Schweden wie zu Marienburg und Labiau geschahe sich näher zu setzen die Waffen darauff wirklich zu conjugiren und mittelst derselben sonderlich aber durch des Allerhöchsten Beistand dahin zu trachten wie ein beständiger reputirlicher Friede wieder herbeygebracht werden möchte.

S. Churf. Durchl. brachen dan auch aus Königsberg den $\frac{\text{30. Juni}}{\text{10. Juli}}$ auf, kamen bey Dero Armee welche vorangegangen wahr, diesseit Schrinck den 4ten Juli und conjungirten sich ferner mit der Königl. Schwedischen den 17ten ejusd. gegen Abend bei Sacrozin und wurde von beyden Seiten darauff resolvirt den Abend und die gantze Nacht auch den folgenden 18/28. Juli die Armee über den Fluss den Bugh genannt bei Nowodwor filiren und auf das Städtlein Prage so an der Weichssel gleich gegen die Königl. Polnische Residenz Warschau [über] lieget gehen zu lassen, in der intention [zu trachten] sich zu bemühen ob der ohnweit daselbst stehenden lithauischen Armee eins beygebracht oder da [solches nicht möglich und] dieselbe sich retiriren [dorffte] sollte, ob die Brücke bei Warschau ruinirt und wan man über den Bugh zurückgegangen ob man bei Sacrozin über die Weichsselbrücke komen und dann füglich mit dem Feinde anbinden könte. [Es hatte aber eben solchen 18/28. Juli derselbe] Das Feldzeichen wurde gegeben Stroh auff dem Huth und zum Worthe Gott mit uns und avancirte man dergestalt längst der Weichssel auf den Feind, das Ih. K. Maj. zu Schweden den rechten Ihr. Churf. Durchl. aber und Dero Generalität das corps de bataille und den linken Flügel commandirte: Des Feindes Vortruppen praesentirten sich für denselben zwischen dem Wald und der Weichssel welche [biss] so bald [durch die Schweden] biss an Dero retranchement poussirt wur-

---

1) Die in [ ] gesetzten Stellen sind im Concept ausgestrichen, die mit untergesetzten Punkten bezeichneten zwischen die Zeilen geschrieben.

den. Folgenden Tages sehr frühe recognoscirte Ihr. K. Maj. und S. Churf. Durchl. das Lager und befunden dasselbe dergestalt beschaffen, dass der Feind darinne nicht anzugreiffen stunde und [funden] hingegen wol zu sein wen man denselben zur linken [Hand angriffe und] Hand [ankähme] suchte anzukommen zu dem Ende auch eine kleine colline [welche] nächst dem Walde [gelegen] sich zu bemächtigen, welches S. Churf. Durchl. mit einer ungemeinen intrepidät zu Werk so alsbald richteten und die darauff stehenden Polen nicht allein herunter jageten, sondern als der Feind darauff seine force zur rechten Hand zoge und in die Churf. Flanque [zu] gehen wollte, denselben zurück trieben. Die allyrte bataille wurde darauf geändert und ging Ihre K. Maj. mit Dero Infanterie und Cavallerie hinten umb den Churf. Flügel durch den Wald und postirten sich gleichfalls auff das flache Feld, die lincke Hand und den lincken Flügel nunmehr führend, welches als es die polnische Armee vermerckete aus den retranchements gingen und in guter Ordnung auf die Allyrten advancirten, darüber man ins Gefecht geriethe und obwol von den Husaren und Reuterey mit erschrecklichem Geschrey ein furioser Anfall geschahe, die Tartarn auch entzwischen wiewohl aber vergebens sucheten den Allyrten in den Rücken [inzwischen] zu gehen, wurden selbte doch zurück getrieben das sie in einer ziemlich confusen retirade ihr Heil suchen mussten.

Man postirte sich darauff gegen die Nacht kurtz vor dem feindlichen Lager und als der Sontag angebrochen beschlosse man den Feind aus einem ihm zur rechten Hand gelegenen sehr vortheilhaften Walde zu bringen und wurde die Verrichtung dessen dem Churf. Brandenburgschen Gen. Feld Zeugmeister Sparr aufgetragen, welcher vorher hefftig in den Wald canonirte darauf mit der Churfl. Infanterie und 5 esquadrons Reuther hineindrängte [welchem] und dahin S. Churf. Durchl. in eigner Person mit 6 andern esquadronen [demselben] zur rechten Seithe [sobald] folgete und vigoureusement die darauf befindliche polnische Reuterei herunter jagete. [Der feindliche]. Sr. Churf. Durchl. waren Willens hierauff in die feindliche Infanterie als welche ihre Stücke bereits verlassen und sich zurückgezogen zu dringen, Ihre K. Maj. Herr Bruder aber divertirte sie davon und [bekamen] erlangten jene selbten also [dieselben dergestalt] Zeit sich über einen Morast [worinnen] da sie [gleichwol] nicht wohl verfolget werden köndten und worinnen viele der Ihrigen nebst den Pferden umbkamen zu ziehen. Als nun darauff des Feindes linker Flügel durch S. Churf. Durchl. angegriffen und über hauffen geworfen worden und wie obgemeldt die feindliche Infanterie die Stücke Bagage und das Lager verlassen, wollte der feindliche rechte Flügel welchen Ihr. Maj. in Schweden gegen sich hatte, keine sonderliche resistenz mehr thun, retirirten sich gleichfalls und ob man wol denselben immer verfolgete flohe er doch so starck und zündeten [und ruinirten] alles hinter sich an, das wegen abgematteter Pferde und da in dieser dreitägigen action die Königl. Schwedischen und Churbrandenburgischen Völcker bey einer sehr grossen Hitze fast nichts genossen hatten, [dass endlich] man zurückbleiben musste. Worauff sich Montags früh die Königl. Polnische Residenz

Warschaw so von polnischer Garnison verlassen worden den Allyrten devote ergab und von denselben wieder besetzt wurde, Sr. Churf. Durchl. aber begaben sich höchst vergnügtt und dankbahr gegen die göttliche Maytt. dass derselbige durch so wenige Kräffte [und] indem [wurde] die Königl. [Polnische] armée nur in 9000 die Churfürstliche aber in 8490 Mann gestanden und gegen eine Macht welche anfangs 120000 Mann letzt aber dero eigenem Geständniss nach 84000 [Mann stark] Combattanten starck gewesen, so grosse und herrliche Dinge aussrichten wollen, zurück und langeten den 19ten Aug. in Soldaw, den 23sten desselben aber wiederumb in der Residenz zu Königsberg an.

Hierauf nun ward Polen des Kriegess et sequentia.

Beilage 9.

Schreiben des Geheimen Rathes Jena an den Churfürsten.
Cöln a/S. 18. Spt. 1672.

Ew. Churfl. Durchl. haben mir gnädigst befohlen eine Relation von dem Treffen, welches nunmehro länger dann vor 16 Jahren bei Prage jenseits der Weichsel gehalten worden aufzusetzen und unterthänigst einzuschicken. Nun bin ich schuldig zu thun, thue es auch willig und gerne was mir gnädigst anbefohlen wird und von mir verrichtet werden kann. Dieweilen aber zu einer dergleichen Erzählung erfordert wird, das derjenige, welcher sie aufsetzen soll eigentlich und punctuell wisse wie und wo die Regimenter Brigaden Esquadronen und Stücke gestanden, wie sie getroffen und mit was für Effect absonderlich was Ew. Churf. Armee und Stücke ausgerichtet, was vormittage was nachmittage geschehen und ich von diesem allen weder Wissenschaft habe noch auch das allergeringste hievon im Archivo zu finden überdem welcher solchen Aufsatz macht die Kriegsactionen und die rechten terminos wissen muss woran es mir wie bekannt ermangelt, so werden Ew. Churfl. Durchl. wohl von selbst gnädigst ermessen, das es mir unmöglich fällt einen Bericht wie denselben Ew. Churf. Durchl. begehren, zu verfertigen. Es hat mir aber Ew. Churf. Durchl. Secretarius Hartmann beikommende gedruckte relation zugestellet, welche zwar wegen des Marsches und der communication beider Armeen und was etwa den Freitag dabei, ehe die Kanonen durch den Bruch kamen, fürging, meines Erachtens nach wohl recht eingerichtet. Ob aber dieselbige dasjenige, was hernachmals noch des Freitags Abends und hernach bis auf den Sonntag, da die Bataglie ein Ende hatte vorgelauffen und sich in den Acten selbst begeben, eigentlich an sich habe und von Ew. Churf. Durch. und derselbigen Armee dasjenige setzen was zu setzen, daran muss ich fast zweifeln. Denn als Ew. Churf. Durch. den Sontag[1] die Polen von dem Hügel jageten, da habe ich weil ich dabey war gesehen, dass Ew. Churf. Durch. auch Stücke bekamen, davon stehet in der relation nicht. Ferner

1) Schreibfehler statt Sonnabend.

wird gesagt Ew. Churf. Durchl. hätten mit dem Fussvolk accordiren wollen, dasselbige aber wäre unter dem Accord über die Brücke gegangen; ich habe aber dazumal gehört, was zwischen Ew. Churf. Durch. und des Königs Bruder geredet ward und dass, wenn es von diesem nicht divertiret, die Fussvölcker wohl Ew. Churf. Durch. gewesen und nicht über die Brücke gehen können. Dann so habe ich den Sonnabend gesehen, das als die Hussaren auf das anhaltische Regiment treffen wollen, zuvorhero von Ew. Churf. Durch. Guarde zu Fuss mit einer stattlichen Musquetade empfangen worden, davon schweigt die Relation auch. So wird auch nicht gemeldet, dass als am Sonnabend nach mittag die Bataglie zu endern, das dieselbige enderung mit grosser Conduite von dem Herrn Feldmarschall Sparren sel. dergestalt gemachet, das ich selbst von theils hohen schwedischen Befehligthabern mit dem grössten Ruhm davon sprechen hören. Und da Herr Feldmarschall Sparre den Sontag das polnische Fussvolck aus dem Busch jagte da hatte er nur Ew. Churf. Durchl. Fussvölker und that der damalige Obristleutnant Moll mit des Herrn Feldmarschall Regiment den ersten Angriff gebrauchte auch nun Ew. Churf. Durchl. Stücke. In der Relation aber stehet nur in gemein das es mit der Infanterie und 200 commandirten geschehen. Und was dergleichen mehr. Wenn nun Ew. Churf. Durchl. gnädigst gefallen möchte durch einen kriegserfahrenen und welcher bei der Action gewesen und alles was soldatisch verstünde, durchsehen und an allen Orten zurecht einrichten liesse, welches doch, wenn die bataglie in Kupfer gebracht werden soll, ohne dem nöthig, so würde diese beykommende relation wol zu gebrauchen sein. Es ist ja gesetzet, als wenn der König alles gethan gerathen verrichtet etc. Sonst, gnädigster Churfürst und Herr, muss ich unterthänigst berichten, dass so lang ich die Gnade gehabt in Ew. Churf. Durchl. Diensten zu sein, alles was Merian in seinem Theatrum Europ. und sonst von Ew. Churf. Durchl. und Dero actiones drucken lassen, durchaus partheyisch und alles was er Ew. Churf. Durchl. und deroselben Soldatesque beylegen sollen, derselbigen entgegen oder doch alles corrumpiret. Womit Ewer Churfürstlichen Durchmächtigkeit in den Schutz Gottes trewlich empfehle und alle Zeit verbleibe

Durchlauchtigster Gnädigster Churfürst und Herr
Ewer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit

Cöln an der Spree
den 18. Sept. 1672.

unterthänigster verpflichteter
trewer Diener

Friedrich von Jena.

Beilage 10.

Verzeichniss der schwedischen und brandenburgischen Truppen.

I. Die schwedische Armee.

1. Cavallerie.
   1. Leibregiment des Königs.
   2. Leibregiment der Königin.
   3. Reg. Upland unter Obrist Plauting 2 Esc.
   4. Reg. Smaland 2 Esc.
   5. Reg. Ostrogothen 2 Esc.
   6. Reg. Prinz Adolph Johann von Pfalz Zweibrücken.
   7. Reg. Obrist Taube.
   8. Reg. Fürst Radzivil.[1]
   9. Reg. Finnland unter Obrist Fabian Berend 2 Esc.
   10. Reg. Graf Wittenberg.
   11. Reg. Markgraf Carl Magnus von Baden.
   12. Reg. Obrist Sinclair.
   13. Reg. Obrist Hammerschild.
   14. Reg. Obrist Aschenberg.
   15. Reg. Obrist Breitlach.
   16. Reg. Obrist Freiherr v. Horn.
   17. Reg. Graf Königsmark 3 Esc.
   18. Reg. Obrist Yxkull.
   19. Reg. Obrist Rose[2] 2 Esc.
   20. Reg. Obrist Sadowsky 3 Esc.
   21. Reg. Obrist Bötticher.
   22. Reg. Obrist Israel Ridderhielm.
   23. Reg. Feldmarschall Wrangel.
   24. Reg. Westrogothen[3] 2 Esc.
2. Dragoner.
   1. Reg. Prinz Philipp von Pfalz Sulzbach.
3. Infanterie.
   1. Reg. Südermanland.
   2. Reg. Westgothen.
   3. Reg. Smaland.
   4. Reg. Upland.
   5. Reg. Narn.
   6. Regim. Helsing.

---

1) Bei Memmert als Dragoner angeführt. 2) Bei Memmert Reg. des Herzogs von Meklenburg. 3) Bei Memmert Reg Krause.

II. Die brandenburgische Armee.

1 Cavallerie.

1. Reg. Churfürsten Leibgarde zu Pferde 5 Esc.[1]
2. Reg. Graf Friedrich v. Waldeck Generalleutnant 5 Esc.[2]
3. Reg. Gen.-Wachtmeister Kanneberg 3 Esc.
4. Reg. Obrist Ellern 3 Esc.
5. Reg. Obrist Schoneich 2 Esc.
6. Reg. Obrist Leschwang.
7. Reg. Herzog v. Weimar 2 Esc.
8. Reg. Obrist Brünell.
9. Reg. Gen.-Major Graf Josias v. Waldeck 2 Esc.

2. Dragoner.

1. Reg. Generalleutnant Graf Friedrich v. Waldeck 2 Esc.
2. Reg. Obrist Canitz 2 Esc.
3. Reg. Obrist Kalkstein.

3. Infanterie.

1. Reg. Churfürsten Garde zu Fuss.
2. Reg. Gen.-Feldzeugmeister Sparr 2 Brig.
3. Reg. Gen.-Major Goltz 2 Brig.
4. Reg. Gen.-Major Graf Josias v. Waldeck 2 Brig.
5. Reg. Obrist Syburg 2 Brig.

Ordre de bataille

29sten Juli.

Linker Flügel. König Karl Gustav.

Generalissimus. Prinz Adolph Johann von Pfalz Zweibrücken.

Cavallerie. Feldmarschall Leutnant Douglas.

Erstes Treffen. Gen.-Leutnant Pfalzgraf Philipp von Sulzbach.

1 Esc. Sulzbach Dragoner.
1 Esc. Königs Leibregiment.
1 Esc. Königin Leibregiment.
2 Esc. Upland.
2 Esc. Smaland.
2 Esc. Ostrogothen.
1 Esc. Pfalz Zweibrück.
1 Esc. Taube.
2 Esc. Gen.-Maj. Graf Josias Waldeck.

Zweites Treffen. Markgraf Carl Magnus von Baden.

1 Esc. Fürst Radzivil.
2 Esc. Berends Finnen.
1 Esc. Wittenberg.

---

1) Nach Memmert 3 Esc. 2) Nach Memmert 4 Esc.

1 Esc. Markgraf zu Baden.
1 Esc. Sinclair.
1 Esc. Hammerschild.
1 Esc. Aschenberg.
1 Esc. Breitlach.
Drittes Treffen. Gen.-Major Horn.
1 Esc. Horn.
3 Esc. Graf Königsmark.
1 Esc. Yxkull.
2 Esc. Rose.
1 Esc. Sadowsky.
Infanterie. Gen.-Major Bülow.
1 Brigade . . . .
1 Brigade . . . .
1 Brigade . . . .
Artillerie. Gustav Oxenstjerna.

Gros de bataille (Centrum) unter Wrangel (?).
Erstes Treffen. Gen.-Feldzeugmeister Sparr.
1 Brig. Goltz.
1 Brig. Josias v. Waldeck.
1 Brig. Sparr.
Zweites Treffen. Gen.-Maj. Graf Josias Waldeck.
1 Brig. Jos. Waldeck.
1 Brig. Syburg.
1 Brig. Syburg.

Rechter Flügel. Churfürst Friedrich Wilhelm.
Feldmarschall Wrangel.
Cavallerie. Gen.-Leutnant der Cavall. Graf Friedrich v. Waldeck.
Erstes Treffen. Gen.-Major Kannenberg.
5 Esc. Churfürst Leibgarde zu Pferd.
5 Esc. Gen.-Leut. Graf Waldeck.
3 Esc. Gen.-M. Kannenberg.
Zweites Treffen. Gen.-Major Graf Tott.
2 Esc. Canitz Dragoner.
2 Esc. Westgothen.
1 Esc. Wrangel.
1 Esc. Israel Ridderhielm.
1 Esc. Bötticher.
2 Esc. Fr. Waldeck Dragoner.
Drittes Treffen . . . .
1 Esc. Kalkstein Dragoner.
3 Esc. Eller.
2 Esc. Herzog v. Weimar.

1 Esc. Leschwang.
2 Esc. Schoneich.
1 Esc. Brünell.
Infanterie unter Gen.-Major Goltz.
1 Brig. Leibgarde zu Fuss.
1 Brig. Sparr.
1 Brig. Goltz.
Artillerie. Gen.-Feldzeugmeister Sparr.

Beilage 11.

Danziger Berichte.

Durch gütige Vermittelung des Herrn Professor Hirsch in Danzig bin ich in den Stand gesetzt nachträglich noch ein Actenstück zur Aufklärung der Schlacht von Warschau mitzutheilen. Auf seinen Antrag hat der Magistrat der Stadt Danzig die überaus grosse Gefälligkeit gehabt, mir ein Actenheft aus dem städtischen Archiv nach Berlin zu senden, das für die von mir behandelten Dinge vielfache Aufklärung giebt.

Das Actenheft führt den alten Titel *Gregorii Barckmanni Secretarii civitatis Residentis in aula Regia tempore belli Suecici.* Es beginnt mit einem Schreiben Barckmanns aus Warschau vom 16. Juli 1655 und umfasst dessen Correspondenzen und Zusendungen an die Stadt bis zum Februar 1657, kurz vor dem Einzug des Königs in Danzig.

Seine Briefe sind um so lehrreicher, da er, fast unausgesetzt in der Umgebung des Königs, namentlich seit dem schnöden Abfall des polnischen Adels das Vertrauen des Königs, das er als Resident der treugebliebenen Stadt verdiente, in hohem Maass genoss. Er wohnte häufig den vertraulichen Sitzungen der Räthe des Königs bei und in den schlimmsten Tagen, denen nach der Warschauer Niederlage, suchte der König seinen Rath.

Aus den Schreiben Barckmanns während der letzten Wochen vor der Schlacht ergeben sich manche für unsere Aufgabe wichtige Punkte.

Namentlich geben sie ein anschauliches Bild von dem Anschwellen der polnischen Kriegsmacht und von der in gleichem Maass wachsenden Siegesgewissheit; wiederhohlentlich lässt der König den Danzigern sagen, dass er in Kurzem kommen und auch ihre Stadt entsetzen werde.

Ich lasse zunächst einige Auszüge aus den Briefen vor der Schlacht folgen.

Der König war am 30. Mai bei Warschau, das bereits von der litthauischen Armee belagert wurde, angekommen und hatte in der Nähe der Stadt in Jasdowa Residenz genommen. Von dort schreibt Barckmann am 6. Juni[1]

. . . »Wegen der Tartaren haben wir seit dess Legaten Mehmet Ali Mursa, der nebenst Jan Romasskowic von hiesigem Hofe ab ad Electorem gegangen zur

---

1) Nicht am 16. Juni, wie von späterer Hand corrigirt ist.

fidelität I. Ch. D. anzumahnen, keine Nachricht gehabt. . . . Ein grosses fewer liegt noch in der aschen, die Schweden kratzen nur nit zu viel, ess kann ihnen noch heiss genug dabei werden . . . . Seren. Elector soll seine Völker auch zusammengezogen haben, aber verboten nichts feindliches wider Pohlen zu tentiren, welches auch Gen. Kanneberg an den Woywood. Ploczky durch ein eignes Schreiben deutlich zu verstehen giebt und dass er ordre habe ab Electore empfangen die Völcker über die Preusche grenze nit gehn zu lassen. . . . Zulangend unsern Zug unter Warschau sind wir den 30. Mai mehr denn 100/m Seelen zu Prag an der andern Seite gestanden und den tag hernach ohne einiges Hinderniss über die Weissel gegangen und zu der littawschen Armee die allbereit 12/m stark in der dritten Woche die Stadt herumb blocquiret gestossen. Von deutschen zusammengebrachten Fussvölkern etwa 5/m Mann bestehet die Infanterie, bey denen finden sich unter ihren Führern und Fahnen unzehlige arme Edelleute mit allerhand schussgewehren mit haken schauflen und spiessen. Nach ihnen etzliche tausend unter ihren führern und fahnen Pawern mit sensen. Zu Ross sint bei zwanzigtausend wohl mundirte Quarciani und viel tausend Pospolite Russenia, die sich noch von tag zu tag wie die Bienen vermehren und an den wassern liegen. In summa es mangelt nichts nächst der gnade Gottes als an guter resolution und guter anführung.«

11. Juni . . . . »die Beylage der tartarischen sreiben habe auss dem Original copirt und ist der Abgesandte per posto zurückgegangen umb zu avisiren die grosse macht welche Serenissimus allhier bey einander hat und effective Regestrowick ludzie zum schlagen 70/m gerechnet werden. Die Holota hat allezeit das Allarm gefordert sie wollen stürmen, also haben Seren. den 8ten ihren willen ihnen gelassen, seint demnach ein paar tausend von allen seiten angelaufen mit leitern und blossen ächschen sensen und spiessen u. s. w.«

15. Juni . . . . »Unsere armee betreffend ist nach eingekommenen bericht, das der feind im antzug, der littawsche Feldherr Saphiea effective 12/m Mann stark und mit dem königlichen Leibregiment Dragoner über die Weissel dem feind entgegen gangen, sich mit Czarnecki, der auf 30/m M. gerechnet wird zu conjungiren. Der Herr Kron Marschalk ist aber hieher unter die Stadt gerückt auch an 30/m stark, welche insgesamt towarsistwo sind. Die Pospolita Russenia wird a parte gerechnet, so auch allhier theils unter Jasdowa und auf der andern Seite der Weissel lieget, in die 30 tausend bestehend. Die Feldherrn haben dan auch noch absonderlich ihre Pulte; ein jeder ist resolvirt zu fechten auf das euserste. Der Fussvölker drey Regimenter liegen umb der Stadt herumb und aprochiren von tage zu tage; sobald als immer das grobe Geschütz folget welches Herr Samoisky nachbringet und schon unterwegess ist können wir wills Gott mit Warschaw fertig werden . . . . der feind lieget bei Pulkowka und hat wollen über den Bug gehen, die unserigen haben ihn aber gewehret . . . .«

21. Juni . . . . »man ist vor zwey drey tagen mit der hälfte der Armee biss unter Bialenko und an den Bug gerückt woselbst bei Nowidwor der feind sich schon angefangen überzumachen . . . . nachdem er kundschaft eingezogen von unsrer grossen macht, ihm auch bald drey fahnen aufgeklopft worden, bleibt er

stehen und sucht von der andern seite Warschaw zu secundiren . . . der Herr Samoisky komt heut oder morgen gewiss an mit etzlich tausend M. Infanterie und etzlichen grossen geschützen. Zur bataille können wir täglich über die 80/m aufführen und die lager bleiben doch voll bewehrter Manschaft . . . . «

Von demselben Tage . . . . » unsere Armee bestehet unter folgenden Generalspersonen. Unter den beyden Cronfeldherren 20/m towarzistwo same. Unter dem littawschen Feldherrn Saphiea 12/m towarzistwo. Unter Herrn Czarnecky 20/m Unter Herrn Cron Marschalk 20/m. Und die unzehlige Pospolita Ruszenia, die noch von tag zusammenziehen. Diese haben sich nun vertheilt auf beide Seiten der Weissel und sind gut resolvirt zu schlagen. Die deutschen Regimenter liegen umb die Stadt herumb . . . . «

Dass die schwedische Armee nur vier Meilen von Warschau entfernt durchaus nichts zu thun vermochte, um ihre eingeschlossenen Truppen und die vielen hohen Officiere, die sich dort befanden zu entsetzen, wurde polnischer Seits als ein Zeichen ihrer völligen Entmuthigung und Ohnmacht angesehen. Am 29. Juni schreibt Barckmann, der König habe ihm aufgetragen dem Rath von Danzig zu schreiben »dass sobald man hier mit Warschaw richtig worden, welches denn nunmehr etzliche tage nit kan anstehen, so solle die ganze Armée herunter gehn und succurs der Stadt mit aller macht suppeditirt werden. Ess wäre auch von stunden an ein corpo formiret und schleunigst herunter commandirt worden, weil aber der feind mit seiner Hauptarmee gegen uns anmarchiret, hat man unsre Armee zu trennen vor gewisser habender Kundschaft, wie stark der feind, nit für rathsamb befunden . . . . . der feind verachtet uns zwar und unsre waffen, man weiss aber das vormals die ganze welt mit lanzen und spiess bekriegt ist, die schwedischen röhre versagen auch und treffen nit allzeit das Ziel, zudem mangelt es uns daran auch nit . . . . . Ueber tausend Pferde hat ihm schon allbereit, die auf dem Grase gegangen, der Herr Schonberg, ausscommandirt mit 30 fahnen, gestern auch jenseits des Bug, woselbsten die ganze schwedische Armee stille steht, 10/m gerechnet in allem, wiewol andre nit 6/m anschlagen, mit vortel nebenst 60 gefangenen weggenommen; und wie ihm etliche cornet nachgesetzet, hat er sie biss in ihr lager repoussirt . . . . Die littawsche Armee der Herr Czarnecky und der Cron Marschalk liegen bey Nowidwor . . . . Unsre Armee besteht in 12/m littawsche völker eitel gutte geübte quarcianer. Die Cron Armee auf die 50/m. Andere Wolinsche, Podlasche, Reusche powiaten[1] nit weniger auch gutte soldaten 20/m. Da rechne man nun mit was die Knechte sind die auch alle bewehrt zu pferde sitzen und noch eins solche zahl machen wie dieser alle ist. Zu dem kommen folgends die drey deutschen Regimenter zu Fuss, Obr. Buttler Generals Artillerie, Obr. Grodhausen und Obr. Bochun Dragoner das vierdte, alle über tausend mann stark. Etzliche Regimenter Heyducken bey jedwedem herren, die auch immer zusammengestellt werden, und ein ziemlich stark corpus praesentiren. Endlich so viel tausend arme Edelleute und landvolk mit unterschiedenen handgewehr und sensen. Zu welchen jetzt

1) Districte.

aufs newe anzurechnen die Tartaren, die nun gewiss alle tage erwartet werden. Auss welchem allen unsere verfassung kan gesehen werden dass sie so schlecht nicht ist.... Der herr Schonberg ist etwa mit 4/m Pferden Tartaren und Walachen auf der Seite da der feind ist...«

Am 1. Juli meldet Barckmann, dass der Tartarenchan 20/m Tartaren habe aufbrechen lassen, die schon vor 8 Tagen bei Urcia vorbei gewesen; »von hier ist ihnen entgegen gangen der Star. Koronny Jaskolsky umb sie zu führen nach der Preussschen Grenze weil Elector sein volk zusammenzieht und die ursache man nit weiss. Man rechnet hier effective podpisane woisko 80/m und noch einss so viel Holotta, die auch wie bey dieser ocasion wohl zu gebrauchen sind....«

Allerdings hatten sie bei der endlichen Capitulation Warschaus (am 1. Juli) sich eben so bemerklich gemacht, wie die Quartianer und die Pospolita Russenia. Die kleine schwedische Besatzung hatte in der Capitulation freien Abzug bewilligt erhalten, aber die Quartianer und die Posp. Russ. forderten dass wenigstens die sämmtlichen höheren Officiere kriegsgefangen gehalten würden, worauf man that, wie sie wünschten. Auch das »Gesinde« erhob seine Stimme »wass für eine furie unter dem volk ist kann nit aussgesprochen werden; wie man accordirt hat, hat die Holotta keinesswegs bewiligen wollen; endlich ist der Herr Unterfeldherr sie zu stillen hergeritten, man hat ihm aber das Pferd unter dem leib geschossen und mit einem zügelstein einss versetzt; und wie sie sich noch stillen lassen, sind sie mit der furie auf den bazar gelaufen und haben die armen Armenianer geplündert.« So meldet Barckmann am 3. Juli. Zugleich meldet er das Herannahen der Tartaren: »20/m stark, allein an Bojaren.«

Am 15. Jul. »... Gestern ist General Podpis gewesen und hat sich die Armee zu felde praesentirt, machen eine fronte von der Weissel an biss an Jasdowa und werden über 1000 Standarten gezählet, fussvolk und Dragoner, gutte alte volker ist bey 5/m Mann, haben bey sich 30 mehren theils grob geschütz, keines unter 12 Pfd....... Elector hat durch ein Schreiben zu verstehen gegeben die Ursach warumb er sich mit den Sweden conjungiren müssen und *arctius* verbinden; Man will aber solchem schreiben noch nit trauen, dass er es *serio* meinen solte, wie denn auch noch die gestrigen gefangenen aussgesagt, dass der meisten meynung ist, er werde seine völker über die grenze nit lassen gehn.....«

Nach diesen Berichten erscheint die Masse der polnischen Armee ungleich grösser als in irgend einer bisher bekannten Angabe; und wenigstens die Truppentheile, die als »registrirte Leute« (regestrowick ludzie) als »unterschriebener Herr« (podpisane woisko) bezeichnet werden, müssen im königlichen Hauptquartier dafür gegolten haben in solcher Zahl im Felde zu stehen. Was die towarzistwo (vereint) betrifft, theilt mir Herr Dr. Strehlke Folgendes aus Bandtkie II. 1483 mit: »Towarzyz heisst ein jeder Edelmann, der als blosser Edelmann ohne Rang beim allgemeinen Aufgebot zu Felde dient und gewöhnlich 4—5 Knechte (Pacholken) bei sich hat. Dann aber heissen Towarzyz auch die für immer bei der Nationalcavallerie dienenden, deren jeder einen Szeregowy

(Gemeinen) unter sich hat, der für ihn Wachtdienste u. s. w. thut, aber auch in Reih und Glied ficht. Ein solcher Towarzyz przytomny erhält für sich, seinen Szeregowy und zwei Pferde jährlich 1200 fl.«

Die Angabe, dass das Heer der Tartaren allein 20,000 Herren (Bojaren) zählt, rechtfertigt die anderweitige Ueberlieferung, dass die Gesammtmasse dieses Hülfsheeres unter Supan Kazi Aga die doppelte und vielleicht dreifache Zahl betragen haben mag. Es ist beachtenswerth, dass Schonberg schon vor ihrer Ankunft (s. Bericht vom 29. Juni) mit Tartaren und Walachen ausrücken konnte. Endlich ist in Betreff des Fussvolks noch eine Schwierigkeit zu bemerken. Bereits am 17. Febr. 1656 hat Barckmann aus Lemberg geschrieben: »Hier werden die alten Regimenter completirt General Grodsicky seins, Obr. Grothausens, Obr. Buttlers, Obr. Bockens und mangelt gar nit an guter praeparation.« Ess cheint dass Gen. Grodsicky das Königl. Leibregiment Dragoner führte; warum aber in dem Bericht vom 29. Juni gesagt ist »Obr. Buttler Generals Artillerie« weiss ich nicht; denn dass er die Artillerie commandirt haben sollte, ist nicht zu vermuthen.

Um die Mitte Juli würde nach Barckmanns Berichten die polnische Armee folgende Bestandtheile gehabt haben.

1. 12,000 M. Litthauer towarzistwo Quartianer unter dem Grossfeldherrn (Hetman Litt. Wielci) Paul Sapieha Woywoden von Wilna. Unterfeldherr Vincenz Gonsiewsky Unterschatzmeister (Podskarbi Litewscki).
2. 20,000 M.[1] towarzistwo unter den beiden Kronfeldherren, dem Krongrossfeldherrn (Hetman Polni Wielci) Stanislaus Potocky Woywoden von Krakau, und dem Kronfeldherrn (Hetman Polni) Stanislaus Lanckoronsky.
3. 20,000 M.[2] unter Czarnecky.
4. 20,000 M.[3] towarzistwo unter dem Krongrossmarschall (Marschalk wielci koronny) Georg Lubomirsky. (Diese Corps 2. 3. 4 nennt der Bericht vom 29. Juni die Cronarmee und giebt ihr 50,000 M.)
5. 20,000 M. gute Soldaten aus den Volhynischen, Podlachischen, Russischen Kreisen.
6. Die Pulke der einzelnen Herren (Heyduckenregimenter).
7. Die Pospolite Ruszenie.
8. Das Gesinde (Holotta) 80,000 (Bericht 1 Juli).
9. 20,000 Tartarische Bojaren nebst ihren Knechten.
10. Das Königliche Leibregiment Dragoner (unter Gen. Grodsicky?).
11. 3000 M. Deutsche unter den Obersten Grodhausen Buttler und Beckum.

1) towarzistwo same, »selbst Tow.« heissen sie im Bericht vom 21. Juni, vielleicht um anzudeuten, dass ihre szeregowy nicht mitgezählt werden. 2) So in dem Bericht vom 21. Juni; in dem vom 15. Juni hat Czarnecky 30,000 M., da aber wird Potocky noch nicht erwähnt, der wohl erst später herangekommen ist. Ob auch diese 30,000 in dem Bericht vom 15. Juni als Towarzyz bezeichnet sind, ist unklar. 3) In dem Bericht vom 15. Juni 30,000 M.; die obige Summe nach dem Bericht vom 21. Juni.

Für die Schlacht war diese ganze Masse nicht mehr beisammen, namentlich die Grosspolen waren nach Hause gegangen, wie Barckmann in dem gleich mitzutheilenden Brief vom 4. August berichtet.

Von Interesse ist sein Schreiben aus Warschau vom 28. Juli, das spät genug geschlossen ist um noch von dem begonnenen Kampf jenseits der Weichsel zu berichten. »Der Feind,« schreibt Barckmann etwa in der Mittagsstunde, »campirt noch auf seinem alten Orte; die churfürstliche Armee steht noch drey meilen von ihm bei Plonsko und sagt man dass er wegen der anklebenden sucht seine völker nicht conjungiren will; brod bier und fourage fällt ihm sehr schwer, werden bald auch die Kanonen müssen mitnehmen Gras zu hohlen. Der littawsche Unterfeldherr ausscommandirt mit etwa 3/m Pferden hat ihnen bei Pultowka dieser tage bei 500 Klepper abgenommen, partiret frisch um sie herumb. .... Unsere Armee ist mehren theils worüber man sich lange nicht einigen können, über die Weissel gefahren und heut gangen, auch Serenissimus in perschon. Der Herr Czarnecki mit einem gut formirten corpo bleibet auf dieser seite (Chiffer: etwa vier bis fünf tausend stark); den nunmehr meine vielfältigen promessen von den Tartaren sich verificirt haben dass sie sich auch gestellet und stehen an dem Bug drey meilen von den Unsrigen. Gestern kam der Supan Kazi Aga über der Weissel nebst wenigen, ist eine starke manliche Perschon breit von schultern schwarzbraun von gesicht u. s. w.« folgt die ausführliche Beschreibung der Audienz. » .... *Mr. d'Ombre legatus Galliae* negotiirt ob wir wohl die französische mediation acceptiren, sagt im übrigen, er habe seine völlige Instruction noch nicht. Hat zur Antwort bekommen: *pacem a Suecis non petimus, sed nec rejicimus*, und acceptiren dazu wo es so sein sollte *Imperatorem, Regem suum non excludendo, Hollandos et Regem Daniae* ...... Jetzt eben um sieben uhr wird allarm auf iener seite gemacht und höre ein starkes schiessen; hat gewähret bis zu halb zehn. Der feind soll über den Bug gangen sein und will mit macht schlagen, soll mit den unserigen auf eine viertel meile von einander sein. Gott gebe gut glück. Hoffe morgen nit weit davon zu sein. *P. S.* Die Nacht ist jetzt so finster dass man auch nicht einen einsigen stern ersiehet.«

Die verhängnissvolle Schlacht warf auch Barckmann in den wilden Strudel der Flüchtenden, und erst nach mehreren Tagen und nach mancher Gefahr fand er das Hoflager des Königs wieder. Sein nächster Bericht ist aus Lancut 11. August.

Die Darstellung der Schlacht die er giebt ist zwar sehr ungenügend; aber sie giebt doch einige lehrreiche Details, namentlich für die Aufstellung auf polnischer Seite. Der mitgesandte Plan (punctur) auf den sich die Nummern in dem Bericht beziehen, liegt nicht mehr in den Acten; doch ist es leicht die betreffenden Stellen auf unserm Plan wieder zu erkennen. Das Schreiben lautet:

WolEdle Gestrenge Nambafte Hoch und Wolweise Herren
Insonderss Hochgeehrte Grossgünstige Herren.

Unlängst den 28sten verlaufenen monats habe an Ihre WolEdl. Gestr. Herren durch einen eignen boten Baranowski genannt wohnhaft in Danzig seines

thuns ein fuhrmann vordem, ein ziemliches pacquet unterdienstlich abgefertigt und den damaligen unser Armée Zustand berichtet. Nur, leider, wieder vermuhten durch unserer eigenen leuhte fahrlassige sicherheit ist mein *triumphus quem cecini ante victoriam* ietzo in newes klagen verwandelt worden.

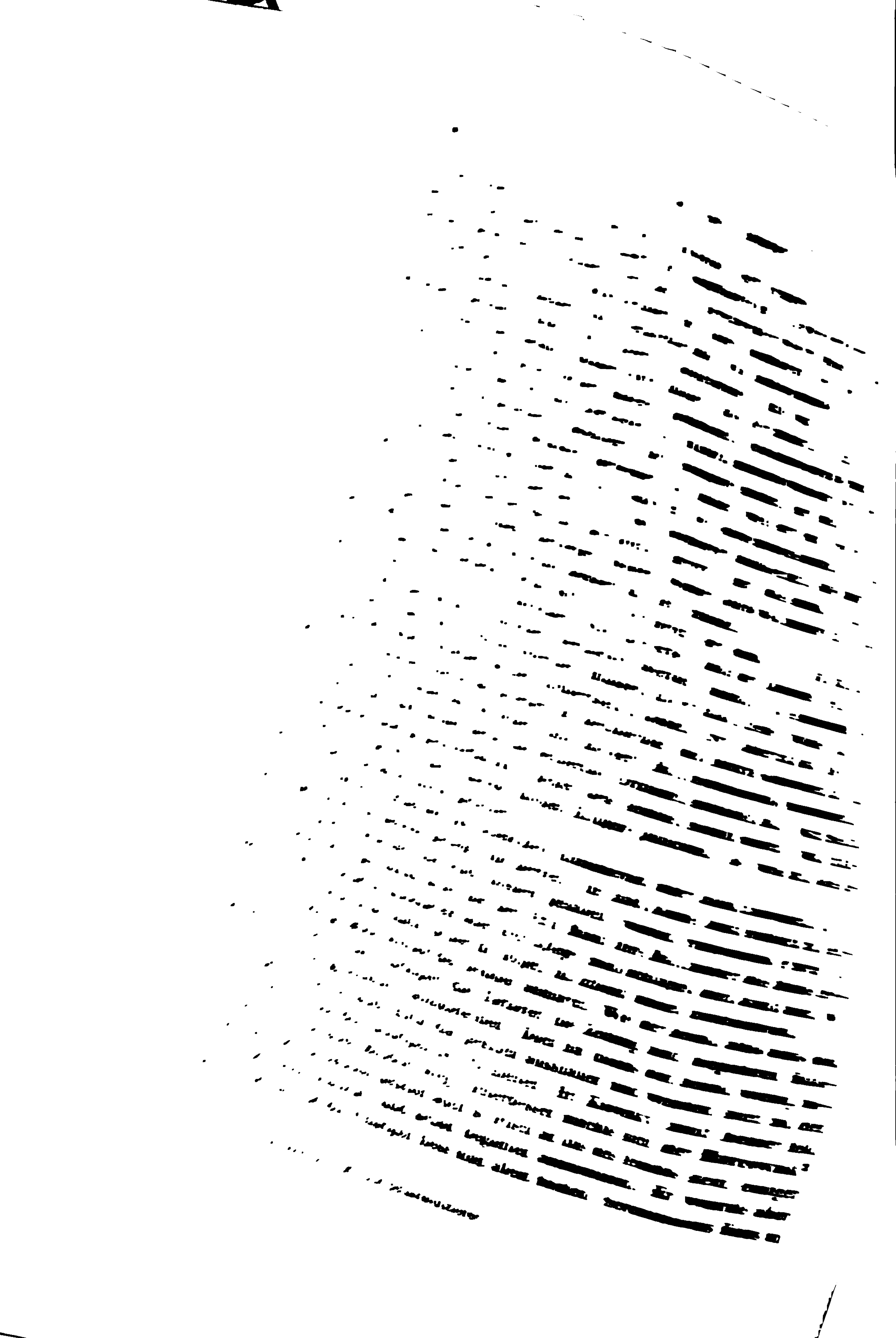
Man hat nit ehe alss den 27sten recht gewust wie der feind unss schon auf dem halse gesessen, dass er im anzuge begrifen, worauf die Völker so viel wie beysamen, den die gross Pohlen alle nach hause abgezogen waren, seint auf die andre seite geführt worden. Doch war in aequiparation gegen den feind zu rechnen mehr den allzuviel Volk noch bey den unssrigen vorhanden.

Die praesentation der formirten batailie war dem Augenschein nach auf die form wie beygefügte punctur zum Theil aussweiset zu sehen.

No. 1. Ist ein umbgegrabner hoher hügel, vor dem der galgenberg genant auf selbigem war ein klein fort aufgeworfen und gestük gepflanzet der sich auch connectirete mit den trenchiren.[1] No. 2 wie das lager auf unsrer seite gestanden. No. 3. Unten an dem galgenberge am ufer der weissel war ein klein redoutchen aufgeworfen die Schifsbrücke zu defendiren, wie auch auf der anderen seite zu selbigem effect ein anderst werk, etwass stärker aufgeführt.[2]

No. 5 hatte man sich beschantzet dass Hr. Samoisky fussvolker recht gegen dess feindes lager über[3] und canonirten lustig gegen einander an das die kugeln zwischen den feldern gleich den wiedehopfen herumsprungen, thaten dennoch unter den Unsrigen wenig schaden, die sich auch nit von dem platz rührten, beriegen hat man recht gesehen wie die Unsrigen ganze glieder weggerissen, das der feind auch etzliche mahl seinen vohrtrap vercantert hat, weil ihm so viel schaden geschehen. Der anfang zu diesem spiel war gemacht den 28 gegen abend. Von dem Galgenberg wart auch geschossen aber ohne sondern effect. Serenissima mit dem frawen Zimmer hielt an genanten orte, nebenst tausend anderen, die dieses trefen, der ersten veranlassung nach, vor ein gewonnes spiel hielten, liess auch mit ihren pferden auss der carosse unten an die weissel schwerner gestück führen in das redoutchen, weil Ihr. Majest. sahe, wie ess auch war, das von (da?) dem feinde mehr abbruch geschehen könnte.[4] No. 6. Von der höhe vor dem walde schoss der feind zum ofteren, aber auch mit wenigem schaden da No. 7 von des Herrn Czarnecki schantze der orth wieder bestrichen wart, und zuletzt von einem sandhügel No. 8 das der feind sein geschütz abführen muste.[5] No. 9 seint unsre fahnen wor auss zwey weisse dem feinde bis auf das gestück gefallen, er hat sich aber stets mit geschlossnen truppen zusammengehalten und keines wegs wollen auf das feld herauss führen

1) Auf dem Plan von Memmert ist ein Galgen auf einer Höhe gezeichnet, die dicht nordwärts an der Stadt liegt. Der »vordem Galgenberg genannte« Hügel ist weiter nordwärts, wo in unserer Karte das kleine Fort gezeichnet ist. 2) Hier fehlt die Bezeichnung No. 4 für den auf dem rechten Ufer der Weichsel angelegten Brückenkopf. 3) Hier scheint ein Wort zu fehlen. 4) Also nicht von der buschigen Insel in der Weichsel aus liess die Königin ihre Geschütze spielen? 5) No. 8 ist der Schanzhügel, der die Nordostecke der polnischen Stellung beherrscht. Zwischen diesem und der Weichsel zählt Barckmann nur zwei, nicht drei Verschanzungen, die östlichen die Czarneckys, die der Weichsel nähern die Zamoiskys.



dieser occasion sich gar heroisch sehen stellete sich ganz an die spitze und grif des einen Standart und wollte sie selbst anführen, aber die *courage* mangelte, andere *ignavos qui pugnam deserebant* trieb Ihre Maj. auch mit dem blosen gewehr zurück. Die Littawschen husaren haben noch vor allen andern den preiss behalten weil sie aber auch nit sint secundirt worden, sint von einer gantzen compagnie kaum acht wieder zurückkommen. Ess hat ein Schwedischer trompeter nach der bataillie berichtet das der eine dem schwedischen Könige mit der copie sey zwischen den arm weggelaufen, der fürst Boguslaw aber habe denselben herunter geschossen, und das der König wegen seiner mänlichen odwaga[1] habe mit sonderlicher ceremonie Ihn begraben lassen. Ein andrer gefangener bericht das ein stickkugel neben dem König seinem pferd den kamb weggerissen habe. Ihr. Churfürstl. Durchl. aber sey bey dem treffen nit gesehen worden.

Dieses charmuziren daurete biss eine stunde nach der sonnen untergang und wart sonderlich stark mit gestück geschossen. Auf unser seite geschahe dennoch gar wenig schaden, heriegen rakten die Unsrigen desto besser unter des feindes trouppen, der feind liess sich doch solches nit irren sondern zog sich wie ein halber mond von dem walde No. 10 an biss hinter die schantze No. 7 herumb, wodurch Er gewent dass er uns von hinten in die ofnen schantzen kommen konte. Ich sahe solches schon umb gloke 4 nachmittag ab, dass ess übel spiel setzen wolte, rit zum Hr. Erzbischoff der auf der andern seite am Ufer einen *spectator* mitgab, den die Königin schon war weggefahren, wiess mit den fingern an die gefahr und gab an sie wolten das waldchen No. 16. doch verhauen[2] besetzen und forn an die höhen gestück bringen lassen, worauf den von des Hr. Czarnecky Dragoner sint commendirtt worden und ein Theil von Ob. Grodhausen fussvolk. Die nacht war zu allem werk bequem genug, den es so finster war, das man auch nit eine Hand vor sich sehen konte. Das Unglück hat aber sein sollen, frühe mit der ersten Dämmerung liess der feind losung geben: unsere auch, wenig stellten sich aber zu ihren fahnen ein. Ess war auch ein nebel so gross das man bey 4 stunden auf den tag nichts sehen konte wass sich auf der andern seite hebte (*sic*). Damit avancirte der feind: unsere setzten zwar ein wenig an, deserirten aber alsobald *pugnam*, und nachdem die fornsten aussriesen, lief aller bettel darvon. die sich dessen nit versahen und nach der linken hand begaben woselbsten viel morast sint entweder mit den pferden stecken blieben oder auch mit genauer noht kaum allein davon kommen, viel sint auch indem sie die *vada* gesucht, im wasser blieben, da sie sicher leben und die reputation wan sie hätten lieber fechten alss schwimmen wollen, in dess feindes blut erhalten. Dem feldherrn Potocky wird schuld gegeben, er habe seine bagage lassen fortgehen und damit dem volke das hertz benommen, andere sagten *latuit post principia*. Serenissimus, weil er sie nun mehr nit halten konte, wie wol auch die Dragoner fewer unter dieselben gaben, die sich nach der brücke drengten, muste sich auch also uber die brücken machen. Den feldherrn drengten sie von der brücken inss wasser. Hr. Poduasi coronni[3] fiel auch herab

1) Heldenthat. 2) No. 16 ist das Holz von Praga. 3) d. h. Podczasi koronny der Kron-Mundschenk.

und andre mehr die sich am geschwinsten bergen wollen. Fünff gestück die kleinsten wurden mit salviret die anderen blieben im stich. Der feind setzte nit seumend durch den wald No. 16 auf Prage zu und klopfte die Dragoner herauss die sich aber bey zeiten hinter den anderen mit salviret haben und sint etwan mit verlust 15 Perschonen nachmals wieder zu Unss kommen. Prag und Skarpow haben die Unsrigen bald in den Brand gesteckt. Die arme Leute mit ihren bindlen und zusammengeraspelten zeuge sassen an dem Ufer wurden von dem feinde theils niedergemacht, theils riess dass wasser weg die sich zu tief hinein begeben. Die schantz vor der brücken hielt sich nicht und die brücke wart auch bald in den brand gesteckt.

Indem hat ein Theil von den Tartaren sich wiederumb gewendet und viel schaden gethan, der nachdruck von den Unsrigen mangelte allein.

Der feind hat Ihm denn auch nit unterstehen dürfen die Unsrigen weiter bis an die kempen, woselbst die hollander wohnt (*sic*) zu verfolgen.[1]

Dieses ist also der gantze verhalt dessen was ich mit augen nahe bey genug gesehen habe. Eine bataille kann ichs nit recht nennen, sondern vielmehr einen verlauf einer schon halb gewonnenen victori ohne schlacht. Das fussvolk hat sich mehren theils von der cavallerie verlassen salviret, etwan zehn stück sint stehen blieben, unter welchen das gröste der smok genannt.[2]

Was dieses nun vor eine bestürtzung auf der seiten von Warschau gab, ist leicht zu erachten. Die Königin ging mit den Wagen sie selbst zu pferde auf Czersko zu; was übrig von wagen von der pospolita russenia zerschlug sich, einer diesen weg, der ander einen anderen, hie der herr ohne knecht, dort der knecht ohne herren, das fussvolk hielt aber noch unten an den schantzen. Serenissimus kam mit Herrn Butler von Dönhoff, Her. Meidel, Her. Palat. Posna der eben auch damal zum Unglück krank war, auf das Palatium umb noch zu deliberiren wass bey Warschau zu thun wär. Der Herr Kantzler folgte, war gantz resolvirt, Serenissimus solte nit weichen und invehirte mächtig auf den Herrn Paz littawschen Vice Cancelar *praesentem*, das Ihre *odia* mit den Radziwillen solches unheil in der cron verursacht hetten, denen sie doch nimmer gewachsen weren. Der Littawsche Feldherr hat den tag vor dem schlagen die röhr knochen im herumbreiten zerfallen in den rechten schenkel; ist mir recht. Endlich brachten die anderen ein: das volk wer von Warschau alles weg, in der Stadt wäre kein proviant, Serenissimus müste den ort verlassen, und also order gegeben das fussvolk sollte abmarchiren und die gestück mit nehmen, die auch Gottlob sich salviret haben und sint zu oder unter Golembia über die weissel gegangen, Serenissimus aber von Warschau hatte seinen weg geendert und war über Warka gangen kam zu Kozelnica den 31 erstlich zu der Königin und fuhr auch unter Golembia über.

Ich habe mich wunderbar mit meinem wagen zur nacht durch geschlept, biss ich endlich zu Koselnica an die Königin kommen bin, blieb aber im stich

---

1) Die Kempen sind die Niederungen südwärts des todten Weichselarmes. 2) Der Drache.

und konnte wegen des grossen gedrenges nit über kommen, hatte auch das unglück dass mir das beste pferd im zuge gestürzet ist. Ihre Majestaten dennoch und die Königin haben eine fahne volk zu ross ausscommandirtt, die mich suchen müssen und mich gefunden haben unter Pulawa, dieselben nahmen den anderen, die stärker waren alss ich eine drefte holz ab und brachten mich Gott sey dank, also über, wie wol ess auch dabey ohne handrecht nit ablief, und war mein iung in den kopf etwass verwundt. Zu Konskiwolo habe ich die hofstadt wieder angetroffen, Serenissimus aber hat sich bald geschieden *cum Serenissima* und ist *cum exiguo comitatu* allein zu ross nach unserem volk gangen, die sich unter Ogonow zusammen gezogen hatten. Mir war ess unmöglich wegen der abgematteten pferde zu folgen, und welches ich selbst rit war vernagelt, zudem war mir von dem vielen wachen und der grossen hitze eine wehtage auf die Augen gefallen das sie mir ganz zusammen bakten, welches den zu meiner entschuldigung Ihre Wol Edl. Gestr. mir günstig wolten gültig sein lassen, warum ich Serenissimum verlassen und Serenissimae gefolget bin allhie nach Lancut. Serenissimus sagte mir bey seinem abschiede ich würde Ihre Maj. wiederumb zu Lublin oder Samosc finden, sint aber recht fort zu Lublin (*sic*) und das volk liegt gegen Warschau zu, sollen noch stärker sein wie vordem, weil die Tartaren order haben die zu plündern die sich absondern von der haubt Armee, und also bleiben sie beysamen. Sobald auch das fussvolk wieder etwass in ordnung gebracht were, wollen sie auf den feind wieder lossgehen, zu welchem ende den auch nach Lemberg und andere örter mehr nach Artillerie geschickt ist. Ein Theil von der Armee nebenst den Tartaren umb einer diversion halber, die ihrer denn genug sint, sollen nach Pomeren gehen, ein ander corpo nach Preussen; was hierin geschehen wird, lehrt die zeit. Sonsten haben die völker die alten Feldherren verworfen und haben ihnen den Herrn Czarnecky und Woywod Sendomirsky Koniecpolski zu häubtern erkohren und Herr Gassewsky ist bei den Littawschen. Es wäre gut gewesen sie weren zu anfang davon blieben.

Nach der Zeit hat der Trompeter antwort schreiben gebracht von Ihr. Churf. Durchl. deren copien ich (verstehe so Ihre Maj. abgehen lassen) durch Baranowsky herunter geschickt *satis humaniter exaratas*, die aber *ad Archiepiscopum* sollen härterer gewesen sein, Senatores beschuldigen, das er durch ihren eigenen abtrit sey zu diesem spiel forciret worden.

Ein abgeschickter Gizicky Stolnik[1] von Wilon wie Er sich aussgiebt, hat aber keine *credentiales* und wirt vielen wol bekant sein hat sich aufgehalten bei Wladislai zeit am hoffe, bringt folgende puncta mit zur Friedenshandlung,

1. Den fürsten Boguslaw souverain in Podlass zu machen.
2. Radzciewsky gewisse gütter bei Plocko zu cediren.
3. Die gefangenen zu restituiren.
4. Die tractaten mit Moscauen zu differiren.
5. Einen pass zu ertheilen vor einen, den der König in Schweden den general frieden zu befördern an Chmielnicky schicken will.

---

1) Stolnik ist Tafeldecker für den District Wilona in Lithauen.

Wie er wird abgefertigt werden steht künftig zu vernehmen.

Mit dem Herrn Marschalkk habe alhier weitläuftig mich unterredet (Chiffer *videtur mihi multum consternatus et rebus non solus sufficiens, magis quoque de re sua privata anxius quam de aliis*) sagte ferner (Chiffer: *ad explorandum animum meum civitas nostra* hätte sich nicht zu besorgen der feind were ja unserer *religion et si esset catholicus hodie esset rex, Ragocky autem non veniet nisi vocatus;* waren alle seine worte).«

Es folgen dann noch in diesem Schreiben andere politische Mittheilungen, die ich übergehe.

Die späteren Schreiben bieten keine weiteren Notizen zur Aufklärung der Schlacht. Nur in dem französisch geschriebenen Bericht vom 19. August aus Lublin ist eine Aeusserung beachtenswerth. Barckmann erzählt wie Hr. v. Schonberg vor einigen Tagen einen sehr kühnen Angriff auf den Feind gemacht, sich selbst an die Spitze gestellt habe; aber von seinem ganzen Regiment seien ihm nur 50 gefolgt. *Mais il est très certain, qu'il n'y a point de nation qui ne comette de lachettez, ou on en peut commettre impunement, comme en ce Pays ici. C'est pourquoi tant que le bourreau sera oysif dans nos armées, les Polonois ne seront jamais courageux ny braves.*

DIE UNTERSCHEIDUNG VON

NOMEN UND VERBUM

IN DER LAUTLICHEN FORM.

VON

AUG. SCHLEICHER.

VORWORT.

Eine untersuchung über die unterscheidung von nomen und verbum in der lautlichen form wäre erst dann einiger mafsen ab gefchlofsen, die frage, welche sprachen unterscheiden die genanten redeteile mer oder minder durch die lautliche gestaltung des wortes, wäre erst dann beantwortet, wenn sämtliche bis jetzt zugänglich gewordene sprachen auf den unterschid von verbum und nomen betrachtet worden wären. Teils felen mir hierzu die hilfsmittel, teils bin ich durch andere arbeiten, zu denen ich mich verpflichtet habe, ab gehalten, mich fernerhin mit disem gegenstande zu beschäftigen. So möge es mir denn verstattet sein, die vor ligende abhandlung, an der ich ab und zu seit mereren jaren gearbeitet habe, in unvollendeter gestalt zu veröffentlichen. Villeicht ist sie auch so nicht one alles interesse und eine völlige erschepfung des materials ist ja auf disem gebiete onehin eine sache der unmöglichkeit. Ist der von mir ein genommene standpunct der betrachtung ein solcher, der für die erkentnis des wesens der sprache erspriefslich ist, so werden sich hoffentlich andere finden, welche die grofsen von mir gelafsenen lücken aufs füllen.

Die im folgenden als quellen benuzten werke verdanke ich zum grofsen teile der güte gelerter freunde und gönner, vor allem den Herren Akademikern Böhtlingk, Kunik, Schiefner in St. Petersburg, ferner

34*

Herrn H. C. von der Gabelentz auf Poschwitz bei Altenburg, Herrn G. E. Eurén in Åbo, Herrn B. H. Hodgson, früher British Minister at the Court of Nepal in Darjeeling, jezt in Glostershire, Herrn W. Bleek in Capstadt u. a. Inen allen herzlichsten dank für die förderung meiner studien.

Die umschreibung fremder sprachen gab ich teils nach meiner art, teils nach der der benuzten quellen. Auch die bekanteren alphabete glaubte ich mit umschreibung versehen zu müfsen, um dise untersuchung auch solchen zugänglich zu machen, die nicht glottiker von fach sind.

Jena, im september 1864.

Aug. Schleicher.

Die folgende untersuchung soll nach weisen, dafs von einer anzal in betracht genommener sprachen die trennung von nomen und verbum in der lautlichen form nur im Indogermanischen volkommen durch gefürt ist, dafs folglich, wenn der vom Indogermanischen her genommene begriff von nomen und verbum fest gehalten wird, die unterscheidung diser beiden wortarten nichts algemeines, der sprache als solcher zu kommendes, sondern vilmer eine besonderheit einzelner sprachen, warscheinlich sogar eine dem Indogermanischen aufsschliefslich zu stehende eigentümlichkeit ist.

Wir werden in der folgenden darstellung zunächst nur die lautform, die durch den laut zur erscheinung kommende gestaltung des wortes ins auge fafsen.

Ehe ich mich zum gegenstande selbst wende, mag jedoch eine frage erörtert werden, die, in unserem sinne beantwortet, die folgende untersuchung für das wesen der sprache ungleich bedeutsamer erscheinen läfst, als im entgegen gesezten falle. Es fragt sich nämlich, ob die lautliche form, ob die morphologische beschaffenheit für das innere wesen der sprache, für die function mafs gebend ist oder nicht, ob man von der lautlichen form einen sichern schlufs auf die beziehungsfunctionen der sprache zu ziehen berechtigt sei oder nicht; genauer, ob da, wo verbum und nomen nicht in lautlich gesonderter weise existieren, dise unterscheidung auch in der function fele, also überhaupt nicht vorhanden sei, oder ob wir ein recht haben, auch in solchen sprachen, die nomen und verbum lautlich nicht unterscheiden, dennoch das vorhandensein dises gegensatzes an zu nemen. Mit andern worten: dekt sich function und laut, inhalt und form in der sprache, oder gibt es functionen one lautlichen aufsdruck, inhalt one erscheinung des selben in der form? Existieren im sprachgefüle des

redenden grammatische kategorien, die der selbe lautlich nicht bezeichnet?

Nach meiner überzeugung ist difs nicht der fall. Der sprachlaut, die lautliche form der sprache ist der körper, die erscheinung der function, des inhaltes der sprache. Beide kommen nicht von einander getrent vor, sie sind stäts und untrenbar verbunden. Sie sind identisch, wenn auch natürlich nicht einerlei. Wir haben kein recht, functionen da voraufs zu setzen, wo keine lautform ir vorhandensein an zeigt. Auch in der sprache läuft nicht der geist, die function, unabhängig von seinem leibe, dem laute, sondern er ist nur in und durch lezteren wirklich vorhanden. Unsere anschauung vom wesen der sprache ist keine dualistische, sondern eine monistische und nur dise können wir für berechtigt halten.

Wäre die lautform unabhängig von der function, so müste man folgerichtiger weise für alle sprachen eine und die selbe functionelle gestaltung an nemen, one rüksicht darauf, ob eine sprache dise functionen sämtlich lautlich aufs drükt, oder die selben nur unvolkommen durch den laut bezeichnet, oder sie samt und sonders im laute unangedeutet läfst. Sämtliche sprachen wären sich dann functionell wesentlich gleich; alle sprachen hätten z. b. nomina und verba, erstere in allen casus und zalen, leztere in allen tempus, modus, zalen, personen, nur im laute und in der form unterschiden sie sich. Um zu finden, was denn eigentlich die functionelle gestaltung der sprache bilde, welche beziehungen die sprache zu enthalten habe, hätte man zwei wege. Entweder müste man aufs den lautlich aufs gedrükten functionen aller sprachen jenes sprachideal zusammen stellen — an sich schon eine bare unmöglichkeit, da sich die sprachen in diser beziehung nicht so verhalten, dafs man die in inen aufs gedrükten beziehungsfunctionen summieren kann, sondern vilmer oft so, dafs die art und weise der einen sprache die der andern aufs schliefst —, wobei man sich sogleich in den widerspruch verwickelt, dafs man doch widerum nur die lautlich aufs gedrükten functionen in rechnung zu bringen vermag, weil man nur von disen etwas wifsen kann. Da ja aber nach der voraufssetzung der laut nicht für die function mafs gebend sein soll, so könten ja möglicher weise functionen existieren, die zufällig in keiner bekanten sprache lautlich erscheinen. Oder man müste dise innere, vom laute unabhängige sprache rein a priori, one alle rüksicht auf das in den ge-

gebenen sprachen wirklich vor ligende, construieren; ein unternemen, defsen unaufsfürbarkeit leicht ein zu sehen ist und das in einer beobachtungswifsenschaft, wie difs die sprachwifsenschaft ist, völlig unstatthaft und methodewidrig wäre. Man müste z. b. eine bestimte anzal von casus, numerus, genus, personen, modus, tempus u. s. f. als mit dem begriffe der sprache notwendig gesezt statuieren und behaupten, der sprechende füle dise sämtlich, nur drücke sie die und die sprache nur teilweise oder gar nicht lautlich aufs. Da nun manche sprachen im aufsdrucke mancher beziehungen, z. b. der personalunterschide, der casus, ganz besonders reich sind, so käme man gleich hierbei in verlegenheit, indem man sich die frage zu beantworten hätte: ist diser reichtum der sprache wesentlich oder nicht. Im ersteren falle entspräche dann villeicht nur eine einzige sprache der erde dem urbilde im zweiten wäre man in die bedenkliche lage versezt, zu entscheiden, wie vil die und die sprache des guten zu vil tue. Kurz, wie man sich auch wenden mag, so wie man die innere sprache von der lautsprache trent, komt man auf widersprüche und unlösbare schwirigkeiten.

Was ein einer uns fremden sprache an gehöriges individuum beim sprechen fült, können wir dann gar nicht wifsen, wenn die lautform der sprache uns nicht als mafsstab für das sprachgefül selbst dienen kann.

Es läfst sich aber, so bedünkt mich, auf dem wege der beobachtung gerade zu nach weisen, dafs die functionelle gestaltung der sprache, die innere form der selben bei verschidenen sprachen verschiden ist und zwar, dafs dise verschidenheit völlig der durch die laute und formen aufs gedrükten verschidenheit entspricht.

Wenn z. b. der genusunterschid unter die einer sprache zu kommenden grammatischen kategorien zu rechnen ist, so müste also jeder redende mensch ein gefül für den genusunterschid besitzen, also auch diejenigen völker, deren sprachen disen unterschid nicht aufs drücken, z. b. Chinesen, Tataren, Finnen. Dafs difs nicht der fall ist, wird jeder bemerken, der z. b. einen Chinesen sich ab mühen hört, eine unserer das genus unterscheidenden sprachen, z. b. französisch, zu sprechen. Doch wir brauchen uns nicht auf fremde völkerstämme zu berufen, wir können mit unserem eigenen sprachgefüle versuche an stellen. Unser slawischer nachbar sondert in einigen formen das masculinum in ein belebtes und ein unbelebtes. Die berechtigung solcher unterscheidung

wird man schwerlich in abrede stellen können, ist sie doch im wesen der dinge volkommen begründet. Ist dem also, ist die scheidung von belebt und unbelebt der sprache als solcher zu kommend, so müsten wir Deutsche beim sprechen disen wol berechtigten unterschid doch eben so gut fülen als der Slawe, wenn wir dem selben auch keinen hörbaren aufsdruck verleihen. Ist difs auch wirklich der fall? Nein, sondern wir fülen bei worten wie 'der balken, der baum, der hund, der son' u. s. f. nur ein und das selbe grammatische genus. Auch fragt es sich, um beim gènus stehen zu bleiben, welche genusunterschide der sprache als solcher zu kommen, ob etwa die zufällig uns geläufige sonderung von mascul., femininum und neutrum, oder die des Namaqua in masculinum, femininum und commune, oder etwa nur die in masculinum und femininum, oder eine sonderung des belebten oder unbelebten, oder etwa die zalreicheren genusunterschide des Thusch oder der südafrikanischen Bántu-sprachen? Wo ist hier mafs und richtschnur zu finden, um aufs der fülle des in den sprachen vor ligenden und des nach disen analogien denkbaren das heraufs zu sondern, was zum wesen der sprache gehört? Wolte man aufs allen in den sprachen wirklich vorhandenen genusunterschiden ein compliciertes system der genusunterschide entwerfen als das im innern wesen der sprache begründete, so würde man auf die schwirigkeit stofsen, dafs verschidene genusarten verschidener sprachen sich nicht mit einander vereinigen lafsen. Ein und der selbe begriff, eine und die selbe anschauung geht ferner in verschidenen sprachen ser oft unter verschidenem grammatischen genus. Was hier beispilsweise vom genus gesagt ward, gilt aber von allen andern grammatischen beziehungen nicht minder. Ich will nur noch an einem beispile die sache zur anschauung bringen. Wir Deutsche haben in unserer sprache nur eine einzige form fürs praeteritum, der Grieche hat deren drei, imperfectum, aorist, perfectum; eine scheidung, die doch gewis wol berechtigt ist und die der griechischen sprache wesentlich zur zierde gereicht. Lebte nun in uns Deutschen die selbe sonderung des praeteritum in imperfectum, aorist, perfectum und käme sie bei uns nur zufällig nicht zur lautlichen erscheinung, so könten wir uns z. b. beim übersetzen aufs dem deutschen ins griechische, wo nun die lautlichen formen für die in uns als lebendig voraufs gesezte dreifache auffafsung des praeteritum vor ligen, niemals im gebrauche der tempusformen irren. Dafs lezteres aber tatsächlich der fall ist, bedarf

keines nachweises. Bei disem lezteren beispile könte man noch darauf hin weisen, dafs in unserem sprachgefüle der unterschid jener drei beziehungen der vergangenheit noch lebendiger sein dürfte, da in der urzeit die formen des imperfects, des aorists und des perfects allen indogermanischen sprachen gemeinsam zu kamen und noch im älteren deutsch durch den gegensatz der verba perfecta und imperfecta etwas jenem im griechischen erhaltenen unterschide änliches aufs gedrükt werden konte. Trotz alle dem ist aber in unserer jetzigen sprache nur ein praeteritum vorhanden, bei dem wir nichts anderes fülen, als eben ein praeteritum.

Gerade so, wie es uns Deutschen mit einigen grammatischen beziehungsunterschiden geht, nämlich dafs wir sie nicht empfinden, weil uns in unserer sprache die formen dafür mangeln, geht es anderen sprachen mit anderen beziehungen. Den sprachen können mer oder minder zalreiche beziehungen ab gehen und eine gradweise abstufung fürt in den sprachen bis zum felen aller beziehung. Wie es uns mit dem belebten masculinum und mit dem aorist, imperfectum und perfectum ergeht, gerade so ergeht es dem Semiten mit dem genus neutrum, vilen völkern mit dem genus überhaupt und noch andern mit allen und jeden beziehungen. Sie haben sie nicht und drücken sie daher auch nicht aufs. Mit dem selben rechte, mit welchem ich dem Neu-Caledonier das gefül grammatischer beziehungen zu schreibe, obgleich sie in seiner sprache keinen aufsdruck finden, könte ich dem tiere, der pflanze sogar einen höchst volkommenen geist zu schreiben und behaupten, dise organismen könten die in inen so gut als in uns menschen statt findenden inneren vorgänge nur nicht, wie wir, an den tag legen. Kurz, so wie man sich bei gehen läfst, ein inneres leben, sei es auf sprachlichem gebiete oder auf irgend welchem andern, an zu nemen, das nicht in die erscheinung tritt, verliert man den boden unter den füfsen und an die stelle objectiv methodischer forschung auf solider beobachtungsgrundlage tritt die subjective ansicht und die phantasie.

Wir halten demnach an der überzeugung fest, dafs nichts im sprechenden vor geht, was nicht lautlich aufs gedrükt wird; dafs der laut ein volgiltiger und zwar der einzige zeuge für die function ist und dafs also eine sprache nur die functionen besizt, welche sie lautlich bezeichnet. Wir nemen also nicht eine und die selbe innere sprachform für alle sprachen an, sondern schreiben jeder sprache nur die innere, functio-

nelle gestaltung zu, die sie zum lautlichen aufsdrucke bringt. Wir finden demnach auch in der function eine ser grofse fülle von verschidenheiten, eben so wie im laute, in der form, im sazbaue der sprachen. Also halten wir uns für berechtigt zu behaupten, dafs sprachen, welche z. b. das genus nicht lautlich bezeichnen, den genusunterschid überhaupt nicht besitzen, dafs solche, welche nur z. b. masculinum und femininum im laute unterscheiden, in der tat ein neutrum gar nicht haben und dafs im gefüle dessen, der zalreichere genusunterschide in seiner sprache aufs drükt, dise unterschide auch lebendig sind. Sprachen, welche nomina und verba lautlich nicht scheiden, besitzen also den unterschid von nomen und verbum überhaupt nicht. Anstatt beider haben sie eine grammatische kategorie, die sich in höher entwickelten sprachen, so im Indogermanischen, nicht findet. In diser ist das noch ungeschiden vorhanden, was im Indogermanischen sich zu zwei gesonderten kategorien entwickelt hat.

Änliche vorgänge zeigt uns die welt der naturorganismen und an inen können wir uns das wesen solcher erscheinungen villeicht anschaulicher machen, als in der welt der sprachen. Es sei deshalb gestattet, an einen solchen vorgang aufs dem tierreiche zu erinnern. Die höheren tiere haben respirationsorgane und verdauungsorgane. Es gibt aber tiere so niderer entwickelung, dafs ein und das selbe organ beiden functionen dienen mufs. Hier haben wir also weder ein respirationsorgan, noch ein verdauungsorgan, sondern etwas drittes, das keins von beiden ist, weil es beides zugleich ist. Wir haben hier aber auch weder einen respirationsprocess noch einen verdauungsprocess der art, wie bei denjenigen tieren, die für jede diser physiologischen functionen aufsschliefslich bestimte organe besitzen. Gerade so verhält es sich mit nomen und verbum in den sprachen.

Wenn ich in der überschrift diser abhandlung die an zu stellende betrachtung der sprachen aufsdrüklich auf ire lautliche form beschränkt habe, so geschah difs hauptsächlich deshalb, weil ich nicht darauf ein gehen will, die function solcher bildungen, die weder dem nomen, noch dem verbum im indogermanischen sinne entsprechen, begriflich näher zu entwickeln und zu bestimmen. Das hier einleitungsweise aufs gefürte solte nur dazu dienen, für die lautform eine hohe bedeutsamkeit für das wesen der sprache überhaupt in anspruch zu nemen und somit von unserer untersuchung den vorwurf ferne zu halten, als beschäftige

sie sich nur mit einer mer oder minder bedeutungslosen aufsenseite der sprache.

Einen einwurf gegen den satz, dafs nichts in der function vorhanden ist, was nicht auch im laute erscheint, könte man von der beobachtung her nemen, dafs lautlich gleiche bedeutungslaute (wurzeln) nicht selten ganz verschidene bedeutungen haben. Bekantlich ist difs in aufs gedentester weise im Chinesischen der fall, doch bieten auch andere sprachen, auch das Indogermanische, dergleichen fälle. So haben wir im Indogermanischen wurz. *pa* tueri und wurz. *pa* bibere, wurz. *i* ire und wurz. *i* pronomen demonstrativum, wurz. *ta* extendere und wurz. *ta* pronomen demonstrativum und anderes der art. Von dergleichen gleich lautenden wurzeln ist jedoch eine scheinbar verwante erscheinung bei den beziehungslauten sorgfältig zu unterscheiden. Wenn z. b. die stambildungssuffixa *-as*, *-ti*, *-tu* im Indogermanischen so wol nomina actionis als nomina agentis bilden, so beruht dise erscheinung nur darauf, dafs zur zeit, da dise formen entstunden, die function der selben eine noch nicht näher bestimte, eine algemeinere war, die beides in sich vereinigte. Das factum läfst sich aber keines falles in abrede stellen, dafs ein und die selbe lautverbindung als wurzel verschidene bedeutungen in sich vereinigen kann, die sich nicht auf eine gemeinsame grundbedeutung zurück füren lafsen. Es ist jedoch eine ganz andere sache, ob z. b. die lautverbindung *pa* zugleich 'trinken' und 'beschützen' bedeutet, oder ob man an nimt, dafs eine function, die lautlich gar nicht aufs gedrükt wird, im geiste des redenden dennoch vorhanden sei. Darüber, dafs das eine mal *pa* 'trinken', das andere mal 'beschützen, beherschen' bedeute, darüber läfst die lebendige, gesprochene sprache nicht im zweifel. Die bedeutungsfunction ist ja auch hier stäts aufs gedrükt, wenn auch, wie es scheint, rein zufällig beide male auf ein und die selbe weise. Wir reden hier aber davon, ob es beziehungsfunctionen gebe, die lautlich gar nicht zur erscheinung kommen und dafür legen verschidene wurzeln gleicher laute kein zeugnis ab.

Wenden wir uns nun zum gegenstande selbst.

Vor allem ist es nötig, die begriffe verbalform und nominalform scharf zu fafsen. Wir können hierbei lediglich vom Indogermanischen aufs gehen, einmal weil uns hier eine tiefer gehende erkentnis der sprachformen zu gebote steht und diser erkentnis zugleich das lebendige sprachgefül zur seite geht, sodann weil, wie sich bald zeigen wird, von

den hier betrachteten sprachen nur im Indogermanischen verbalformen und nominalformen wirklich durch greifend geschiden sind.*)

Indogermanisch.

Im Indogermanischen sind die worte nomina, welche ein casussuffix haben, die worte sind verba, welche ein personalsuffix haben. Es versteht sich, dafs der sachverhalt ganz der selbe wäre, wenn die casus- und personal-elemente nicht gerade als suffixa erschinen; die stellung tut ja nichts zur sache. Dafs in späteren perioden des sprachlebens in den indogermanischen sprachen ser häufig casussuffixa und personalendungen geschwunden sind, dafs solcher abfall in manchen fällen schon frühe ein getreten ist (z. b. urspr. *bharâ-mi*, altind. *bhárâ-mi*, altbaktr. *barâ-mi* und darneben auch *barâ*, griech. *φέρω* für **φέρω-μι*, lat. *fero* für **ferô-mi*)**), möglicher weise in vereinzelten formen sogar bereits in der lezten periode der einen, allen übrigen zu grunde ligenden indogermanischen ursprache (z. b. *bhara* villeicht für **bhara-dhi*, vgl. altind. *bhára*, altbaktr. *bara*, griech. *φέρε*, lat. *fer*, got. *bair;* aber bei anderen praesensstammausslauten ist das alte *-dhi* als personalsuffix erhalten, z. b. urspr. *as-dhi*, altind. *ê-dhi*, griech. *ἴς-θι;* urspr. *akvâ* nom. sing., villeicht für *akvâ-s*, vgl. altind. *áçvâ*, lat. *equa* u. s. f., sämtlich one das *-s* des nominativs), hebt die an die spitze gestelte definition nicht auf; dise secundären veränderungen können hier natürlich gar nicht in betracht kommen. Will man die oben fürs Indo-

---

*) Nicht scharf und deutlich genug hat den unterschid von nomen und verbum im Indogermanischen erfafst Max Müller, classification of Turanian languages § 2; § 4 — 7, wo er über disen unterschid spricht und neben vilem treffendem und belerendem auch manches nach unserer ansicht verfelte gibt. Ich kann jedoch auf eine besprechung des einzelnen und auf eine widerlegung dessen, was ich für unrichtig halte, hier nicht ein gehen. Manches ergibt sich aufs unserer folgenden darstellung, so z. b. dafs wir Max Müller nicht bei pflichten können, wenn er vermutet, dafs ursprünglich im Indogermanischen das verbum durch verdoppelung des anfangsbuchstaben, im Semitischen aber durch verdoppelung des endbuchstaben und hinzufügung des dritten lautes überhaupt vom nomen geschiden worden sei. Dise form der reduplication ist überhaupt später, das älteste war offenbar die widerholung der ganzen wurzel; auch ligt der unterschid von verbum und nomen nicht in den stambildungselementen, sondern in den zu den stämmen hinzu tretenden wortbildungselementen.

**) Mit * bezeichnen wir erschlofsene, nicht aufs den sprachen selbst belegbare formen.

germanische in seiner urform gegebene definition von nomen und verbum für die wirklich vor ligenden sprachen dises stammes passend machen, so hat man zu sagen: nomina sind im Indogermanischen die worte, welche ein casussuffix haben oder hatten; verba sind die worte, welche eine personalendung haben oder hatten. Mit aufsschlufs der echten interjectionen, die aufserhalb der sprache stehen und als lautgebärden zu betrachten sind, und der vocative, welche nominalstämme sind, die die form von interjectionen an genommen haben, geht die indogermanische sprache in nomen und verbum one rest auf. Alle indogermanischen worte sind oder waren doch ursprünglich entweder nomina oder verba. Adverbia und die als meist verkürzte adverbia zu fafsenden praepositionen, conjunctionen und partikeln überhaupt sind ursprünglich meist casusformen, vil seltner verbalformen, wie difs nunmer wol als algemein bekant und anerkant an genommen werden darf.

Ein wortstamm ist im Indogermanischen als solcher kein lebendiges sazglid, wie das wort (nomen oder verbum), sondern ein wifsenschaftliches praeparat (z. b. *bhara*, *tanu* u. s. f.); auf dafs er sazglid, wort werde, bedarf er eines casussuffixes (z. b. nom. sg. *bhara-s*, *tanu-s*, acc. sg. *bhara-m*, *tanu-m*) oder einer personalendung (z. b. III. sg. *bhara-ti*, *tanau-ti*; I. plur. *tanu-masi*), wodurch er im ersteren falle zum nomen, im zweiten zum verbum wird. In den stämmen ligt der unterschid von verbum und nomen nicht. In allen sprachen also, in welchen nakte stämme zugleich als worte erscheinen können, ist eine tief gehende verschidenheit vom Indogermanischen nicht zu verkennen.

Der unterschid von nomen und verbum ist demnach im Indogermanischen volkommen deutlich und durch gefürt. Die oben gegebene definition von nomen und verbum halten wir fürs folgende fest.

Ehe wir uns zu den andern sprachen wenden, wollen wir uns noch in übersichtlicher kürze die art und weise der declination (nominalbildung) und conjugation (verbalbildung) des Indogermanischen und zwar die erreichbar älteste form der nomina und verba vergegenwärtigen.*) Wegen der schwirigkeiten, welche in den meisten casus und

*) Eine kurze darstellung der indogermanischen conjugations- und declinationsformen glaubte ich um so weniger hinweg lafsen zu dürfen, als die vor ligende ab-

personen einer sicheren ermittelung der ältesten dualformen entgegen treten, müfsen wir disen numerus im folgenden merfach lückenhaft lafsen.

I. ein a-stamm, *bhara* (wurz. *bhar* ferre, stambildungssuffix *a*).

als nomen — als verbum (indicat. praesentis activi)

Singular.

	mascul. neutrum	femininum	
nomin.	*bhara-s;* neutr. felt.	*bharâ-s*	I. pers. *bharâ-mi*
accus.	*bhara-m*	*bharâ-m*	II. pers. *bhara-si*
ablativ.	*bharâ-t*	*bharâ-t*	III. pers. *bhara-ti*
genitiv.	*bhara-sja*	*bharâ-s*	Nominativ und accusativ der entsprechenden pronomina:
locativ.	*bhara-i*	*bhara-i*	
dativ.	*bhara-ai*	*bhara-ai*	I. pers. *agam* (vill. *agham*), *ma-m*
instrum. I.	*bhara-â*	*bhara-â*	II. pers. *tu-am* (vill. *tu*), *tva-m*
instrum. II.	*bhara-bhi*	*bharâ-bhi*	III. pers. *ta-s*, fem. *tâ-s; ta-m*, fem. *tâ-m*

Dual.

nom. acc.	*bharâ-(s)âs**)	*bhara-i?*	I. pers. *bharâ-vasi*
gen. loc.	?	?	Die übrigen personen, so wie die entsprechenden prominalformen des persönl. pronomens können in irer ältesten form nicht ermittelt werden.
dat. abl. instr.	*bhara-bhjâms*	*bharâ-bhjâms*	

Plural.

nom.	*bharâ-sa-s* neutr. felt.	*bharâ-sa-s*	I. pers. *bharâ-masi*
			II. pers. *bhara-tasi*
acc.	*bhara-m-s* neutr. *bharâ*	*bharâ-m-s*	III. pers. *bhara-nti*
			Entsprechende pronomina:
genit.	*bhara-sâm-s* vill. *bharâm(-s)*	*bharâ-sâm-s* *bharâm-(s)*	I. villeicht vom stamme *ma-sma* od. *a-sma*
locat.	*bhara-sva(-s)*	*bharâ-sva(-s)*	II. vill. von *tva-sma* od. *ju-sma*
dat. abl.	*bhara-bhjam-s*	*bharâ-bhjam-s*	III. nom. msc. *ta-i*, fem. *tâ-sas;*
instr.	*bhara-bhi-s*	*bharâ-bhi-s*	acc. msc. *ta-ms*, ntr. *tâ*, fem. *tâ-ms*.

---

handlung nicht nur für den glottiker von fach, sondern auch für anthropologen und philosophen einiges interesse haben dürfte. Bei disen können wir aber keine kentnis diser dinge voraufs setzen und das verweisen auf andere bücher ist stäts unbequem für den leser und erschwert namentlich dem die sache, dem die an gefürten werke nicht zur hand sind. — Genaueres über das indogermanische verbum und nomen kann man in meinem compendium finden.

*) Mutmafslich ser früh aufs- oder ab gefallene laute sind in klammern gesezt.

II. ein u-stamm, *tanu* (wurz. *ta* extendere, suff. *nu*).

als nomen (masc. fem.)		als verbum (indic. praes. activi)
	Singular.	
nom. *tanu-s*		I. pers. *tanau-mi*
acc. *tanu-m*		II. pers. *tanau-si*
ablat. *tanav-at*		III. pers. *tanau-ti*
genit. *tanav-as*		
locat. *tanav-i*		Den dualis wollen wir der
dat. *tanav-ai*		kürze wegen hier übergehen.
instr. I. *tanu-â*		
instr. II. *tanu-bhi*		
	Plural.	
nom. *tanu-sa-s* od.		I. *tanu-masi*
tanav-as		II. *tanu-tasi*
acc. *tanu-m-s*		III. *tanu-anti*
u. s. w.		

Der plural der nomina wird also durch ein an das casussuffix tretendes *s* gebildet, wärend im plural des verbums aller warscheinlichkeit nach gehäufte personalendungen (I. pers. *-ma-si* = ich und du, II. pers. *-ta-si* = du und du, III. pers. *an-ti* = er und er — *an* von einem andern pronominalstamme der III. person —) vor ligen.

III. ein consonantischer stamm, *vak*, als nominalstamm *vâk* (die steigerung von *a* zu *â* ist aber nicht für die nominalbildung wesentlich; wurz. *vak* loqui).

als nomen *vâk* (femin.)		als verbum *vak* (indic. praes. activi)
	Singular.	
nom. *vâk-s*		I. pers. *vak-mi*
acc. *vâk-am*		II. pers. *vak-si*
abl. *vâk-at*		III. pers. *vak-ti*
gen. *vâk-as*		u. s. f.
u. s. f.		

Aufser den personalendungen des activs hat das Indogermanische noch die des mediums, die, wie es scheint, durch verdoppelung gebildet sind. Z. b.

I. pers. sing. *bharâ-ma-mi* = φέρομα(μ)ι (ich trage mir od. mich)
II. pers. sing. *bhara-sa-si* = *φέρεσα(σ)ι (du trägst dir od. dich)
III. pers. sing. *bhara-ta-ti* = φέρετα(τ)ι (er trägt sich)
III. pers. plur. *bhara-nta-nti* = φέροντα(ντ)ι. (sie tragen sich)

An gewisse tempus- und modusstämme treten ab gekürzte formen der personalendungen, z. b. optativstamm praesentis *bhara-i:*

	Activum	Medium
	Singular.	
I.	*bharai-m*	*bharai-ma(m)*
II.	*bharai-s*	*bharai-sa(s)*
III.	*bharai-t*	*bharai-ta(t)*
	Dual.	
I.	*bharai-vas*	*bharai-vadha*
II. III. ?		
	Plural.	
I.	*bharai-mas*	*bharai-madha*
II.	*bharai-tas*	*bharai-sdhva?*
III.	*bharai-nt*	*bharai-nta(nt)*.

Auch der imperativ hat personalendungen, wenn auch in der II. sing., die villeicht die einzige uralte imperativform ist, in einer von den übrigen modus ab weichenden form; II. sing. imperativi activi *bhara-(dhi)*, *tanu-dhi*, *vak-dhi*. Das perfectum und die übrigen praeteritalformen unterscheiden sich in iren personalendungen nicht wesentlich von den andern verbalstämmen, z. b. perfectstamm *vivid* (wurz. *vid* videre):

	Activum	Medium
	Singular.	
I.	*vivâid-(m)a*	*vivid-ma(s)i*
II.	*vivâid-ta*	*vivid-ta(s)i*
III.	*vivâid-(t)a*	*vivid-ta(t)i*
	Dual.	
I.	*vivid-vasi*	*vivid-vadhai*
II. III. ?		
	Plural.	
I.	*vivid-masi*	*vivid-madhai*
II.	*vivid-tasi*	*vivid-sdhvai?*
III.	*vivid-anti*	*vivid-antai*.

Mag im vor stehenden auch manches zweifelhafte oder von mir geradezu nicht richtig erschlofsene mit unter gelaufen sein, so ist es doch gegenüber der anzal der völlig sicher erschliefsbaren formen one belang.

Namentlich hebe ich als wichtig hervor 1) die völlige verschidenheit in der pluralbildung bei den nominibus und verbis; 2) den umstand, dafs auch die zweite person des imperativs ein personalsuffix zeigt; 3) die völlige abweichung der am verbum als personalbezeichnung auf tretenden pronominalen elemente von den formen der selbständigen pronomina; 4) die wesentliche übereinstimmung der personbezeichnung bei allen verbalstämmen; 5) die abwesenheit von possessiven pronominalsuffixen; 6) den umstand, dafs auch der nominativus singularis und pluralis ein casuszeichen hat; 7) endlich wolle man nicht übersehen, dafs bereits in der indogermanischen ursprache sich ein wirkliches verbum substantivum entwickelt hatte, dafs es eine verbalwurzel gab, welche schon in der vorzeit unseres stammes bis zur function, die bedeutung des reinen seins aufs zu drücken, gelangt war, die wurzel *as*. Den sichersten beweis hierfür lifern die bereits für die ursprache nachweisbaren mit diser wurzel zusammen gesezten tempora (das futurum und der zusammen gesezte aorist z. b. *dâsjâmi* aufs *da-as-jâmi*, *δώσω*; *a-dik-sa-m*, *ἔδειξα*.

Wie steht es nun mit der unterscheidung von nomen und verbum in andern hinlänglich zugänglichen sprachen?

Da wir vom Indogermanischen, der volkommensten unter den bekanten (und sicherlich auch unter den noch nicht bekanten) sprachen aufs gehen, so werden wir natürlicher weise zunächst diejenigen sprachen unter dem angegebenen gesichtspuncte mit im zusammen halten, welche mit dem Indogermanischen am meisten morphologische änlichkeit haben. Zunächst werden wir also das Semitische vor nemen, weil dises allein mit dem Indogermanischen die wurzelform R^x (d. h. zum zwecke des beziehungsaufsdruckes regelmäfsig steigerbare wurzel) teilt. Sodann mögen die sprachen der form Rs (d. h. unveränderliche wurzel mit suffixen) folgen (das indogermanische wort hat durchweg die form R^x_s). Zwischen beide haben wir das Koptische ein geschalten, weil dises in manchem wenigstens an die flexion (R^x) erinnert. Nach den sprachen der form Rs lafsen wir andere zusammenfügende sprachen folgen, so gut es gehen will eine motivierte reihenfolge ein haltend,

bis wir zulezt bei den einfachsten sprachorganismen, den so genanten isolierenden sprachen (die nur wurzeln als worte haben, sprachen der formen R, R+r u. s. f.) an langen.*)

Dise sprachen werden wir also darauf an sehen, ob in inen, in änlicher weise wie im Indogermanischen, verbum und nomen zu einem durch greifenden gegensatze in irer lautlichen gestaltung gelangt sind, d. h. ob sich ware verba und ware nomina in inen volkommen entwickelt haben.

Semitisch.**)

In ermangelung der semitischen ursprache, welche schwiriger zu erschliefsen ist als die den indogermanischen sprachen zu grunde ligende urform, substituieren wir der selben das Arabische, über dessen bedeutung wir mit Olshausen (Lehrbuch der hebräischen Sprache, Braunschweig 1861, § 2, b; § 5, a und sonst) und Wright (a Grammar of the Arabic language, translated from the German of Caspari, Leipzig 1859, vorrede s. X) überein stimmen. Wir gehen hierbei von der überzeugung aufs, dafs der so begangene feler so unbedeutend ist, dafs er aufser ansatz gelafsen werden kann und dafs der vorteil, mit wirklich vor ligenden sprachformen zu arbeiten, den nachteil einer geringeren altertümlichkeit und ursprünglichkeit der selben auf wigt.

Aufs der übereinstimmung der semitischen sprachen ergibt sich mit völliger sicherheit, dafs in der semitischen grundsprache bereits die dreilautigkeit die regelmäfsige form der semitischen wurzel war. Wir stehen nicht an, sogar die dreisilbigkeit als volle form der semitischen wurzel in anspruch zu nemen. Dafs dise form, nach der alle factisch vor ligenden semitischen wurzeln gebildet sind, nicht von allem anfange

---

*) Über die oben gebrauchten morphologischen formeln vgl. mein compend. der vergleichenden gramm. der indogermanischen sprachen I, Weimar 1861, s. 2. Für *W* (wurzel) setze ich jezt aber *R* (radix) in übereinstimmung mit *p* (praefixum), *i* (infixum), *s* (suffixum); *r* bezeichnet eine einer andern wurzel bei gesezte hilfswurzel.

**) Um dem vorwurfe der anmafslichkeit zu begegnen, den ich mir etwa dadurch zu ziehen könte, dafs ich es wage im folgenden eingehender über das Semitische zu handeln one semitist von fach zu sein, erlaube ich mir die mitteilung, dafs ich dem studium der semitischen sprachen länger als ein decennium hindurch eifrig ob gelegen habe; zuerst auf dem Koburger gymnasium unter leitung meines vererten lerers Forberg, sodann in Leipzig bei Fleischer, in Tübingen bei Ewald und in Bonn bei Gildemeister.

an vorhanden war, sondern erst im verlaufe der zeit, warscheinlich durch überhandname einer analogie, geworden sei — dise wol zimlich algemein giltige ansicht für nicht treffend zu halten, komt mir natürlich nicht in den sinn. Man wolle jedoch nicht aufs den augen lafsen, dafs die entstehung diser bestimten wurzelform des semitischen wortes in die uralte periode des werdens der semitischen grundsprache selbst fält. Daher die schwirigkeit mit sicherer methode über die dreisilbigkeit hinaufs die form semitischer wurzeln zu erschliefsen, die dreisilbigkeit in eine noch ältere form zurück zu übersetzen. In semitischen wortformen wie كَتَبَ *kataba*, كَاتِبٌ *kâtibun* u. s. f. sehen wir also keine suffixa (*-a*, *-un*), sondern nur die voll vocalisierte wurzel; denn auch den nasalierten vocal im aufslaute von nominalformen möchten wir nicht als ein suffix *-n* enthaltend betrachten (freilich fallen dabei die pluralendungen zu bedenken). Difs beiläufig und one weitere begründung, da es nicht unmittelbar die uns hier beschäftigende frage berürt, wol aber im folgenden voraufs gesezt wird (vgl. Semitisch und Indogermanisch in den Beiträgen zur vergleich. sprachforschung u. s. f. herausgegeben von A. Kuhn und A. Schleicher, bd. II, Berlin 1861, s. 236 flg.).

Das perfectum im Semitischen zeigt in seinen dritten personen formen, die keine personalbezeichnung haben, sondern in irer form mit nominalbildungen zusammen fallen. Diser erscheinung werden wir noch ser oft begegnen. Sie tritt überall da ein, wo das verbum kein verbum im indogermanischen sinne, sondern, so zu sagen, eine nominalform ist. Dann braucht die dritte person, als selbstverständlich, keine weitere bezeichnung und nur ein hinweis auf die andern personen ist nötig. Das selbe finden wir im Indogermanischen, wenn auch hier nomina zum aufsdrucke verbaler verhältnisse an gewant werden (z. b. altind. *dâtâ'-smi* für **dâtârs asmi* daturus sum., *dâtâ'-si* für **dâtârs assi* daturus es, aber *dâtâ'* für **dâtârs* daturus one weitere bezeichnung der person; änliches in andern sprachen unseres stammes). Dafs aber die dritten personen des semitischen verbum wirklich von nominalformen völlig ungeschiden sind, ligt auf der hand. Die III. sg. msc. كَتَبَ *kataba* (scripsit) ist die blofse wurzel. Die form steht, wie mich bedünkt, in der verkürzten form des so genanten accusativs, der im Arabischen beim verbum in so vilfacher beziehung gebraucht wird (vgl. Ewald, arab.

grammatik, II. bd., das capitel de objecto et accusativo). Bei كَتَبَ *kataba* ist das verbum selbst, d. h. das verbum 'esse', gar nicht vorhanden, nur der vom begriffe des seins bedingte accusativ wird aufs gedrükt. Der accusativ steht nämlich im Arabischen zur bezeichnung des praedicats beim verbum كان *kâna* (fuit) und änlichen. Die hier von uns an genommene aufsdruksweise one كان oder ein änliches wort ist bekantlich im Arabischen bei der negation erhalten, z. b. ist das häufige لَا بُدَّ *lâ budda* nullum effugium scil. est od. fuit hierher gehörig. In كَتَبَ *kataba* ligt uns nichts anderes als der positiv zu einem لَا كَتَبَ *lâ kataba* vor. Dafs meistens dise formen der III. sg. perfecti nur in diser function, nicht aber aufserdem als nomina vor kommen, kann der auffafsung irer syntactischen geltung nichts in den weg legen. Im Hebräischen ist bei disen formen das aufs lautende *a* geschwunden, wie der aufslaut bei den nominibus überhaupt. Ein hebräisches קָטֹן *qâton* ist parvus und parvus fuit; כָּבֵד *kâbēd* gravis und gravis fuit, so dafs hier deutlich nomen und verbum nicht unterschiden ist.

Was von der III. sg. msc. des perfects gilt, das gilt auch von der III. sing. feminini, z. b. كَتَبَتْ *katabat*, hebr. כָּתְבָה *kâtbâh*, einer deutlichen nominalform, wie difs auch algemein an erkant ist. Wir vermuten für die semitische grundsprache die form **katabata*,*) dem masculinum *kataba* in der endung entsprechend (also, um mich arabisch aufs zu drücken, auch difs *كَتَبَةً *katabata* ist der positiv zu einem *لَا كَتَبَةً *lâ katabata;* der nominativ würde *كَتَبَةٌ *katabatun* lauten). Im Arabischen ist das *-*ata* der semitischen ursprache zu -*at*, im Hebräischen vor suffixen zu -*at*, one suffixe fast durchweg zu -*âh* verkürzt; aufsnamsweise (s. die anm.) ist im Hebräischen ein archaisches -*atâh* erhalten.

Die dualformen der III. pers., masc. كَتَبَا *katabâ*, feminin. كَتَبَتَا *ka-*

---

*) Solte etwa das seltene hebräische -*atâh* ein villeicht nach analogie des gewönlichen ָה -*âh* des feminins um gestalteter rest diser grundform sein? Das selbe gilt natürlich auch von den formen der verba לה auf ָתָה-, in pausa auf ָתָה. Dise formen pflegt man in der regel als entstanden durch 'unorganisches' anhängen der femininendung ָה an die ältere femininendung ַת zu fafsen. Dafs es mit diser erklärung nicht zum besten steht, ligt auf der hand. Nach unserer auffafsung ist also von disem *at-âh at* die bezeichnung des feminins, *âh* aber die accusativendung, die auch aufserdem im Hebräischen in diser weise sich erhalten hat.

tabatâ sind identisch mit den nominalformen im status constructus des nominativs, d. h. verkürzungen von *كَتَبَانِ *katabâni*, *كَتَبَتَانِ *katabatâni.* Auch sie weisen also, gerade so wie der singular, auf die nominalformen nom. sg. كَتَبٌ *katabun*, fem. كَتَبَةٌ *katabatun* hin.

Eben so steht die III. plur. masculini كَتَبُوا *katabû*, hebr. כָּתְבוּ *kâtbû* für *كَتَبُونَ *katabûna*, wie das seltene hebräische ־וּן *ûn* und die entsprechenden formen des imperfects dar tun. Wir haben also auch hier eine deutliche nominalform vor uns. Das femininum كَتَبْنَ *katabna* hat zwar keine entsprechende nominalform zur seite, dafs es aber eine solche ist, zeigt wol schon der parallelismus mit dem masculinum **katabûna*.

Das endergebnis einer betrachtung der dritten personen des perfectum im Semitischen ist also unbestreitbar das, dafs in disen personen keine verbalformen, sondern mit nominalformen wesentlich gleich lautende und disen gleichartige formen vor ligen. Schon jezt können wir also die behauptung auf stellen, dafs sich im Semitischen nomen und verbum nicht in der durch greifenden art scheide, wie im Indogermanischen. Folgte das Indogermanische der semitischen weise, so müste z. b. ein mascul. *bhara-m* femin. *bharâ-m* so vil bedeuten als *bhara-ti;* ein plur. *bharâ-sas* so vil als *bhara-nti* u. s. f.

Doch sehen wir weiter zu. Was von den dritten personen gilt, das hat höchst warscheinlich auch von den andern personen zu gelten; denn eine sprache wird wol schwerlich für die ersten und zweiten personen eine echte conjugation, ware verba, besitzen, für die dritten aber nicht. Nur wollen wir im voraufs uns erinnern, dafs ein hinweis auf pers. I. und II. auch solchen formen nicht leicht felen kann, die irer natur nach nicht verbal sind. Betrachten wir zunächst die zweiten personen des perfects.

II. singul. masc. كَتَبْتَ *katabta*, hebr. כָּתַבְתָּ *kâtabtâ* gilt uns als eine zusammenrückung und verkürzung von *كَتَبَ أَنْتَ *kataba anta,* hebr. *כָּתַב אַתָּה *kâtab attâh;* neben das an sich nicht auf eine bestimte person bezügliche كَتَبَ *kataba*, כָּתַב *kâtab*, das one weiteren zusatz zunächst von der dritten person verstanden wird, trat ursprünglich das pronomen der zweiten person singul. mascul., um auf dise person jenes *kataba* zu beziehen. Ins Indogermanische übersezt würden dise

formen **bhara-m tu* zu lauten haben, eine aufsdruksweise, die von *bhara-si* völlig und gründlich verschiden ist. Das selbe gilt von allen zweiten personen des perfects.

II. sing. feminini كَتَبْتِ *katabti*, hebr. כָּתַבְתְּ *kâtabt* aufs *أَنْتِ كَتَبَتَ *katabata anti*.

II. dualis كَتَبْتُمَا *katabtumâ* aufs *أَنْتُمَا كَتَبَا *katabâ antumâ*.

II. plur. masculini كَتَبْتُمْ *katabtum* aufs *أَنْتُمْ كَتَبُونَ *katabûna antum*, hebr. כְּתַבְתֶּם *ktabtem* aufs *כְּתַבוּן אַתֶּם, älter etwa **katabûna antem*.

II. plur. feminini كَتَبْتُنَّ *katabtunna* aufs der in irer grundform schwer erschliefsbaren, im Arabischen كَتَبْنَ *katabna* lautenden form mit أَنْتُنَّ *antunna*, der II. plur. feminini des personalpronomens; auch im Hebräischen כְּתַבְתֶּן *ktabten* ist das entsprechende pronomen אַתֶּן *atten* unverkenbar.

Nicht also, wie im Indogermanischen, die wurzeln der pronomina treten mit den verbalstämmen zu einem waren worte zusammen, sondern das fertige pronomen tritt an ein fertiges wort an. Deutlich siht man, dafs sich für alle dise formen eine analogie gebildet hat. Überall ist vom pronomen nur der lezte teil gebliben, wärend die zu grunde ligenden verschidenen formen des nominalstammes sich mit verlust ires auslautes in eine am ende vocallose form vereinfacht haben.

Die erste person singularis كَتَبْتُ *katabtu*, hebr. כָּתַבְתִּי *kâtabtî* zeigt ein anderes pronomen, als das als selbständiges wort gebrauchte arab. أَنَا *anâ*, hebr. אֲנִי *ănî*, אָנֹכִי *ânokî*. Dise form weifs ich also nicht zu erklären; denn *-ti* aufs *-ki* entstehen zu lafsen, geht gegen meine lautgesezliche überzeugung. Villeicht hat die analogie der zweiten personen gewirkt, villeicht ligt im verbum ein sonst verlorenes pronomen vor.

Die I. plur. كَتَبْنَا *katabnâ*, hebr. כָּתַבְנוּ *kâtabnû* enthält jedoch in irem aufslaute deutlich den rest von نَحْنُ *nahhnu*, hebr. אֲנַחְנוּ *ănachnû*, נַחְנוּ *nachnû*, אֲנוּ *ănû*.. Von der vor dem an geschmolzenen pronomen stehenden form gilt das selbe, was bei den II. personen bemerkt ward.

Dunkler in irem ursprunge sind die bildungen der zweiten form des semitischen verbum, des imperfectum. Hätte Rud. von Raumer (gesammelte sprachwifsenschaftliche Schriften, Frankf. u. Erlangen 1863, s. 470 flgg.) recht mit der vermutung, dafs hier das perfectum der

'sein' bedeutenden wurzel vor eine nominalform getreten sei (z. b. hebr. יִכְתֹּב *jiktob* aufs *הָיָה כְתֹב *hâjâ ktob* u. s. f.), so wären dise formen hier gar nicht weiter zu behandeln, da wir das perfectum bereits besprochen haben. Allein, so ansprechend die Raumersche hypothese auch ist, so stelt sich der selben doch ein gewichtiges bedenken in den weg. Das semitische imperfectum ist nach v. Raumer eine durch secundäre processe, durch vorgänge, wie sie erst im späteren sprachleben ein zu treten pflegen, entstandene form. Auf der andern seite ist das imperfectum allen semitischen sprachen gemeinsam, seine entstehung fält also in die zeit der bildung und entwickelung der semitischen ur- und grundsprache. Für dise urzeit, für dise noch jugendliche lebensperiode der sprache dürfen wir aber nicht spracherscheinungen voraufs setzen, wie sie nur in senilen sprachindividuen ein zu treten pflegen.

Mag aber auch wirklich dem semitischen imperfectum ein personalaufsdruck praefigiert sein, so macht ein solcher an sich noch nicht notwendiger weise ein verbum; auch im Namaqua kann die person am nomen bezeichnet werden, one dafs dises dadurch zum verbum wird. Die nominale natur des semitischen imperfectum trit aber unverkenbar klar und deutlich zu tage. Der kürze wegen lafse ich im folgenden das Hebräische bei seite, das one hin neben dem durch erhaltung der vocalischen aufslaute altertümlicheren Arabischen zur erklärung und erkentnis der formen nichts bei zu tragen vermag.

Man vergleiche:

Imperfectum.	Nomen (Nominativ).
	Singular.
III. msc. يَكْتُبُ *jaktubu*	جالِسٌ *gâlisun* (sedens) in vilen fällen
III. fem. تَكْتُبُ *taktubu*	aber auch جالِسُ *gâlisu* one *-n;* vgl.
II. msc. تَكْتُبُ *taktubu*	auch formen wie أَسْوَدُ *asvadu* (niger) die *-n* nie haben.
	Dual.
III. msc. يَكْتُبَانِ *jaktubâni*	جالِسَانِ *gâlisâni,* أَسْوَدَانِ *asvadâni*
III. fem. تَكْتُبَانِ *taktubâni*	
II. msc. تَكْتُبَانِ *taktubâni*	

Plural.

III. msc. يَكْتُبُونَ *jaktubûna* جَالِسُونَ *gâlisûna*

II. msc. تَكْتُبُونَ *taktubûna.*

In disen formen ligt also die volkommenste übereinstimmung der so genanten verbal- und nominalformen klar zu tage.

Die III. plur. fem. يَكْتُبْنَ *jaktubna* und die II. plur. fem. تَكْتُبْنَ *taktubna* sind gebildet wie die III. plur. feminini des perfects كَتَبْنَ *katabna.* Die endung der II. sing. fem. تَكْتُبِينَ *taktubîna* ist dunkel. Die I. sing. أَكْتُبُ *aktubu* und I. plur. نَكْتُبُ *naktubu* zeigen nichts, was nicht einer nominalform gemäfs wäre.

Dazu komt, dafs das imperfectum überhaupt declinierbar ist. Es kann in den accusativ gesezt werden, z. b. يَكْتُبَ *jaktuba* accus. zu يَكْتُبُ wie أَسْوَدَ *asvada* accus. zu أَسْوَدُ. Die nominale art des imperfectum ist auch keineswegs von den arabischen grammatikern verkant worden (vgl. z. b. Ewald, arab. gramm. § 209; Wright § 95).

Auch der syntactische gebrauch des imperfects in verbindungen wie كَانَ يَكْتُبُ *kâna jaktubu* scribebat, wörtlich etwa fuit scribens, ist wol nicht zu übersehen.

Nach dem bisherigen kann also nicht in zweifel gezogen werden, dafs im Semitischen das nomen vom verbum nicht wesentlich verschiden ist. Wir können mit zuversicht behaupten, dafs das wesen des so genanten verbum im Semitischen von dem des indogermanischen verbums völlig ab weicht und dafs es im Semitischen, trotz seiner flexivischen natur, zu einer durchgreifenden unterscheidung von verbum und nomen nicht gekommen ist.

Koptisch.

Das Koptische beut dem verständnisse seiner grammatischen form besondere schwirigkeiten deshalb, weil man über die gränzen des wortes nicht sicher ist. Würden wir der Schwartzeschen art die worte zu trennen (vgl. Schwartze, koptische grammatik, herausgegeben von Steinthal, Berlin 1850) folgen, so wäre unsere untersuchung ser leicht und einfach, denn dann bestünde in dieser sprache zwischen nomen und verbum gar kein unterschid. Der sicherheit des ergebnisses wegen wollen wir jedoch eine nähere zusammengehörigkeit der beziehungsele-

mente mit den bedeutungselementen im Koptischen voraufs setzen (vgl. zur Morphologie der Sprache in den Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersb., VII[e] série, Tome I, Nro. 7. St. Petersburg 1859, s. 21 flg.).

Was zunächst das nomen betrift, so hat es eine vom Indogermanischen völlig verschidene form. Es hat nämlich keine declination. Die casus werden mittels praepositionen aufs gedrükt. Nun könte man dise elemente als mit dem nomen ein wort bildend, als casuspraefixe auf fafsen, die in irer nomenbildenden function natürlich eben so berechtigt wären, als die casussuffixe des Indogermanischen. Diser auffafsung tritt aber der umstand in den weg, dafs eine praeposition auf merere durch 'und' verbundene nomina wirken kann, z. b. Genes. XII, 7 (Uhlemann, linguae copticae grammatica, Lips. 1853, pg. 52) ⲛⲁⲕ ⲛⲉⲙ ⲡⲉⲕϫⲣⲟϫ *nak nem pek-ǵroǵ* tibi et semini tuo; ⲛⲁ *na* 'versus, ad' bezeichnet den dativ; ⲕ *k* ist suffix der II. person sing. masculin.; ⲛⲉⲙ *nem* atque, etiam; ⲡⲉ *pe* ab geschwächtes demonstrativum, fungiert als artikel des singularis mascul.; ϫⲣⲟϫ *ǵroǵ* semen. Hier wirkt also ⲛⲁ *na* auch auf ⲡⲉⲕϫⲣⲟϫ *pekǵroǵ* und macht es zum dativ. Luc. XII, 56 (Schwartze, koptische gramm. syntax § 51, s. 486) ⲡϩⲟ ⲛ̀ ⲧⲫⲉ ⲛⲉⲙ ⲡⲓ ⲕⲁ̀ϩⲓ *p-ho en t-φe nem pi kahi* facies caeli et terrae; ⲡ *p* artic. sing. masc.; ϩⲟ *ho* facies; ⲛ̀ *en*, vor labialen und ⲃ *ch em*, bezeichnet irgend einen casus, der nicht nominativ ist, hier den genitiv; ⲧ *t* articul. sing. fem.; ⲫⲉ *φe* coelum; ⲛⲉⲙ *nem* atque, etiam; ⲡⲓ *pi* articul. sing. masc.; ⲕⲁϩⲓ *kahi* terra. Hier wirkt also ⲛ̀ *en* auch auf ⲡⲓⲕⲁϩⲓ *pi-kahi*. Dergleichen fälle sind natürlich häufig. Sie beweisen, dafs wir es nicht mit casuspraefixen, die mit dem wortstamme zur einheit des wortes verwachsen sind, sondern mit praepositionen, mit getrenten worten zu tun haben; d. h. es gibt im Koptischen keine declination wie im Indogermanischen, also auch keine nomina der art, wie wir sie dort fanden. Solche beispile, wie die oben an gefürten, würden im Indogermanischen etwa lauten z. b. *akva ka vâgha s* anstatt *akvas ka vâghas* equus et currus (an genommen dafs *ka* also gebraucht und gestelt werden könte; in wirklichkeit wäre *akvas vâghas ka* für die indogermanische ursprache in ansatz zu bringen).

In der regel hat das nomen einen artikel, einen bestimten oder einen unbestimten, vor sich und ist hierdurch in fast allen fällen als solches kentlich. In der vor ligenden sprache ist der artikel entschiden

als an das nomen an geschmolzen zu betrachten, da er oft nur aufs einem einzigen consonanten besteht, der unter dem lautgesezlichen einflufse des anlautes des nomens steht; z. b. **ⲡⲟⲩⲣⲟ** *p-uro* masc. *ὁ βασιλεύς;* **ⲧⲏⲡⲓ** *t-êpi* fem. *ὁ ἀριθμός;* **ⲫⲟⲩⲏⲃ** *φ-wêv ὁ ἱερεύς;* **ⲑⲃⲁⲕⲓ** *th-vaki* fem. *ἡ πόλις.* Der unbestimte artikel ist auch hier das verkürzte zalwort eins.

In gewissen fällen steht jedoch der artikel nicht, und dann fält jeder formelle unterschid zwischen nomen und verbum hinweg. Ein nomen one artikel unterscheidet sich in nichts von einem verbum one personalbezeichnung, wie solches im imperativ vor zu kommen pflegt, z. b. **ⲥⲱⲧⲉⲙ** *sôtem* audi, audite und auditus, obedientia. Da im Indogermanischen auch der imperativ eine verbalform ist, welche ursprünglich stäts eine personalendung hatte, die in gewissen fällen ja auch bis in spätere lebensperioden der sprache verblib, so haben wir schon hier einen beweis dafür, dafs im Koptischen nomen und verbum nicht so durch greifend gesondert sind, als im Indogermanischen.

Ein fernerer beweis für die selbe warnemung ist der umstand, dafs das demonstrativpronomen, d. h. der stamm des selben (one casuselement, denn dergleichen gibt es ja im Koptischen nicht, wie wir oben sahen) zugleich als verbum substantivum fungiert; z. b. **ⲡⲉ** *pe* = *ὁ* und *ἐστί* mascul.; **ⲧⲉ** *te* = *ἡ* und *ἐστί* femin.; **ⲛⲉ** *ne* = *οἱ, αἱ* und *εἰσί* msc. femin. Eben so mit der negation; **ⲁⲛ ⲡⲉ** *an pe* non est masc.; **ⲁⲛ ⲧⲉ** *an te* non est femin.; **ⲁⲛ ⲛⲉ** *an ne* non sunt masc. u. fem. (Uhlemann, linguae copticae grammatica § 42, pg. 37). Z. b. **ⲁⲛⲟⲕ ⲡⲉ ⲡⲓ ⲕⲟⲩϫⲓ** *anok pe pi kugi ἐγώ ὁ μικρός* ich bin der kleine. Indogermanisch ist difs unmöglich, weil in diser sprache ein stamm nicht zugleich nomen und verbum sein kann. Änlicher weise findet sich der mangel eines verbum substantivum in zalreichen sprachen, in denen sich kein eigentliches verbum entwickelt hat, oder, genauer gesagt, in denen es nicht zum gegensatz von nomen und verbum gekommen ist. Wir werden auf disen punct noch mermals gefürt werden.

Gewisse nomina, die so genanten pronominalsubstantiva und die pronomina haben den artikel nicht und hängen die possessivsuffixa an iren aufslaut. Warscheinlich haben wir in disen fällen reste einer älteren sprachgestaltung vor uns. Dise nomina fallen in der form völlig mit den verben zusammen, welche die personalaufsdrücke an iren aufslaut hängen; auch dise stammen warscheinlich aufs einer früheren sprachperiode. Diser so genanten verba sind es freilich ebenfals nur wenige,

aber zu inen gehören die wichtigen stämme, welche als tempus- und modusausdrücke vor andern verbalstämmen, welche leztere unverändert bleiben, ire stelle haben. Die personalsuffixa sind bei allen disen stämmen die selben, sowol bei denen, die man als verba betrachtet, als bei denen, die als nomina und pronomina gelten, z. b.

ⲣⲱ-ϥ, ⲣⲱ-ⲥ *rô-f, rô-s στόμα αὐτοῦ, στόμα αὐτῆς.*
ⲛ̀ⲧⲟ-ϥ, ⲛ̀ⲧⲟ-ⲥ *ento-f, ento-s* ille, illa.
ⲛ̀ⲧⲁ-ϥ, ⲛ̀ⲧⲁ-ⲥ *enta-f, enta-s* eius msc., eius femin.
ⲉ-ϥ, ⲉ-ⲥ *e-f, e-s* est msc., est femin.
ⲡⲉϫⲁ-ϥ, ⲡⲉϫⲁ-ⲥ *pega-f, pega-s* dixit msc., dixit femin.

u. s. f.

Hier fält also nomen und verbum volkommen in der form zusammen und es ist nicht zu entscheiden, ob die stämme, welche vor den personalsuffixen stehen, nominale oder verbale stämme sind.

So tritt ser häufig ein stamm ⲁ *a* auf, dem man die bedeutung 'esse' (Schwartze § 144), 'habere, esse' (Uhlemann, § 30) gibt, und in der tat findet sich diser stamm in diser function z. b. ⲁ-ⲛ *a-n* 'sunt' (Peyron lexic. copt. s. v. ⲁ); auch Schwartze fürt ⲁ-ⲕ *a-k,* ⲁ-ϥ *a-f,* ⲁ-ⲥ *a-s* in der function 'es, est msc., est femin.' an. Dises ⲁ *a* ist aber möglicher weise auch ein pronomen, wie difs auch Schwartze aufs spricht (§ 149). Wie mit disem ⲁ *a*, so verhält es sich aber mit mereren änlichen elementen, z. b. ⲉ *e* in ⲉ-ϥ *e-f* est mascul., ⲉ-ⲥ *e-s* est femin. (Uhlemann § 29) u. s. f. Uhlemann (§ 16) betrachtet ⲉ *e* als verbalwurzel mit der function 'esse', Schwartze dagegen (§ 146) fafst es als relativ und übersezt z. b. ⲉϥ *ef* mit 'welcher er = ὤν', ⲉⲥ *es* mit 'welcher sie = οὖσα'. Ferner ⲛ̀ *en* quod (Uhlemann § 34, pg. 30), aber mit suffixen z. b. ⲛ̀-ϯ *en-ti* sim, ⲛ̀-ϥ *en-f* sit masc., ⲛ̀-ⲥ *en-s* sit femin. u. s. f.

Sind nun ⲁ *a*, ⲉ *e*, ⲛ̀ *en* verba oder nomina? Warscheinlich wol sowol das eine als das andere oder vilmer richtiger keines von beiden, sondern verbum und nomen sind in den an gefürten fällen eben noch nicht geschiden und ein und dieselbe form kann als verbum sowol als als nomen (unserer sprachen) gelten.

Dise elemente dienen nun andern stämmen (so genanten verbis) zum beziehungsausdrucke. Z. b. ⲛ̀-ϯ-ⲧⲱⲙ *en-ti-tôm*, wörtlich etwa 'quod ego claudere', d. i. ut claudam; ⲁ-ϥ-ⲙⲉϣⲧ *a-f-mešt* migravit u. a. Eben so gebildet ist aber auch ⲁ-ϥ-ⲑⲱⲛ *a-f-ϑôn* ubi est masc., ⲁ-ⲥ-ⲑⲱⲛ *a-s-ϑôn* ubi est femin. zu ⲑⲱⲛ *ϑôn* ubi; ferner zeigen den gleichen bau

die nomina mit artikel und possessivsuffixen, z. b. ⲡⲉ-ϥ-ⲣⲁⲛ *pe-f-ran*, wörtlich etwa 'der-sein-name' nomen eius u. s. f. Lauter bildungen, in denen kein unterschid zwischen verbum und nomen zu bemerken ist.

Ferner zeigt sich die mangelnde worteinheit, der nicht feste zusammenschlufs der pronominalen personbezeichnung mit dem verbalstamme, also der vom Indogermanischen völlig verschidene character des Koptischen darin, dafs das concrete substantiv anstatt des pronominalen personalaufsdruckes beim so genanten verbum ein treten kann. Z. b. ⲡⲉϫⲁϥ *pega-f* dixit, wörtlich etwa 'dicere eius', aber ⲡⲉϫⲉ ⲁⲃⲣⲁⲁⲙ *pege avraam* dixit Abraham (Genes. XXII, 5), wörtlich etwa 'dicere Abr.'. Im Indogermanischen würde sich das so aufs nemen, z. b. im Lateinischen: dixi- Abraham für dixi-t; ⲁϥⲙⲉϣⲧ *a-f-mešt* migravit (über ⲁ-ϥ *a-f* s. o. ⲙⲉϣⲧ *mešt* migrare, peragrare), aber ⲁ ⲁⲃⲣⲁⲙ ⲙⲉϣⲧ *a avram mešt* (Genes. XII, 6) migravit Abraham, wo für das pronomen ϥ *f* in *a-f-mešt* das substantivum ein getreten ist.*) Wäre ein solches verfaren im Indogermanischen möglich, so könte man z. b. neben indogerm. *ai-ti* (altind. *é-ti*, lat. *i-t*, älter *ei-t* er geht) sagen *ai varkas* (it lupus), lateinisch *i lupus* anstatt *ai-ti varkas*, lat. *it lupus*. Das substantivum ersezt im Koptischen die personalbezeichnung. Die formen, welche man im Koptischen verba nent, sind difs nicht im indogermanischen sinne, denn auch der personalaufsdruck ist disen so genanten koptischen verben nicht absolut wesentlich (man erinnere sich der oben bei gebrachten fälle wie ⲡⲉ *pe* est msc., ⲧⲉ *te* est femin. u. s. f.).

Die häufige praesensbildung mit vor geseztem pronomen — indem dises zugleich die function 'sein' involviert — z. b. ϯ-ⲧⲱⲙ *ti-tôm* claudo, ϥ-ⲧⲱⲙ *f-tôm* claudit msc., ⲥ-ⲧⲱⲙ *s-tôm* claudit femin. u. s. f., stimt in morphologischer beziehung zu der verbindung des nomens mit dem artikel, z. b. ϯ-ⲕⲱⲥ *ti-kôs* sepultura, ϯ-ⲕⲱⲥ *ti-kôs* sepelio, ⲡⲓ-ⲧⲱⲙ *pi-tôm* 'der verschlufs, der zaun' u. s. f. Nur dadurch unterscheiden sich dise beiden bildungen, dafs bei den so genanten verbis ein persönliches pronomen, bei den nominibus ein demonstrativer pronominalstamm vor dem wortstamme steht.

---

*) Übrigens kann man im Koptischen auch das substantivum mit der so genanten nominativpartikel dem vollen verbalaufsdrucke bei fügen, z. b. ⲁϥϭⲓ ⲛ̀ϫⲉ ⲁⲃⲣⲁⲙ *af-ki enge avram* cepit Abraham (über ⲁ-ϥ *a-f* ist bereits gehandelt; ϭⲓ *ki* capere, accipere; ⲛ̀ϫⲉ *enge* nominativpartikel).

Das schlufsergebnis unserer betrachtung des Koptischen kann demnach kein anderes sein, als die überzeugung, dafs eine scheidung von nomen und verbum im Koptischen nicht statt findet.

Magyarisch.

Im Magyarischen, wie auch in andern dem selben verwanten oder in der form mit im überein stimmenden sprachen, ist verbum und nomen meist, nach dem ersten blicke auf die formen zu urteilen, deutlich geschiden. Untersucht man jedoch die formen genauer, so finden sich zalreiche belege dafür, dafs auch hier dise scheidung keine durch greifende ist, wie im Indogermanischen, so dafs wir auch im Magyarischen mit der vom Indogermanischen her genommenen definition von nomen und verbum nicht durch kommen. Vilmer gibt es im Magyarischen und in sämtlichen gleich gebauten sprachen zalreiche fälle, in denen nomen und verbum in der form völlig zusammen fallen, d. h. die scheidung von nomen und verbum ist auch hier nicht volzogen.

Am deutlichsten scheint sich wirklich verbale natur zu zeigen in denjenigen verbalformen, welche aufser dem subject auch das object an deuten. Dise formen, welche sich vereinzelt nicht selten in den sprachen finden, im Baskischen und in zalreichen sprachen der neuen welt aber bekantlich in besonders aufs gedentem mafse entwickelt sind, pflegt man einverleibende zu nennen. Im Magyarischen gehört hierher die so genante bestimte conjugation, z. b. *vár-já-tok* ir erwartet es, in, sie (*vár*, wurzel, mit der bedeutung warten, erwarten; *-já-* bezeichnet das object; *-tok* ist das suffix der II. pers. pluralis); *kér-l-ek* ich bitte dich (*kér*, wurzel, bitten; *-l-* drükt die beziehung auf die II. person aufs; *-ek* bezeichnet die I. person als subject).*) Und dennoch zeigt sich sowol in den amerikanischen Indianersprachen als auch im Magyarischen selbst, dafs dise einverleibenden formen nicht eigentliche verba im indogermanischen sinne sind. Die suffixa, welche das subject des verbums bezeichnen, kommen hier vor allem in betracht und von disen werden wir sehen, dafs sie sich nicht wesentlich von den pos-

*) Das medium des Indogermanischen ist ebenfals eine solche einverleibende form. Ein urspr. *bhara-ta-ti* = *φέρετα(τ)ι* unterscheidet sich nur dadurch vom activum *bhara-ti* = *φέρε(τ)ι*, dafs nach dem verbalstamme die pronominalwurzel *ta*, um das object zu bezeichnen, ein gefügt ist.

sessivsuffixen am nomen unterscheiden (*vár-já-tok* ist eigentlich 'euer es warten' wie *ruhá-tok* euer kleid) ab gesehen davon, dafs selbst dise einverleibenden formen adjectivisch gebraucht werden können. Davon weiter unten. Im wesen der einverleibung ligt aber keineswegs etwas entschiden verbales, denn auch eine nominalform kann transitive function haben (man erinnere sich der participien und infinitive).

Was zunächst das nomen des Magyarischen betrift, so sehen wir hier, wie in zalreichen andern sprachen, die casusverhältnisse durch postpositionen aufs gedrükt, von welchen das Magyarische eine grofse anzal auf zu weisen hat. Der blofse stamm one casuszeichen, im plural mit dem pluralzeichen versehen, gilt als nominativ, der blofse nominalstamm hat aber oft auch andere casusverhältnisse zu vertreten (s. u. beim Ostjakischen). Schon hierdurch erweist sich das magyarische nomen als grundverschiden von dem des indogermanischen, welches niemals als lebendiges wort eines casuszeichens entraten kann. Dafs aber auch die postposition nicht einem indogermanischen casussuffix gleich zu achten ist, dafs sie nicht mit dem nominalstamme zu einem untrenbaren wortganzen zusammen geht, wie difs im Indogermanischen der fall ist, dafs also nicht der stamm erst durch das casuszeichen zum worte wird, wie im Indogermanischen, sondern als solcher schon als wort fungieren kann, dafs also das magyarische wort etwas ganz anderes ist, als das indogermanische, zeigt sich deutlich darin, dafs die postposition bei coordinierten nominibus den voran gehenden entzogen werden kann und nur bei dem lezten zu stehen braucht; z. b. *a jó embernek* dem guten menschen (*a* für *az* demonstrativum, artikel; *jó* gut; *ember* mensch; *-nek -nak* postposition etwa im sinne unseres dativs) für **az-nak* (*annak*) *jó-nak ember-nek* (als könte man im Griechischen sagen **το ἀγαϑο ἀνϑρώπῳ*. Das vor dem substantivum stehende attributive adjectiv steht stäts in der reinen stamform, pluralzeichen und casuspostpositionen treten nicht an das selbe. So sagt man z. b. *Hunyady Mátyás magyar király-nak* dem ungarischen könig Mathias Hunyady, *-nak* gehört hier zu allem vorher gehenden. Änliches findet bei mit 'und' verbundenen worten statt (vgl. oben den entsprechenden fall bei den koptischen praepositionen).

Beim activen verbum hat die dritte person keine personalbezeichnung, es fält also die dritte person singularis des unbestimten verbs in der form mit dem verbalstamme zusammen. Dise dritten personen sind also, nach indogermanischem mafsstabe, keine verba; z. b. III. sing.

vár er wartet, ***vár-ja*** er erwartet in, es, sie; ***ja*** bezeichnet das object; III. plur. ***várn-ak*** (das ***n*** halte ich für rest eines verbalnomen, das hier anstatt des in den andern personen bräuchlichen stammes ein tritt) sie warten; ***vár-já-k***, der regelrecht auf nominale art von ***vár-ja*** gebildete pluralis, sie erwarten es, in, sie. Das ***-ak***, ***-k*** ist das gewönliche pluralzeichen der nomina.

Eben so in andern temporibus und modis. Z. b. perfectstamm ***vár-t***, bedeutet zugleich er hat gewartet; ***vár-t-a*** er hat es erwartet (***a*** ist mit ***ja*** gleich bedeutend, auch an nominibus); III. pluralis ***vár-t-ak*** sie haben gewartet; ***vár-t-á-k*** sie haben es erwartet u. s. f. Lauter echte nominalformen, oder vilmer formen, die sowol nomina als verba sein können.

Da nun, wie wir oben sahen, der nominativ der nomina aufs dem blofsen stamme besteht, so fallen nominativ singularis und III. singularis praesentis der unbestimten form in allen fällen völlig zusammen, in welchen ein und der selbe stamm sowol als verbum als als nomen in gebrauch steht. Hierauf macht bereits Révai (antiquitates literaturae hungaricae I, Pest 1803, s. 199, § 101) aufmerksam und fürt beispile an wie ***nyom*** vestigium, premit; ***tér*** spatium, spatiosus, revertitur, convertitur, quasi spatium conficit; ***fagy*** gelu, gelascit; ***fog*** dens, capit u. s. f. Der fall ist nicht selten, er tritt auch bei stämmen mit stambildungssuffixen nach der wurzel ein, z. b. ***vad-ász*** jäger, er jagt; ***hal-ász*** fischer, er fischt; ***ir-at*** schrift, er läfst schreiben u. s. f.

Ferner lautet ein teil der personalsuffixa am verbum und der possessivsuffixa am nomen völlig gleich; durchweg ist difs allerdings nicht der fall. Leider felen uns magyarische sprachdenkmale höheren alters; hätten wir die sprache in einer wesentlich ursprünglicheren form zur verfügung, so würde sich manches erklären lafsen, das bei dem vor ligenden sprachmateriale dunkel bleibt.

Man vergleiche z. b.:

stamm ***várt*** gewartet	stamm ***hal*** fisch
Singularis.	
I. ***várt-am*** ich habe gewartet	***hal-am*** mein fisch
II. ***várt-ad*** du hast in, es, sie erwartet (das objectspronomen ist in diser form geschwunden)	***hal-ad*** dein fisch
III. ***várt-a*** er hat in erwartet	***hal-a*** sein fisch.

Pluralis.

I.	*várt-unk* wir haben gewartet	*hal-unk* unser fisch
II.	*várt-atok* ir habt gewartet	*hal-atok* euer fisch
	vart-á-tok ir habt es, in, sie erwartet (stamm *várt-a*)	*ruhá-tok* euer kleid (stamm *ruha*)
III.	*várt-ak* sie haben gewartet	*hal-ak* fische
	várt-á-k sie haben es, in, sie erwartet.	*ruhá-k* kleider.

Natürlich fallen auch andere personen als die dritten nicht selten mit nominibus völlig zusammen, wie z. b. *vadász-unk* 'unser jäger' und 'wir jagen' u. dergl. mer.

Hat, wie schon gesagt, das verbum auch manche endung für sich, die am nomen nicht erscheint, wenigstens nicht in der heutigen sprache (z. b. I. sing. *vár-ok* ich warte, II. sing. *vár-sz* du wartest und andere), so folgt doch aufs der oben gegebenen zusammenstellung, dafs difs nicht im princip der sprache ligt, dafs es vilmer zufälliger art ist, wenn nomen oder verbum etwas inen aufsschliefslich eigentümliches zeigen. Ein durch gefürter, principieller gegensatz in der bildung diser beiden redeteile läfst sich keinesweges im Magyarischen nach weisen.

Das dem nominalen nahe stehende wesen des magyarischen verbums tritt aber ferner noch deutlich zu tage in dem adjectivischen gebrauche der verbalformen. Es kann nämlich eine verbalform geradezu als adjectivum zu einem substantivum gesezt werden. Z. b. *a hallod dolgok*, wörtlich: die du-hörst-sie (bestimte form) dinge (*a* abgekürztes pronomen demonstrativum, artikel; *hall-od* II. sing. praesentis bestimter form zu wurz. *hall* hören; *dolg-ok* pluralis zu sing. *dolog* ding), d. h. die dinge, die du hörst. Häufiger ist diser gebrauch im perfectum, z. b. *a hallottam beszéd* 'die ich-habe-sie-gehört rede', die rede, welche ich gehört habe; *a kárt vallott ember* 'der schaden bekante (bekant habende) mensch', d. i. der mensch, der schaden (*kár*, accus. sing. *kár-t*) gelitten hat u. a. (Bloch, ungarische grammatik, 3. auflage, Pesth 1848, s. 183, § 142). In dem zulezt an gefürten beispile ist *vallott* deutlich participium praeteriti zu *vall* er gesteht, bekent, sagt aufs; difs participium gilt nun eben so zugleich als III. sing. perfecti, wie der blofse verbalstamm als III. sing. praesentis. Hier ligt die identität von adjectivum und verbum auf der hand. Da nun aber auch die andern personen des verbi, nicht blofs die dritte, adjectivisch gebraucht werden, so folgt daraufs, dafs

durch die anfügung der suffixa zur bezeichnung der handelnden person und des objects die nominale, hier adjectivische natur nicht geändert wird; *a hallottam beszéd* ist also eben so vil als 'die mein-sie-gehört rede'; *a hallod dolgok* etwa 'die dein-sie-hören dinge'.

Übersiht man alles das, was im bisherigen über die conjugation des Magyarischen an gefürt ward, so ergibt sich, dafs auch für das Magyarische der indogermanische gegensatz von nomen und verbum keine geltung hat. Verba und nomina zeigen im Magyarischen eine im wesentlichen gleichartige form, d. h. nach indogermanischen begriffen gibt es im Magyarischen weder nomina, noch verba.

Finnisch.

Die sämtlichen mit dem Finnischen und Magyarischen verwanten sprachen hier durch zu nemen, ist wol nicht erforderlich; es genügt für unseren zweck, wenn wir einige sprachen, besonders aber die vornemsten vertreter der finnischen sprachgruppe auf die hier in betracht kommenden formen an sehen. Dafs vor allem aufser dem Magyarischen das Finnische im engeren sinne, das Suomi, in betracht komt, bedarf keiner begründung. Meine hilfsmittel für das studium des Finnischen sind G. E. Eurén, finsk Språklära, Åbo 1849; des selben Finsk-Swensk Ordbok, Tavastehus 1860; G. Renvall, lexicon linguae Fennicae, Aboae 1823—1826, bisweilen benuzte ich auch das Svenskt-Finskt Handlexicon, Helsingfors 1853. Texte zu leseübungen stehen mir in den veröffentlichungen der finnischen litteraturgeselschaft in reichem mafse zu gebote.

Auch im Finnischen fält eigentlich stäts der nominativus singularis mit dem stamme der nomina zusammen,*) er hat kein casuszeichen;

*) Beiläufig sei bemerkt, dafs das Finnische besonders in einer beziehung für die glottik von bedeutung ist. Man findet nicht selten vereinzelt in den sprachen die benutzung secundärer lauterscheinungen zur andeutung functioneller unterschide, besonders zum aufsdrucke und zur unterscheidung von beziehungsfunctionen (z. b. *πόδας* neben *πόδες*, gemeinsame grundform beider casus ist aber *padas*, früher allerdings *padas* nom. plur., *padams* accus. plur.). Im Finnischen ist difs verfaren so zu sagen zu einem princip der wortbildung geworden So lautet z. b. der nominativ singul. eines stammes *vastaukse* (antwort), der sich in diser form als nominativ vor suffixen erhalten hat (z. b. *vastaukse-ni* meine antwort) nicht mer also, sondern *vastaus*, wodurch sich also diser casus schärfer von andern ab sezt (z. b. *vastaukse-lta* ablat.); es

auch hier ist also, im gegensatze zum Indogermanischen, ein stamm zugleich wort. Wenn sich bei vilen stämmen dennoch der nominativus singularis in seiner form von der andern casus zu grunde ligenden stamform unterscheidet, so ist difs lediglich eine folge später ein getretener lautlicher veränderungen, von denen die nominativform sich frei gehalten hat, wenn ein suffigiertes pronomen an sie an tritt.

Der vom nomen nicht wesentlich verschidene character des finnischen verbums tritt deutlich hervor zunächst in der dritten person pluralis auf *-vat*, *-vät* (der wechsel von *a* und *ä* beruht auf dem bekanten gesetze der vocalharmonie), *-t*. Dises *t* ist offenbar das selbe element, welches auch beim nomen als pluralbildend erscheint; es ist auf den nominativ pluralis beschränkt (z. b. *karhu* ursus, nominat. plur. *karhu-t*), vor den endungen der andern casus wird ein anderes pluralzeichen (*i*) gebraucht, welches auch im Magyarischen in gewissen fällen an gewant wird. Das *-va-* der endung *-va-t*, *-vä-t* halte ich für identisch mit dem suffixe *va*, welches ein participium bildet;*) z. b. stamm *saa* accipere, particip. *saa-va* accipiens, III. plur. praes. *saa-va-t* accipiunt, wörtlich accipientes. Die als dialectisch von Eurén bei gebrachten formen wie *saavatten* scheinen durch das antreten einer anhangspartikel entstanden zu sein, von denen das Finnische einen ser aufs gedenten gebrauch macht.

Die III. pers. singularis zeigt eben so wenig ein personalsuffix, z. b. *saa* accipit. Sie nimt aber gerne den zusatz eines *-pi* (in gewissen fällen lautgesezlich wechselnd mit *-vi*) an, also *saa-pi*, worin man mit Renvall wol nur eine an gehängte partikel sehen kann, mittels deren das Finnische den worten oft nur einen gröfseren nachdruck zu verleihen liebt. In disen dritten personen haben wir also formen vor uns, die, mit indogermanischem mafsstabe gemefsen, nichts verbales an sich haben.

Die ersten personen endigen im singularis auf *-n*, im pluralis auf *-mme*; z. b. *saa-n* accipio, *saa-mme* accipimus. Die endung der I. sing. *-n* fafse ich als eine verkürzung von *-ni* (vgl. die II. sing.); *-ni* ist das possessive suffix der I. singularis beim nomen (z. b. *maa-ni* terra mea),

---

heifst *repii* (er zerreifst), *repivät* (sie zerreifsen) aber *revit* (du zerreifsest), *revimme* (wir zerreifsen), *revitte* (ir zerreifset) u. s. f.

*) Auch im Magyarischen scheint die III. pluralis praesentis und dem praesens änlich gebildeter tempus- und modusformen auf einem participium zu beruhen.

-mme aber lautet eben so als possessives suffix der nomina (z. b. *maa-mme* terra nostra). Die entsprechenden selbständigen pronomina sind *minä* ego, *me* nos. Ob die von Eurén an gefürte dialectform *-mma, -mmä* für *-mme* auch als possessivsuffix vor komt, vermag ich nicht zu ermitteln.

Die zweiten personen endigen im praesens und in mereren andern tempus und modus im singularis auf *-t*, im pluralis auf *-tte;* z. b. *saa-t* accipis, *saa-tte*, dialectisch *saa-tta* accipitis. Sie sind dem verbum eigentümlich. Die entsprechenden possessivsuffixe sind sing. *-si*, plur. *-nne*; z. b. *maa-si*, *maa-nne*. Die selbständigen pronomina sind *sinä* tu, *te* vos. Es verhält sich also *me* zu *-mme* wie *te* zu *-tte* und es dürfte daher zufällig sein, dafs das dem *-mme* volständig entsprechende *-tte* nicht fürs nomen gebräuchlich ist, sondern nur beim verbum auf tritt. Im optativus erscheint jedoch in der II. singularis das personalsuffix, welches nach analogie der ersten person zu erwarten war, nämlich *-s; -n* : *-ni* = *-s* : *-si*. Dise II. sing. optativi lautet z. b. *saa'o-s*, nach den lautgesetzen für *saa-ko-s* (vgl. *maa-si* terra tua).

Die zweite pers. sing. imperativi ist, wie in zalreichen dem Finnischen verwanten und nicht verwanten sprachen, der blofse verbalstamm; z. b. *saa* accipe, *sano* dic u. s. f. Eurén schreibt allerdings *saa'*, *sano'* als wäre hier am ende etwas hinweg gefallen; ich glaube nicht mit recht. Auf dises so genante aspirationszeichen werden wir weiter unten zurück kommen.

Der nachweis, dafs auch im Finnischen, wie im verwanten Magyarischen, der gegensatz von nomen und verbum nicht durch greifend entwickelt ist, ist im bisherigen bereits bei gebracht.

Doch werfen wir noch einen blick auf das finnische verbum.

Die stämme des optativs und imperativs (mit aufsname der II. person singularis), z. b. optativstamm *saa-ko*, *repi-kö* (*repi*, *revi* rumpere, lacerare), imperativstamm *saa-ka*, *repi-kä*, bestehen, wie leicht zu erkennen ist, im optativ aufs dem verbalstamm und der fragepartikel *-ko*, *-kö*, im imperativ aufs dem verbalstamme und der hervor hebenden anhängepartikel *-ka*, *-kä*. In der III. person singularis und im ganzen pluralis tritt in beiden modus noch *-h+n*, das heifst *-h+*vocal der vorher gehenden silbe *+n*, an; warscheinlich ist difs *-h+n* die häufig gebrauchte anhängepartikel *-han*, *-hän*, die sich gerne mit *-ka*, *kä* verbin-

det, die aber hier iren vocal dem der vorher gehenden silbe assimiliert, z. b.

	Optativ	Imperativ
	Singularis.	
I.	in beiden modus nicht gebräuchlich.	
II.	*saa'-o-s* für *saa-ko-s*	andere bildung.
III.	*saa-ko-hon*, gewönl. *saakoon*	*saa-ka-han*, gewönl. *saakaan*
	Pluralis.	
I.	*saa-ko-ho-mme*, gewönl. *saakoomme*	*saa-ka-ha-mme*, gewönl. *saakaamme*
II.	*saa-ko-ho-tte* *saakootte*	*saa-ka-ha-tte* *saakaatte*
III.	*saa-ko-ho-t* *saakoot*	*saa-ka-ha-t* *saakaat*.

Der schwund des *n* vor consonanten, wie in *saakoho-mme* u. s. f. für **saa-ko-hon-mme* u. s. f., ist auch sonst im Finnischen gewönlich.*)

Die dritten personen des singularis haben hier also gar nichts, was sie zu nomina oder zu verba stempelte, sie bestehen aufs einem wortstamme mit an gehängten partikeln. In den übrigen personen treten noch die gewönlichen pronominalsuffixa hinzu, in der III. pluralis das pluralzeichen.

Der lautform nach könte man geneigt sein bei *saa-ko-hon*, *saa-ka-han* an das *-h+n*, suffixpronomen der III. singularis zu denken (z. b. *maassaan* für *maa-ssa-han* in seinem lande; *maa-ssa* inessiv zu *maa*), das regelmäfsig sich mit seinem vocale nach dem der vorher gehenden silbe richtet. Dann müste man an nemen dafs für den plural die III. singularis als stamm gelte, was zwar in den sprachen nicht unerhört ist (vgl. z. b. poln. *jest-em* sum, *jest-eśmy* sumus u. s. f., von *jest* est, anstatt von *jes*, dem stamme des praesens, gebildet), mir jedoch weniger warscheinlichkeit für sich zu haben scheint, zumal in sprachen, die dem Finnischen nahe stehen (so im Ostjakischen, Samojedischen), in der

*) Dise formen erinnern gar ser an die jungen litauischen imperative wie *dů-ki-me*, *dů-ki-te*, bei denen im *k* auch eine partikel stekt (vgl. litauische grammatik, § 108, s. 229 flgg.). In disen litauischen imperativen haben wir also warscheinlich einen finnismus zu erkennen.

selben weise partikeln an so genante verbalstämme treten um modusstämme zu bilden. Jedes falles entraten formen wie *saakohon* eines specifisch verbalen characters.

Nicht bedeutungslos für die beurteilung des finnischen sprachgefüls bezüglich des gegensatzes von nomen und verbum ist auch der umstand, dafs casus von pronominalstämmen, die als partikeln fungieren, mit den selben personalendungen, welche an die verba treten, versehen werden können. Z. b. relativer stamm *ku* (nomin. sing. *ku-ka* mit dem bereits erwähnten an gehängten *ka*); inessivus *ku-ssa*, d. h. ubi; elativus *ku-sta*, d. h. unde, und nun von disen casusformen I. sing. *ku-ssa-n ku-sta-n* ubi ego, unde ego; II. sing. *ku-ssa-s*, *ku-sta-s* ubi tu, unde tu u. s. f. (Renvall lex. s. v. *kuka*). Änliches findet in andern fällen der art statt. Difs erklärt sich nur auf die weise, dafs die so genanten personalendungen des finnischen verbum nichts anderes sind als die an den nominibus gebräuchlichen possessivsuffixa, denn auch dise treten nach der casusendung an (z. b. *maa-ssa-ni* terra in mea); an ein aufs gelafsenes oder verflüchtigtes *ole-n* sum, *ole-t* es u. s. f. kann hier niemand denken. Man vergleiche hierzu auch magyarische bildungen wie *nál-am* apud me, *nál-ad* apud te u. s. f., wörtlich: meum apud, tuum apud. Ist aber ein *ku-ssa-n* wörtlich ein 'meum ubi', das auch die function von 'ubi ego' hat, so wird auch wol ein *saa-n* nichts anderes sein als 'meum accipere', d. i. accipere ego, accipio. Die finnischen personalbezeichnungen am so genanten verbum sind also etwas ganz anderes, als die personalendungen des Indogermanischen.

Dafs der personalaufsdruck dem finnischen verbum nicht so wesentlich ist als dem indogermanischen, zeigt auch die so genante negative conjugation, in welcher nach dem 'negativen verbum' (von dem es ser dahin steht, ob es disen namen verdient) der blofse tempus- oder modusstamm steht, one personbezeichnung. Die grammatik, aber auch nur dise, versiht in disem falle allerdings den tempus- oder modusstamm mit dem aspirationszeichen, als wäre etwas hinweg gefallen. Bei disem aspirationszeichen ist es mir jedoch ser zweifelhaft, ob es mer sei als ein blofses zeichen, das die grammatik irer theorie zu folge sezt; eine lautliche geltung scheint es kaum zu haben (für den inlaut stelt eine solche Eurén selbst in abrede, s. 4, § 1, anm. 4).*) Man sagt

*) Über dise rätselhafte aspiration sagt Eurén a. a. orte folgendes: 'Utom före-

also im Finnischen *sano-n* ich sage, aber *e-n sano* ich sage nicht; *sano-t* du sagst, aber *e-t sano* du sagst nicht; *sanoisi-n* ich würde sagen, aber *e-n sanoisi* ich würde nicht sagen u. s. f.

Ergebnis. Die fürs Indogermanische giltige gleichung: 'nomen = stamm + casussuffix, verbum = stamm + personalendung' hat auch fürs Finnische keine geltung.

Ostjakisch.

Als beispil einer ostfinnischen sprache mag uns das Ostjakische gelten (Alex. Castréns Versuch einer Ostjakischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniss. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Ant. Schiefner. St. Petersburg 1858). Nach Castrén bildet das Ostjakische mit dem Wogulischen den östlichsten zweig des finnischen stammes (a. a. o. s. V).

Das Ostjakische bietet im algemeinen die selben erscheinungen, wie die übrigen sprachen, die man (mer nach irem baue, als nach irer wirklichen, leiblichen verwantschaft) unter dem namen der ural-altaischen zusammen zu fafsen pflegt. Die verhältnisse ligen in diser sprache jedoch einfacher als im Magyarischen und Suomi, so dafs einige wenige nachweise genügen werden, um dar zu tun, dafs auch im Ostjakischen keine scheidung von nomen und verbum in der lautlichen form statt findet.

Der nominativus singularis, ja sogar der genitiv und accusativ wird durch den reinen wortstamm gegeben (§§ 60. 61). Difs findet sich übrigens in gewissen fällen auch im Magyarischen (vgl. z. b. Bloch — Ballagi — ausführl. Grammatik der ungarischen Sprache. 3. Ausg., Pesth 1848, § 166. s. 217, § 88. s. 137); als solche 'genitive' one suffix betrachten wir nämlich die aufserordentlich häufigen fälle, in denen, wie man gewönlich sagt, die postposition *-nak*, *-nek* 'hinweg gelafsen' oder 'hinweg gefallen' sein soll; den accusativen anderer sprachen kann man aber manche adverbielle aufsdrücke des Magyarischen vergleichen, z. b. *este* abends, *minden-nap* jeden tag, täglich u. s. f. Das adjectiv als sol-

nämde ljud, har finska språket aspirationen, hvilken består i en utandning vid slutet af några ord. Så väl i slutet som inuti ord, der den förekommer, är den en lemning af en försvunnen konsonant, men inuti ordet höres den icke. Den brukas också blott i språkläror, för att förklara vissa bokstafsförvandlingar. I denna bok begagnas såsom aspirationstecken ('); t. ex. *sano*' säg; *tuoda*' att hemta.'

ches entbert im Ostjakischen der declination (§ 57), wie im Magyarischen (aber nicht im Suomi).

Die possessivsuffixa am so genanten nomen und die personalsuffixa am so genanten verbum sind gleich lautend. In der transitiven conjugation ist difs durchweg der fall, in der intransitiven jedoch nur teilweise (vgl. was über dise nur teilweise verschidenheit der an worte verschidener art tretenden pronominalsuffixa bei gelegenheit des Magyarischen bemerkt ward).

Die zweite person imperativi ist der reine verbalstamm.

Die übereinstimmung nominaler und verbaler bildung im Ostjakischen wollen wir an einem beispile vor augen füren.

	stamm *íma* frau (s. 41, § 89)	stamm *pane* legen (s. 58, § 115)
	Singular.	
I.	*íme-m* meine frau	*pane-m* ich legte
II.	*íme-n* deine frau	*pane-n* du legtest
III.	*íme-t* seine frau	*pane-t* er legte.
	Dual.	
I.	*íme-men* unsere frau	*pane-men* wir (beide) legten
II.	*íme-den* euere frau	*pane-den* ir (beide) legtet
III.	*íme-den* ire frau	*pane-den* sie (beide) legten.
	Plural.	
I.	*íme-u* unsere frau	*pane-u**) wir legten
II.	*íme-den* euere frau	*pane-den* ir legtet
III.	*íme-t* ire frau	*pane-t* sie legten.**)

Die disen suffixen meist zimlich nahe stehenden selbständigen pronomina lauten im nominativ (stamm):

---

*) S. 59 steht *panen*, eben so im futurum *panden*. Dafs difs drukfeler sei, lert § 104.

**) Die übereinstimmung der III. sing. und der III. pluralis würde an das Litauische erinnern, wenn auch der dualis seine form mit dem singularis teilte. So ist, wie es scheint, im Ostjakischen dises zusammenfallen der III. sing. und pluralis nur zufällig (*t* = *teu* und = *teg*).

	Singular.	Dual.	Plural.
I.	*ma* ich (suff. *-m*)	*mín* (suff. *-men*)	*meṅ* (suff. *-u*, nach Castréns vermutung — § 85, anm. s. 39 — eine wandlung von *-m*)
II.	*neṅ**) du (suff. *-n*)	*nín* (suff. *-den*), ab weichend, s. d. plur.	*neṅ* (suff. *-den*); nach Castrén steht *neṅ* für **teṅ*)
III.	*teu* er, der (suff. *-t*)	*tín* (suff. *-den*)	*teg* (suff. *-t*).

In der intransitiven conjugation finden sich, wie im Magyarischen, für die dritten personen des singularis und pluralis in den Surgut-dialecten formen one personalbezeichnung, z. b. *men* er gieng (I. sing. *men-em*, II. sing. *men-en*), plur. *men-t* sie giengen (§ 106, s. 55; § 115, s. 60); *-et -t* ist aber das gewönliche pluralzeichen (§ 60, s. 25 f.). In disem *men-t*, im Irtysch-dialect *men-et*, finden wir also nicht das *t* der dritten person, sondern, in übereinstimmung mit der art und weise der zunächst verwanten sprachen, eine in gar nichts wesentlichem von einem plural eines nomens (one suffixe) verschidene form.

Für eine andere ostfinnische sprache, das Mordwinische, ligt ein vorzügliches studienhilfsmittel vor in Dr. Aug. Ahlquists Versuch einer Mokscha-Mordwinischen Grammatik nebst Texten und Wörterverzeichnifs. St. Petersburg 1861 (Kaiserl. Akad. der Wissensch.). Es tut mir leid, dafs ich nicht auch dise finnische sprache unter dem hier in rede stehenden gesichtspuncte in betracht nemen kann; ich mufs aber durchaufs mit diser arbeit zum abschlufse eilen und sehe mich so genötigt, es bei den im vorher gehenden erörterten sprachen finnischen stammes bewenden zu lafsen. Eine flüchtige durchsicht der formen des Mokscha hat mich zu der vermutung gefürt, dafs trotz mannigfacher abweichungen vom Suomifinnischen, die eher für einen stärker entwickelten als für einen noch mer verwischten gegensatz von nomen und verbum zu sprechen scheinen, das schlufsergebnis einer genaueren untersuchung diser sprache dennoch wesentlich in demselben sinne aufs fallen dürfte, wie beim Magyarischen und beim Suomi.

Samojedisch.

Dafs im Samojedischen nomina und verba in iren formen zusammen fallen, fürt Castrén (Grammatik der samojedischen spra-

---

*) Mit *ṅ* bezeichnen wir das gutturale *n* (wie *ng* in unserem *e-ng-e, la-ng-e*).

chen. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Ant. Schiefner. St. Petersburg 1854, § 214—219 und § 463 flgg.) des näheren aufs. Diser einzige kenner des Samojedischen weist darauf hin, dafs das praedicative adjectiv zugleich verbum sei, z. b. *sawa jale'* ein guter tag, aber *jâleda sawa* der tag ist gut; auch die substantiva können zugleich als verba fungieren one irgend welche veränderung irer form, z. b. *bârba* 'herr' und 'es ist ein herr', *jâle* 'tag' und 'es ist tag'. Jedem nomen können nicht blofs im nominativ, sondern in verschidenen casus verbalsuffixe an gefügt werden (§ 216; vgl. finnische formen wie *ku-ssa-n* ubi ego, *ku-ssa-s* ubi tu; beispile aufs dem Samojedischen habe ich jedoch hierfür nicht finden können, wodurch natürlich auch nicht im entferntesten ein zweifel gegen die richtigkeit von Castréns angabe entsteht), wie die possessivsuffixa irerseits auch dem verbum, dessen formen überdifs decliniert werden können (§ 218; auch für dise leztere erscheinung sind mir keine beispile zur hand).

Der nominativ hat auch im Samojedischen kein suffix (§ 224).

Die possessivsuffixa am nomen und die verbalsuffixa, welche die beziehung auf das subject verbi aufs drücken, unterscheiden sich nicht. Die folgende zusammenstellung mag difs vor augen legen (die beispile sind sämtlich der Juraksprache entnommen; Castréns grammatik umfafst nämlich verschidene samojedische sprachen und dialecte).

stamm *lamba* schneeschuh (§ 412, s. 243)	stamm *mâda* hauen, gehauen haben (§ 494, s. 389)
Singular.	
I. *lamba-u* mein schneeschuh	*mada-u* ich hieb (irgend etwas unbestimtes; eigentl. mein hauen)
II. *lamba-r* dein schneeschuh	*mada-r* du hiebst
III. *lamba-da* sein schneeschuh	*mada-da* er hieb.
Dual.	
I. *lamba-mi'* *) unser (beider) schneeschuh	*mada-mi'* wir beide hieben
II. *lamba-ri'* euer schneeschuh	*mada-ri'* ir beide hiebt
III. *lamba-di'* ir schneeschuh	*mada-di'* sie beide hieben.

*) ' bezeichnet hier ein ab gefallenes *ń* (gutturales *n*).

Plural.

I.	*lamba-wa'* unser schneeschuh	*mada-u'* (als nebenform von *mada-wa'* deutlich erkenbar, *-wa* und *-u* wechseln auch sonst) wir hieben
II.	*lamba-ra'* euer schneeschuh	*mada-ra'* ir hiebt
III.	*lamba-du'* ir schneeschuh	*mada-du'* sie hieben.

Die selbständigen pronomina lauten im nominativ, dem der genitiv gleich ist:

	Singular.	Dual.	Plural.
I.	*mañ**)	*mañi'*	*maña'*
II.	*pudar*	*pudari'*	*pudara'*
III.	*puda*	*pudi'*	*pudu'*.

Es ligt am tage, dafs die in den oben gegebenen beispilen vor kommenden suffixa einfache abkürzungen diser selbständigen pronomina sind.

Steht das object eines so genanten verbum im dual, so steht gewissermafsen auch das verbum im dualis. Es nimt in disem falle die selben suffixa an, welche als possessivsuffixa an die dualformen des nomen treten. Z. b.

Singular.

I.	*lamba-hajun* meine zwei schneeschuhe (*lambaha'* zwei schneeschuhe)	*madaňa-hajun* ich haue (oder hieb) zwei (wörtl. meine zwei hauungen)
II.	*lamba-hajud* deine zwei schneeschuhe	*madaňa-hajud* du hiebst zwei
III.	*lamba-hajuda* seine zwei schneeschuhe	*madaňa-hajuda* er hieb zwei

Dual.

I.	*lamba-hajuni'* unsere zwei schneeschuhe	*madaňa-hajuni'* wir beide hieben zwei
II.	*lamba-hajudi'*	*madaňa-hajudi'*
III.	*lamba-hajudi'*	*madaňa-hajudi'*

Plural.

I.	*lamba-hajuna'* unsere zwei schneeschuhe	*madaňa-hajuna'* wir hieben zwei
II.	*lamba-hajuda'*	*madaňa-hajuda'*
III.	*lamba-hajudu'*	*madaňa-hajudu'*.

---

*) Mit *ñ* wollen wir die innige verbindung von *n* und *j*, das palatale *n*, bezeichnen.

Ganz eben so sind nomina und verba im plural gleich, d. h. wenn das nomen im plural steht, an welches die possessivsuffixa treten und wenn das object des so genanten verbum ein plural ist. Z. b.

Singular.

I.	*lambi-n* meine schneeschuhe (*lambi* acc. und gen. plur.)	*mada-i-n* ich hieb (merere oder vile)
II.	*lambi-d* deine schneeschuhe	*mada-i-d* du hiebst u. s. f.
III.	*lambi-da* seine schneeschuhe	*mada-i-da*

Dual.

I.	*lambi-ni'*	*mada-i-ni'* wir beide hieben merere
II.	*lambi-di'*	*mada-i-di'*
III.	*lambi-di'*	*mada-i-di'*

Plural.

I.	*lambi-na'*	*mada-i-na'*
II.	*lambi-da'*	*mada-i-da'*
III.	*lambi-du'*	*mada-i-du'* *)

Der oben bereits berürte verbale gebrauch der nomina steht der so genanten bestimten conjugation der verba zur seite. Die dritten personen singularis, pluralis und dualis haben hier gar keine bezeichnung der person, sondern sind eben die stämme der betreffenden zalen, im singular also die wortstämme selbst (wie ja auch im Magyarischen und sonst).

	stamm *sawa* gut (s. 226)	stamm *mada* hauen (s. 288)
	Singular.	
I.	*sawa-m* ich bin gut	*mada-m* ich hieb (etwas bestimtes)
II.	*sawa-n* du bist gut	*mada-n* du hiebst
III.	*sawa* er ist gut	*mada* er hieb.
	Dual.	
I.	*sawa-ni'* wir beide sind gut	*mada-ni'* wir beide hieben
II.	*sawa-di'*	*mada-di'*
III.	*sawaha'*	*madańá'* von einem andern stamme für *madańa-ha'*

*) Hier und sonst teile ich auch aufs dem grunde gröfsere stücke aufs den besprochenen sprachen mit, um nebenbei den auf dem gebiete der sprachen weniger bewanderten, die villeicht von diser abhandlung einsicht nemen, eine wenigstens teilweise anschauung von dem organismus — fast möchte man sagen mechanismus — wenig bekanter sprachen zu geben.

Plural.

I.	*sawa-wa'* wir sind gut	*mada-wa'* wir hieben
II.	*sawa-da'*	*mada-da'*
III.	*sawa'*	*mada'.*

Jakutisch.

Anstatt des Osmanli wälen wir als vertreter der türkisch-tatarischen sprachen das Jakutische. Hierzu bestimt uns teils der umstand, dafs uns das Jakutische in der meisterhaften darstellung Böhtlingks (Über die Sprache der Jakuten. Grammatik, Text und Wörterbuch. St. Petersburg, Buchdruckerei der Kaiserl. Akad. der Wissenschaften, 1851) vor ligt, teils die warnemung, dafs das Jakutische im ganzen altertümlicher, in seinem baue klarer und ungetrübter ist, als seine türkische schwester.

Im ganzen gleichen bekantlich die tatarisch, auch (besonders in weiterem sinne) altaisch genanten sprachen in irem wesen den finnischen. Auch in bezug auf die uns beschäftigende frage fürt die untersuchung diser sprachen zu dem selben ergebnisse, welches sich bei den finnischen sprachen und dem dem Finnischen nahe stehenden Samojedischen heraufs stelte.

Auch hier gilt der stamm als 'casus indefinitus' des nomen und als II. sing. imperativi.

Was Böhtlingk casus indefinitus nent, ist das selbe, was im Magyarischen u. s. f. von den grammatikern nominativ genant wird. In bestimten fällen bezeichnet dise form im Jakutischen auch das object eines transitiven verbs, obwol das Jakutische aufserdem noch einen accusativus indefinitus und einen accusativus definitus hat. Auch hier steht das adjectivum vor dem substantivum in seiner reinen stamform — nach Böhtlingk im casus indefinitus —; z. b. *ölbüt kisi-lär-gä* gestorbenen menschen; nach unserer auffafsung, das dem substantivum an tretende pluralzeichen und die dem selben an gefügte postposition wirkt auch auf das vorher gehende adjectivum (über den casus indefinitus vgl. bei Böhtl. § 390, s. 159 f.).

Die zweite singularis imperativi, so wie die zweite pluralis und die dritte person des selben modus hält Böhtlingk für echte verbalformen, wärend er die übrigen meist so genanten verbalformen für reine nominalformen erklärt (§ 510, s. 203). Wir können dem nicht bei pflichten,

in so ferne wir an der oben vom Indogermanischen entnommenen definition von verbum und nomen fest halten. So wie diser definition zu folge der 'casus indefinitus' kein casus sein kann, weil er kein casussuffix hat, so kann auch die II. sing. imperativi kein verbum sein, weil sie keine personalbezeichnung besizt. Was ferner die dritte person pluralis des imperativs betrift, so wird sie mittels des auch beim nomen gebrauchten pluralzeichens *-lar*, *-lär* u. s. f. von der dritten person des singulars gebildet, dise selbst aber erhält die beziehung auf die dritte person durch das selbe suffix, das auch bei den nominibus als possessivum für die dritte person singularis gebräuchlich ist (§§ 420. 421). Z. b. II. sing. imperativi *bys* schneid; III. sing. *bys-tyn*, also wörtlich etwa 'sein schneiden, sein schnitt'; III. plural. *bys-tyn-nar*, für **bys-tyn-lar*, ist regelrechter plural zum entsprechenden singular. Das suffix der zweiten person pluralis imperativi *-yṅ*, *-iṅ* u. s. f. (*ṅ* = gutturalem *n*) identificiert Böhtlingk selbst (§ 321) mit dem entsprechenden suffix der nomina *-ṅyt*, *ṅit* u. s. f., aufs dem es durch verkürzung entstanden sei; eine ansicht, die durch die verstärkte form des imperativs *bys-yṅyt-yi* zur vollen gewisheit erhoben wird. Es bezeichnet somit auch die II. plural. imperativi zunächst nichts anderes als 'euer schneiden, euer schnitt'. Somit ist der ganze imperativ nichts vom nomen wesentlich verschidenes und er fält daher in seinem wesen mit den übrigen so genanten verbalformen zusammen, deren vom nomen nicht unterschidene art von Böhtlingk, wie oben gesagt, bereits erkant worden ist.

Der so genante casus indefinitus und die II. sing. imperativi fallen also in irer form zusammen und nicht selten kommen auch wirklich die selben worte in beiden functionen vor (§ 235), wie z. b. *âs* (*s* wie unser *ſs*) hunger, hungere; *tot* satt, werde satt; *tyn* atem, atme; *toṅ* gefroren, friere; *sât* schande, schäme dich; *sanâ* gedanke, denke; *chorui* antwort, vergilt gleiches mit gleichem.

Wie in allen sprachen änliches baues, so besteht auch im Jakutischen das perfectum aufs einem nomen praeteriti mit den possessivsuffixen, die hier auch an den dritten personen nicht felen. So ist z. b. *bys-t-* (*bys* schneiden) ein solcher perfectstamm. Nach Böhtlingk ist das an die wurzel tretende *t* ein rest von *-tach*, mit welchem suffixe (§ 378) ein nomen praeteriti und indefinitum gebildet wird, z. b. *bys-tach*, im wörterbuch erklärt als 'ein abgesonderter, für sich bestehender Theil'. Mag villeicht difs *t* im praeteritum nur mit jenem *-tach* verwant, nicht

identisch sein, sicher ist jedes falles, dafs wir im praeteritum keine von den als nomina geltenden verschidene formen vor uns haben. Man vergleiche z. b.

	stamm *byst* geschnitten	stamm *bas* kopf
		Singular.
I.	*byst-ym* ich schnitt	*bas-ym* mein kopf
II.	*byst-yn̆* du schnitst	*bas-yn̆* dein kopf
III.	*byst-a* er schnitt	*bas-a* sein kopf.
		Plural.
I.	*bysty-byt* wir schnitten	*bas-pyt* (*p* für *b* nach den lautgesetzen § 165) unser kopf
II.	*bysty-gyt* ir schnittet	*bas-kyt* (*k* für *g* nach § 156) euer kopf
III.	*bysty-lar-a* sie schnitten	*bas-tar-a* (*t* für *l* nach § 173) ir kopf.

Der vocal zwischen stamm und suffix in den pluralformen des perfectum ist so genanter hilfsvocal. Er findet sich auch bei andern stämmen.

In anderer weise ist das praesens, der potentialis und der conditionalis gebildet. In disen formen tritt nämlich das personalpronomen als nominativ an den stamm an. Das pronomen ist aber, wie andere nomina auch, in so ferne zugleich verbum, als es den begriff 'sein' enthalten kann. So heifst z. b. *ädär* jung, auch 'jung sein'; z. b. *kini* (pron. III. pers. sing.) *ädär* er ist jung; *kini-lär ädär-där* (nach den lautgesetzen für **ädär-lär*) sie sind jung. So kann also z. b. *min*, pronom. personale der I. person, als an gehängtes pronomen *-byn -pyn*, *-bin -bun -bün* u. s. f. (vgl. türkisch بن *ben* ich) je nach den voraufs gehenden vocalen lautend, auch heifsen 'ich bin'; daher: *min agha-byn* 'ich vater-ich' so vil als 'ich bin vater'. Im Jakutischen haben die an gehängten pronomina, praedicataffixe von Böhtlingk genannt, in den I. und II. personen formen entwickelt, die von denen der selbständig gebrauchten pronomina mer oder minder ab weichen, wärend in den tatarischen dialecten die praedicataffixe mit den selbständigen pronominibus ganz zusammen fallen (§ 419 anm., s. 169).

Bei den stämmen, die als so genante verba gelten, verhält es sich nun nicht anders, als bei den inen wesentlich gleichartigen stämmen, die als nomina betrachtet werden. Der blofse stamm gilt als dritte person; z b. *bysar* 'schneidend', türk. سور *sewėr* liebend. Dise form ist geradezu auch ein nomen (Böhtl. § 375, s. 154; der türkischen gram-

matik gilt sie als indeclinabeles participium praesentis, s. z. b. Mirza A. Kasem-Beg, Allgemeine Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache, übersetzt von Zenker, Leipzig 1848, s. 126 u. sonst). Das selbe gilt vom negativen praesens, dem der negative praesensstamm zu grunde ligt; z. b. *bys-pat* 'nicht schneidend' (*bys-pat kisi* ein nicht schneidender mensch) und 'er schneidet nicht'; z. b. *kisi byspat* der mensch schneidet nicht. Die dritte person pluralis hat natürlich das gewönliche pluralzeichen, z. b. *bysallar*, nach den lautgesetzen für **bysar-lar*, 'schneidende', d. h. 'sie schneiden'; *byspattar*, nach den lautgesetzen für **byspat-lar*, 'nicht schneidende', d. h. 'sie schneiden nicht'. Die andern personen fügen das pronomen zu disem stamme hinzu:

Singular.

I. *bysa-byn* für **bysar-byn;* türk. سورم *sewèr-im.*
II. *bysa-ghyn* für **bysar-gyn*; türk. سورسن *sewèr-sen.*

Plural.

I. *bysa-byt* für **bysar-byt;* türk. سورز *sewèr-iz.*
II. *bysa-ghyt* für **bysar-gyt;* türk. سورسز *sewèr-siz.*

Die nominative der selbständigen personalpronomina, die allerdings von den suffigierten formen teilweise verschiden sind, lauten (Böhtl. § 434, s. 174: Kasem-Beg § 149, s. 60 flg.):

Singular.

I. *min;* türk. بن *bèn*, lezteres warscheinlich mit dem älteren anlaute (über den wechsel von *m* und *b* vgl. § 172, s. 77).
II. *än;* türk. سن *sèn.*

Plural.

I. *bis-igi;* türk. بز *biz* oder بزلر *biz-ler.*
II. *äs-igi* oder *is-igi;* türk. سز *siz.*

Der potentialis und der conditionalis des Jakutischen unterscheiden sich beide irem baue nach nicht vom praesens, sondern nur durch den stamm. Sie brauchen hier also nicht weiter erörtert zu werden.

Wir können angesichts der vor gelegten sprachlichen tatsachen mit völliger bestimtheit aufssprechen, dafs im Jakutischen und in den im verwanten sprachen der gegensatz von nomen und verbum in der lautlichen form nicht entwickelt ist.

Die mit dem Jakutischen zu einem und dem selben stamme gehörigen sprachen hier durch zu nemen, ist nicht nötig, so wenig als es

am platze gewesen wäre, wenn wir oben die einzelnen semitischen oder indogermanischen sprachen einer betrachtung unterzogen hätten. Deshalb möge hier auch das Koibalische und Karagassische übergangen werden, obgleich mir für dise sprachen in M. Alex. Castréns koibalischer und karagassischer Sprachlehre, herausgegeben von Ant. Schiefner, St. Petersburg 1857, ein bequem zu benutzendes studienhilfsmittel vor ligt.

Tungusisch.

Im Tungusischen (M. Alex. Castréns Grundzüge einer tungusischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniss. Im Auftrage der Kaiserl. Akad. der Wissensch. herausgegeben von Ant. Schiefner. St. Petersburg 1856) verhält es sich bezüglich der scheidung von verbum und nomen im wesentlichen eben so, wie im Jakutischen.

Der nominativ hat kein suffix.

Das adjectivum als solches nimt keine declinationsendungen an.

Das perfectum besteht aufs dem stamme, dem die possessiven pronominalsuffixe an treten; z. b.

	stamm und nominativ *haga* schale.	stamm und nominativ des partic. perfecti *anacâ;* stamm des verbums *ana* stofsen.
	Singular.	
I.	*haga-u,* dial. *haga-f* meine schale	*anacâ-f, anacâ-u* ich habe gestofsen
II.	*haga-s* deine schale	*anacâ-s* du hast gestofsen
III.	*haga-n* seine schale	*anacâ* u. *anacâ-n* er hat gestofsen.
	Plural.	
I.	*haga-wun* unsere schale	*anacâ-wun* wir haben gestofsen
II.	*haga-sun* euere schale	*anacâ-sun* ir habt gestofsen
III.	*haga-tin* ire schale	*anacâ-l* und *anacâ-tin* sie h. g.

Die III. sing. *anacâ* ist, wie in den dritten personen häufig, der blofse stamm one personalbezeichnung. Das selbe gilt von der III. plur. *anacâ-l*, welche zum stamme nur die algemeine pluralendung, wie sie bei den nominibus überhaupt gebräuchlich ist, gefügt hat.

Das praesens hat nur in der I. und II. person singularis eigentümliche formen, die übrigen fallen in der form mit den als nomina fungierenden worten zusammen.

Singular.

I. *ana-m* ich stofse (warscheinlich aufs **anara-m* verkürzt, das selbe gilt vom stamme der II. sing.; zu *-m* vgl. *bi*, gen. *mi-ni*, ich).

II. *ana-ndi* du stöfsest (*ši*, gen. *ši-ni*, du).

III. *anara-n* er stöfst (vgl. *anarí* particip. praesentis; das suffix ist das selbe wie im perfectum und am nomen).

Plural.

I. *anara-wun* und *anara-f* wir stofsen (leztere form wol eine verkürzung der ersteren. Oder gilt der singularis zugleich als plural? Über das suffix s. beim perfectum).

II. *anara-sun* und *anara-s* ir stofset (ganz wie bei der I. plural.).

III. *anara* sie stofsen (der blofse stamm).

Burjätisch.

Für die mongolische schriftsprache stehen mir im augenblicke keine hilfsmittel zu gebote. So weit ich mich diser sprache aus früheren studien erinnere, weicht sie in betreff der uns hier beschäftigenden fragen nicht wesentlich von den bisher besprochenen sprachen der so genanten altaischen sprachengruppe ab.

Dagegen ligt mir für das Burjätische eine trefliche quelle vor (Alex. Castréns Versuch einer Burjätischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniss. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissensch. herausgegeben von Ant. Schiefner, St. Petersburg 1857). Es tritt uns auch hier im algemeinen der selbe typus sprachlicher bildung entgegen, den wir bereits bei den eben erörterten sprachen kennen gelernt haben.

Der so genante nominativ hat kein suffix, er fält in der form mit dem stamme zusammen. In näherer verbindung mit einem andern nomen kann er auch in der function eines genitivs stehen.

Die adjectiva als solche haben keine suffixa.

Als possessive suffixe gelten die vollen oder verkürzten genitivformen des singularis und pluralis der selbständigen pronomina.

So genantes verbum. '§ 105. Das Burjätische theilt mit mehreren samojedischen und türkischen Sprachen die Eigenthümlichkeit, dass die Personalaffixe sowohl an Verba als auch an Nomina und gewisse Adverbien gefügt werden. Dieser Umstand ist im Burjätischen um so bemerkenswerther, als das Mongolische sogar in vielen Verbalformen die Personalendungen hintansetzt [vgl. hierzu das

im flg. über das Mandschu gesagte]. Diese können zwar auch im Burjätischen ausgelassen werden, es giebt jedoch keine Verbalform, die nicht Personenendungen annehmen könnte. Nur für die dritte Person des Singulars und Plurals fehlt eine besondere Endung und diese ist somit als der Stamm jeder einzelnen Verbalform zu betrachten. Der Bedeutung nach ist die dritte Person des Verbums im Burjätischen wie in vielen andern verwandten Sprachen ein Nomen' [nicht nur der bedeutung, sondern auch der form nach ist sie difs; auch die andern personen unterscheiden sich nicht vom nomen s. u.]. '§ 106 — — Die Verbalsuffixa sind aus den Personalpronomina entstanden und machen entweder eine vollständige oder verkürzte Form ihres Nominativs aus [wir haben also eine blofse aneinanderrückung zweier worte vor uns, stamm und pronomen]. In ihrer vollständigen Form kommen jedoch die Personalsuffixe beim Verbum nur ausnahmsweise in einigen Dialecten vor und auch dann meist in der zweiten Person des Singulars und in der ersten und zweiten Person des Plurals'. Bei solcher losen zusammenfügung von stamm und pronomen kann es nicht wunder nemen, wenn da, wo keine undeutlichkeit dadurch entsteht, das pronomen aufs gelafsen und der blofse stamm allein gesezt wird, wie difs regelmäfsig in der dritten person geschiht. Von verbis nach indogermanischem begriffe kann also im Burjätischen auch nicht im entferntesten die rede sein. '§ 108. Diese Personalendungen werden an alle Modi finiti mit Ausnahme des Imperativs gefügt. Dieser Modus bildet mit seiner zweiten Person des Singularis den Stamm selbst und nimmt deshalb nach der Regel keine Personalendungen an'.

Ein beispil mag anschaulich machen, wie es nach dem gesagten ums so genante verbum im Burjätischen steht.

Imperat. II. sing. *ala* töte. Die andern, teilweise schwirig zu erklärenden personen des imperativs mögen hier aufser betracht bleiben.

Praesens indicativi stamm *alana*	Pronomen
	Singular.
III. *alana* er tötet	(*ȏhön* er; *tere* jener, er)
II. *alana-š*, *alana-č* für **alana ši*, **alana či* du tötest	*ši* (*še*), dial. *či* (*če*); genit. *ši-ñi*, *či-ñi**)

---

*) *ñ* ist auch hier bezeichnung des palatalen *n* (= *nj*).

I. *alana-p* für **alana bi; alana-m* ich töte (leztere form ist wol kaum nach § 112 zu erklären, sondern nach § 25, b als nur phonetisch von *alana-p* verschiden zu fafsen).	*bi*, genit. *mi-ñi.*

Plural.

III. *alana* sie töten (der reine stamm, sogar one pluralzeichen. Oder steht hier, wie im Litauischen, der singular für den plural?)	(*ôhöt; tede*)
II. *alana-t* für und neben *alana-ta* ir tötet	*ta*, genit. *ta-nai*, dial. *ta-ni, ta-ñi*
I. *alana-bda, alana-bdi, alana-bdji* für **alana bide, alana bidi* od. *bidji.*	*bide, bidi, bidji*, genit. *ma-nai*, dial. *ma-ni, ma-ñi.*

Wie bereits gesagt, werden die personen überall, auch im perfectum, auf dise art bezeichnet.

Obgleich es bei den paradigmen nicht bemerkt ist, so können die den stämmen bei gesezten pronomina im Mongolischen und Burjätischen auch felen (s. o.).

Mandschu.

Im Mandschu (Kaulen, linguae mandschuricae institutiones, Ratisbonae 1856) felt eine bezeichnung der zal und der person beim so genanten verbum ganz und gar, so dafs hier also von einem unterschide von verbum und nomen in der lautlichen form sich keine spur findet. Die stämme, die wir als nomina zu betrachten haben, unterscheiden sich in irer lautform nicht von denen, die durch verba zu übersetzen sind. So bezeichnet z. b. *-tshi* sowol den ablativ, als den conditionalis: *ama-tshi* vom vater, *ara-tshi* wenn ich schreibe; *-be* bildet den accusativ und, an jene conditionale gehängt, den 'limitativ': *ama-be* patrem, *ara-tshi-be* licet scribam u. s f. Wir glauben daher auf dise sprache hier nicht näher ein gehen zu sollen. Beiläufig bemerke ich nur, dafs im Mandschurischen, wie mir die lectüre der bei Kaulen mit geteilten sprachproben dar getan, ganze sätze durch postpositionen gewisser mafsen decliniert werden können. Die in den finnischen und tatarischen sprachen one difs in manchen fällen nicht streng durch gefürte scheidung und individua-

lisierung der einzelnen sazglider als worte scheint im Mandschu bis zu einem völligen nichtvorhandensein des unterschides von wort und satz aufs gebildet zu sein. Das selbe findet sich auch in andern sprachen mit geringer formentwickelung. Irer dürftigen grammatischen beschaffenheit wegen haben wir die Mandschusprache one rüksicht auf ire stamverwantschaft ans ende unserer betrachtung der so genanten altaischen sprachen gestelt.

Tamulisch.

In dem dravidischen oder dekhanischen sprachstamme verhält es sich mit der unterscheidung von nomen und verbum etwa in der selben weise, wie in den finnischen und tatarischen sprachen, mit deren bau der des Dravidischen überhaupt im algemeinen überein stimt. Als probe dises sprachstammes wälen wir das Tamulische (nach Grauls outline of Tamil Grammar in dessen Bibliotheca Tamulica tom. II; auch unter dem titel Kaivaljanavanita, a Vedanta poem u. s. f. Leipzig u. London 1855).

Das nomen enträt auch hier eines casussuffixes für den nominativ; im pluralis tritt das pluralzeichen an und an dises die selben casussuffixe oder postpositionen, die auch im singular gebraucht werden, z. b. nominat. sing. பலன் *pa'leṅ* ('*l* a soft *l*; *ṅ* a soft *n*; fruit, gain, reward, aufs dem sanskrit entlent), nominat. plural. பலன்கள் *pa'leṅ-kal* (*l* a hard *l* of a lingual character); locat. sing. பலனில் *pa'leṅ-i'l*; locat. plural. பலன்களில் *pa'leṅ-kal-i'l* u. s. f.

Was das verbum betrift, so hat das Malayalam nur in der poesie personalendungen (Graul, Tamil Gramm. s. 42, anm. 1 und s. 99), ein beweis dafür, dafs sie nicht mit dem stamme zu einer wirklichen worteinheit verbunden sind. Im Indogermanischen ist etwas dergleichen unmöglich. Nur lose an tretende nähere bestimmungen des stammes können so one weiteres hinweg gelafsen werden, nicht aber teile eines wirklichen wortes (so kann im Indogermanischen wol das augment, ein nur an gerüktes adverbium, felen, nimmermer aber in den älteren noch volständiger erhaltenen sprachen dises stammes casus- und personalendung). Auch aufs dem Tamulischen felt es nicht an beispilen diser art; denn Graul fürt (s. 42, § 35, anm. 1) alte tamulische verbalformen one personalendungen an.

Die personalaffixe des Tamulischen sind nichts anderes als die gewönlichen selbständigen pronomina, die, meist in verkürzter form, an

den stamm an treten. Einige formen mögen difs anschaulich machen. Z. b. அது *atu* genauer *athu* (*th* wie im Englischen zu sprechen), nom. sing. des pronom. der dritten person neutrius, it; செய் *sej* eine wurzel, facere bedeutend; கின்ற் *kiǹr̀* oder *kiǹd* (*r̀* a gnarling *r*, half dental and half lingual, kann nach ன் *ǹ* als *d* gesprochen werden) bildet den praesensstamm; demnach செய்கின்றது *sej-kiǹr̀-atu* it does; அவர்கள் *avar-kal* they, regelmäfsiger plural des pronomens der dritten person, செய்கின்றார்கள் *sej-kiǹr̀-âr-kal* they do, in welcher form das als selbständiges wort *avar-kal* lautende pronomen zu *âr-kal* zusammen gezogen ist u. s. w.

Die lose an tretenden pronomina vermögen nicht dise formen zu wirklichen verbalformen zu stempeln und es ist daher volkommen erklärlich, dafs jede derartige so genante verbalform durch die selben postpositionen, wie alle so genanten nomina, decliniert werden kann (Graul a. a. o. § 44 note, pg. 50), wie sie ja auch im pluralzeichen sich nicht von andern worten unterscheiden. Z. b. நடந்தேன் *naṭa-nt-êǹ*, genauer *naḍandêǹ* 'I walked' und 'I who walked' (*nt* ist zeichen des praeteritum); accusativ நடந்தேனை *naṭa-nt-ên-ei* me who walked; நடந்தான் *naṭ-nt-âǹ* he walked (அவன் *avaǹ*, zusammen gezogen *âǹ*, he); நடந்தானால் *naṭa-nt-ân-âl* instrumentalis, through him who walked u. s. f. Durch die declinierbarkeit ist der volgiltige beweis dafür gelifert, dafs wir beim Tamulischen im so genanten verbum keine eigentlichen verbalformen vor uns haben, sondern gebilde, die sich in gar nichts von denen unterscheiden, die als nomina zu gelten pflegen.

Die vor den pronominibus, welche die personalendungen ersetzen, stehenden stämme sind als adjectiva (participia) zu fafsen. Mit dem aufslaute *a* erscheinen sie denn auch wirklich als solche, z. b. செய்கின்ற *sej-kiǹr̀-a* who or which does u. s. f. Stämme, die als nomina gelten, können in gewissen fällen durch anfügung der tempusexponenten und der pronomina (der personalendungen), sogar durch leztere allein, als so genante verba fungieren (§ 44), wärend aufser dem die anfügung der personalendungen an die mit keinem tempussuffix bekleidete wurzel das negative verbum bildet (§ 39).

Doch ich übergehe alles einzelne, da die nicht eigentlich verbale natur der so genanten tamulischen verba im vor stehenden zur genüge erwisen ist.

Die blofse wurzel gilt als II. sing. imperativi, wie in so vilen sprachen.

Ergebnis: das Tamulische scheidet nomen und verbum nicht in der lautlichen form.

Jenisseiisch.

Eine in mancher beziehung merkwürdige sprache ist die der Jenissei-Ostjaken oder Jenisseier am Jenissei und seinen nebenflüfsen, deren anzal nach Castrén (M. Alex. Castréns Versuch einer Jenissei-ostjakischen und Kottischen Sprachlehre nebst Wörterverzeichnissen. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissensch. herausgegeben von Ant. Schiefner, St. Petersburg 1858) eine nur noch geringe ist. Mit diser sprache namentlich im baue verwant ist die der Kotten, von denen Castrén (s. V) nur noch fünf individuen vor fand. Im folgenden werden wir nur das Jenisseiische berüksichtigen.

Mit recht bemerkt Castrén (s. VI), dafs das Jenisseiische einen von dem der so genanten altaischen sprachen ser verschidenen character habe. Es gehört entschiden nicht in die grofse gruppe von sprachen, die man unter dem namen der ural-altaischen zusammen zu fafsen pflegt. Warscheinlich haben wir in disen eigentümlichen idiomen den rest eines ehemals weiter aufs gebreiteten stammes zu erkennen (Castrén s. V).

Wenn ich das Jenisseiische an diser stelle behandele, so geschiht difs nicht in der überzeugung, als gebüre im seinem baue nach gerade diser platz, denn das wesen diser sprache ist mir noch vil zu wenig klar geworden, um dem Jenisseiischen eine bestimte stufe in der reihe der sprachen an weisen zu können. Überhaupt sind ja in der vor ligenden abhandlung die sprachen nur so ungefär nach irer morphologischen beschaffenheit an geordnet, denn ein streng wifsenschaftliches natürliches system der sprachen ist eine aufgabe der zukunft.

Höchst bemerkenswerth sind in beiden sprachen vocalwechsel im stamme bei der pluralbildung, z. b. *tjip* hund, plur. *tjap* (one pluralendung); *kes* quappe, plur. *kas-n* (mit der gewönlichen pluralendung, vgl. §§ 53. 54 u. vorwort s. IX); kottisch *alšip* hund, plur. *alšap* (one pluralendung); *ich* name, plur. *ek-ń* (§ 64) u. a. Änliche vereinzelte anklänge an flexion finden sich auch noch sonst, z. b. im Koptischen.

Wir haben difs hauptsächlich aufs dem grunde hier an gefürt, um

die trennung diser sprachen von den so genanten altaischen zu rechtfertigen.

Übrigens ist die uns hier beschäftigende frage nach der unterscheidung von verbum und nomen in beziehung auf das Jenisseiische zimlich sicher zu beantworten. Das Jenisseiische kent keine, dem in den indogermanischen sprachen vor ligenden gegensatze von nomen und verbum vergleichbare scheidung diser beiden redeteile.

Für dise behauptung mag folgendes als begründung an gefürt werden.

Im Jenissei-ostjakischen gilt der stamm der nomina als nominativ singularis. Dem nominativ kann auch der genitiv und accusativ gleich lauten. Eben so im Kottischen, wo jedoch nominativ und accusativ stäts zusammen fallen.

Vom verbum genügt es hervor zu heben, dafs der plural die auch bei nominibus gewönliche endung zeigt, z. b. I. II. III. sing. *sitägit* ich reinige, du reinigst, er reinigt; I. II. III. plural. *sitägit-n* wir reinigen u. s. f. Eben so im praeteritum, z. b. sing. *sitôrgit*, plur. *sitôrgit-n*. Andere verba sondern die personen durch praefixe, die pluralbezeichnung bleibt aber die selbe, z. b.

Singular.

	Praesens.	Praeteritum.
I.	*dá-gafuot* ich warte	*da-gôrfuot* ich wartete
II.	*ka-gafuot* du wartest	*ka-gôrfuot* du wartetest
III.	*da-gafuot* er wartet	*da-gôrfuot* er wartete.

Plural.

I.	*da-gafuot-n* wir warten	*da-gôrfuot-n* wir warteten
II.	*ka-gafuot-n* ir wartet	*ka-gôrfuot-n* ir wartetet
III.	*da-gafuot-n* sie warten	*da-gôrfuot-n* sie warteten.

Das vor stehende genügt, um die nicht wesentliche verschidenheit von nomen und verbum auf zu zeigen. Die mannigfache art der verbalstämme diser sprachen, die meist deutlich zusammen gesezt sind, zu erörtern, ist nicht durch die aufgabe geboten, die wir uns gestelt haben.

Wenden wir uns zur betrachtung einiger sprachen des Kaukasus, deren kentnis wir fast aufsschliefslich den forschungen Schiefners zu danken haben.

Thusch.

Die Thusch-sprache ligt in umfafsender darstellung vor in Ant. Schiefners Versuch über die Thusch-sprache oder die khistische Mundart in Thuschetien, St. Petersburg 1856. Besonderer Abdruck aus den Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersb., Sciences politiques, histoire, philologie T. IX. Mit dem Thusch ist nahe verwant das Tschetschenzische (Ant. Schiefner, tschetschenzische Studien, in den Mémoires de l'Acad. Impériale de St. Petersb. VIIe Série, Tome VII, nro. 5; 1864). Es teilt mit dem Thusch den eigentümlichen sprachcharacter, weshalb wir uns hier auf das leztere beschränken können.

Das Thusch besizt als verbum eine reihe adjectivischer tempusstämme (Schiefner § 298 spricht mit vollem rechte vom 'adjectivischen Character des Verbums' in diser sprache), denen sich die personalpronomina der ersten und zweiten person mer oder minder innig an schliefsen können (§ 177). In den sprachen, in welchen es kein verbum substantivum gibt, pflegen überhaupt die adjectiva mit den verben zusammen zu fallen; es gibt in disen sprachen einen redeteil, dem beide beziehungsfunctionen noch ungeschiden zu kommen.

Das was Schiefner das verbum substantivum nent (§§ 82. 208) ist aber offenbar im Thusch nichts anderes, als eine reihe von pronominalstämmen, je nach genus und zal im praesens *wa, ja, ba, da*, tschetschenzisch *wu, ju, bu, du*, im imperfect. *war, jar, bar, dar*, tschetschenzisch *wara, jara, bara, dara* lautend. So sagt man z. b. tschetschenzisch *suo* (ich), *wu* oder *ju* u. s. f. ich bin; *ḥuo wu* u. s. f. du bist etc.

Die personalbezeichnung ist dem so genanten verbum nicht wesentlich und kann da felen, wo das handelnde subject anderweitig bezeichnet ist, z. b. thusch. *nax buġer* (das) volk rief. Das pronomen steht im Thusch entweder als selbständiges wort vor dem so genanten verbum, oder es steht nach dem selben; in disem falle können die pronomina der I. und II. person mit im verschmelzen. Die pronomina stehen entweder im nominativus oder im instructivus und werden beim anschmelzen an den stamm, welcher die stelle des verbums vertritt, teilweise verkürzt; z. b. *ailr-aťxo*, nach den lautgesetzen der sprache für **alir aťcho* wir sprachen (*aťcho* wir); *wa-s* ich bin, *wa-ḥ* du bist für *wa so, wa ho;* dagegen im imperfect *war-aso* ich war, *war-aḥo* du warst mit

einer volleren form des pronomens (vgl. den instructivus, I. person *as, asa;* II. person *aḥ, aḥa*).

Wie bei dem adjectivum, so wechselt auch bei dem so genanten verbum der anlaut des wortes je nach dem geschlechte, auf das es sich bezieht.

Eine nähere darlegung der formen der Thusch-sprache ist nicht erforderlich. Das mitgeteilte genügt, um das nichtvorhandensein eigentlicher verba in diser sprache zu bezeugen.

Awarisch.

Das Awarische (Ant. Schiefner, Versuch über das Awarische; Mémoires de l'Académie Impér. des Sciences de St. Petersb., VII[e] Série, Tome V, nro. 8, St. Petersburg 1862), 'eine der Hauptsprachen Daghestans, welche gewöhnlich auch unter dem Namen der lesghischen bekannt sind' (Schiefner a. a. o. s. 5), 'deren Mittelpunct Chunsag ist' (Schiefner s. 1, 2), stimmt bezüglich der hier in betracht kommenden puncte zum Thusch und zum Tschetschenzischen. Wir haben auch hier eine änliche bezeichnung des geschlechtes am adjectiv, substantiv und verbum (§§ 42, 61—63, 71, 76, 86, 97), z. b. '*woḷu* die Liebe, deren Gegenstand ein Mann ist, *joḷu* dagegen eine Liebe, welche sich auf ein Weib, *boḷu* wenn sie sich auf ein anderes Wesen oder Ding bezieht; im Allgemeinen aber heisst die Liebe *roḷu*, da *r* zur Bezeichnung der Mehrzahl angewandt wird' (s. 11 flg.).

'Beim Verbum kommt die Bezeichnung des Geschlechts und der Zahl in Betracht und geht auf Grundlage des in § 42 Gesagten [nämlich eben so wie bei den adjectiven und substantiven] vor sich. Diese Bezeichnung findet hauptsächlich im Anlaut statt, so dass *w*, *j*, *b* und *r* bei einem und demselben Zeitwort wechseln, z. B. *wortize*, *jirtize* [§ 25; *i* steht hier für *o* in folge der wirkung des *j* auf den nachstehenden vocal], *bortize, rortize* fallen' (§ 97, s. 20); *-ze* ist infinitivendung (§ 91).

Die person wird also nicht am verbum bezeichnet, sondern, wenn es sich nötig macht, durch die als selbständige worte bei gesezten personalpronomina aufs gedrükt, z. b. *dun bicanani* wenn ich sagte; *mun wačanani* wenn du kämest (§ 105) u. s. f. Adjectiv und verbum fallen also auch hier wesentlich zusammen; da wo es nicht einmal eine bezeichnung der nominativischen person am worte selbst gibt, kann von verben im indogermanischen sinne gar keine rede sein.

Imperativ und verbalnomina fallen meist in der form zusammen, z. b. *ahi* ruf, rufe (§ 39, s. 11).

Udisch.

Das Udische (Ant. Schiefner, Versuch über die Sprache der Uden; Mémoires de l'Acad. Impér. des Sciences de St. Petersb., VII[e] Série, Tome VI, nro. 3, St. Petersburg 1863), das jezt nur noch auf zwei dörfer beschränkt ist, scheint, nach Schiefner (s. 8) zu den kaukasischen sprachen zu gehören, obwol es von disen in manchen wesentlichen puncten ab weicht. — Die forschung ist auf dem gebiete solcher sprachen, die keine litteratur haben, aufs dem grunde ser erschwert, weil wir dise sprachen nur in irer allerspätesten, jezt vor ligenden gestalt kennen und dise sich meist bereits weit vom ursprünglichen entfernt hat. Man darf sich daher nicht wundern, wenn über das wesen und die verwantschaftsverhältnisse solcher sprachen bisweilen kaum etwas völlig sicheres zu ermitteln ist.

Auch im Udischen ist kein dem Indogermanischen entsprechender gegensatz von nomen und verbum vorhanden. Der nominativ hat auch hier kein casussuffix (§ 66). Die verbindung der pronomina mit den verbalstämmen, die als eine art participien zu betrachten sind (§§ 104, 108), ist nur lose (§§ 76, 99, 111); das pronomen ist nicht an den verbalstamm gebunden, sondern kann sich auch einem vorher gehenden worte an hängen. So ist also weder dem verbum die personalbezeichnung, noch dem nomen durchweg das casussuffix wesentlich und eine feste worteinheit ist nicht vorhanden. Udische formen, ins Indogermanische übertragen, würden lauten wie z. b. ein *varka-ti ai* für *varkas aiti*, latein. *lupu-t i* für *lupus it*. Wie lose in diser sprache auch die stambildenden elemente an einander hangen, zeigt u. a. der umstand, dafs das praeteritumbildende suffix *i* auch an das personalpronomen vor dem verbum treten kann, anstatt an den stamm des lezteren (§ 127), z. b. *bullei qạcexa* der kopf schmerzte, für *bulle qạcneexai; bul* bedeutet kopf; *ne* ist 'er' beim verbum (§ 77), das *n* assimiliert sich dem aufslaute des vorher gehenden wortes nach *t*, *d*, *r*, *l* (§ 24), demnach steht *bulle* für *bul-ne* 'kopf er'; *i* ist das suffix des praeteritum; *qạc* schmerz; *exa* (§ 102) ist ein praesentialer verbalstamm, der ser vil in zusammensetzung gebraucht wird 'machen, sagen' bedeutend (§§ 88, 123); demnach ist *qạc-exa* 'schmerz machend',

also *bullei qacexa* 'kopf-er-einst schmerz-machend', *bulle qac-ne-exa-i* 'kopf-er schmerz-er-machend-einst'.

Schon aufs diser losen aneinanderreihung der elemente, die zu einem worte zusammen gefügt werden, ergibt sich ein sprachcharacter, der von dem des Indogermanischen weit ab steht und bei welchem ein sondern der nicht zu unzertrenbaren wortkörpern entwickelten nomina und verba nicht statt findet. Was eigentlich des verbums ist, wie im oben an gefürten beispile *ne* und *i*, das sehen wir also auch am nomen, wodurch eben der gegensatz in der lautlichen form zwischen disen beiden redeteilen verwischt wird.

Abchasisch.

Eine höchst merkwürdige sprache ist das Abchasische (Ausführlicher Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar Abchasische Studien. Von A. Schiefner. Mémoires de l'Académie etc. Tome VI, nro. 12, St. Petersburg 1863). Für phonologische studien beut dise sprache durch die ir eigenen absonderlichen laute reiches material; auch in morphologischer beziehung ist sie von grofsem interesse.

Das verbum, d. h. das, was man so zu nennen pflegt, ist hier in der weise entwickelt, welche den so genanten einverleibenden sprachen eigen ist; das object u. s. f., so wie das, was in unseren sprachen durch conjunctionen aufs gedrükt wird, findet im Abchasischen seinen aufsdruck am so genanten verbum. Dabei ist es dennoch nicht zu einer der indogermanischen art und weise vergleichbaren gegensäzlichen entwickelung von verbum und nomen gekommen. Die pronominalpraefixe oder pronominalinfixe (als infixe treten die pronomina bei stämmen auf, die aller warscheinlichkeit nach zusammen gesezt sind; vgl. s. VIII), die am nomen als possessiva, am verbum als bezeichnung des subjects und des objects fungieren (§ 9 flg.), sind bei beiden wortarten wesentlich die selben. Z. b. *s-ab* oder *s-ara s-ab* (ego meus-pater) mein vater; *sy-ǵny* (*y* ist eine art hilfsvocal) oder *s-ara sy-ǵny* mein haus; *b-ab* oder *b-ara b-ab* dein (femininum) vater; *by-b-ǵny* dein (femin.) haus u. s. f., unterscheiden sich irer form und irem wesen nach nicht von *s-ara sý-qoup* ich bin (wörtlich etwa: ich mein-dasein), *sý-qan* ich war; *sy-bzian* ich war gut; *sy-bziamynda* ich möchte nicht gut sein u. s. f.; *b-ara bý-qoup* du (weib) bist; *b-ara by-bzioup* du bist gut u. s. f.

Allerdings ist nicht in abrede zu stellen, dafs dergleichen übereinstimmung zwischen nominal- und verbalformen nicht durchweg statt findet und dafs durch den bestimten und den unbestimten artikel (§ 53) auch im nominativ singularis das nomen sich vom verbum unterscheidet. Ein durch greifender gegensatz beider redeteile ist aber nicht vorhanden.

Georgisch.

Für das Georgische sind meine studienhilfsmittel: Dictionnaire Géorgien-russe-français, composé par David Tchoubinof, St. Petersb. 1840 (difs wörterbuch enthält auch eine kurze grammatik) und Краткая Грузинская грамматика Д. Чубинова, Санктп. 1855.

Leider hat es mir nicht gelingen wollen, mir auch nur so weit einsicht in das wesen der georgischen sprache zu verschaffen, um die in diser abhandlung untersuchte frage in bezug auf dise sprache beantworten zu können. Der grund davon ist keineswegs in der unzulänglichkeit meiner quellen zu suchen, denn die oben genanten werke ermöglichen eine volkommen aufs reichende anschauung und kentnis der sprache; er ligt vilmer im wesen diser sprache selbst. Es scheint mir nämlich das Georgische eine bereits stark von der ursprünglichen beschaffenheit ab gewichene sprache zu sein, so dafs ir gegenüber der sprachforscher sich in einer änlichen lage befindet, als wenn er etwa aufs dem Englischen oder Französischen, wie es jezt ist, und zwar aufs einer phonetischen darstellung diser sprachen — das Georgische hat keine historische schreibung, wie die beiden genanten indogermanischen sprachen — einsicht in das wesen des Indogermanischen gewinnen wolte. Ich bin nicht im stande, die georgischen worte in ire elemente zu zerlegen und den ursprung diser elemente zu ermitteln. Hätten wir dise formenreiche sprache aufs einer beträchtlich früheren, altertümlicheren lebensperiode vor uns, dann wäre wol eher eine einsicht in iren bau und ire entwickelung möglich.

Um dem leser wenigstens einiger mafsen die hier der forschung entgegen tretenden schwirigkeiten anschaulich zu machen und weil leicht zugängliche hilfsmittel für das studium diser sprache, in welchen das georgische alphabet in lateinische schrift um gesezt ist, nicht vorhanden sind, teile ich einiges aufs der georgischen declination und conjugation hier mit. Auch glaube ich, dafs die blofse anschauung diser

formen genügt, um die völlige verschidenheit des Georgischen vom Indogermanischen dar zu tun. Friedr. Müller (Orient und Occident II, 526 — 535) stelt mit recht den zusammenhang der kaukasischen sprachen mit den indogermanischen in abrede, wärend bekantlich von namhaften gelerten das gegenteil behauptet wird (vgl. z. b. Brossets vorrede zu Tschubinovs wörterbuch). Die georgischen worte habe ich, so gut als es gehen wolte, in lateinische schrift umgeschriben, dabei aber, um drukschwirigkeiten zu vermeiden, mich nicht gescheut, ein einziges zeichen der georgischen schrift durch zwei oder sogar drei lateinische buchstaben wider zu geben. Auf solche fälle habe ich jedoch da, wo sie zuerst vor kommen, aufmerksam gemacht.

Declination eines substantivs.

	Singular.	Plural I.	Plural II.
nomin.	*katsi* (*ts* ein zeichen) mensch	*katsni*	*katsebi*
genit.	*katssa*	*katstha* (*th* ein zeichen)	*katsebisa*
dativ	*katssa*	*katstha*	*katsebsa*
vocativ	*katso*	*katsno*	*katsebo*
instr. I.	*katsitha*	felt	*katsebitha*
instr. II.	*katsad*	felt	*katsebad*
ortsgenitiv	*katsisas*	*katsthasa*	*katsebisas*
erzälungs-nomin.	*katsman*	felt	*katsebman.*

Es wird bemerkt (s. 6), dafs der genitiv oft noch die endungen anderer casus erhalte und dafs sich auch pluralbildungen auf *-ebni* und *-nebi* finden. Difs scheint eine verbindung der beiden pluralbildungen auf *-ni* und *-ebi* zu sein. Die beiden pluralbildungen mögen gleiche function haben, wenigstens gibt Tschubinov keinen functionsunterschid an.

In den formen *katstha* genit. dat. pluralis, *katsthasa* ortsgenitiv pluralis, scheint *tha* den genitiv, der ja auch im singular und im zweiten plural mit dem dativ fast gleich lautend ist, zu bezeichnen; im so genanten ortsgenitiv ist an dises *tha* noch *sa* getreten, wie im ortsgenitiv des singulars und des zweiten plurals an den genitiv auf *-sa* ein *s* (wol aufs *sa* gekürzt) tritt. Dann felt aber in disen formen *kats-tha* und *kats-tha-sa* die bezeichnung des plurals. Fast vermute ich, dafs in disen casus ein pluralzeichen *th* mit dem auf das selbe folgenden casuszeichen *tha* verschmolzen sei; vgl. die I. und II. person pluralis (in manchen

formen auch III. pluralis) auf -*th* (Friedr. Müller, Or. u. Occ. II, s. 533 fürt die pluralformen *ama-th* jene, *ima-th* dise an, welche meine vermutung nicht wenig stützen würden; ich weifs dise formen jedoch aufs Tschubinov nicht zu belegen).

Von den pronominibus erwähne ich *me* ich, genit. *tschemi* (*tsch* ein zeichen), dat. *tschemda*, instr. I *tschemith*, instr. II *tschemad; tschven* wir, genit. *tschveni*, dat. *tschvenda*, instr. I *tschvenitha*, instr. II *tschvenad; schen* (*sch* ein zeichen), du, genit. *scheni* u. s. f.; *thkhven* (*kh* ein zeichen) ir, genit. *thkhveni* u. s. f. Die nominativformen beider zalen werden ser oft auch anstatt der obliqui gebraucht. Ferner *man* er, genit. *mis*, dat. *mas* u. s. f.; *is*, *igi* er, sie (plural *isini*, *igini*); *ese*, *am* celui-ci, celle-ci; *ege* celui-là, celle-là; *vin* wer, genit. *vis*, dat. *visa* u. s. f.; *ra* was, gen. dat. *risa* u. s. f.

Das verbum hat, nach art der so genanten ein verleibenden sprachen, vile formen, indem es aufser dem subject auch das accusativische und dativische object an deuten kann; z. b. *vhttser* (*tts* ein zeichen) ich schreibe (das futurum indicativi hat die selbe form; das praesens von verben, die mit praepositionen zusammen gesezt sind, fungiert als futurum, z. b. *davhsttser* ich werde schreiben), *vhsttser* ich schreibe etwas (s. 17, § 13), *vittser* ich schreibe für mich, *vuttser* ich schreibe für in, *vittserebi* und *vettserebi* ich werde geschriben (пишусъ), *mttser* du schreibst mir, *mittser* du schreibst für mich, *mattser* du schreibst, adressierst, an mich (надписываешь на меня), *mettserebi* du schreibst mich; *vattserineb* ich lafse schreiben, *vittserineb* ich lafse für mich schreiben, *vuttserineb* ich lafse für in schreiben, *mittserineb* du läfst für mich schreiben; ja sogar doppelte causativa finden sich, so *vattserinebineb* ich lafse einen (jemand) zum schreiben veranlafsen, *vittserinebineb* ich lafse für mich einen zum schreiben veranlafsen.

Verbalsubstantiv (das von den grammatikern als verbalstamm den übrigen formen zu grunde gelegt wird) ist *ttsera* schreiben; participium praesent. act. *mttsereli*, *mttseri* schreibend; participium praeteriti pass. *ttserili* geschriben.

Als beispil für die abwandlung nach zeiten, modus und personen diene folgendes.

Indicativ.

Singular.

I.	*vhttsser* scribo	*vhsttserdi* scribebam
II.	*hsttser* scribis	*hsttserdi* scribebas
III.	*hsttsers* scribit.	*hsttserda*, *hsttserdis* scribebat.

Plural.

I.	*vhsttserth*	*vhstterdith*
II.	*hsttserth*	*hsttserdith*
III.	*hsttseren*.	*hsttserdnen*, *hsttserdian*, *-dnian*.

Singular.

I.	*vhsttsere* scripsi	*mittseria*, *mittseries* scripseram
II.	*hsttsere*	*gittseria*, *-ries*
III.	*hsttsera*, *hsttseris*.	*uttseria*, *-ries*.

Plural.

I.	*vhsttsereth*	*gvittseriath*, *-riesth*
II.	*hsttsereth*	*gittseriath*, *-riesth*
III.	*hsttseres*.	*uttseriath*, *-riesth*.

Conditional (условное наклоненіе).

	Praesens.	Perfectum.
	Singular.	
I.	*vhsttserde* wenn ich schribe	*mettsera* wenn ich geschriben hätte
II.	*hsttserde*	*gettsera*
III.	*hsttserdes*.	*ettsera*.
	Plural.	
I.	*vhsttserdeth*	*gvettserath*
II.	*hsttserdeth*	*gettserath*
III.	*hsttserden*.	*ettserath*.

	Plusquamperfectum.	Futurum.
	Singular.	
I.	*mettseros* wenn ich geschr. hätte	*vhsttsero* wenn ich schreiben werde
II.	*gettseros*	*hsttsero*
III.	*ettseros*.	*hsttseros*.
	Plural.	
I.	*gvettserosth*	*vhsttseroth*
II.	*gettserosth*	*hsttseroth*
III.	*ettserosth*.	*hsttseron*.

Im imperativ ist die II. sing. = der II. sing. indic. perfecti; die III. sing. = III. sing. condition. futuri; II. plur. = II. plur. indic. perfecti; III. plur. = III. plur. condition. futuri. Auch die übrigen formen des imperativs bieten kein weiteres interesse.

Ich lafse noch zwei mer oder minder ab weichende praesensformen folgen.

Indicativ.

Singular.

I.	*var* ich bin (s. 42)	*val* ich gehe
II.	*char* du bist (*ch* ein zeichen)	*chval* du gehst
III.	*ars* er ist	*vals* er geht.

Plural.

I.	*varth* wir sind	*valth* wir gehen
II.	*charth* ir seit	*chvalth* ir geht
III.	*arian, arn* sie sind	*vlen, vlenan* sie gehen.

Als verbalsubstantiv zu lezterem gilt *vla, svla* (s. 40).

Von disen formen ist mir nur so vil deutlich, dafs in der I. und II. pluralis, im conditionalis perfecti und plusquamperfecti auch in der III. pluralis, *-th* als pluralzeichen fungiert. Es schin uns oben warscheinlich, in einigen casus das selbe pluralzeichen auch für die nomina voraufs zu setzen.

Die personalbezeichnung ist mir aber rätselhaft. Man vergleiche die abwandlung des praesens indicativi von *ttser* schreiben mit der von *ar* sein, *vl* gehen und ferner mit der des plusquamperfectum indicativi und des perfectum und plusquamperfectum conditionalis und dise sämtlichen formen mit den selbständigen pronominibus und man wird mir gewis zu gute halten, wenn ich, angesichts diser sprachlichen facta, auf jeglichen deutungsversuch verzichte.

Zur bequemlichkeit des lesers lafse ich dise zusammenstellung hier folgen. Das was sicher als wurzel oder stamm erkenbar ist, ist, der leichteren übersicht wegen, mit kleinerer schrift gesezt.

	Praesens.	Plusqperf.	Perf. cond.	Praes. ind.	Pronomen.
			Singular.		
I.	*vhsttser*	*mittseria*	*mettsera*	*var*	*me*, in and. cass. *tschem*
II.	*hsttser*	*gittseria*	*gettsera*	*char*	*schen*
III.	*hsttsers*	*uttseria*	*ettsera*	*ars*	*ese, is*

Plural.

I.	*vhsuserth*	*gvitteriath*	*gvetterath*	*varth*	*tschven*
II.	*hsuserth*	*gitteriath*	*getterath*	*charth*	*thkhven*
III.	*hsuseren*	*utteriath*	*etterath*	*arian*	Vergl. das pluralzeichen *-ni*, *th?*

Baskisch.

Die mir zu gebote stehenden hilfsmittel für das studium der baskischen sprache verstatten keine genügende einsicht in den bau des baskischen wortes (Larramendi, el imposible vencido. Arte de la lengua Bascongada. Nueva edicion por Pio Zuazua, San Sebastian 1853, lert keineswegs die zerlegung des wortes in seine elemente; Mahn, Denkmäler der Baskischen Sprache. Mit einer Einleitung u. s. f., Berlin 1857, fürt durchaufs nicht weiter in der erkentnis, als bereits W. von Humboldt gelangt war in seinen Berichtigungen und Zusätzen zum Mithridates, Berl. 1817. Nur aufs der leztgenanten abhandlung vermochte ich in betreff des baues der baskischen sprache etwas zu lernen).

Der so genante einverleibende sprachbau, d. h. die bezeichnung des objects, auch der nebenher betroffenen und der an geredeten person am verbum, scheint allerdings sofort einen notwendigen gegensatz von verbum und nomen zu bedingen. Dafs jedoch durch die einverleibung keinesweges eine dem im Indogermanischen vorhandenen unterschide von nomen und verbum entsprechende scheidung diser beiden redeteile herbei gefürt werde, haben wir oben bei gelegenheit des Magyarischen (s. 525) bereits erörtert. Und so s c h e i n e n denn auch einige specielle züge des baskischen verbums dar zu tun, d a f s a u c h i n d i s e r s p r a c h e e i n e v ö l l i g d u r c h g e f ü r t e s c h e i d u n g v o n n o m e n u n d v e r b u m n i c h t v o r h a n d e n i s t. Freilich kann ich nur ser weniges zur begründung diser vermutung bei bringen, weil ich, wie gesagt, vom Baskischen überhaupt nur ser wenig weifs.

Die dem indogermanischen verbum wesentliche personalbezeichnung felt auch im Baskischen in der dritten person singularis. Wir kennen bereits dise erscheinung und wifsen, was sie zu bedeuten hat. W. v. Humboldt sagt: 'die III. Pers. Sing. Nomin. wird niemals ausgedrückt, sondern zeigt sich durch die Abwesenheit eines Kennbuchstabens an'. Da nun auch das an geredete masculinum one bezeichnung bleibt, so besteht z. b. *il au* 'er hat dich getötet o mann', nur aufs den

beiden verbalwurzeln *il* töten, *au* wurzel des so genanten verbum auxiliare (v. Humb. in der tabelle s. 58 des sonderabdruckes). Da es gerade die dritte person ist, welche auch in andern sprachen mit nicht entwickelter scheidung von nomen und verbum one bezeichnung der person bleibt, so haben wir auch im Baskischen kein recht, den verlust einer einst vorhandenen lautlichen bezeichnung diser person voraufs zu setzen.

Ferner scheint ein beweis für die nicht rein verbale natur der baskischen verbalformen darin zu ligen, dafs 'jede Person eines Verbi in jeder Zeit, jedem Modus und jeder Conjugation, mithin jede Modification einer Handlung, durch blofse Hinzufügung eines *n* am Ende des flectirten Auxiliars in ein Participium verwandelt werden kann' (von Humb. s. 61). In disem *n* vermutet von Humboldt wol mit recht die postposition *an*, *en* (sie bezeichnet den locativ, Larramendi cap. IX, s. 173; z. b. *Cadiz-en* en Cadiz u. s. f.). Das von W. von Humboldt aufs einem wigenliede an gefürte beispil eines solchen angeblichen participiums bestätigt nur dise vermutung. Es lautet *guradozun egunen baten* eines tages, wo du es wilst; hier ist *guradozu-n* deutlich locativ von *gura-dozu* 'du wilst es' (*gura* wollen, *d* es, *o* tun, *zu* du; wollen-es-tust-du, warscheinlich eigentlich du-es-wollen-tuend, locativ also: in-deinem-es-wollen-tuenden), wie *egunen* locativ zu *eguna* tag, *baten* locativ zu *bat* einer, eine, eines; die worte *guradozun egunen baten* scheinen also so vil zu bedeuten als 'an einem du-es-wollen-tuenden tage'. Verbalformen aber, die postpositionen an nemen, d. h. die decliniert werden können, sind unmöglich verbalformen im indogermanischen sinne, sondern in irem wesen von nominalformen noch nicht geschiden. Man denke sich nur etwa ein altindisches **bharanti-šu* = griech. **φεροντι-σι* od. **φερονσε-σι*, locat. plur. zu *bháranti* = *φέροντι*, *φέρουσι*, um sofort die völlige unverträglichkeit von verbalformen mit casusendungen zu empfinden.

Cree.

Leider stehen mir für die sprachen der neuen welt, deren bau bekantlich an den des Baskischen erinnert, keine aufs reichenden hilfsmittel zu gebote. Meine adversarien bieten mer oder minder aufs gedente aufszüge aufs Du Ponceau, Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques nations Indiennes de l'Amérique du Nord,

Paris 1838 u. aufs Grammar of the Lenni Lenape or Delaware Indians by D. Zeisberger, transl. with preface etc. by Du Ponceau, Philadelphia 1827. Dise beiden schriften halfen mir so gut als nichts. Mer genüzt hat mir, one jedoch klare einsicht zu ermöglichen Howse, a Grammar of the Cree language with which is combined an analysis of the Chippeway dialect, London 1844.

Bekantlich verschlingt in disen sprachen das so genante verbum den satz mer oder minder in sich, so dafs das, was aufser dem verbum im satze steht, nur apposition zu dem bereits im verbum aufs gedrükten ist (z. b. im Cree: er, son-sein, ich sehe-in-den-seinen, d. h. ich sehe seinen son). Hieraufs schon folgt, dafs in disen sprachen ein ganz anderes verhältnis von nomen und verbum ob walten mufs, als im Indogermanischen. Aber auch in der form ist nomen und verbum nicht, oder doch wenigstens nicht principiell geschiden. Es genügt ein beispil, um difs fürs Cree anschaulich zu machen.

Singular.

I. *n-ootáwee* mein vater	*ne ketoon* ich spreche
II. *k-ootáwee* dein vater	*ke ketoon* du sprichst
III. *ootáwee* sein vater	*ketoo* er spricht.

Plural.

I. u. III. *n-ootáwee-nan* unser (erste u. dritte person) vater	*ne ketoon-nan* wir (I. III.) sprechen
I. u. II. *k-ootáwee-nów* unser (erste u. zweite person) vater	*ke ketoon-ànow* wir (I. II.) sprechen
II. *k-ootáwee-oowow* euer vater	*ke ketoon-owów* ir sprecht
III. *ootáwee-oowow* ir vater	*ketoo-wŭk* sie sprechen.

Man siht, zwischen den possessiven aufsdrücken am nomen und der personalbezeichnung am verbum ist kein wesentlicher unterschid, so dafs also ein *ne ketoon* ich spreche wol als 'mein sprechen' zu fafsen ist. Das selbe findet nun auch in andern sprachen Americas statt. Es ist hier zu keinem gegensatze zwischen verbal- und nominalformen in der lautlichen gestaltung der selben gekommen.

Tscherokesisch.

Es ligt mir vor: Kurze Grammatik der Tscherokesischen Sprache von H. C. von der Gabelentz in Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache, Greifswald 1851, III, 255—300.

Das substantivum unterscheidet in diser sprache höchstens singular und plural, nicht aber die casus.

Fast sämtliche adjectiva werden als so genante verba behandelt.

An personalpronominibus gibt es nur die unveränderlichen *ayv* (*v* bedeutet einen laut, der dem des französischen *un* gleich komt, also nasales englisches *u*, wie es in *but* gesprochen wird) ich, wir; *uchi*, du, ir. Aufserdem einige ebenfals indeclinable demonstrativa: *na*, *nani* oder *nasgi* jener; *hia* diser. Alles übrige stekt im so genanten verbum und in den, wie wir gleich sehen werden, von den verbalen formen nicht verschidenen possessiven nominalbildungen.

Wir haben hier nämlich die selbe erscheinung vor uns, wie im Cree; die einfache conjugation und die possessivformen sind identisch. Man vergleiche:

Singular.

I.	*tsinelung* mein haus	*dsinega**) ich spreche
II.	*hinelung* dein haus	*hinega* du sprichst
III, a.	*kanĕlung* sein (des gegenwärtigen) haus	*kanega* er spricht.
III, b.	*kanēlung* sein (des abwesenden) haus	

Dual.

I. II.	*ininelung* dein u. mein haus	*ininega* wir (ich und du) sprechen
I. III.	*astinelung* sein u. mein haus	*osdinega**) wir (ich u. er) sprechen
II.	*istinelung* euer haus	*sdinega* ir beide sprecht
III, a.	*taninelung* ir (der beiden gegenwärtigen) haus	
III, b.	*aninelung* ir (der beiden abwesenden) haus	*aninega* sie beide sprechen.

Plural.

I. sg. u. II. pl.	*itinelung* euer u. mein haus	*idinega* wir (ich und ir) sprechen
I. sg. u. III. pl.	*atsinelung* ir u. mein haus	*odsinega* wir (ich und sie) sprechen
II.	*itsinelung* euer haus	*idsinega* ir sprecht
III, a.	*taninelung* ir (gegenw.) haus	
III, b.	*aninelung* ir (abwes.) haus	*aninega* sie sprechen.

*) Über den wechsel von *t* und *d* und änliche schwankungen bemerkt der verf.

Eben so geht *kanegoi* er spricht gewönlich, *kanegvgi* er sprach (he was speaking) in meiner gegenwart oder nach meiner eigenen warnemung, *kanegei* er sprach one meine eigene warnemung, *kanegesdi* he will be speaking, *kanegvi* sein sprechen.

Ferner vergleiche man:

Singular.

I.	*akinawi* mein herz	*aginedsv* ich habe gesprochen
II.	*tsanawi* dein herz	*dsanedsv* du hast gesprochen
III, a.	*tunawi* sein (gegenw.) herz	
III, b.	*unawi* sein (abwes.) herz	*unedsv* er hat gesprochen.

Dual.

I. u. II.	*kininawi* dein u. mein herz	*gininedsv* wir (du und ich) haben gesprochen
I. u. III.	*akininawi* sein u. mein herz	*ogininedsv* wir (er und ich) haben gesprochen
II.	*stinawi* euer herz	*sdinedsv* ir habt gesprochen
III, a.	*tuninawi* ir (der gegenw.) herz	
III, b.	*uninawi* ir (abwes.) herz	*uninedsv* sie haben gesprochen.

Plural.

I. u. II. pl.	*ikinawi* euer und mein herz	*iginedsv* wir (ir und ich) haben gesprochen
I. u. III. pl.	*akinawi* ir und mein herz	*oginedsv* wir (sie und ich) haben gesprochen
II.	*itsinawi* euer herz	*idsinedv* ir habt gesprochen
III.	wie im dualis.	

Eben so gehen sechs modificationen, wie *unedsoi*, *unedsvgi* u. s. f.

Der unterschid der possessivformen im ersten beispile von denen im zweiten, so wie die sonderung der einzelnen elemente und ir ursprung haben mich bei diser und bei andern Indianersprachen Americas schon merfach beschäftigt, one dafs ich zu einem irgend wie genügenden ergebnisse gelangt wäre.

Man vergleiche ferner:

---

s. 259, dafs sie sich auf einen wechsel in der aufssprache und dadurch bedingte verschidenartigkeit seiner quellen gründen.

Singular.	Plural.
tlukung baum	*detlukung* bäume
kutusi berg	*dikutusi* berge
equoni flufs	*tsequoni* flüfse
tsatota dein vater	*ditsatota* deine väter
utota sein vater.	*tsutota* seine väter
katitoti ich bediene mich eines leffels	*dekatitoti* ich bediene mich mererer leffel
tsigowati ich sehe ein ding	*detsigowati* ich sehe merere dinge
tsistigi ich efse ein ding	*detsistigi* ich efse merere dinge

u. s. f.

In die verwirrende fülle der so genanten transitionen wollen wir nicht versuchen ein zu dringen, zumal da das im bisherigen vor gelegte genügt, um zu beweisen, dafs verbum und nomen auch hier in der form nicht gesondert sind.

Ein verbum 'sein' gibt es nicht (s. 298).

Demnach komt es in diser sprache nicht zu eigentlichen verben, trotz bildungen wie *winitotigeginaliskolvtanonelitisesti* sie werden zu jener zeit zimlich auf gehört haben dich und mich aufs der ferne zu begünstigen (s. 260).

Dakota.

Grammatik der Dakota-Sprache von H. C. von der Gabelentz. Auch unter dem titel: Beiträge zur Sprachenkunde, zweites Heft, Lpz. 1852.

Keine declination. Plural, mit beschränktem gebrauche, auf *-pi*. Bestimter artikel *kin*, *cin*, unbestimter *wan* (vgl. *wanja* zalwort für 1), als selbständige worte nach gesezt.

Verbum one bezeichnung der dritten person. Das pluralzeichen am verbum ist das selbe wie an den nominibus. Jedoch haben die I. und II. sing. eigentümliche personalpraefixa. Z. b.

Singular.

I.	*wa-ni* ich lebe	*mi oie* mein wort	*miye* ich
II.	*ya-ni* du lebst	*ni oie* dein wort	*niye* du
III.	*ni* er lebt.		

Plural.

I.	*on-ni-pi* wir leben	*onk-oran-pi* unsere werke	*onkiye* wir
II.	*ya-ni-pi* ir lebt	*ni oran-pi* euere werke	*niye-pi* ir
III.	*ni-pi* sie leben.		

Nur in der besonderheit der personalbezeichnung der I. II. sing. ligt ein schwacher ansatz zur scheidung von verbal- und nominalformen vor; denn *on-* der I. plur. ist offenbar blofse verkürzung von *onk-*, das auch wirklich vor vocalen steht, z. b. *opa* er ist da, *onk-opa-pi* wir sind da; die II. plur. ist der auf nominale art gebildete pluralis der II. sing. Das blofse verbum kann auch als participium fungieren (§ 32). Die 'transitionen' bestehen in einfacher beifügung pronominaler elemente zu dem so genanten verbum, z. b. *qu*, *ču* (*č* vertritt ein *q* nach *i*, *e*) geben, davon:

ma-qu er gibt mich oder mir (*qu* er gibt),
ni-qu er gibt dich oder dir,
ma-qu-pi sie geben mich oder mir (*qu-pi* sie geben),
ni-qu-pi sie geben dich oder dir,
on-qu-pi er gibt uns, aber auch 'sie geben uns',
wa-ki-ču ich gebe in oder im (*wa-ku* ich gebe),
on-ni-ču-pi wir geben in oder im (*on-ku-pi* wir geben).

In die von nominibus nicht unterschidenen so genanten verba (wie *qu* er gibt. *qu-pi* sie geben u. s. f.) komt durch die transitionen nichts specifisch verbales.

Also auch hier keine trennung von nomen und verbum.

Grönländisch.

Für andere amerikanische sprachen kann ich nur aufs secundären quellen schepfen. Das Grönländische und das Mexicanische behandelt Steinthal (Characteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860); das erstere nach Kleinschmidts grammatik der grönländischen sprache mit theilweisem einschlufs des Labradordialects, Berlin 1851, das leztere nach mir nicht bekanten quellen.

Von dem über das Grönländische bei Steinthal mit geteilten heben wir folgendes aufs: 'Es bekleidet — — auch beim Indicativ das Verbum mit einem Moduscharacter. Dagegen versäumt auch die grönländische Sprache das wichtigste, nämlich die dritte Person als Subject durch einen Personal-Character zu bezeichnen. Der Stamm also mit dem Modus-Character ist zugleich die 3. Pers. Sing. und der Dual und Plural entstehen durch Abwandlung des Sing. nach Weise der Nomina' (s. 224).

Vgl. hierzu das so eben aufs andern sprachen Nordamericas mit

geteilte. Demnach wird im Grönländischen eben so wenig nomen und verbum geschiden, als in jenen.

Mexicanisch.

Über das Mexicanische mag man bei Steinthal (Characteristik etc. s. 202 flgg.) nach lesen. Ich hebe nur das nötigste hier aufs, um dar zu tun, dafs auch im Mexicanischen eine scheidung von nomen und verbum in der lautlichen form nicht besteht. S. 216: 'Dafs die 3. Person des Verbums kein Präfix hat, ist ein böses Zeichen. Dazu kommt, dafs der Plural des Verbums gerade so gebildet wird, wie der des Nomens: *nemĭ* er lebt, *nemí* sie leben.

Dies weist darauf hin, dafs *ni-nemi*, *ti-nemi* nur so viel heifst, wie: ich Lebender, du Lebender. So sagt man ja auch *nè ni-tlàtlakoāni* ich ich-Sünder.

Daher hat es auch nichts Auffallendes mehr, dafs alle Nomina jene Prädicats-Präfixe erhalten können [eine erscheinung, die wir bereits kennen, vgl. z. b. das Jakutische s. 540 f.]: *ni kwalli*, eigentlich: ich gut, ich bin gut; *ti-kwalli* du (bist) gut, *kwalli* er (ist) gut' u. s. f.

Die so genante einverleibung vermag nicht dise nichtunterscheidung von nomen und verbum zu beheben, denn auch ein nomen kann ja active function haben; ein *ni-naka-kwa* (*naka-tl*, in zusammensetzung zu *naka* gekürzt, fleisch; *kwa* efsen) ich-fleisch-efse, ich efse fleisch, ist von dem oben an gefürten *ni-nemi* ich lebe, *ni-kwalli* ich bin gut nicht wesentlich verschiden; wir haben es etwa als 'ich-fleisch efsender' zu fafsen. Wenn Steinthal (s. 218) dem Mexicanischen 'wahrhafte Verba' ab spricht, so können wir im hierin nur bei pflichten.

Mit dem vor stehenden mufs ich es in betreff der sprachen Americas sein bewenden haben lafsen. Hoffentlich läfst sich einmal ein anderer fachgenofse herbei, die zalreichen mir unzugänglichen sprachen auf den hier in betracht kommenden punct einer untersuchung zu unterwerfen.

Südafricanische (Bántu) sprachen.

Von den sprachen Africas (aufser dem Koptischen und Nama) stehen mir nur für einige der so genanten südafricanischen sprachen, der Bá-ntu Family Bleeks (The library of his Excellency Sir George Grey. Philology, Africa. Vol. I, Part II, London u. Leipzig 1858), hilfsmittel

zur verfügung, nämlich für das Zulu, das nach Bleek zur South-African Division, South-Eastern-Branch, Kafir Species der Bántu Family gehört, für das Hereró, nach Bleek South-African Division, South-Western Branch, Southern Portion der Bántu Family, und für das Yoruba, West-African Division, Niger Branch der Bántu Family. Für das Zulu ligen mir aufsfürliche abschriften vor, die ich aufs dem Journal of the American oriental Society, Vol. I, New-York and London, gemacht habe, und zwar von folgenden abschnitten: 1) The Zulu language by Rev. James C. Bryant und 2) The Zulu and other dialects of southern Africa by Rev. Lewis Grout. Meine aufszüge aufs A Grammar of the Mpongwe language with vocabularies by the Missionaries of the A. B. C. F. M. Gaboon Mission, Western Africa, New-York 1847 — das Mpongwe steht nach Bleeks tabelle dem Hereró nahe —, so wie aufs Riis, Elemente des Akwapimdialects der Odschisprache, Basel 1853 — das Odschi gehört nach Bleek, wie das Yoruba, zur West-African Division der Bántu-sprachen — sind zu kurz gehalten, als dafs ich sie hier verwerten könte. Auch genügt es ja hier nur einige vertreter der grofsen Bántu-Family in betracht zu ziehen, die übrigen sprachen dises stammes werden sich schwerlich in dem hier besprochenen puncte anders gestaltet haben. Für das Hereró benütze ich: Grundzüge einer Grammatik des Hereró (im westlichen Africa) mit einem Wörterbuche von C. Hugo Hahn. Berlin 1857; für das Yoruba besitze ich: Grammar and Dictionary of the Yoruba language etc. by the Rev. T. J. Bowen. Washington City: Published by the Smithsonian Institution 1858.

Zulu.

Im Zulu tritt an den stamm des verbums selbst keine personbezeichnung. Vor den selben treten die pronomina, in meinen vorlagen als selbständige worte geschriben; mit den nominalstämmen werden sie jedoch zusammen geschriben. Bekantlich hat das Zulu, wie die mir bekanten andern Bántusprachen ebenfals, eine grofse anzal pronomina der dritten person, da dise sprachen, so zu sagen, mer grammatische genera unterscheiden als wir und für jedes genus ein besonderes pronomen der dritten person besitzen, das den nominibus praefigiert wird; z. b. *i-hashi* pferd, *um-fana* knabe, *u-dade* schwester, *in-to* ding, *uku-hla* narung u. s. f. Nur im vocativ wird das pronomen nicht gesezt. An disen pronominibus erscheinen, wie beim nomen die casus, so beim

verbum modus und tempus, doch beides keineswegeg aufsschliefslich, sondern es treten bisweilen auch am aufslaute der stämme abwandlungen ein.

Ein wesentlicher unterschid von nomen und verbum hat sich jedoch nicht entwickelt. Hierfür einige belege.

Die tempusstämme des praesens und des perfects werden zugleich als participien auf gefürt; *gi tanda* wird sowol übersezt mit I love als mit I loving; eben so II. sing. *u tanda*, I. plur. *si tanda*, II. plur. *ni tanda*. Des gleichen im perfectum; z. b. I. sing. *gi tandile* ist sowol verbum als participium. Dafs das praesens oft ein so genantes hilfsverbum an nimt, z. b. *gi ya tanda* ich liebe, wörtlich 'ich gehend liebend', ist unwesentlich. Schon hier haben wir also formen, die nominale und verbale natur in sich vereinigen.

In sätzen wie *izi-nyoni zi ya kala* oder *zi kala* the birds sing, wörtlich 'die-vögel die gehend singend' oder 'die singend', unterscheidet sich das nomen *izi-nyoni* vom so genanten verbum *zi ya kala* oder *zi kala* (dise worte als eins gefafst, was sie jedoch nicht zu sein scheinen) nur durch eine vollere form des pronomens *izi* und durch die nichttrennung des selben vom folgenden worte; ein unterschid, der sich doch keinesweges dem im Indogermanischen vorhandenen gegensatze von nomen und verbum vergleichen läfst.

Das praedicative adjectiv hat eben so, wie das so genante verbum, das wir ja bereits als nicht verschiden vom participium, d. h. vom adjectiv, kennen, das pronomen als gesondertes wort vor sich; z. b. *uku-hla ku hle, ku ningi* food is nice and abundant, wörtlich food it nice, it many; eben so *uku-hla se ku vutive* the food ist just now ready (*se*, adverbium, just now; übrigens gibt es nur wenige adverbien, da sie durch verba ersezt werden; *vutive* ergibt sich seiner form nach als perfectum passivi eines so genanten verbs, dessen praesens *vuta* heifsen mufs, vgl. praesens *tanda*, perfectum *tandile* oder *tande*, passivum praes. *tand-u-a*, perfectum *tand-iw-e*).

Ferner ist für die natur des verbums nicht unwichtig, dafs unter anfügung von *-yo* jedes verbum als adjectivum gebraucht werden kann, z. b. *u-tyani obutambileyo* grass which is soft; *tambile* ist perfectum zu infinitiv *uku-tamba* to be soft; *u* ist die kürzeste form der gleich bedeutenden pronomina *ubu* und *bu*, *obu-tambileyo* stebt für *a-ubu-tambileyo*,

a ist relativum, so dafs diser satz wörtlich heifst 'das-gras welches-das-sanftgewordene'.

Hereró.

Das Hereró stimt in seinem baue wesentlich zum Zulu, mit dem es ja auch verwant ist. Auch hier treten die unterschide der tempora u. s. f. zum grösten teile am pronomen hervor, das auch hier als gesondertes wort geschriben wird und zwischen welches und das verbum andere elemente treten können. Hierdurch erhält das so genante verbum allerdings meist eigene, besondere pronominalformen, doch nicht durchweg. Das verbum selbst aber nimt keine abwandlung nach personen an. Wegen der änlichkeit diser sprache mit dem Zulu glauben wir nicht näher auf die selbe ein gehen zu müfsen, zumal die formen der Zulusprache meist altertümlicher zu sein scheinen, als die des Hereró.

Yoruba.

Das Yoruba ist in seinem grammatischen baue einfacher, als die beiden zulezt besprochenen sprachen. Weder von declination noch von conjugation in unserem sinne findet sich hier etwas. Lassen wir den verf. des oben genanten werkes selbst reden. S. 18, § 72: 'Of inflexion, properly so called, the language exhibits but faint traces'. S. 27, § 123: 'Through all the variations of person, number, mode, and tense, the Yoruba verbal root remains unchanged. § 124: Person and number are denoted by the form of the personal pronoun that represents the subject, as follows:

emi ri I see or saw	*awa ri* we see or saw
iwọ ri thou seest or sawest	*ẹṅyiṅ ri* ye see or saw
*óṅ**) *ri* he sees or saw	*nwọṅ ri* they see or saw.

§ 125: The modes and tenses are indicated by auxiliary particles placed before the verb. —— § 126: There is but one conjugation, and no irregular verbs, in Yoruba; all verbs being varied in the same manner'.

So lautet z. b. der aorist perf. *emi ri* I see or saw; aorist imperf.

*) *ṅ* bezeichnet den nasalen klang des vorhergehenden vocals, auch das gutturale *n*. Im originale steht ein anderes zeichen, das ich, um drukschwirigkeiten zu meiden, durch *ṅ* ersezt habe.

emi riri I am or was seeing; past perf. *emi ti ri* I have or had seen, past imperf. *emi ti riri* or *ńti riri* I have or had been seeing; futur. *emi ó ri* or *á ri* I shall or will see u. s. f.; aorist optat. or potential *emi ma ri* I may or would see or am seeing u. s. f.; subjunctive forms z. b. aorist perf. *bi emi ba ri* if I see or saw; futur. *bi emi ó ba ri* if I shall or will see u. s. f. S. 39, § 173: 'Our Present Participle is represented 1. By a simple verb —— 2. By a verb with the prefix *ń*', das überhaupt öfters vor so genanten verben erscheint und warscheinlich rest des häufig gebrauchten demonstrativums *ni* ist, das zugleich als verbum substantivum und praeposition gilt (vgl. §§ 128. 136. 182 flg. 226). § 174: 'The Perfect Participle is represented much in the same manner as the present'. S. 43, § 195: 'Yoruba nouns are not varied in form to express gender, number, or case; or in other words, they exhibit no traces of inflexion'.

Überblicken wir das in disen aufszügen enthaltene, so stellen sich folgende puncte herausſs: 1. Der verbalstamm selbst nimt kein personenzeichen an, ein pronomen separatum deutet die person an, auf welche sich der stamm beziehen soll. 2. Die so genanten verba fungieren zugleich als participien. 3. Die nominalstämme haben kein casuszeichen.

Difs berechtigt uns zu der behauptung, dafs im Yoruba nomen und verbum nicht in einer dem Indogermanischen auch nur an nähernd vergleichbaren weise geschiden ist.

Malayisch und Südseesprachen.

Es ist bekant, dafs das Malayische und die Südseesprachen in irem grammatischen baue bezüglich des aufsdruckes von casus- und personalbeziehungen wesentlich auf dem standpunct des Chinesischen und anderer isolierender sprachen stehen, von denen sie sich nur durch entwickelung zusammen gesezter wortstämme unterscheiden. Hier fält also stamm und wort zusammen, wie in den isolierenden sprachen wurzel, stamm und wort. Eine scheidung von nomen und verbum in der lautlichen form kann disem algemeinen character der sprache zu folge im ganzen ungeheuren gebiete der Malayischen und Südseesprachen nicht statt finden.

In disem puncte stimt das urteil aller derjenigen überein, welche sich mit disen sprachen beschäftigt haben. Da mir auf disem gebiete

genaueres eigenes studium ab geht, sei es mir verstattet, einige urteile anderer über dise sprachen hier an zu füren.

Hören wir vor allem Wilhelm von Humboldt. Er sagt (Kawispr. CCLXXVII f.: 'Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren Verkennung, oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbalfunction ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen läfst sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function characterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigener Selbständigkeit und die Verbindung des Pronomens ist so lose, dafs man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, dafs wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite, mit wenigen Ausnahmen, an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andern nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstöfst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht, und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheils sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht blofs von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch gröfserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen'.

Buschmann (Kawispr. II, s. 79, § 11) sagt von den sprachen des malayischen stammes überhaupt: 'So wie das Nomen in diesen Sprachen der Declination ermangelt, ebenso fehlt, genau genommen, auch dem Verbum die Conjugation in ihnen. Partikeln und die persönlichen Pronomina deuten die Modi, Tempora und Personen an, bleiben in dieser Andeutung, bis auf äufserst wenige Ausnahmen, unverändert und

unabgekürzt, verschmelzen daher nicht mit dem Grundwort, und fehlen endlich sehr häufig ganz'. S. 81: 'Dasselbe Wort dient in den Malayischen Sprachen, wie es freilich auch in den meisten andern bisweilen geschieht, zum Nomen und zum Verbum, ohne seine Gestalt im Geringsten weder durch Flexion, noch durch Affixa zu verändern'. II, 348 gibt Buschmann fürs Tagalische folgendes beispil: *sungmusùlat siyà* schreibt er, *ang sungmusùlat* der schreibende; *sa susulat* für den der schreiben wird, *susulat siyà* schreiben wird er. Die worte, welche eine form als so genantes verbum erkennen lafsen, werden aufsdrüklich (II, 347, § 36) als 'abgesonderte Wörter' bezeichnet.

Hierzu stimt genau A. A. E. Schleiermacher, de l'influence de l'écriture sur le langage etc. suivi de grammaires Barmane et Malaie etc., Darmstadt 1836, p. 446, grammaire Malaie § 31: 'La plupart des mots malais primitifs sont de deux syllabes. Beaucoup de ces mots appartiennent en même temps à plusieurs parties du discours, et on peut les employer dans l'état primitif comme verbes, noms, adverbes, prépositions, conjonctions ou interjections, si la connexion du discours rend suffisamment clair le sens dans lequel ils sont pris'. Ferner s. 448, § 34: 'Les mots ne prennent point d'inflexions'.

Von den Südseesprachen sagt Buschmann (Kawispr. III, s. 842, § 52): 'Die Südseesprachen haben die Ununterschiedenheit der Redetheile mit den westlichen gemein; dasselbe Wort kann die Eigenschaft eines Subst., Adject., Verbums u. s. w. in sich vereinigen; der Vorsatz des Artikels macht es zum Subst., der einer Verbal-Partikel zum Verbum, und die Nachstellung nach einem Hauptworte zum Adj.'.

Nach Hardeland (Versuch einer Grammatik der Dajackschen Sprache [auf Borneo], Amsterdam 1858) sagt Steinthal (Characteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, s. 157): 'Zunächst zeigt sich auch im Polynesischen Mangel an Unterscheidung der Redetheile. Substantivum, Adjectivum, Verbum, Präposition kann in derselben Form liegen'. Von den so genanten verbalpraefixen heifst es hier (s. 169): 'Am wenigsten läfst sich sagen, dafs jene Präfixe Verba bilden. Denn da sie nicht persönlich flectirt werden, sondern durchaus unverändert bleiben, so könnte man sie nur als Participia, genauer genommen, nur als transitive oder intransitive Adjectiva ansehen'. Ferner (s. 171): 'Das Verbum hat weder Personal-, noch Temporal-, noch Modal-Flexion'.

Disen übereinstimmenden urteilen wird man um so mer vollen glauben schenken, als in den an gefürten werken beispile aufs den sprachen selbst zur bestätigung des oben gesagten zu finden sind.

Nur von zwei der zalreichen hierher gehörigen sprachen ligen mir grammatische bearbeitungen vor. Dise zwei sprachen will ich im folgenden noch besprechen, um das vorstehende näher zu begründen und anschaulicher zu machen.

Favorlang (Formosa).

Über das Favorlang auf Formosa habe ich vor mir die arbeit von H. C. von der Gabelentz (Ueber die formosanische Sprache und ihre Stellung im malaiischen Sprachstamm, Leipzig 1858). Dise sprache ist, wie der genante forscher schlagend dar tut, in irem grammatischen baue mit den sprachen der Philippinischen Inseln (Tagalisch, Bisayisch, Pampangisch u. s. f.) zunächst verwant. Das Favorlang verhält sich in dem uns hier beschäftigenden puncte natürlich eben so wie das Tagalische (s. o.). Einige aufszüge mögen hier platz finden.

Das nomen hat einen bestimten artikel *a, ja,* für nomina propria *ta; o,* in gewissen fällen *no,* bezeichnet besonders den genitiv und accusativ (§ 15). Es gibt keine casusbezeichnung aufser durch praepositionen (§ 16). Der plural ist dem singular gleich, oder er wird durch reduplication aufs gedrükt. Die nahe verwantschaft der adjectiva und der so genanten verba ligt klar zu tage (§§ 18—20); *bao a idac* (*bao* jung, neu; *a* artikel) heifst sowol 'das neue des mondes' als 'der mond ist neu'.

Die persönlichen pronomina sind *ina* ich, *jo* du, *icho* er, *ja* (vgl. den artikel) es. Dise formen gelten zugleich für die obliquen casus; z. b. (s. 29) *ina papagcha jo* ich werde-schlagen dich; *papagcha* ist der durch reduplication (§ 31) gebildete futurstamm one bezeichnung von person und numerus.

Die so genanten verbalformen, die, wie das oben an gefürte beispil zeigt, keinen aufsdruck für die personalbeziehung besitzen, drücken die tempusbeziehung durch gewisse praefixe oder infixe oder durch reduplication oder auch gar nicht aufs (vgl. oben *bao* 'neu' und 'er ist neu'). So wird z. b. behufs der bildung des praesens activi nach dem an lautenden consonanten, zu denen auch der spiritus lenis (d. h. der mit der aufssprache eines an lautenden vocals verbundene explosivlaut)

zu rechnen ist,*) das infix *-umm-* gesezt; z. b. *chachcho* lauge, *ch-umm-achcho* ich wasche mit lauge; *'-umm-achol* ich lege bei seite von *'achol* u. s. f. Ein geschobenes *-in-* bezeichnet das praeteritum (§ 30), reduplication des anlautes der praesensform mit *a* das futurum (auch in disem falle gilt der spiritus lenis als consonant); z. b. *cha-ch-umm-achcho* ich (du, er) werde mit lauge waschen, *'a-'-umm-achol* ich werde bei seite legen u. s. f. *Ma* bildet verba neutra (§§ 32. 33); z. b. *bachas* trockenheit, davon *ma-bachas*, praeterit. *m-in-a-bachas* (infix im praefix), futur. *ma-ma-bachas; pa* bildet causativa (§§ 34 — 36), z. b. praes. *pa-'achol* bei seite legen lafsen (vgl. oben *'umm-achol*), praeterit. *p-in-a-'achol*, futur. *pa-pa-'achol* (hierher gehört auch das oben an gefürte *pa-pagcha* ich werde schlagen) u. s. f. Die bildung der äufserst merkwürdigen passivstämme übergehen wir hier, etwas specifisch verbales ist inen keinesweges eigen.

Neuseeländisch.

Über das Neuseeländische steht mir nur zu gebote der kurze 'Abriss der Neuseeländischen Grammatik u. s. f. nach dem englischen Original von Mr. Norris übersetzt von A. Hoefer (in dessen Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I, s. 187—202) nebst Sprachproben I, 202—206 und III, 301—309.

In diser sprache sind die grammatischen beziehungsformen fast nur in den pronominibus und in den partikeln entwickelt. Wärend so genante nomina und verba keiner abänderung nach zal, casus, modus und person unterworfen sind, werden beim pronomen die zalunterschide bezeichnet. Das persönliche pronomen lautet:

	Singular.		Dual.	Plural.
I.	*hau*, nach andern *au*, auch *ahau* (I, 196. III, 303)	nach gewissen partikeln *ku*	*maua* ich und ein anderer (I+III)	*matou* = I sing. + III plur.
			taua ich u. du (I+II)	*tatou* = I sing. + II plur.
II.	*koe*	*u*	*korua*	*kotou*
III.	*ia*	*na*	*raua*	*ratou*

Deutlich ist in einigen fällen der beziehungsunterschid von singular und plural als ein bedeutungsunterschid gefafst, d. h. singular und

*) Der Herr Verf. fafst difs etwas anders; vgl. §§ 29. 31.

plural sind wurzelhaft verschiden, sind zwei verschidene worte, nicht durch grammatische abänderung eines und des selben stammes gesondert (also nicht wie *equus*, *equa*, sondern wie pferd, stute). Difs ist der fall bei *te* bestimter artikel im singular, *nga* bestimter artikel im plural (warscheinlich auch bei *na*, *raua; hau*, *matou* s. o.). Unbestimter artikel ist *he*. Aufserdem gibt es noch demonstrativa.

Die so genanten nomina sind, nach den sprachproben zu urteilen, daran kentlich, dafs ein artikel, ein demonstrativum, oder ein possessivum (*to-ku* oder *ta-ku* mein; *to-u* oder *ta-u* dein; *to-na* oder *ta-na* sein, ir; dual *to-maua* oder *ta-maua* u. s. f.; plur. *a-ku* oder *o-ku*; *a-u* oder *o-u; a-na* oder *o-na*, stäts mit *a*, *o* anstatt *ta*, *to* des singulars) vor inen steht. Die so genanten verba, ebenfals unveränderlich nach zal und person, kent man an den sie begleitenden partikeln. Die personen werden nur durch die, wie es scheint, stäts nach gesezten selbständigen pronomina aufs gedrükt. Als verbalformen werden (s. 198) zusammen gestelt:

Activ	Passiv
ka tango neme, nam*)	*ka tango-hia*
tango ana neme, nam	*tango-hia ano* (= *ana*)
e tango wird nemen	*e tango-hia*
e tango ana nemend; ist, war nemend	*e tango-hia ana*
kua tango hat genommen	*kua tango-hia*
ka tango ai wird nemen	*ka tango-hia ai*
kia tango ai dafs (er) neme	*kia tango-hia ai*
kia tango zu nemen	*kia tango-hia*
tango-hia nim	
kaua e tango nim nicht.	

Mittels zusatz der partikeln kann fast jedes wort verbal gebraucht werden (I, s. 200, § 35).

Und nun noch einige beispile aufs den sprachproben, aufs gewält von mir, um an inen die in diser sprache nicht volzogene scheidung von nomen und verbum auf zu zeigen. *ko nga mea whaka-pono* (III, s. 303); *ko* demonstrative partikel; *nga* bestimter artikel im plural; *mea* ding, dinge; *whaka-pono* glauben; *whaka* (andere schreibung *waka*) bil-

*) Eigentlich nicht zu übersetzen, da im Neuseeländischen die person nicht bezeichnet ist.

det causativa: *pono* warheit: der satz bedeutet also: die [illegible] bens: *mea whaka-pono* 'dinge des glaubens' hat nicht [illegible] brauchliche genitiv-partikel *a* oder *o* z. b. in *ko nga ture* [illegible] gebote des gottes s. 302: *te wahine* frau *a to-u* dein. s. o. [illegible] deines nächsten s. 303 und aufserdem ser oft. Hier [illegible] *whaka-pono* als nomen zu fafsen. Als verbum erscheint [illegible] dagegen in folgendem satze: *e whaka-pono ana ahau* [illegible] *Atua* ich glaube an got; hier sind *e — ana* so genante [illegible] s. o. die zusammenstellung der verbalformen. Die selbe [illegible] *e — ana* gilt aber auch als participium, z. b. Luc. I, 11 s. [illegible] *kite-a e ia te anahera o te Ariki e tu ana ki matau o te ata* [illegible] *ra*; *a* und: *ka* verbalpartikel: *kite-a* gesehen. passivum zu [illegible] bei; *ia* pron. der III. sing.: *te* sing. des bestimten artikels: [illegible] engl. angel; *o* oder *a* genitivpartikel: *Ariki* Lord: *e tu ana* [illegible] *tu* stehen; *ki* bei, zu u. s. f., wörtlich also: and was seen by [illegible] angel of the Lord standing to right of the altar of the thing sweet-[illegible] ὤφθη δὲ αὐτῷ ἄγγελος κυρίου, ἑστὼς ἐκ δεξιῶν τοῦ θυσιαστη[illegible] θυμιάματος. III. 304: *e hara ana* die sich vergehen gegen uns. [illegible] fals participial. Man beachte auch wendungen wie Luc. I. 20: [illegible] *kahore koe i waka-pono ki aku kupu*; *no* von; *te* artikel; *mea* ding: [illegible] negation, nicht; *koe* du; *i* 'in, to, at. from. whilst, than. und [illegible] den Verbis, wenn kein Nominativ da ist oder wenn ein solcher v[illegible] geht' I. 201; *waka-pono*, s. o., glauben; *ki* bei. zu; *aku* possessivum I. pers. plur.; *kupu* wort. also: from the cause not thou in believ[illegible] my words, ἀνθ᾽ ὧν οὐκ ἐπίστευσας τοῖς λόγοις μου.

Das adjectivum steht one weitere bezeichnung nach dem sub[illegible] tivum z. b. *nga mea katoa* the things all. Luc. I. 3 (I. s. 203); *Ti[illegible] tangata pai rava* Theophilus the man good very, ibid.; *te mea kakara* thing sweet-scented I, 204; *te mea waka-haurangi* the thing cause-drunkenness, d. i. σίκερα, Luc. I, 15; *te wairua tapu* the spirit holy u. s. f.

Ein verbum substantivum scheint es nicht zu geben, z. b. III. [illegible] *ko Ihowa ahau ko-tou Atua*; *ko* demonstrativ, eine art stärkeren arti[illegible] *ahau* ich; *to-u* possessivum II. sing.: Jehovah ich (bin) der dein g[illegible] Eben so an andern stellen.

Wenn also auch, so weit meine auf einigen wenigen lesestücke[illegible] beruhende ser beschränkte einsicht in dise sprache es erkennen l[illegible] im Maori in der regel zu bemerken ist, ob man ein wort als nomen oder

als verbum übersetzen soll, so siht man dennoch, dafs namentlich das, was wir participium nennen, vom verbum finitum nicht geschiden ist und dafs ferner nur das als ganz selbständiges wort bei gesezte pronomen dem die stelle des verbum vertretenden worte die beziehung auf eine bestimte person verleiht. *Eine wirkliche scheidung von verbum und nomen ist in diser ser einfachen, so zu sagen kindlichen sprache nicht vorhanden.* Rechnet man partikeln, artikel, pronomina als völlig getrente worte — und nichts spricht für das gegenteil — so sind *nomina und verba im Neuseeländischen unveränderlich in irer form und völlig einander gleich.*

Melanesische Sprachen.

Kentnis der melanesischen sprachen (sprachen der schwarzen rasse der inselwelt), soweit die bisherigen fast nur in übersetzungen von religionsschriften u. dergl. bestehenden hilfsmittel eine solche verstatten, verdanken wir Herrn H. C. von der Gabelentz (Die melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den malaiisch-polynesischen Sprachen untersucht von H. C. von der Gabelentz. Aus dem VIII. Bande der Abhandl. der Königl. Sächsischen Gesellsch. der Wissensch., Leipzig 1860).

Im algemeinen stehen dise sprachen den polynesischen ser nahe (§ 533, s. 266). 'Die Substantiva haben in den meisten melanesischen Sprachen einen Artikel, der verschieden ist, je nachdem er vor einem nom. propr. oder vor einem nom. comm. steht' (§ 515, s. 255). 'Die Bezeichnung der casus erfolgt in den melanesischen Sprachen, wie in den polynesischen, durch vorgesetzte Partikeln' (§ 516, s. 256). Auch im Melanesischen ist das pronomen besonders reich entwickelt. 'Das Verbum ist wie das Nomen in allen melanesischen Sprachen flexionslos und hat meistens nur sehr unvollkommene Mittel Tempus und Modus auszudrücken' (§ 526, s. 262). *Eine scheidung von nomen und verbum ist also in den melanesischen sprachen eben so wenig vorhanden, als in den inen nahe stehenden polynesischen.*

Als belege zu dem gesagten mögen einige formen aufs disen sprachen hier eine stelle finden.

Fidschi.

Von den melanesischen sprachen steht die Fidschisprache den polynesischen sprachen am nächsten, sie bildet 'gewissermassen den Uebergang von den polynesischen zu den melanesischen Sprachen' (§ 9, s. 9).

Hier lautet der artikel, der, wenige fälle, die villeicht als eine art zusammensetzung zu fafsen sind, aufs genommen, (§ 36) vor den nominibus steht, *ko*, *o* für nomina propr., für andere substantiva *na*, *a* (§ 34); *o*, *a* sind als verflüchtigungen von *ko*, *na* zu betrachten. Nur durch den artikel wird das nomen als solches kentlich, nur durch das pronomen und die verbalpartikeln, die noch dazu teilweise in gewissen fällen felen können (§ 61, s. 39), das verbum. Ab gesehen von disen, durchweg als selbständige worte geltenden elementen, ist kein unterschid zwischen nomen und verbum vorhanden. Z. b. *a lako* das gehen, *a tiko* der sitz (§ 22, s. 20; § 51, s. 36), aber (§§ 46. 47, s. 31) praesens *au sa lako* ich gehe (*au* ich, vgl. das Neuseeländ.; *sa* praesenspartikel), *o sa lako* du gehst, *sa lako* oder *e lako* (auch *e* ist praesenspartikel, wenn kein pronomen vorher geht) er geht. Wir haben also auch hier, wie so oft, die dritte person one personalbezeichnung (vgl. § 81, s. 46); *keirau sa lako* wir beide (den an geredeten aufs geschlofsen) gehen, *kedaru sa lako* wir beide (den an geredeten mit ein geschlofsen) gehen, und so fort mit allen fünfzehn pronominalformen (singular, dual, trial, plural; inclusiv den an geredeten und exclusiv; I. II. III. person). Praeteritum *kau a lako* (*kau* eine andere form für *au* ich, vgl. neuseeländ. *ku*; *a* zeichen des praeteritum) ich bin gegangen u. s. f.; futurum *au na lako* ich werde gehen; conjunct. *meu* (*me* dafs) *lako* dafs ich gehe, *me lako* dafs er gehe (aber auch 'zu gehn' infinit.); imperat. *lako*, *mo lako* geh.

Ein eigentliches verbum substantivum felt im Fidschi (§ 65, s. 40); 'die blosse Copula liegt in den Verbalpartikeln, die auch mit Nomen, Pronomen oder Adverbium verbunden zum Ausdruck derselben dienen', d. h. doch wohl nichts anderes, als dafs jedes wort gewissermafsen zum verbum wird, wenn im eine verbalpartikel zur seite tritt, so wie wir das verbum zum nomen werden sahen, wenn im der artikel vor gesezt wird; z. b. *sa lekaleka na* (artikel) *noda* (unsere) *gauna* es (ist) kurz unsere zeit.

Annatom und andre Neu-Hebridische Sprachen.

Die sprache der insel Annatom, der südlichsten der Neu-Hebriden (§ 123, s. 65), deren bau der verf. nach einer übersetzung des Lucas vor legt, zeigt die bereits bekanten erscheinungen.

Der bestimte artikel, *in-* vor consonanten, *n-* vor vocalen, wird praefigiert; er allein reicht aufs, um ein verbum zum substantivum zu machen (§ 144, s. 88), doch steht er nicht stäts am nomen (§ 165, s. 100 f.). Überhaupt sind substantiva, adjectiva, verba, adverbia nicht in irer form verschiden (§ 146, s. 89). Auch hier findet sich eine reiche entwickelung des pronomens (§ 148, s. 90). Beim verbum, das an sich unveränderlich ist, werden die beziehungen der person und des numerus durch die pronomina, die temporalen und modalen beziehungen aber durch elemente, die ans pronomen treten, aufs gedrükt (§ 155, s. 93), z. b. *ek* (praesensform des pronomens der I. sing., für sich *ainyak* lautend) *asaig* ich sage; *et asaig* er sagt (*aien* er); *eru asaig* sie zwei sagen (*arau* sie zwei); *era asaig* sie (plur.) sagen (*ara* sie) u. s. f. Im praeterit. imperf. lauten dise personen I. *ekis asaig* ich sagte; III. sing. *is asaig;* III. dual. *erus asaig;* III. plur. *eris asaig* u. s. f.; praeterit. perfectum *ek mun asaig* ich habe gesagt u. s. f.; futurum *ekpu asaig* ich werde sagen u. s. f. *Asaig* kann auch one pronomen imperativ sein (§ 165). Auch hier gibt es kein verbum 'sein' (§ 173, s. 106).

Die übrigen neu-hebridischen sprachen bieten wesentlich das selbe bild (das § 237 aufs einer handschriftlichen grammatik über das verbum des Erromango mit geteilte lautet auf fallend). Ja sogar es findet sich in der sprache von Erromango 'das Verbum in seiner einfachen Gestalt und ohne weitern Zusatz als Praesens, Praeteritum, Futurum, Participium, Imperativ und Infinitiv gebraucht' (§ 238, s. 140), z. b. *neni* er ifst, er afs, ifs; *nemettet* sie fürchteten sich, fürchte dich u. s. f. Im Tana felt sogar ein eigentlicher artikel (§ 258, s. 150), der doch in disen sprachen meist das nomen als solches zu bezeichnen pflegt.

Duauru.

Die Duaurusprache auf Baladea oder Neu-Caledonia (§ 400, s. 214 flg.) steht so zimlich auf dem standpuncte völliger nichtunterscheidung der redeteile, denn sie hat keinen artikel (§ 412, s. 222), die nomina haben auch sonst keine für sie characteristische form (§ 410,

s. 222) und dem verbum felen auch fast alle partikeln (§ 421, s. 225), doch bezeichnet hier das vor gesezte pronomen personale die person; z. b. *inggo* (ich) *ve* ich gehe, ich gieng, ich werde geben; *inggu* (oder *nggu*, *ngo* du) *ve* du gehst, giengst u. s. f., auch 'geh' imperat.

Bauro.

Bis auf das vorhandensein eines artikels steht die sprache der insel Bauro, eine der Salomonsinseln (§ 447 flgg.), auf der selben stufe wie das Duauru.

Hier sind wir bereits bei sprachen an gelangt, die sich, was den lautlichen aufsdruck der beziehung betrift, durchaus nicht wesentlich von den im folgenden zu erwähnenden sprachen Ostasiens unterscheiden. Von disen sind mir folgende mer oder minder bekant.

Bodo.

Kentnis der grammatischen bildung der Bodo und Dhimál, zweier sprachen, die Max Müller (Letter to Chevalier Bunsen on the classification of the Turanian languages by Max Müller, M. A., p. 109 flg.) zu den Lohitic Dialects der Bhotîya Class (deren hauptrepräsentant das Tibetische ist) rechnet und die demnach im Brahmaputra- (Lohita-) gebiete (Assam u. s. f.) gesprochen werden, verdanken wir Hrn. Hodgson (Essay the First: on the Kocch, Bódo and Dhimál Tribes in three parts etc. By B. H. Hodgson, Esq. B. C. S. Calcutta: printed by J. Thomas, Baptist Mission Press 1847, mit zalreichen handschriftlichen nachträgen und berichtigungen vom hrn. verf.).*)

Im Bodo findet die declination mittels nach gesezter elemente statt. Z. b. *hiwá* a man; *hiwá ni* of a man; *hiwá lago* with a man u. s. f. Plu-

---

*) Leider ist es mir zur zeit nicht möglich, mich in die verwickelten grammatiken des Váyu und des Báhing (eines dialectes des Kiránti) ein zu studieren, welche, nach den mir vom verf. gütigst mit geteilten zimlich umfangreichen und von im selbst aufs sorgfältigste handschriftlich verbefserten abzügen zu schliefsen, in dem Journal of the Asiatic Society of Bengal, warscheinlich vom jare 1858, s. 1—262 (corr. 270) stehen. Die Váyu (s. 249, corr. 257) 'vulgarly called Háyus, inhabit the central Himálaya. — They are subjects of Nepal'. Das selbe gilt von den Kiránti oder Kiráti, zu denen die Báhing gehören. Hoffentlich kann ich künftig einmal in form eines nachtrags zu diser onehin ser lückenhaften skizze das jezt versäumte nach holen.

ralis eben so, nur mit dem pluralzeichen vor der postposition, also: *hiwá phúr, híwá phúr ni, hiwá phúr lago* u. s. f.

Die pronomina personalia sind: I. sing. *áng* I, genit. *ang ni*, instrum. (oder comitativ) *ang lago* u. s. f.; I. Plur. *jong* we, *jong ni*, *jong lago* u. s. f.

II. sing. *nang* thou; II. plur. *nang chúr* ye.

III. sing. *bí* he, she, it; plur. *bi chúr* they; übrigens ganz wie bei den andern nominibus.

So genantes verbum. Z. b. *tháng* go; praesens: sing. I. *áng tháng-ó*, II. *nang tháng-ó*, III. *bí tháng-ó*. Plur. I. *jong tháng-ó*, II. *nang chúr tháng-ó*, III. *bí chúr tháng-ó*.

Eben so praeteritum: *áng, nang, bí* u. s. f. *thâng-á* oder *tháng bai*; futurum *áng, nang* u. s. f., *tháng nai* u. s. f. Das selbständige getrente pronomen personale ist also allein für sich stehend aufsdruck des subjects beim so genanten verbum; es braucht jedoch nicht unmittelbar an lezterem zu stehen, z. b. *áng phá-rou tháng-nai*, wörtlich ich dorf-zu gehen-werden, I shall go to the village.

Dhimál.

Das Dhimál zeigt wesentlich den selben sprachcharacter wie das Bodo. Die gedrängte darlegung des selben genügt auch hier als beantwortung der uns beschäftigenden frage.

Nomen. Z. b. *wával* a man; *wával ko* of a man; *wával éng* to a man; *wával dosa* with a man u. s. f. Plural: *wával galai* men; *wával galai ko, vával galai éng* u. s. f.

Pronomina. I. sing. *ká* I, aber *káng ko* of me; *káng dosa* with me, *kéng* (warscheinlich aufs **ká éng* zusammen gezogen) to me, me u. s. f.; I. Plur. *kyél* we; aber *king ko* of us; *king óng* to us; *king dosa* with us.

II. sing. *ná* thou; aber genit. *náng ko;* dat. und accus. *néng* (wol auch hier, wie bei I, aufs **ná éng*) u. s. f.; II. plur. *nyél;* genit. *ning ko;* dat. accus. *ning éng* u. s. f.

III. sing. *wá* he, she, it; genit. *ó-kó, wáng-kó;* dat. acc. *wéng* (wol wie bei I. und II. zu erklären); instrum. (od. comitativ) *wang dosa* u. s. f.; III. plur. *úbal* they, *úbal ko, úbal éng* u. s. f.

Verbum (so genantes). Hier spilen die 'auxiliaries' eine rolle, deren es merere gibt (*khi, nhi, hi, áng*); sie treten zu andern wurzeln hinzu, um das tempus an zu deuten (vgl. die Bántusprachen Africas, z. b.

das praesens des Zulu). Das pronomen steht in den I. und II. personen zwei mal, in den III. nur ein mal. Z. b.

Singular.

I. *ká hadé* (gehen) *khi* (auxiliare) *-ká* I go
II. *ná hadé khi-ná* thou goest
III. *wá hadé khi* he goes.

Plural.

I. *kyél hadé khi kyél* we go
II. *nyél hadé khi nyél* ye go
III. *úbal hadé khi* they go.

Eben so *ká hadé hi-ká* I went; *ká hadé áng ká* I will go u. s. f.; *hadé* II. imper. go!

Auch hier ergeben die sprachproben, dafs das pronomen keinesweges an die das verbum vertretenden wurzeln und stämme gebunden ist, auch braucht es nicht stäts in den I. und II. personen doppelt zu stehen, z. b. (s. 128): *ká dérata hadé-áng* I to-the-village shall-go.

Tibetisch.

Im Tibetischen gibt es ebenfals keine personalendungen; nominalformen und verbalformen sind hier nicht geschiden. J. J. Schmidt (Grammatik der Tibetischen Sprache, St. Petersburg 1839, § 115) sagt: 'In keinem Tempus eines Verbi gibt es eine Endung oder sonst ein Zeichen, das auf den Unterschied der Personen hindeutete; diese müfsen aus dem vorhergehenden Nomen, Pronomen oder aus dem Zusammenhange überhaupt erkannt werden. Das Tibetische Verbum und dessen Conjugation basirt sich übrigens auf eine Anzahl unpersönlicher und daher unbestimmter Ausdrücke und Redeformen, welche durch die Participia Praesentis, Praeteriti und Futuri gebildet werden'.

Kassia.

Im Kassia (H. C. von der Gabelentz, Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache, Leipzig 1858, aus den Berichten über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften) scheidet nur der vor das nomen tretende artikel dises vom verbum. Lezteres ist durch das vor gesezte pronomen und andere elemente kentlich. Der imperativ enträt des pronomens, z. b. *shim, bám* nemet, efset; dise formen können auch infinitive sein. Der stamm selbst, oder vilmer

die einzelnen wurzeln, die hier, wie im Chinesischen, durchaufs unveränderlich sind, kennen eben so wenig unterschide in der form, wie im Chinesischen; z. b. *mon* wollen, wille; *lih* weifs, weifs sein. Nur durch andere, ebenfals selbständige wurzeln (worte) wird eine nähere bestimmung der beziehung ermöglicht. Indes ist nicht in abrede zu stellen, dafs auf disem wege im Kassia, bis auf wenige bestimte fälle, eine scheidung der als nomina fungierenden wurzeln von den als verba geltenden vorhanden ist. Nur ist natürlich dise scheidung nicht, wie im Indogermanischen, mittels wirklicher wortbildung erreicht, da es eine solche in sprachen dises baues überhaupt nicht gibt.

Chinesisch.

Das Chinesische besteht bekantlich aufs lauter unveränderlichen wurzeln, die als worte jeder art fungieren. Stellung u. s. w. leren, ob wir eine wurzel mittels eines verbums, eines nomens oder eines adverbiums in unseren sprachen wider zu geben haben.

Annamitisch, Siamesisch, Barmanisch.

Vom Annamitischen und Siamesischen, die villeicht mit dem Chinesischen stamverwant sind, gilt das selbe wie vom Chinesischen, so weit ich mich diser sprachen von früheren studien her erinnere; gegenwärtig sind mir keine hilfsmittel für die selben zur hand. Vgl. Schott (chinesische Sprachlehre, Berlin 1857, s. 1): 'Die sprachen von Annam (An-nan) und Siam könnten ihrem character nach wahre schwestern des Chinesischen sein'. Übrigens ist nach Schott das Annamitische dem Chinesischen stamfremd (Schott, zur Beurtheilung der annamitischen Schrift und Sprache; Abhandl. der Königl. Akad. der Wissensch. zu Berlin, 1855, II, s. 116: 'aber bald überzeugen wir uns von der unmöglichkeit. eine nähere oder auch nur entferntere verwantschaft beider sprachen [des Annamitischen und des Chinesischen] nachzuweisen)'. Auch im Barmanischen findet keine bezeichnung der person beim so genanten verbum statt.*) Vgl. jedoch die zusammenstellung

---

*) Durch die güte meines gelerten freundes Prof. Dr. Rost in Canterbury lernte ich Dormer Augustus Chase Anglo-Burmese Hand-book or a guide to a practical knowledge of the Burmese Language, Maulmain 1862, klein 4°, kennen. Die in merfacher beziehung merkwürdige Barmanische sprache hat, wie das Chinesische, die morpho-

chinesischer, barmanischer, siamesischer und tibetischer worte bei Max Müller, Classification of the Turanian languages, p. 134 flg.; über die verwantschaft von Barmanisch und Tibetisch s. Schiefner, tibetische Studien, St. Petersburg 1851, s. 20.

Namaqua.

Im Namaqua, einem dialecte des Hottentottischen, dessen kentnis Wallmanns Formenlehre der Namaquasprache, Berlin 1857, ermöglicht hat, gibt es keine conjugation. Entweder bleibt die wurzel ganz unverändert und die person völlig unbezeichnet, oder sie nimt ein personalsuffix an, gerade so, wie difs bei den die andern redeteile ersetzenden wurzeln und wurzelverbindungen auch geschiht; z. b. *ti-ta* (ego) *ma* (dare) ich gebe, oder auch, in gleicher function, *ma-ta*, das also völlig so gebildet ist, wie jenes *ti-ta*. Das eine übersetzen wir als verbum (do), das andere als nomen (ego). Ein gegensatz von nomen und verbum findet also nicht statt.*)

---

logischen formen *R* (auch *R+R*), *R+r* (ser häufig) und *r+R* (*a* und *ta*, verschidener function, treten nicht selten vor die hauptwurzel, desgleichen die negation *ma*). Auch im Barmanischen finden sich ansätze zur flexion (Chase § 65, s. 39), indem intransitiva durch aspiration des an lautenden consonanten zu transitiven werden, z. b. *lut* to be free, aber *hlut* to release; *tsot* to be torn, aber *htsot* to tear, rend. Auch findet sich zusammenziehung zweier elemente in eines, z. b. (§ 70, s. 43) *'leim* [‿ bezeichnet den light accent] future affix; from *lay* an euphonic and *aṅ* [ṅ bezeichnet ein aufs lautendes *m*; § 9, s. 6]; *hkyay*, combined with *aṅ* becomes *hkyeim'* (§ 90, s. 51).

*) Leider felen für die, nach allem was darüber bekant ward, nicht nur in phonetischer beziehung höchst interessante sprache der so genanten Bosjesmans oder Bus
W.
185
mitt

Alphabetisches Register
der in der vorstehenden abhandlung in betracht gezogenen sprachen.

ÜBER

DIE LADE DES KYPSELOS

VON

J. OVERBECK.

MIT EINER TAFEL.

1.

Litterarische Uebersicht.

Seitdem im Jahre 1770 Heyne als der Erste die Lade des Kypselos oder vielmehr ihre Beschreibung bei Pausanias einer ausführlicheren Untersuchung unterworfen hatte[1], ist dieses interessante und kunstgeschichtlich in hohem Grade wichtige Kunstwerk nie wieder ganz vom Schauplatze der gelehrten Forschung und Erörterung verschwunden, vielmehr hat sich eine Anzahl der tüchtigsten und gediegensten Vertreter der archaeologischen Wissenschaft mehr oder weniger eindringlich mit demselben beschäftigt, und die Lösung des Problems, wie die zahlreichen Figuren, mit denen nach Pausanias' Beschreibung die Lade geschmückt war, anzuordnen oder angeordnet gewesen zu denken seien, in der einen oder der anderen Weise versucht. Allerdings datirt die nächst der Heyne'schen älteste Arbeit über die Kypseloslade, diejenige von Seb. Ciampi[2] um ganze 44 Jahre später, aus dem Jahre 1814, da aber

1) Ueber den Kasten des Cypselus ein altes Kunstwerk zu Olympia mit erhobenen Figuren, nach dem Pausanias. Eine Vorlesung in der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen d. 24. Febr. 1770. Heynes Bezugnahme auf »Andere« nach denen die 3. χώρα des Pausanias als die Hinterseite zu betrachten wäre, während sie Heyne selbst als den Deckel fasst, kann sich nur auf die älteren Herausgeber beziehen, von denen z. B. Sylburg die 3. χώρα als arcae tergum erklärt, während Clavier die fünfte als le dessus du coffre übersetzt. Winckelmann hat die Kypseloslade nur einige Male (Versuch e. Allegorie §. 27 u. 41, G. d. K. 9. 1. 4.) angeführt ohne auf die Gesammtheit der Figuren, mit denen sie verziert war, einzugehn, vielmehr nur Einzelnes gelegentlich anführend.

2) Descrizione della cassa di Cipselo tradotta dal Greco di Pausania, Pisa 1814.

Heynes Aufsatz auch mittlerweile nicht unbeachtet geblieben ist, und bei den späteren Bearbeitern fast immer berücksichtigt wird, so darf man trotz dieser Pause von einer Continuität der Bearbeitung des Problems der Kypseloslade reden. Ein Jahr nach Ciampis Descrizione erschien die Bearbeitung der Lade des Kypselos in Quatremère de Quincy: Le Jupiter Olympien, Par. 1815 S. 124 ff., an welche sich drei Jahre später die wichtigste unter den älteren Arbeiten, die von Welcker[3]) anschloss, zunächst Bericht erstattend über Quatremère de Quincy und diesen berichtigend, dann aber, namentlich an der zweiten der genannten Stellen selbständig und tiefer als Heyne und der Franzose in die Compositionsprincipien der Figurengruppen eindringend. Demnächst sind die mehr vereinzelten Bemerkungen von Siebelis[4]) und Thiersch[5]) anzuführen sowie die ziemlich oberflächliche Behandlung von H. Meyer[6]), der im Wesentlichen nur Heynes Resultate wiedergiebt. Selbständiger fasste das Problem O. Müller[7]), von dem der von Anderen hier und da wiederholte, mehrfach aber bestrittene Gedanke ausging, die Lade sei von elliptischer Form gewesen. Ueber die Inschriften sprach sich in seinem 1831 von O. Müller herausgegebenen archaeologischen Nachlass S. 158 Völkel kurz aber richtig aus. Nächst dem Welcker'schen Aufsatze gebührt der Ehrenplatz einer Arbeit von O. Jahn aus dem Jahre 1845[8]), welche von um so grösserer Bedeutung ist, als sie ein von dem in den bisher genannten Arbeiten ganz abweichendes Herstellungsprincip freilich nicht zuerst aufstellte, denn dieses Verdienst gebührt Visconti[9]) und nach ihm O. Müller[10]), der Visconti nicht erwähnt, also wohl selbständig zu demselben Resultat gelangt zu sein scheint, wohl aber zuerst

---

Ich kenne diese Arbeit nicht selbst, doch scheint sie nach dem Urteil Welckers, Zeitschr. f. Gesch. u. Ausl. d. alten Kunst S. 279 ganz unbedeutend zu sein.

3) In der genannten Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst 1818 S. 270 ff. u. S. 536 ff.

4) In Böttigers Amalthea 1822 2. S. 257 ff., vgl. dens. zu Pausan. 5. 17. 4. Bd. 2. S. 246 seiner Ausgabe.

5) Epochen d. bild. Kunst 1829 S. 169 f. Noten.

6) Gesch. d. bild. Künste b. d. Griechen 1824 S. 15 f. mit Note 20, 2. S. 16 ff.

7) Wiener Jahrbücher d. Litteratur 1827, 38. S. 261, vgl. dessen Handb. d. Archaeol. §. 57. 2.

8) Archaeologische Aufsätze S. 3 ff.

9) Museo Pio-Clementino vol. 4. zu tav. 34. p. 65. Note b.

10) Wiener Jahrbb. a. a. O. S. 261.

durchzuführen bestrebt war, und damit den Reigen der neueren Bestrebungen für die Restauration der Kypseloslade eröffnet. Demselben Jahre wie der Jahn'sche Aufsatz gehört ein solcher von Bergk[11]), der aber, später als jener geschrieben, auf denselben hauptsächlich Rücksicht nimmt[12]), jedoch besonders durch das Bestreben, eine mehr ideelle und gegenständliche als räumliche und künstlerische Entsprechung unter den dargestellten Scenen nachzuweisen, eigenthümlich ist. Der Erste dagegen, welcher auf den räumlichen und künstlerischen Parallelismus in der Composition der Darstellungen auf der Kypseloslade principiell und tiefer einging, war Brunn[13]), dessen Aufsatz zwei Jahre nach demjenigen Bergks (1847) erschien. Nachdem ferner Jahn in der Archaeologischen Zeitung v. 1850, Mai, S. 191 f. einige kurze Bemerkungen über die Chronologie und die Gesammtgestalt der Lade mitgetheilt hatte, erhob Ruhl in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft desselben Jahres Heft 4. Nr. 39 S. 305 ff. eine Opposition gegen die von Jahn zuerst begründete, von anderen Archaeologen gebilligte Anordnungsweise, indem er im Wesentlichen zu der älteren von Heyne und Welcker vertretenen zurückkehrte. Nachdem sodann wiederum zwei Jahre später Preller in der Archaeologischen Zeitung v. 1854 S. 292 ff. besonders über die Chronologie des Kunstwerkes gehandelt hatte, trat 1857 in seiner Uebersetzung des Pausanias Bd. 1 S. 389 Schubart als Ruhls philologischer Secundant auf, während ein Jahr später Jahn in den Berichten der königl. sächsischen Gesellschaft d. Wissenschaften v. 1858 S. 99 ff. sein Anordnungsprincip gegen Ruhl vertheidigte, worauf Ruhl in der Archaeologischen Zeitung v. 1860 S. 27 ff. entgegnete und auch Schubart in den N. Jahrbüchern für Philol. u. Pädag. v. 1861 Heft 5 S. 301 ff. vom rein philologischen Standpunkte aus sein früher kurz abgegebenes Votum näher begründete. Im Vorbeigehen darf ich dann wohl auch meiner eigenen im Jahre 1857 publicirten Bemerkungen[14]) gedenken, weil auf sie namentlich Mercklin Rücksicht genommen hat, welcher in der Archaeologischen Zeitung v. 1860 S. 101 ff. besonders

---

11) Archaeologische Zeitung v. 1845 S. 150 ff.

12) Wie ebenfalls eine ausführliche Anzeige der Jahn'schen Aufsätze von Bergk in der Hall. Allg. Litt. Zeitung v. 1847. Nr. 284 ff.

13) Ueber den Parallelismus in der Composition altgriechischer Kunstwerke, im N. Rhein. Museum 5 (1847) S. 321 und S. 335 ff.

14) Geschichte d. griech. Plastik 1. S. 70 f.

die Inschriften der Kypseloslade näher prüfte, und durch deren Anordnung die Richtigkeit der von mir gegebenen Anordnung der Scenen in den einzelnen Feldern zu erhärten suchte.

Seit der Zeit oder seit der Publication von Ruhls Duplik gegen Jahn und Schubarts reinphilologischer Revision der Frage hat nun die Sache geruht. Und das ist ziemlich natürlich. Denn es ist in der That von der einen und von der anderen Seite so ziemlich Alles gesagt, was zu sagen war; sämmtliche Archaeologen, welche sich über das Problem ausgesprochen haben sind in der Hauptsache einig und durch des Künstlers (Ruhl) und des Philologen (Schubart) Einwendungen in ihrer Ansicht unerschüttert, während es ihnen nicht gelungen ist, auch die Gegner von deren Richtigkeit zu überzeugen.

Das wird auch wenigstens bei dem Einen derselben, dem Künstler, durch Worte kaum zu erwirken sein, wie er selbst[15]) ausgesprochen hat, er werde nur durch eine gelungene gezeichnete Lösung des Problems sich von der Richtigkeit der Ansichten der Archaeologen überzeugen lassen. Uebereinstimmung über das hier vorliegende Problem in weiteren Kreisen als denen, in welchen sie bereits herrscht, herzustellen, giebt es soviel ich sehe nur einen Weg, denjenigen des Versuchs der von Ruhl geforderten graphischen Reconstruction, des so zu sagen thatsächlichen Beweises der Möglichkeit und Richtigkeit des einen oder des anderen Princips der Anordnung der von Pausanias aufgezählten Gruppen und Figuren. Eine solche graphische Reconstruction der Kypseloslade hat, wie er selbst mehrmals ausgesprochen, Ruhl gemacht, und es wäre gewiss nur in hohem Grade wünschenswerth, dass er sie auch veröffentlicht hätte oder dass er dies noch jetzt thun möchte. Da dies aber bisher nicht geschehen ist, und so lange bis es geschehen sein wird, bleibt denen, welche von der Unrichtigkeit der Ruhl'schen Anordnungsprincipien, dagegen von der Richtigkeit der zuerst von Jahn durchgeführten überzeugt sind, wenn sie überhaupt noch Etwas in der Sache thun wollen, Nichts übrig, als den Versuch zu wagen, ihrerseits den thatsächlichen Beweis anzutreten. Dass ich dies unternehme hat seinen individuellen Grund darin, dass sich mir ein hiesiger junger Künstler, welcher sich in meinen Vorlesungen über griech. Kunstgeschichte von der Richtigkeit meiner Principien der Restauration überzeugte, freiwillig zu der Anfertigung

15) Zeitschrift für d. Alterth. Wiss. a. a. O. S. 307.

einer Zeichnung nach eben diesen Principien erbot. Freilich ist derselbe durch andere Arbeiten verhindert worden, sein Vorhaben auszuführen; ich aber, der ich in der Herbeischaffung von Parallelmonumenten und Unterlagen der Zeichnung eine Menge Vorarbeiten gehabt und bei dieser Gelegenheit die ganze Frage im Einzelnen nochmals durchgeprüft hatte, konnte und mochte diese erneute Anregung nicht in Nichts verlaufen lassen, und habe es deshalb gewagt, mit Hilfe eines anderen Zeichners die Arbeit zu vollenden. Indem dieser nun in die eigentlichen wissenschaftlichen Seiten des Problems nicht eingeweiht war, wie jener, entging mir freilich der grosse Vortheil eines selbständig künstlerischen Beiraths, den ich mehr als ein Mal schmerzlich entbehrt habe, und dessen Mangel sich auch mir an mehr als einer Stelle der Arbeit fühlbar genug macht. Mein Zeichner hat mir eine fast nur mechanische Beihilfe gewähren können, und ich war für alles Weitere auf mich allein angewiesen. Ich bin daher vollkommen überzeugt, dass sich die Aufgabe in höherem Sinne künstlerisch würde lösen lassen; vielleicht aber hat meine Lösung eben deswegen den Vorzug einer specifischen archaeologischen und nebenbei den anderen, die Richtigkeit der Principien der Lösung um so nachdrücklicher zu erweisen, weil nach denselben ein blosser Archaeolog unter der nur mechanischen Assistenz eines wissenschaftlich nicht eingeweihten und interessirten Zeichners, die Restauration auch graphisch vollenden konnte. Ob dies nun freilich, und wäre es auch nur der Hauptsache nach, gelungen ist, darüber haben Andere zu entscheiden. Ich aber habe geglaubt, meine Tafel nicht an und für sich oder nur mit den nothwendigsten Bemerkungen begleitet herausgeben zu dürfen, sondern diese Gelegenheit ergreifen zu sollen, um das ganze Problem der Kypseloslade und alle Fragen, welche sich an dieses Kunstwerk knüpfen, einer eingänglichen Revision zu unterwerfen.

2.

Geschichte der bisherigen Herstellungsversuche.

Ueber die Ungenauigkeit und Unbestimmtheit der räumlichen Angaben und Bezeichnungen des Pausanias bei seinen Beschreibungen umfang- und figurenreicher Kunstwerke ist schon oft nur zu sehr berechtigte Klage geführt worden, so z. B. mit allem Nachdruck von Wel-

cker in seiner grundlegenden Arbeit über die polygnotischen Gemälde in der Lesche von Delphi [16]), deren Reconstruction durch eben jenen Mangel in Pausanias' Beschreibung so unendlich erschwert, und nur durch eine freiere, auf Erwägung aller Umstände und Möglichkeiten so wie der künstlerischen Füglichkeit gestützte Interpretation der Angaben des Periegeten über die räumliche Vertheilung und Anordnung der Figuren und Gruppen, wie sie eben Welcker, im Ganzen gewiss zu allgemeiner Ueberzeugung geübt und durchgeführt hat, möglich geworden ist. Aber kaum bei einem einzigen der von Pausanias beschriebenen Kunstwerke, die Leschengemälde und den Thron in Amyklae kaum ausgenommen, ist diese Klage berechtigter, als bei der Lade des Kypselos. Denn nicht allein, dass Pausanias in seiner, drei Capitel seines fünften Buches füllenden und in der Hauptsache gewiss als genau und vollständig anzuerkennenden Beschreibung keinerlei Angabe über die Grösse der Lade und der dieselbe schmückenden Figurengruppen, wenigstens keine directe und ausdrückliche macht [17]), wodurch uns viel Rathen und Streiten erspart worden wäre, schlimmer noch als dies ist es, dass er sich zur Bezeichnung der figurengeschmückten Stellen an der Lade fast wie geflissentlich eines Ausdrucks, des Wortes *χώρα* bedient, den er im ganzen hier verwendbaren Wortvorrathe der griechischen Sprache kaum unbestimmter hätte wählen können. Es folgt daraus für uns die Pflicht, bei der weiteren Behandlung des Problems im Deutschen einen ähnlich neutralen Ausdruck zur Wiedergabe von *χώρα* zu wählen, als welchen sich »Feld« schon deswegen am meisten empfiehlt, weil dies Wort, welches in der That über die Stellen an der Lade, wo die „Felder" zu suchen sind, Nichts aussagt, nicht allein von O. Jahn [18]), sondern auch von Schubart in seiner Uebersetzung des Pausanias gebraucht wird, also von dem Philologen, welcher gegen die archaeologische Restauration der Lade Opposition macht. Für die Geschichte der Reconstruction der Kypseloslade aber, dass ich mich kurz so ausdrücke, hat die Unbestimmtheit des von Pausanias gebrauchten Ausdruckes *χώρα* die Folge gehabt, dass sich über die Frage, was unter *χώρα* zu verstehen sei, und wo man an der

16) Abhandlungen der berliner Akademie v. Jahre 1848. S. 13 f. des Einzelabdrucks.

17) Möglich, dass dergleichen in dem lückenhaften Anfange stand, wie Schubart a. a. O. S. 304. Note 2 annahm, aber behaupten möchte ich das nicht.

18) Archaeolog. Aufsätze a. a. O.

Lade die fünf *χῶραι* des Periegeten zu suchen habe, zwei einander entgegenstehende Ansichten ausgebildet haben, auf deren Durchführung die beiden streitenden Grundprincipien der Anordnung der Figuren beruhen.

Wenn man von einem Kasten, einer Kiste oder Lade liest, und nur mit einem dieser drei Worte lassen sich die beiden Ausdrücke, welche unsere antiken Zeugen von dem Monumente gebrauchen, *λάρναξ* bei Pausanias, *κιβωτὸς* bei Dio Chrysost. orat. 11. p. 163 übersetzen, so ist es ohne Frage am natürlichsten und am nächsten liegend, dabei an ein irgendwie gestaltetes, d. h. sei es mehr oblonges, sei es mehr kubisches, und wiederum gradwandiges oder schrägwandiges, aber immer vierseitiges Geräth zu denken, und wenn man ferner von fünf Feldern an diesem Geräthe liest, welche mit zahlreichen Figuren in Relief bedeckt und geschmückt waren, so liegt ebenso wieder am nächsten, dabei zuerst an die vier Seiten und den Deckel der Kiste oder Lade zu denken.

Das ist denn auch von Heyne bis auf Visconti, Müller und Jahn geschehen, und das geschieht noch heutigen Tages von Schubart und namentlich von Ruhl, dessen ganze Opposition gegen die Archaeologen auf dieser Vorstellung beruht.

Dem gegenüber sind nun zuerst von Visconti, dann von Müller und nach Jahns weiterem Vorgange von allen Archaeologen, die sich bis jetzt über die Kypseloslade haben vernehmen lassen, mehr oder weniger ausdrücklich die *χῶραι* des Pausanias als fünf über einander liegende Felder oder Streifen betrachtet worden, welche die Wandungen des Kastens oder der Lade umgaben, während der Deckel dabei ganz ausser Frage bleibt, und als nicht, wenigstens mit keinen der von Pausanias angeführten Compositionen, geschmückt betrachtet wird.

Die eine und die andere dieser beiden Grundansichten tritt nun aber bei den einzelnen Bearbeitern in so mannigfachen Modificationen auf, dass es sich der Mühe verlohnt, dieselben in diesen Modificationen zusammenzustellen, wobei zugleich auf die verschiedenen Ansichten über die Grösse und Gestalt der Lade wie über die Vertheilungsart der Compositionen auf deren Flächen oder Feldern berichterstattend einzugehen ist, also auf Fragen, welche demnächst kritisch zu erörtern sein werden.

Heyne a. a. O. S. 10 meint, man könne sich von der Gestalt der Lade keine andere Vorstellung machen, als dass es eine längliche Kiste

oder Truhe, »etwa wie ein Sarg«, gewesen sein müsse, mit zwei schmalen, zwei langen Seiten und einer Oberfläche, welche den Deckel ausmachte, obgleich Pausanias einen solchen nicht ausdrücklich erwähne, sondern nur von fünf Seiten rede. Auf der Titelvignette seines Aufsatzes hat Heyne die Lade in der Gestalt, welche er hier angiebt, bemerkenswerther Weise auf einem ziemlich hohen Untersatze stehend, abbilden lassen. In Betreff der Grösse sagt er S. 11, es sei kein Grund anzunehmen, dass die Lade von merklicher Grösse gewesen sei, und wenn man bedenke, dass die Figuren von Gold und Elfenbein waren, so könne man kaum voraussetzen, dass die Länge über vier Fuss betragen habe. Für die Breite der schmalen Seiten nimmt er die Hälfte an. Die Bildwerke auf der Lade denkt sich Heyne S. 12 f. auf die fünf Flächen (Wandungen und Deckel) so vertheilt, dass jede einzelne von Pausanias genannte Gruppe (Scene, »Geschichte« sagt Heyne) ein eigenes Feld eingenommen habe. Für die erste Seite berechnet er fünf Felder Schnitzwerk, für die zweite deren zwölf, desgleichen für die vierte, für die fünfte wieder fünf wie für die erste. Die dritte enthalte nur eine Vorstellung, aber eine weitläufige, eine Schlacht. Indem er nun die erste Fläche als die Schmalseite betrachtet, welche den in den Tempel Tretenden, man sieht nicht ein warum, »zuerst entgegenstiess«, findet er Nichts natürlicher als die Annahme die erste und fünfte Seite oder Fläche sei durch die Schmalseiten der Lade gebildet worden, die zweite und vierte seien als die Langseiten zu betrachten, während er die dritte Fläche, nicht ohne das Gezwungene und Willkürliche dieser Annahme gegenüber den Worten des Pausanias, der die fünfte Fläche als die oberste bezeichnet, zu fühlen, auf den Deckel des Kastens verlegt. Da er nun den Langseiten, welche 12 »Felder« enthalten, 4 Fuss Länge gegeben hat, so berechnet er für jedes »Feld« vier Zoll Länge. Hieraus geht hervor, was Heyne nicht ausspricht, und was sich auch aus seiner Zeichnung nicht klar ersehen lässt, dass er sich die verschiedenen »Felder« neben einander gereiht, nicht in verschiedenen Streifen übereinander angebracht gedacht hat. Ueber das von ihm angenommene Höhenmaass der Figuren ist nirgend eine Angabe zu finden und über den Umstand, dass diese Figurenhöhe bei 4 Zoll Grundlinie jedes »Feldes oder Sujets« nicht mehr als ein paar Zoll Höhe gehabt haben könne, dass sich folglich das gesammte Schnitzwerk wie ein schmales Reliefband um den Kasten gezogen haben müsste, scheint sich Heyne nicht Rechenschaft gegeben zu

haben, wie denn sein ganzer Aufsatz in hohem Grade an dem Mangel einer künstlerischen ja nur räumlichen Anschauung leidet.

Dies Letztere kann man nicht im gleichen Maasse von der Reconstruction von Quatremère de Quincy sagen, dem Einzigen, beiläufig gesagt, von Allen, die sich mit dem Problem beschäftigt haben, welcher dessen Lösung überaus leicht gefunden und p. 131 ausgesprochen hat: »rien de plus facile que de suivre en dessin la déscription de Pausanias«. Seine Anschauung von der Gesammtform der Lade verdankt de Quincy einem Aufenthalt in Niedersachsen während der ersten französischen Revolution, er zeichnet sie dieser Anschauung gemäss in der Form jener grossen Koffer oder Kisten, in denen unsere Knechte und Mägde ihre Kleider und Wäsche aufbewahren, als einen oblongen Kasten mit flachgewölbtem Deckel [19]). Die χῶραι des Pausanias sind auch ihm die vier Seiten und der Deckel der Lade, jedoch gilt ihm als die erste χώρα die eine Langseite (dût être le coté antérieur et principal), für welche Annahme er »le nombre et l'étendue des sujets« als Grund angiebt. Die zweite χώρα ist ihm die links anliegende Schmalseite, die dritte die hintere Langseite, die vierte die zweite Schmalseite und die fünfte der Deckel. Als Maasse nimmt de Quincy p. 131 approximativ 6 Fuss Länge zu 4 Fuss Breite und gleicher Höhe an, den Figuren giebt er etwa einen Fuss Höhe. Um dieselben aber bei diesen Maassen auf die 4 resp. 6 Fuss langen Seiten der Lade anbringen zu können sieht er sich genöthigt, dieselben in dreien Streifen übereinander zu ordnen, welche er, übrigens sehr verständig, durch stehen gelassene Zwischenleisten von einander absondert. Den unter Bäumen gelagerten Dionysos der vierten χώρα verlegt er in das Tympanon des Deckels über der vierten Seite, die Figuren der fünften χώρα in mehren Streifen auf die Fläche des Deckels selbst (planche 3).

Welcker, dessen Aufsatz durch eine Berichterstattung über das Werk des Quatremère de Quincy hervorgerufen wurde, stimmt (a. a. O. S. 537) mit diesem insofern überein, dass auch er als die erste χώρα die »vordere« Längenseite, als die zweite die Querseite links, als die dritte die hintere Längenseite, als die vierte die zweite Querseite betrachtet, während er ebenfalls (S. 544) den Deckel als die fünfte χώρα auf-

19) Thiersch a. a. O. S. 168 nennt das eine barokke Meinung und betrachtet es als »ein merkwürdiges Beispiel von Abenteuerlichkeit der Vorstellungen, die durch kein gründliches Studium alterthümlicher Dinge und durch kein unbefangenes Urteil im Zaume gehalten werden«.

fasst[20]). Ueber die Grösse und Gesammtgestalt der Lade sagt er (S. 548), die Nebenseiten dürften kaum mehr als die Hälfte der Längenseiten gehabt haben, und danach würde auch die ganze Lade eine Gestalt gewonnen haben, wie ausgesucht um ein Kind hineinzulegen; „nach diesem und keinem anderen Maassstabe möchte, wenn einmal vom Ungewissen die Rede sein solle, auch die Grösse zu schätzen sein", die Welcker demnach viel geringer nicht allein als Quatremère de Quincy, sondern auch als Heyne annimmt. Was die Anordnung der Figuren auf diesen Flächen anlangt tritt er (S. 546) de Quincys Zerstückelung der in einer *χώρα* zusammen genannten in drei übereinander liegende Reihen oder Streifen mit sehr bestimmten Worten entgegen und fordert für dieselben eine ununterbrochene Folge. So richtig dies nun auch ist, und so gute Gründe Welcker dafür (a. a. O. u. S. 549) entwickelt, wird man doch nicht umhin können von ihm zu sagen, was von Heyne gesagt werden musste, dass ihm die rechte räumliche Anschauung abging; denn ganz gewiss wird Jeder, der es versucht, es als bare Unmöglichkeit empfinden die Figuren einer *χώρα* in fortlaufender Reihe anders als in einem schmalen Reliefbande auf je einer Seite der Lade anzubringen[21]); vollends dies Reliefband in gleicher Breite über die 4 Seiten fortzuführen und die in der 2. und 4. *χώρα* genannten Figuren auf den Schmalseiten des Kastens unterzubringen, dies kann durch kein Mittel der Abkürzung

20) Die Worte: »nur geht *ἀρξαμένῳ δὲ ἀνασκοπεῖσθαι κάτωθεν* nicht auf die einzelnen Seiten oder Reihen der Figuren (wie b. Quatremère de Quincy), auch nicht, wie Heyne will auf die schmale Seite, die dem Eintretenden zuerst entgegengestossen, sondern auf den Deckel, welcher auch hiernach zu schliessen zuletzt beschrieben wird«, die wir b. Welcker S. 279 lesen, sind nicht, wie Siebelis Amalth. a. a. O. S. 261 meinte, ein Versehen, sondern nur ein leicht missverständlicher dunkler Ausdruck und sollen heissen: die Betrachtung beginnt unten, d. h. mit den Seiten des Kastens, folglich kommt der Deckel zuletzt.

21) Wenn die von Quatremère de Quincy auf 3 Streifen übereinander angebrachten Figuren in einer und derselben Reihe fortlaufen sollen, so ist nur folgende Alternative möglich. Soll die Figurenhöhe dieselbe bleiben, so muss die Breite der Fläche, auf der sich die Figuren befinden, auf das Dreifache wachsen, soll dagegen die Breite der Fläche (Seite) des Kastens dieselbe bleiben, so müssen die Figuren entsprechend verkleinert werden. In meiner Restauration hat die unterste *χώρα* bei 4 Zoll hohen Figuren eine Länge von pp. 9 Fuss; Quatremère de Quincy giebt der vordersten Seite des Kastens 6 Fuss, was bei continuirlicher Ausdehnung der *χώρα* eine Figurenhöhe von 2⅔ Zoll geben würde, Welcker nimmt bedeutend geringere Dimensionen an, folglich würden nach seiner Ansicht die Figuren kaum 2 Zoll Höhe gehabt haben.

und nur andeutenden Darstellung, wovon bei Welcker ziemlich viel die Rede ist, jemals gelingen. Es ist mathematisch unmöglich. In der Zuweisung der χῶραι an die 4 Seiten und den Deckel stimmt Siebelis a. a. O. S. 261 vollkommen mit Welcker überein; zuletzt, meint S., kommt Pausanias zu dem Deckel, und da heisst es denn naiv genug: »davon gebraucht er hier den Ausdruck ἡ ἀνωτάτω χώρα, aber VI. 9. 3 das Wort τὸ ἐπίθημα.« So nahe war man der Entdeckung, dass die fünfte, oberste χώρα nicht der Deckel sein könne! In Betreff der Grösse stimmt S. S. 257 mit Quatremère de Quincy gegen Heyne überein, indem er mehre litterarische Beispiele von grossen λάρνακες, unter anderen die jüdische Bundeslade anführt, die dritthalb Ellen Länge und 1½ Ellen Breite und Höhe gehabt habe.

H. Meyer (a. a. O. Anm. S. 16) verlegt ganz wie Heyne die erste und fünfte χώρα auf die Schmalseiten, die zweite und vierte auf die Langseiten und die dritte auf den Deckel, ohne dabei etwas Anderes zu bemerken als dies: „in Hinsicht auf Angabe der Darstellungen an den verschiedenen Seiten und auf dem Deckel des Kastens haben wir uns einige Freiheit in der Eintheilung erlaubt, wie sie der kunstgemässen Anordnung des Ganzen am besten zu entsprechen scheint". Das ist doch nur ein sehr dünner Schleier, welcher über die zu Nichts führende Willkür gebreitet ist.

Von dieser Zeit an verschwand die Vorstellung, die fünf χῶραι des Pausanias seien die Seiten und der Deckel der Lade gewesen, aus der gelehrten Discussion, bis Ruhl 1852 dieselbe wieder erweckte und neu zu begründen suchte. Freilich geschieht dies in einer Weise, welche eine genaue Berichterstattung über Ruhls Ansicht aus doppeltem Grunde sehr erschwert, und die Gefahr des Irrthums nur zu nahe legt. Denn einmal wendet sich Ruhl speciell gegen Jahns Reconstructionsversuche und seine Arbeit besteht der Hauptsache nach aus dem Bestreben, eben diese Reconstructionsversuche als räumlich unmögliche zu erweisen. Dabei bezieht sich Ruhl auf Jahns Arbeit in den Archaeolog. Aufsätzen, in welcher der Verf. sämmtliche Bildwerke in den fünf übereinander liegenden χῶραι oder Zonen auf die Vorderfläche der Lade allein verlegt hatte. Diese Ansicht hat nun Jahn in seinem späteren Aufsatz (in den Berichten der k. sächs. Ges. d. Wiss. v. 1858) selbst dahin modificirt, dass er auch die anliegenden Neben- oder Schmalseiten der Lade für das Bildwerk in Anspruch nimmt, und die Figuren jeder χώρα oder

Zone auf diese drei Seiten vertheilt. Indem nun hierdurch die Länge der Vorderseite um den Betrag der Länge beider Nebenseiten an Ausdehnung verliert, können wir die Bemerkungen Ruhls gegen die früher von Jahn angenommene ungebührliche Ausdehnung der Vorderseite und gegen die Schmucklosigkeit der Nebenseiten als erledigt betrachten, so dass wir es nur mit den Bemerkungen zu thun haben, welche Ruhl gegen Jahns neue Position richtet. Aber auch diese Bemerkungen werden besser an einem anderen Orte, bei der Besprechung der Zonentheorie zu berücksichtigen sein, hier kommt es hauptsächlich darauf an, Ruhls eigene Ansicht hervorzukehren. Das aber ist deswegen nicht leicht, weil der Verfasser dieselbe nirgend im Zusammenhange entwickelt oder präcis ausgesprochen hat, indem er vielmehr nur einzelne Andeutungen fallen lässt, und sich fortwährend auf seine Zeichnungen bezieht, die wir nicht kennen, auch selbst ausspricht, er könne seine Ansicht ohne Publication dieser Zeichnungen nicht beweisen. Um so erwünschter ist es unter diesen Umständen, dass wir durch Schubart[22]) kurz und positiv über Ruhls Ansicht unterrichtet werden. Es müsste nämlich Alles täuschen, wenn sich die Worte: »leider giebt uns Pausanias keine Andeutung über die Gestalt der Lade, wenn nicht in der Lücke davon die Rede gewesen ist; wir haben also die Wahl, ob wir einen »Schrank«[23]) annehmen wollen, an welchem auf Einer Fläche die fünf Felder übereinander angebracht waren, oder einen Kasten, an welchem die Darstellungen auf den vier Seiten und dem Deckel vertheilt waren. Für beide Annahmen lassen sich Gründe aufstellen, »doch scheinen die für letztere überwiegend zu sein«, es müsste Alles täuschen, wenn sich diese Worte nicht auf Ruhls gezeichnete Reconstruction bezögen, deren Publication vorher als ein wahrer Gewinn der Archaeologie gepriesen wird. Also die vier Seiten und den Deckel hätten wir wieder; aus den Bemerkungen in der Archaeol. Zeitung v. 1860 S. 30 aber geht hervor, dass Ruhl die erste χώρα als die vordere Langseite, die dritte als die Rückseite betrachtet; in einer Note zu S. 290 der Zeitschrift für d. Alterth. Wissensch. v. 1852 findet R. die von Siebelis angenommenen

---

22) Uebersetzung des Pausanias a. a. O. vgl. N. Jahrbb. a. a. O. S. 308 Note 7.

23) Diesen Ausdruck hat Mercklin a. a. O. S. 106 Note 10 gebilligt, Schubart selbst aber nimmt ihn zurück und weist die Unthunlichkeit der Annahme einer Schrankform der Lade mit guten, aber freilich auf flacher Hand liegenden Gründen nach in Jahns Jahrbb. a. a. O. S. 305.

Maasse (6′ × 4′ und Figurenhöhe zu 1′) »nicht unwahrscheinlich«, in der Archaeolog. Zeitung a. a. O. S. 32 aber meint er die Dimension der Figuren sei nicht unter 5 Zoll herabzusetzen[24]), was ihm eine Länge der χώρα von 6′ 2″ ergiebt. An dieser Stelle aber erfahren wir das Wichtigere und in der That Entscheidende, nämlich, dass Ruhl, wie dies Quatremère de Quincy gethan hatte, die Bildwerke einer und derselben χώρα in mehre übereinander liegende Felder vertheilt. Denn anders sind die Worte: »mit Polydeukes und den Zuschauenden endet in meiner Zeichnung der unterste Streif« und: »mithin gehört Alles was Pausanias auf der ersten Seite zählt, vom Gespanne des Pelops bis zu Phineus und den Boreaden auf die unterste Zone, die in meiner Zeichnung nur dadurch abgekürzt ist, weil die Wettkämpfe für Pelias und was noch von Vorstellungen folgt, in die zweite Reihe (oder Streifen) aufgenommen sind« nicht zu verstehen, so schwer es auch begreiflich sein mag, wie man in einem Athem sagen kann, Alles gehöre in die unterste Zone und diese werde dadurch abgekürzt, dass man die Hälfte in eine zweite Reihe aufnimmt[25]). Mindestens zwei Reihen, Streifen oder Zonen über einander also muss Ruhls gezeichnete Reconstruction haben, und somit stellt sich sein Reconstructionsprincip mit dem de Quincys in Reihe, und was von jenem, gilt auch von diesem. Wie aber Ruhl mit 2 Reihen von Figuren von 5″ Höhe und den, auch von ihm verständiger Weise angenommenen[26]) Zierleisten zwischen den Reihen die nöthige Höhe der Lade herausbekommt, das bleibt für die ein Räthsel, welche seine Zeichnungen nicht gesehen haben. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass mir Nichts ferner liegt, als Ruhl mit diesen Bemerkungen zu nahe treten zu wollen, um so weniger, da er schreibend nicht mit den ihm natürlichen Waffen kämpft; ich weiss vollkommen zu würdigen, wie erwünscht der Archaeologie die so seltene Betheiligung von Künstlern an der Lösung

---

24) Vergl. Zeitschr. für d. Alt. Wiss. a. a. O. S. 309.

25) Auch in der Zeitschr. f. d. A. W. a. a. O. S. 307 heisst es: »was in die unterste Reihe (χώρα) gehört, davon kann Nichts abgebrochen oder in die folgende herübergenommen werden«, so dass man in der That zweifelhaft wird, was dem gegenüber die Worte »in die zweite Reihe (oder Streifen) aufgenommen sind« bedeuten sollen. Uebrigens darf hier nicht unbemerkt bleiben, dass R. an dieser Stelle die χῶραι als »Reihen« behandelt (»die unterste Reihe, χώρα«) während er in der Arch. Ztg. die χῶραι consequent durch »Seiten« übersetzt.

26) Ztschr. f. A. W. a.a.O. S. 309 »Zierleisten, welche sicher nicht fehlten«.

ihrer Probleme ist[27]), allein ich habe die Erfahrung gemacht, wie schwer es uns Archaeologen ist, uns mit Künstlern durch Worte zu verständigen. Hier aber liegen nur solche vor und wir haben uns an dieselben zu halten.

Auf die Argumente des letzten Verfechters der Theorie der vier Seiten und des Deckels, auf diejenigen Schubarts wird besser an einem späteren Orte eingegangen werden, insofern dieselben wesentlich polemisch gegen die verschiedenen Vertreter der Zonen- oder Streifentheorie gerichtet sind. Positiv vertritt Sch. (a. a. O. S. 308 Note 7) die »mit ausgebildetem Kunstsinn und feinem Verständniss der Antike nach vielen Versuchen hergestellte« Restauration seines Freundes Ruhl, »die, herausgegeben, ein Prachtwerk sein würde«, die er uns aber leider weder in den angenommenen natürlichen Maassen, noch in Betreff der Anordnung der Figuren näher beschreibt. Warum er das unterlässt ist schwer zu sagen, seine Bestreitung der Streifentheorie hätte dadurch nur an Nachdruck gewinnen können.

Wenden wir uns zu dieser, so ist, wie am Eingange gesagt worden, Visconti der Erste, welcher dieselbe, und zwar schon 1778, 8 Jahre nach Heyne aufstellte, freilich nur in den kurzen Worten: »*La famosa arca di Cipselo, monumento delle arti primitive, avea i suoi bassirilievi distribuiti in cinque fasce. Paus. El. I. 19. I traduttori non hanno cio ben compreso*«, aus denen wir nicht entnehmen können, wie V. sich die Vertheilung des Bildwerks auf die Seiten der Lade dachte.

Auch O. Müller (Wiener Jahrbb. a. a. O.) spricht sich nur kurz, aber bestimmt aus, und zwar zunächst H. Meyer gegenüber, dessen Verfahren auch er als Willkür bezeichnet. Pausanias, behauptet Müller, rede »ganz deutlich« von fünf Streifen (χώραις) übereinander, und seine Beschreibung gebe keinen Anlass, sich den Kasten viereckig vorzustellen, vielmehr gehe daraus, dass keine Ecken und Seiten daran erwähnt werden, die Wahrscheinlichkeit hervor, dass er von elliptischer oder ovaler Form gewesen sei.

Diesen letzteren Gedanken bestritt zuerst Thiersch a. a. O. S. 168, der ihn »ganz müssig« nennt, demnächst O. Jahn Arch. Aufs. S. 5, Gerhard in s. Etrusk. Spiegeln I. S. 69, de Witte, Ann. 19. S. 227; in neuerer Zeit scheint derselbe mit Recht so ziemlich aufgegeben worden zu sein[28]).

---

27) Wie dies auch Jahn anerkennt und hervorhebt, Berichte der k. s. Ges. d. Wiss. a. a. O. S. 99.

28) Es wiederholen ihn Hettner in s. Vorschule d. bild. Kunst b. d. Alten 1848

Folgenreicher war, wie ebenfalls bereits bemerkt, die erste gründliche Durchführung der Streifentheorie bei Jahn in den Archaeol. Aufsätzen Pausanias, sagt Jahn, fängt seine Beschreibung mit den Worten an (5. 17. 4) *ἀρξαμένῳ δὲ ἀνασκοπεῖσθαι κάτωθεν τοσάδε ἐπὶ τῆς λάρνακος ἡ πρώτη παρέχεται χώρα*, dann folgt die Erwähnung der zweiten, dritten, vierten *χώρα*, und endlich heisst es (19. 2) *ἡ δὲ ἀνωτάτω χώρα*. Damit könne nichts Anderes gemeint sein, als dass diese fünf Felder über einander befindlich waren. Heynes Annahme, dass die vorderste und hinterste Fläche durch *κάτωθεν* und *ἀνωτάτω* bezeichnet seien, sei sprachlich falsch, aber auch jene Deutung, welche *κάτωθεν* auf die Vorderseite des Untertheils und *ἀνωτάτω* auf den Deckel beziehe, scheine ihm irrig, wenn sie die übrigen Flächen auf den Seiten des Untertheils des Kastens suche. Denn, wenn P. fünf Flächen anführe, bei der ersten bemerke, er fange von unten an, und bei der letzten anführe, es sei die oberste, so sei das Naturgemässe, dass diese Felder eins über dem andern befindlich waren, wie dies auch Müller angenommen habe. Für die vierseitige Gestalt des Kastens und die Vertheilung des Bildwerks auf sei es nur die Vorderseite oder drei Seiten derselben, streitet Jahn (S. 5) mit dem aus dem wechselnden rechts und links Herumgehn des Pausanias entnommenen Argumente. Die Bildwerke geben hiezu keinen Anlass, und blosse Laune sei auch nicht anzunehmen, das Verfahren aber das natürliche, wenn P. nicht rund um den Kasten ging, sondern nur an einem Theile desselben vorbei, wenn also der Kasten nicht ringsherum, sondern nur an der Vorderseite oder nur an drei Seiten mit Bildwerken verziert und mit der Rückseite an die Wand gestellt war. Als Analogien werden Sarkophage angezogen, welche theils auf der Vorderseite allein, theils auf drei Seiten mit Reliefen geschmückt sind. Einen bestimmten Grund, um zu entscheiden, ob das Eine oder das Andere bei der Kypseloslade der Fall war, giebt Jahn an, nicht aufzufinden; das Wort *περίοδος*, dessen Pausanias sich bediene, könne man nicht geltend machen, da dasselbe nicht ein Rundherumgehn, sondern wie *περιηγεῖσθαι* und ähnliche Wörter eine genaue, schrittweise Beschreibung des Einzelnen bezeichne. In einer dann folgenden Prüfung des Einzelnen der Beschreibung des Pausanias, der höchst dankenswerthe Nachweisungen von Parallelbildwerken in den

---

S. 121, Weiske, Prometheus u. sein Mythenkreis S. 408. und noch Guhl und Koner, das Leben der Griechen u. Römer nach ant. Bildwerken dargestellt 1860, 1. S. 145.

Noten beigefügt sind, sucht Jahn darzuthun, dass die verschiedene Figurenzahl der einzelnen χῶραι, die Hauptstütze der Theorie der zwei langen und zwei kurzen Seiten des Kastens, durchaus der Vertheilung in fünf Streifen nicht entgegenstehe, indem die figurenreicheren Darstellungen sich als zusammengezogen, die weniger figurenreichen dagegen als weiter ausgeführt vollkommen denken lassen. Die in der That schlagende Analogie der Françoisvase konnte Jahn damals noch nicht benutzen, hat dies aber mit desto grösserem Nachdruck in seinem späteren Aufsatz (1858) gethan, worauf zurückzukommen sein wird. Vollkommene Zustimmung fand Jahn bei Bergk in der schon angeführten Recension der Archaeolog. Aufsätze in der hallischen Allg. Litteraturzeitung v. 1847. No. 284 ff. Ruhl dagegen meinte (Zeitschr. fr. d. Alt. Wiss. 1852. S. 307) die Verschiedenheit der Figurenzahl (er berechnet 42 für die 1., 32 für die 2., 36 [conjectural] für die 3., 36 für die 4. und 19 für die 5. χώρα,) sei zu gross, um die Reliefe auf fünf gleich lange Streifen angebracht zu denken; solche Ungleichheit verliere sich bei einer kritischen [philologischen] Beweisführung zwischen den Zeilen und entschlüpfe hier leicht der Aufmerksamkeit des Lesers, solle aber die Sache gezeichnet werden, so entstünden bedeutende Schwierigkeiten, und dieser Widerspruch gegen das Gesetz der Composition gebe einen positiven Beweis gegen die von Jahn vorgeschlagene Anordnung der Bilder[29]. Nicht eher werde er eine andere Ueberzeugung erlangen, als bis ihm die Anschauung einer wohlgelungenen Verwirklichung dieser dem Bette des Prokrustes gleichenden Aufgabe zu Theil werde. — So manche richtige Bemerkung nun das Folgende auch z. B. in Betreff der Bedingtheit der Höhe der Figuren durch die Breitenausdehnung, und umgekehrt, enthält, können wir doch hier über die weiteren Bemerkungen Ruhls hinweggehn, weil sie, wie schon bemerkt, sich gegen die Annahme einer ausschliesslichen Ornamentirung der Vorderseite richten, die neuestens von Jahn aufgegeben ist. Naiv klingt für uns, die wir R's Zeichnungen nicht kennen, die Bemerkung, er lege bei der Berechnung der Länge, die nach der Streifentheorie die Larnax gehabt haben würde, »das Bestehende«, nämlich das Maass s e i n e r Zeichnungen zum Grunde; dass er danach ein Monstrum

29) Der nun folgende angeblich analoge Fall der Aufgabe, fünf ganz verschieden lange Verse bei gleicher Buchstabendistanz auf fünf gleich lange Zeilen zu schreiben, der uns Buchstabenmenschen die Sache klar machen soll, ist so unglücklich ausgedacht, dass man am besten davon schweigt.

von einer Larnax von 13′ 7″ respective 18′ 7″ Länge bei 2′ 6″ Höhe herausbringt, kann natürlich Niemanden anfechten.

Gehn wir deswegen ohne Weiteres auf die neuere Phase der Discussion zwischen Jahn und Ruhl über. In seiner erneuten Behandlung des Problems (Berichte d. k. s. Ges. d. Wiss. 1858. S. 99—107) hebt Jahn, wie schon bemerkt, zunächst die Wahrscheinlichkeit hervor, dass die Figurencompositionen auf drei Seiten der Lade vertheilt gewesen seien, weist für die Form und Grösse der Larnax auf mehre Vasenbilder hin, welche Danaë, Thoas, Tennes und Hemithea in Kasten stehend oder sitzend zeigen, und welche in den mythologischen Berichten als λάρνακες bezeichnet werden, und verweist, was die Hauptsache ist, gegenüber der Behauptung Ruhls, dass sich die 42, 32, 36, 36 und 19 Figuren der fünf χῶραι nicht in gleich lange Streifen einordnen lassen, auf die Analogie der Françoisvase[30]). Auch die Françoisvase hat 5 Streifen von wesentlich gleicher Länge und in diesen Figurencompositionen, bei denen die Verschiedenheit der Anzahl derjenigen auf der Kypseloslade so ziemlich gleich komme, nämlich in der obersten Reihe 54 Figuren, in der 2. 23 F., in der 3. 48 F., in der 4. 30 F., in der 5. (Pygmaeen und Kraniche am Fusse) 32 Figuren. Hieraus ergebe sich, wie misslich das blosse Abzählen von Figuren sei, besonders wenn Ansprüche an Anordnung und Darstellung hinzukommen, welche überhaupt den Werken der ältesten Kunst gegenüber nicht zulässig seien. Das Räthsel löse sich einfach durch das naive Verfahren des alten Künstlers, hier auszudehnen, dort zusammenzuziehen, was dann im Einzelnen an der kalydonischen Eberjagd und dem theseïschen Reihentanz nebst dem Schiffe an der Françoisvase, weiter an den verschiedenen, bald gedehnten, bald abbrevirten Kentaurendarstellungen auf alten Vasen, endlich an einer der ausgeführtesten Scenen auf der Kypseloslade, dem Abschiede des Amphiaraos und ihrer Parallele in dem alten Vasenbilde bei Micali Storia dell' Italia avanti il dominio dei Romani tav. 95 (s. m. Gall. heroischer Bildwerke Taf. 3. No. 5) nachgewiesen wird. Schliesslich wird auf die Art aufmerksam gemacht, wie die Accessorien, die Ruhl eine vermehrte Schwierigkeit zu machen schienen (Amphiaraos' Haus, der Tempel bei Idas und Marpessa u. a.), auf eben der Françoisvase, obgleich sorgfältig im Einzelnen durchgeführt, wenig Raum einnehmend gebildet sind, wie namentlich die

30) Mon. d. Inst. 4. 54—58, Archaeol. Zeitung v. 1850 (8) Taf. 23, 24.

Höhe des Streifens durch diese Dinge so wenig alterirt wird, wie durch die in der Wirklichkeit sehr verschiedene Höhe sitzender, stehender, reitender und auf Wagen fahrender Personen. Diese Gleichmässigkeit (Isokephalie, welche sich übrigens in den Friesen der besten Zeit, am Parthenon, am Tempel der Nike und in Phigalia wiederfindet) wird richtig aus dem überwiegend ornamentalen Charakter der Bildwerke abgeleitet, für welche, wiederum mit Recht, eine Höhe von 5″ als völlig hinreichend angesprochen wird, indem die Wirkung der Bildnerei doch gewiss darauf berechnet gewesen sei, dass der, welcher sich mit dem allgemeinen ornamentalen Charakter des Ganzen nicht beruhigte, aufmerksam das Einzelne in der Nähe betrachten sollte.

Ruhls Duplik in der Archaeolog. Zeitung von 1860 S. 27 ff. behandelt zunächst die Form und Grösse der Lade, sodann die Anordnung der Bildwerke. Was den ersteren Punkt anlangt, wird die Aufstellung mit der einen Langseite an der Wand, wodurch die Verzierung mit Schnitzwerk sich, was wenigstens den Körper der Lade anlangt, auf drei Seiten reduciren muss, als die für ein Hausgeräth unzweifelhaft entsprechendste anerkannt. Allein R. ist im Zweifel, ob die von Pausanias gesehene und beschriebene Lade die echte d. h. das Erbstück der Labda war, in dem Kypselos gerettet worden sein soll, oder ein diese repräsentirendes Weihgeschenk des Kypselos, und ob sie deswegen im Tempel zu Olympia ebenso wie die alte Lade im Hause der Labda aufgestellt gedacht werden könne. Ruhl gesteht, dass man über diese Frage, auf welche wir zurückkommen werden, nicht entscheiden könne, neigt aber doch zu der zweiten Annahme und leitet aus derselben die weitere Vermuthung ab, die Lade sei bei ihrer veränderten Aufstellung im Tempel nachträglich auch an der Hinterseite verziert worden, und zwar mit der Schlacht (χώρα 3), die ihm unter den übrigen Bildwerken fremdartig scheint. Für die Form und Grösse der λάρναξ acceptirt R. das von Jahn gegebene Beispiel der Danaëlarnax[31]), deren Dimensionen er nach dem Maasse des daneben stehenden Mannes (Akrisios) zu 2′ 8½″ Höhe auf 4′ 4″ Länge berechnet. Das gebe eine Deckelfläche von 24 □Fuss 12 □Zoll, d. h. eine Dimension, die ihm, besonders wenn man den meist beengten Raum des griechischen Wohnhauses bedenke, wenig wahrscheinlich vorkommt[32]).

31) Berliner Winkelmannsprogramm von 1854 (von Gerhard).

32) Seltsam ist hierbei, dass die von Ruhl (s. oben S. 15) adoptirten Maasse, die Siebelis vorschlug, 6 × 4′ genau ebenfalls 24 □Fuss Deckelfläche abgeben.

Reducire man aber auch das Maass auf das Wahrscheinliche, so bliebe immer nicht annehmbar, dass ein sinnvoller Künstler die grosse und am meisten sichtbare Deckelfläche ohne nennenswerthe Verzierung gelassen habe, um alles Figurenornament auf die namentlich in ihren unteren Theilen schwerer sichtbaren Seitenflächen zu häufen. Was sodann die Anordnung der Figuren betrifft, meint Ruhl, Pausanias lasse freilich in Zweifel, wo er seine Beschreibung beginne, doch sei aus der Zählung der Vorstellungen der ersten »Seite« (d. h. χώρα) deutlich, dass P. die Vorderseite meint. Wenn Jahn nun annehme, dass das Bildwerk auf drei Seiten vertheilt gewesen, so lasse sich leicht nachweisen, dass die Reihenfolge der Scenen dieser Eintheilung nicht entspreche. Hier könne er das freilich nicht (ohne Zeichnung), er wolle aber darauf hinweisen, dass Pausanias hervorhebe, es seien 5 »Seiten«. Wo man diese fünfte »Seite« suchen, ob etwa annehmen wolle, die letztbeschriebene »Seite« habe eine »Zone« mehr gehabt, als die andern? Da dies ein Unsinn ist, muss gleich hier bemerkt werden, dass Ruhl die von Jahn u. A. angenommene Anordnung wenigstens an dieser Stelle gar nicht aufgefasst hat, und dass er hier mit seinen Worten höchst inconsequent verfährt, indem er χώρα bald mit »Seite«, bald mit »Zone« (»eine Zone mehr«) übersetzt. Nach der »Streifentheorie« sind die χῶραι des Pausanias überhaupt nie die »Seiten« der Kiste, sondern fünf gleichartige, um drei Seiten des Kastens über einander herumlaufende Zonen. Da Ruhl dies an anderen Stellen seines Aufsatzes gefasst zu haben scheint, hätte er die oben erwähnte, Alles verwirrende Frage sich ersparen, und überhaupt nicht von »Seiten« (für χῶραι) sprechen sollen, ohne dabei festzuhalten, dass diese Seiten seiner, nicht unserer Theorie entsprechen. Und doch geschieht das mehrfach, sogleich im unmittelbaren Verfolg, wo behauptet wird, dass, wenn die Lade mit einer Seite an der Tempelwand gestanden hätte, Pausanias bei seiner Beschreibung nicht von einem Herumgehn sprechen konnte; ihm, Ruhl, sei eine solche Aufstellung wegen der Gebilde, mit denen die dritte »Seite« (d. h. χώρα) verziert war, nicht wahrscheinlich. Hierbei hat er vergessen, dass uns die 3. χώρα nicht die hintere »Seite« ist, und dass man um einen Gegenstand an drei Seiten herumgehn kann, ohne rings um ihn herumzugehn, ja dass eben darauf auch unsere, von Jahn zuerst ausgesprochene, Rechtfertigung für das abwechselnde rechts und links »herumgehn« des Pausanias beruht, eines Umstandes, den R. überhaupt nicht erwähnt. Anlangend nun die von Jahn aufgestellte Analogie der

Françoisvase stösst sich Ruhl zunächst an dem Stil, den er, augenscheinlich missverständlich, wie das schon Gerhard in einer Note angedeutet hat, und eben so gewiss irrig, für »geflissentlich roh« hält. Ueberhaupt sei in solchen Producten manufacturartiger Praxis kein Vorbild für Kunstarbeiten zu suchen, am wenigsten solcher, die einer ganz anderen Technik angehören. Dies Letztere wendet R. dann in weiterer Ausführung gegen die Bemerkungen Jahns, die Françoisvase zeige, wie eine solche naive Kunst nach Bedarf zusammenzurücken und auszudehnen und verschiedene Figurenzahlen auf denselben Raum in der Länge zu bringen verstehe. Das sei wohl für den Maler, nicht aber für den Toreuten möglich, da jener Näheres und Ferneres auf ebener Fläche darstelle, im Relief aber jeder Figur ein gewisses Maass von Erhabenheit zukomme. Wolle ein Bildhauer sich vornehmen, fünf Läufer in perspectivischer Ansicht darzustellen, so würde er nothwendig jede dem Vordergrunde sich nähernde Figur im Vergleich zu der ferneren aus dem Grunde mehr hervortreten lassen müssen. Dadurch erhielte die erste nun eine Körperlichkeit, welche das durchzuführende Prinzip des Basreliefs an dieser Stelle aufheben und den Künstler nöthigen würde, seine Gestalten bis zum Hochrelief zu steigern. — Auf diesen Einwand wird weiterhin näher einzugehen sein mit specieller Rücksichtnahme auf die Kypseloslade, hier kann ich nicht umhin gegenüber den ganz allgemeinen Behauptungen von Ruhl über das was im Relief möglich und nicht möglich sein soll, mein Erstaunen auszusprechen, dass der eifrige Mann z. B. den Parthenonfries und die Art ganz vergessen konnte, wie in diesem die Aufgabe, die bis zu zwölf Figuren perspectivisch vertieften Glieder der Reiterei in Relief, Flachrelief darzustellen, gelöst ist.

Schliesslich glaube ich noch erwähnen zu müssen, dass Ruhl angesichts der Françoisvase zuerst auf die einfachste aller Aushilfen zur Ausgleichung der Differenz in der Figurenzahl bei gleicher Länge der Standlinie aufmerksam gemacht hat, auf die ungleiche Höhe der Streifen nämlich, deren auf der Françoisvase der zweite um ein Vierttheil schmäler sei als der erste. Allein, fügt er hinzu, für die Kypseloslade sei auf dies Auskunftsmittel von Haus aus zu verzichten, denn die Tektonik der Lade fordere fünf gleich breite um drei Seiten umlaufende — Streifen denkt man, ei bewahre, sondern für alle »vier Seiten« eine Gleichheit der Eintheilung, und diese nothwendige Symmetrie (gleich hoher Seiten des Kastens) lasse sich nicht nach Bedürfniss der vorkommenden Darstellungen

in der Weise, wie es die Ergotimosvase zeigt, abändern, wo von den umlaufenden Streifen der eine Figuren von grösserer, der andere von kleinerer Dimension enthalten könne. — Da wir nach der Streifentheorie die *χῶραι* nicht als »Seiten« fassen, die natürlich gleich hoch sein müssen, sondern als um drei Seiten »umlaufende Streifen«, so müsste uns die Einsicht in die Gründe, warum diese »umlaufenden Streifen« auf der Kypseloslade nicht von ungleicher Breite sein konnten, wie sie es an der Françoisvase sind, höchlich interessiren. Vielleicht hat Ruhl solche Gründe *in petto*, ausgesprochen hat er sie nicht, vielmehr hier wiederum seine »Seiten« mit unseren »Streifen« zusammengewirrt. So sind wir denn in diesem Punkte abermals auf uns selbst angewiesen.

So weit ist nun also bis heute die Discussion zwischen der »Streifentheorie«, wie sie die Gegner nennen, und der »Seiten- und Deckeltheorie«, wie ich wohl zum Entgelt sagen darf, gediehen; auf die Argumente für die Streifentheorie, welche aus der Composition der Bildwerke sich ergeben und die Einwendungen der Gegner ist erst weiterhin einzugehn. Hier sei zunächst der Versuch gemacht durch wahrscheinliche Feststellung der Gestalt und Grösse der *λάρναξ* festen Boden unter die Füsse zu bekommen.

3.

Gestalt und Grösse der Lade.

Pausanias gebraucht von der Kypseloslade wiederholt das Wort *λάρναξ* und Dio Chrysostomus (XI. 163) nennt sie *κιβωτός*. Ueber die Bedeutung beider Ausdrücke kann, wie schon bemerkt, im Allgemeinen kein Zweifel sein, am wenigsten nach den Erörterungen von Jahn[33]) und Schubart[34]). Die Worte *λάρναξ* und *κιβωτὸς* wie neben ihnen die epischen *χηλὸς* und *φωριαμὸς* bezeichnen Kisten, Kasten, Truhen oder Laden aller Art, bestimmt zu verschiedenem Gebrauche und demgemäss auch von verschiedener Grösse, immer aber von viereckiger Gestalt[35]).

---

33) Archaeolog. Zeitung v. 1850 S. 192, Berichte der k. s. Ges. d. Wiss. a. a. O. S. 100.

34) Jahns Jahrbb. a. a. O. S. 305 f.

35) Dies kann nur für *κιβωτὸς* ganz im Allgemeinen dadurch zweifelhaft werden, dass Pausanias 10. 28. 3 angiebt, in dem Gemälde des Polygnot in Delphi habe die

So finden wir sie häufig in Vasengemälden dargestellt, bald klein, tragbar, ja auf einer Hand getragen als Behälter für Schmucksachen, Spezereien, Salbflaschen, bald grösser, so dass man sie als wesentlich zum Feststehen bestimmt betrachten muss, und sie als Sitze benutzt findet, endlich anwachsend zu solcher Ausdehnung, dass eine, ja dass zwei erwachsene Personen darin geborgen oder hineingesperrt werden können. Die folgende kleine Auswahl, welche ich auch in Rücksicht auf die Art der Ornamentirung zusammengestellt habe, wird genügen um die Anschauung zu vermitteln.

1) Bei Guhl und Koner, das Leben der Griechen Fig. 194 b; 2) daselbst f; 3) Millingen, Anc. uned. Monum. I. pl. 35; 4) Meine Gallerie heroischer Bildwerke Taf. 12. No. 9; 5) daselbst Taf. 13. No. 1; 6) daselbst Taf. 2. No. 11; 7) daselbst Taf. 12. No 8; 8) Guhl und Koner a. a. O. a; 9) Thoaslarnax, Ann. d. Inst. 1847. tav. d'agg. M; 10) Danaëlarnax, berliner Winkelmannsprogramm von 1854; 11) Danaëlarnax, Ann. e Mon. d. Inst. 1856. tav. 8; 12) Tenneslarnax, Mus. Borbon. vol. 2. tav. 30.

In Betreff der Gestalt dieser Kisten und Kasten ist zu bemerken, dass sie sich in sofern ändert, als bei einigen Beispielen die Seitenwandungen schräge gestellt sind, so dass sich die Truhen nach oben erweitern, allerdings in verschiedenem Maasse (No. 9—12), während bei anderen die Wandungen lothrecht aufsteigen (No. 1—8); auch sind einige Exemplare mehr oblong (No. 5. 11. 12), andere dagegen von ganz oder nahezu quadratischer Grundfläche (No. 1—4, 6—10, 12), kein einziges aber ist so lang gestreckt, dass dadurch Heynes Vergleich »wie ein Sarg« oder Schubarts Aeusserung (a. a. O. S. 305) die Kypseloslade habe etwa die Form eines Sarkophags gehabt, gerechtfertigt und eine so bedeutende Differenz in der Erstreckung der Längen- und der Nebenseiten begründet würde, wie sie bei dem modernen Sarge und dem antiken Sarkophage stattfand. Alle diese Kasten und Laden haben einen flachen Deckel, der sich in Scharnieren bewegt und aufklappen lässt, und der in mehren Beispielen halb oder ganz offen dargestellt ist. Dass diese Beispiele unsere

---

Kleoboia auf den Knieen *κιβωτὸν, ὁποίας ποιεῖσθαι νομίζουσι Δήμητρι* gehabt, insofern die mystische Kiste der Demeter von runder oder ovaler Gestalt zu sein pflegt. Für die von Pausanias als *λάρναξ* bezeichnete *κιβωτὸς* des Kypselos aber bleibt dabei Alles beim Alten.

Phantasie bei der Vorstellung der Kypseloslade zu leiten und zu bestimmen haben, wird Niemand bestreiten, und ebenso wird den Meisten wohl ohne weitere Auseinandersetzung einleuchten, dass die Gewinnung eines bestimmten Bildes von der Gesammtgestalt der Lade für die Anordnung der Bildwerke an derselben von Bedeutung, ja von ziemlich weit reichender Bedeutung sei. Allerdings giebt es kein Mittel, zu entscheiden, ob die Kypseloslade lothrecht aufsteigende oder schräge Wandungen gehabt habe, es ist das aber auch von untergeordneter Wichtigkeit, da die Neigung der Seiten bei keinem der vorliegenden Beispiele so bedeutend ist, dass eine für eine gradwandige Kiste gemachte und als möglich erwiesene Anordnung der Bildwerke hinfällig würde, wenn sich erweisen liesse, die Lade des Kypselos habe, wie etwa die des Thoas (Nr. 9) oder die der Danaë (Nr. 10), schräge Wandungen gehabt.

Von ungleich grösserer, ja von in der That sehr grosser Bedeutung ist dagegen die Frage nach der muthmasslichen Grösse der Lade, und hier ist leider von vorn herein und unumwunden einzugestehn, dass wir zu einer festen Entscheidung zu gelangen die Mittel nicht besitzen, wie denn auch alle bisher aufgestellten Maassannahmen durchaus nur conjectural, respective willkürlich sind. Nur das Eine glaube ich sagen zu dürfen, dass kein Grund vorliegt, der Lade eine so bedeutende Grösse zu geben, wie gewöhnlich angenommen wird, d. h. 6'×4' wie Siebelis und Ruhl wollten, oder »so gross, dass nicht blos ein, sondern zwei erwachsene Menschen in derselben Raum finden« wie Jahn, Berichte u. s. w. a. a. O. S. 100 sagt, wenn sich diese Worte in der That auf die Kypseloslade beziehen sollen, was nicht ganz klar ist. Der Umstand, dass die Larnax ein Erbstück der Labda war, die nach Paus. 5. 18. 7 ein *πρόγονος* des Kypselos hatte machen lassen, gestattet keinerlei Schluss auf die Grösse, da ein so prachtvoll und kostbar, mit Gold und Elfenbein verziertes Geräth auch bei geringer Grösse ein bedeutendes und werthes Erbstück abgiebt; zu welchem Gebrauche die Lade im Gemache, dem ehelichen Thalamos der Labda stand, was man als wahrscheinlich wird annehmen dürfen, ob sie in derselben ihre prächtigeren Gewänder bewahrte, wie Od. 15. 104 Helena die ihrigen in ihren *φωριαμοῖσιν*, oder auch noch andere Dinge, Geschmeide, Geschirre u. dgl. wie das. 8. 424, 438 Arete *χηλὸν ἀριπρεπέα* und *περικαλλέα* mit den goldenen Geschenken der Phaeaken und ausserdem mit *φᾶρος* und *χιτὼν* anfüllt, oder wie Il. 16. 121 Thetis dem Achilleus eine ähnliche *χηλὸς καλὴ δαιδαλέη* mitge-

geben hat, ἐῢ πλήσασα χιτώνων χλαινάων τε οὔλων τε ταπήτων, in der er ausserdem seinen kostbaren Becher aufbewahrte, darüber erfahren wir Nichts. War aber die Kypseloslade auch eine Kleidertruhe, in der neben den Gewändern andere Habe bewahrt wurde, was immerhin als das Wahrscheinlichste wird gelten dürfen, so ist doch damit noch keineswegs über eine bedeutende Grösse ausgesagt, sofern Arete in der Odyssee die mit den Phaeakengeschenken und den ihrigen angefüllte Lade eigenhändig ἐξέφερεν θαλάμοιο. Endlich zwingt uns auch der Umstand, dass Labda den Kypselos als Kind in dieser Lade barg und vor den verfolgenden Bakchiaden versteckte, durchaus nicht, dem Geräth die Grösse zu geben, welche angenommen wurde; ja man könnte sich angesichts der Worte des Herodot 5. 92. 4, φέρουσα κατακρύπτει ἐς τὸ ἀφραστότατον οἱ ἐφαίνετο εἶναι, ἐς κυψέλην geneigt fühlen, sich das Geräth nicht eben all zu gross zu denken, denn je kleiner es war, desto weniger wahrscheinlich musste es sein, dass Labda ihr Kind hinein verborgen habe[36]), je grösser es war, desto leichter musste die List entdeckt werden. Aber auch solche Erwägungen führen zu nichts Positivem, und nur diejenige einiger nebensächlicher Erwähnungen im Berichte des Pausanias können uns zu einem einigermassen angenäherten Resultate bringen, obgleich auch nicht weiter als dahin. Schubart hat die hier zur Berechnung zu ziehenden Umstände a. a. O. S. 309 f. sorgfältig zusammengestellt; ich glaube, mich ihm im Wesentlichen anschliessen zu können, und thue dies um so lieber, da Schubart auf der Gegenseite kämpft, und ganz andere Consequenzen zieht, als die ich billigen kann. Schubart also stellt folgende Gesichtspunkte auf, die ich mit einigen Bemerkungen begleiten muss. 1) »Die Lade war .... ein Möbel mit zwei Lang-, zwei Schmalseiten und einem [flachen] Deckel«; einverstanden, nur dass man den Unterschied der Lang- und der Schmalseiten nicht zu gross setze (s. oben S. 24). 2) »Da die Bestimmung derselben [wenigstens wahr-

36) Schubart bemerkt, a. a. O. S. 306: „ob sich das Kind durch Schreien verrieth, ob es in dem geschlossenen Kasten erstickte, das macht der Sage keine Sorge"; das Letztere ist vollkommen richtig, und auch uns braucht diese Sorge nicht zu veranlassen, den Kasten zu vergrössern; was das Erstere, das Schreien anlangt, hat Winkelmann, Versuch einer Allegorie § 290 aus einer allerdings nicht fertigen Erzählung bei Plutarch, Conviv. VII Sap. t. 7. p. 573—574 (Reiske) auf eine Mitwirkung des Poseidon (Apollon) zur Rettung des Kypselos geschlossen, indem der Gott die Frösche so laut habe schreien lassen, dass sie das etwaige Schreien des Kindes übertönten. Was daran richtig oder falsch sei, kann uns hier freilich nicht berühren.

scheinlich] war, Kleider oder sonstige (?) Geräthschaften aufzunehmen, so mussten die Grössenverhältnisse nothwendig der Art sein, dass sie dem angegebenen Zweck entsprachen, keinesfalls aber denselben unmöglich machen durften. Stand also die Lade ohne allen Untersatz [warum dieses?[37])] und ohne die bei einem solchen Prachtstücke so wahrscheinlichen Zierfüsse [wiederum frage ich: warum dies? die Füsse, die auch ich annehme und die schwerlich fehlten, sind nach Maassgabe der Danaë- und Tenneslarnax oben S. 24 nur etliche Zolle hoch zu denken, fallen hier also schwerlich sehr in's Gewicht] auf dem Erdboden, so durfte deren Inneres nicht tiefer sein, als dass man mit Bequemlichkeit die aufbewahrten Gegenstände vom Grunde aufheben konnte«; vollkommen einverstanden! »Die Höhe der Seitenwände .... durfte also, reichlich angenommen (?) $2^1/_2$, höchstens 3 Fuss nicht überschreiten«. Für die Höhe von $2^1/_2$ Fuss sehe ich kein Motiv, mehr als 3 Fuss nehme auch ich nicht an; meine Reconstruction giebt aber auch nicht mehr, im Gegentheil noch ein kleines Bisschen weniger. Wenn wir aber 3 Fuss praeter propter als die wahrscheinliche Höhe annehmen dürfen, so giebt uns das nach Maassgabe der Thoas-, Danaë- und Tenneslarnax wenigstens einigen Anhalt zur Berechnung der Länge und Breite.

Es verhält sich die Höhe zur unteren und oberen Breite

bei der Thoaslarnax wie $2^1/_4 : 3^1/_4 : 4^1/_4$;

bei der Tenneslarnax wie $1^1/_2 : 2^1/_2 : 2^5/_8$;

bei der Danaëlarnax endlich wie $1^3/_4 : 2^3/_4 : 3$;

das heisst, wenn wir jedesmal die Höhe als 3′ annehmen, so ist die Thoaslarnax unten $4^1/_3$ Fuss, oben $5^2/_3$ Fuss breit, die Tenneslarnax unten 5 Fuss oben $5^1/_4$ Fuss breit, die Danaëlarnax endlich unten $4^5/_7$ Fuss, oben $5^1/_7$ Fuss breit[38]). Nehmen wir hieraus das Mittel für die Kypse-

37) Ruhl stellt (Archaeol. Zeitg. 1860, S. 29, wie das ähnlich schon Heyne gethan hatte (s. oben S. 10) der bequemeren Betrachtung wegen den Kasten in Olympia auf einen Untersatz von zwei Stufen; ohne Zweifel richtig, aber warum er im Hause der Labda als Prachtstück nicht ebenso gestanden haben sollte, vermag ich nicht einzusehen; auch da mochten die Stufen, wenn man sie nicht erstieg, die Betrachtung der unteren Theile erleichtern, die man sich schwerlich versagt haben wird, so lange das Stück im Besitze der Familie war, und andererseits mochten diese Stufen beim Gebrauche der Truhe, wenn man ihren Deckel zu öffnen hatte, bestiegen werden.

38) Ruhl berechnet in der Archaeol. Zeitung von 1860 S. 29 die Dimensionen der Danaëlarnax zu 2′ $8^1/_2$″ Höhe und 4′ 4″ Breite.

loslade unter der Annahme, sie sei gradwandig gewesen, so wird sich für die Breite ihrer Langseite $4^2/_3$ — höchstens (die oberen Breiten gerechnet) $5^1/_3$ Fuss ergeben. Nun, in meiner Reconstruction hat die Lade 3′ 9″ Breite der Langseite bei 2′ $8^1/_2$″ Breite der Schmalseite und 2′ $11^5/_8$″ Höhe. Ich denke das passt so ziemlich! Aber fahren wir in der Prüfung der Schubart'schen Erwägungen fort. 3) »Es mussten auf den so bestimmten Flächen die Darstellungen so vertheilt sein, dass sie den künstlerischen Anforderungen entsprachen, sie durften also eben so wenig die obere wie die untere Grenzlinie unmittelbar berühren, vielmehr mussten sie über und unter sich einen freien Raum haben«. Einen freien Raum? den wohl am allerwenigsten, eine oben und unten das Ganze abschliessende und umfassende Zierleiste allerdings ohne Zweifel; die habe ich angebracht. 4) »Sollten die Darstellungen auf einer Fläche in verschiedenen Streifen über einander angebracht sein, so mussten auch diese Streifen durch leere Zwischenräume geschieden werden«. Durch leere Zwischenräume? schwerlich, das würde sehr unfertig ausgesehn haben [39]; Ruhl fordert wiederholt trennende Zierleisten, welche Jahn wie ich glaube mit Unrecht anzweifelt [40], denn sie müssen nach meiner Ansicht schon nach Maassgabe der Technik vorhanden gewesen sein; gut, ich habe sie in meine Zeichnung aufgenommen. 5) »Die Beschreibung der einzelnen Kunstgebilde bei Pausanias gestattet durchaus nicht an mikroskopische Arbeit zu denken, vielmehr ist die Annahme völlig berechtigt, dass nicht allein die Compositionen im Ganzen, sondern auch die einzelnen Figuren in ihren Theilen und die Inschriften gross genug waren, um ohne Anstrengung der Augen einen Totalanblick zu gewähren und zugleich für die einzelnen Theile eine ausdrucksvolle Bearbeitung zu gestatten. Zeigte ja (19. 6) die Ker grimmige Zähne wie ein wildes Thier und hatte gebogene Krallen! Konnte man doch genau Pantherthier und Löwen (19. 5), ja (!) Weinreben, Apfel- und Granatbäume (19. 6) unterscheiden!« Dies Alles ist richtig und zuzugestehn; an mikroskopische Arbeit hat aber auch meines Wissens Niemand gedacht;

39) Vgl. die Zeichnung bei Quatremère de Quincy.

40) Berichte a. a. O. S. 107, freilich nur: »insofern für diese eine gewisse Selbständigkeit und ein solcher Umfang in Anspruch genommen wird, dass sie auf die gesammten Raumverhältnisse einen erheblichen Einfluss geäussert haben mussten«; womit man im Ganzen einverstanden sein kann, nur dass der Einfluss auf die Gesammthöhe dennoch in's Gewicht fällt.

wie vieles und mannigfaltiges Détail bei beschränktem Maassstabe bequem erkennbar und ausdrucksvoll gearbeitet sein könne, lehrt beispielsweise die Françoisvase, deren einzelne Streifen in der Zeichnung in den Monumenten des Instituts folgende Höhen haben, 1. = 2½", 2. = 3¾", 3. = 4¾", 4. = 4", 5. = 3⅞", 6. (Pygmaeen und Kraniche) = 1⅝"; der Bildstreifen der Kylix der Glaukytes und Archikles (Mon. d. I. 4. 49) hat in der Zeichnung nur 1 7/16" Höhe, und zeigt dennoch nicht weniges Détail, welches man allenfalls auch in Schnitzerei dargestellt denken könnte. Allein ich bin nicht der Meinung, dass wir für die Kypseloslade auf so geringe Maasse herabzugehn haben, und zwar aus einem Grunde, den Schubart anführt. Er fährt nämlich fort: »Am schlagendsten aber spricht (19. 4) die Darstellung des Agamemnon für ein grösseres Maass der Figuren. In einer Gruppe ist der Heros dargestellt; auf seinem Schilde ist löwenköpfig der Phobos und die Inschrift eines Hexameters; mag diese auch im Kreise geschrieben gewesen sein [etwas Anderes ist einfach undenkbar], sie war ohne Schwierigkeit lesbar [wo sagt Pausanias dies? er, der klagt, die Inschriften seien geschrieben *ἑλιγμοῖς συμβαλέσθαι χαλεποῖς*], und verlangte eine gewisse (!) Grösse des Schildes, die uns dann weiter eine Folgerung auf die Grösse der Figur und weiter der Composition gestattet«.

Diese letztere Behauptung ist mit einer gewissen Einschränkung, auf die ich gleich zurückkomme, einleuchtend richtig, nur muss man nicht bei so unbestimmten Ausdrücken, wie »eine gewisse Grösse« stehn bleiben, vielmehr fragen, welche Grösse des Schildes ist erforderlich, um auf denselben im Kreise um den löwenköpfigen Phobos einen Hexameter zu schreiben, in Buchstaben, die gross genug sind, um, meinetwegen ohne Anstrengung der Augen, lesbar zu sein, und um als in Gold eingegelegt gedacht zu werden? denn diese Art der Technik der Inschriften halte ich für die allein annehmbare, worauf ich zurückkomme. Nun, auch hier ist wohl nur durch den Versuch zu entscheiden. Ich habe den hierneben stehenden gemacht, von dem man schwerlich bestreiten wird, dass die Buchstaben zu

klein und zu dünne seien, um den erwähnten Voraussetzungen zu entsprechen; ja ich glaube sogar, dass man die Buchstaben noch um $^1/_3$ kleiner machen dürfte, wenn darauf Etwas ankäme, und dass sie immer noch den Voraussetzungen entsprechen würden. Nun ist der hier gegebene Schild $2^1/_2$ Zoll im Durchmesser; die zu ihm gehörige Figur berechnet sich nach Maassgabe zahlreicher Vasenmalereien zu 5 Zoll. Mein vierter Streifen aber, dem dieser Agamemnon angehört, hat $5^1/_3$ Zoll Höhe. Ich denke, es wird hiernach einleuchten mit welchem Unrecht Mercklin (Arch. Zeitung 1860 S. 106 Note 10) aus der Aufschrift auf dem Schilde des Agamemnon auf eine Dimension der Figuren »viel grösser als 5 Zoll« geschlossen hat. Mit Ruhl aber (Arch. Zeitung a. a. O. S. 32) und Schubart (a. a. O.) treffe ich in der Annahme des Maasses für die Figuren dieses Streifens zusammen. Dass zwei meiner Streifen, der erste und der fünfte etwas schmäler, zwei dagegen, der 2. und 3. breiter sind, beruht auf anderen, später zu entwickelnden Gründen; das kann uns hier aber nicht berühren, am wenigsten wird man aus den beigegebenen Inschriften behaupten dürfen, auch der unterste und oberste Streifen müsse grade 5″ Höhe gehabt haben. Denn im untersten Streifen sind nur Namen beigeschrieben für die überflüssig Raum ist, im obersten fehlen alle Inschriften. Nehmen wir aber einmal eine durchgängige oder durchschnittliche Höhe der Streifen zu 5″ an, und ich vermag kein Motiv zu erkennen, um dies Maassverhältniss irgend wesentlich zu überschreiten, während die überaus kostbare Technik des Kastens, namentlich die Verwendung von Gold und Elfenbein uns warnen muss, die Dimensionen der Figuren nicht unnöthig zu vergrössern [41]), so begreife ich nicht, wie Schubart seine Auseinandersetzung schliessen konnte mit den Worten: »Fassen wir alle diese Punkte zusammen, so sehe ich nicht ein, wie es möglich sein wird, die Theorie der 5 Streifen über einander durchzuführen, mag man nun diese Streifen auf eine Langseite beschränken oder die beiden Nebenseiten noch hinzuziehn«. Für die Gesammthöhe der Seiten des Kastens nimmt Schubart selbst $2^1/_2$ bis 3 Fuss = 30 — 36 Zoll an; 5 Streifen zu 5 Zoll Höhe geben 25 Zoll Gesammthöhe der Bildwerke, so dass nach der ersteren Annahme von 30 Zoll Gesammthöhe noch 5 Zoll für die trennenden Zierleisten, nach der anderen von 36″ Gesammt-

41) Wie dies schon Heyne anerkannt und hervorgehoben hat, s. oben S. 10.

höhe 11″ für die Schubart'schen »leeren Zwischenräume« übrig bleiben. Für die Höhe also fällt alle Unmöglichkeit nicht allein, sondern alle Schwierigkeit weg; wie sich die Länge der Lade nach der Höhe berechnen lasse, haben wir gesehn, wie es aber möglich sei in die Streifen von gegebenen Dimensionen die von Pausanias beschriebenen Bildwerke hineinzuzeichnen, das wird, so hoffe ich wenigstens, meine Tafel lehren.

Allein, wenn auch schon durch das bisher Gesagte und durch meine Tafel die von den Gegnern bestrittene Möglichkeit der Streifentheorie erwiesen sein dürfte, so ist damit doch noch nicht gesagt, dass dieselbe in der That die richtige sei. Es ist also demnächst zu prüfen, welche Gründe sich für dieselbe und gegen die Seiten- und Deckeltheorie aufstellen lassen und es ist hierbei mit Pausanias' Beschreibung zu beginnen.

4.

Nähere Prüfung der beiden Herstellungsprincipien.

Wir Anhänger der Streifentheorie also behaupten, um darüber keinerlei Zweifel übrig zu lassen: die von Pausanias angeführten *χῶραι*, ihrer fünf an der Zahl, sind gleichartige Streifen, welche die Kypseloslade über einander auf einer Langseite und den beiden anliegenden Schmalseiten umgaben, und die Bildwerke jeder *χώρα* laufen in einer Reihe fort.

Bei der Prüfung dessen, was philologisch hiefür spricht und was die Gegner hiergegen eingewendet haben, dürfte es am gerathensten sein, sich an Schubart zu halten, nicht allein, weil er der neueste Verfechter der Seiten- und Deckeltheorie, sondern weil er Philologe ist, folglich philologischer Argumentation zugänglicher als der Künstler Ruhl.

Nun sagt Schubart a. a. O. S. 307: »Die Vertheidiger der Streifentheorie, welche Jahn am bündigsten vertritt, stützen sich hauptsächlich auf das »von unten anfangen« (17. 6) und auf »die oberste *χώρα*, denn es sind fünf (19. 7). Was die erste Stelle betrifft: *ἀρξαμένῳ ἀνασκοπεῖσθαι κάτωθεν*, so kann ich dieser kein grosses Gewicht beilegen, da sie nach der einen und der anderen Auffassung gedeutet werden kann«. Hiezu muss ich bemerken, dass nach der Seiten- und Deckeltheorie, der also die erste *χώρα* eine »Seite« des Kastens ist, gleichviel welche, diese Deutung nur unter der einen Voraussetzung möglich ist, dass es erlaubt sei, die

Bildwerke einer *χώρα* in mehre Streifen über einander zu zerlegen. Denn erstens, waren die Bildwerke der *χώρα* nicht in mehren Reihen über einander angebracht, so hat das Beginnen der Betrachtung von unten an keinerlei Sinn, oder es hat den, dass man bei den Füssen der Figuren anfange, um bei ihren Köpfen aufzuhören; zweitens wäre, wenn die Bildwerke einer *χώρα*, diese als »Seite« verstanden, in einer Reihe fortliefen nur eine doppelte schon oben, S. 12 Note 20 näher erörterte Möglichkeit gegeben; entweder nämlich müsste die Länge der Seite so viel Mal mit sich selbst multiplicirt werden, wie die Zahl der Streifen beträgt, die über einander angeordnet waren, oder aber die Figuren müssten um den Betrag der gleichen Proportion verkleinert werden. In beiden Fällen aber würde jede Seite nur mit einem einzigen verhältnissmässig schmalen Reliefbande geschmückt sein, von dem man nicht weiss, ob man es als Sockel- oder Friesornament denken, oder auf die Mitte der Fläche verlegen soll. Bei der von Ruhl und Schubart angenommenen Figurenhöhe von durchschnittlich 5″ und der von ihnen statuirten Kastengrösse von 6×4 Fuss aber stellen sich beide Annahmen als unmöglich heraus; die von Pausanias in der untersten *χώρα* genannten Figuren lassen sich bei einer Höhe von 5″ in einer Reihe nicht auf eine Standlinie von 6 Fuss bringen, das ist eine mathematische Unmöglichkeit; sollen sie aber auf eine Standlinie von 6 Fuss gebracht werden, so können sie nicht 5″ hoch bleiben, das ist ebenso mathematisch unmöglich, sondern müssen, wie oben dargethan ist, auf $2^2/_3$″ zusammenschrumpfen. Aus diesen Gründen machen denn auch die Anhänger der Seiten- und Deckeltheorie die Annahme, die Figuren jeder einzelnen *χώρα* (»Seite«) seien in mehren (wie vielen ist nirgend bestimmt ausgesprochen) Reihen über einander angeordnet gewesen[42]).

Diese Annahme, welche auch Quatremère de Quincy machte, und die schon Welcker bekämpfte, ist aber durch und durch falsch, die Figuren jeder einzelnen *χώρα* liefen allerdings in einer Reihe fort, und nirgend lässt sich das so bestimmt aus Pausanias selbst zeigen, wie bei der ersten *χώρα*. Pausanias beginnt seine Beschreibung mit *Οἰνόμαος διώκων Πέλοπα*; dann folgt: *ἑξῆς δὲ Ἀμφιαράου ἡ οἰκία* und die sämmtlichen Figuren die Pausanias nennt bis zu dem von Baton gezügelten Gespann des Helden. Nun bezeichnet *ἑξῆς* so bestimmt wie nur immer möglich

42) S. oben S. 15.

das Nebeneinander in einer Reihe fort, was ich Schubart und anderen Philologen nicht zu beweisen brauche[43]. Also bis hieher ist die eine und selbe Reihe erwiesen. Nun folgt (17. 9) *μετὰ δὲ τοῦ Ἀμφιαράου τὴν οἰκίαν* der *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ*, der nach Pausanias bis inclusive Iolaos auf einem Viergespanne reicht (17. 11). *Μετὰ* mit Accusativ aber heisst von örtlicher oder räumlicher Aufeinanderfolge eben so bestimmt wie *ἑξῆς* in einer Richtung folgend, nachher, hinterher, und kann ganz unmöglich »über« bedeuten; innerhalb der in sich zusammenhangenden Darstellung des *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* aber abzubrechen, um einen Theil derselben über den andern zu setzen, ist durch Nichts im Texte des Pausanias zu rechtfertigen, und aus sachlichen Gründen entschieden unerlaubt[44]. Bis zu Iolaos also geht das Bildwerk nach Pausanias' eigenen Ausdrücken entschieden in einer Richtung fort. Bleibt noch Herakles, der die Hydra erschiesst, sammt Athene und der durch die Boreaden von den Harpyien befreite Phineus nach. Bei Erwähnung dieser Darstellungen giebt Pausanias keinen Wink über die Art der Abfolge, aus Pausanias also können wir den Gegnern nicht beweisen, dass sich dieser Rest nicht in einem höheren Streifen befand. Allein dass dem nicht so gewesen sein könne ergiebt sich aus der Zahl der Figuren. Es sind ihrer genau gezählt (einschliesslich der Hydra) 8; die gesammte Figurenzahl der ersten *χώρα* aber berechnet Ruhl zu 42; ziehn wir davon 8 ab, so bleiben 34. Diese 34 laufen in einer Reihe fort, das ist bewiesen: ist es nun denkbar, dass die übrig bleibenden acht in einer oberen Reihe angeordnet gewesen seien? Dazu kommt noch ein Anderes. Uebereinstimmend haben Brunn (N. Rhein. Mus. 5. S. 335 f.) und Schubart (Uebers. des Pausanias 1. S. 391. Note)[45] angenommen, dass Pausanias sich in Betreff des Iolaos geirrt habe, sofern er ihn mit zum *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* rechnet, während er wahrscheinlich zu dem Herakles mit der Hydra gehörte, wofür erhaltene Kunstwerke (Vasenbilder) angeführt werden. Ich schliesse mich dieser Ansicht vollkommen an[46]. Ist sie aber begründet, gehört Iolaos zu der

43) Freilich ist in dieser Beziehung bei Schubart a. a. O. S. 313 nicht Alles in Ordnung.

44) Vgl. was schon Welcker a. a. O. S. 546 f. ausgeführt hat.

45) Dieser nimmt seine Vermuthung in Jahns Jahrbb, a. a. O. S. 313 zurück.

46) Wie Pausanias zu seinem Irrthum gekommen, begreift sich um so leichter, wenn man erfährt, dass wie Schubart a. a. O. bemerkt hat, nach Hygin Fab. 273. Iolaos Sieger im Viergespann bei den Leichenspielen des Pelias war; wusste dies

Scene des Kampfes mit der Hydra, während Pausanias ihn zu dem in einer Reihe fortlaufenden *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* rechnet, so ist damit bewiesen, dass auch der Hydrakampf in derselben Reihe mit dem *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* fortlief. Bleibt für eine obere Reihe Phineus mit den Boreaden und Harpyien. Wer den Streifen um den Betrag dieser 5 Personen kürzen und diese in eine obere Reihe setzen will, dem kann ich nur zu seinem Unternehmen Glück wünschen.

Bei der Beschreibung der übrigen *χῶραι* giebt Pausanias über die Abfolge der Bildwerke keine Andeutungen ausser ein Mal (19. 8) in der obersten *χώρα*, wo nach dem Cheiron *ἑξῆς καὶ ἵππων συνωρίδες εἰσίν*; es wird aber wohl Jeder zugeben, dass was von der ersten *χώρα* gilt auch für die übrigen angenommen werden muss. Ist es nun nach dem oben Gesagten unmöglich die Figuren der ersten Chora in einer Reihe, wie der Text des Pausanias es fordert, auf einer »Seite« der Lade anzubringen, so bleibt Nichts übrig, als sie nach unserer Theorie in einem Streifen auf die drei Seiten des Kastens zu vertheilen. Q. e. d.

Aber zurück zu Schubarts Auseinandersetzung; derselbe führt fort: »Die Betrachtung und Beschreibung einer grossen Composition wird von irgend einer Seite beginnen müssen; bei der zweiten *χώρα* fängt er (Pausanias) bei der linken an, hier von unten; weder Sprache noch der Sinn an sich werden dagegen Etwas einzuwenden haben«. Ich dächte doch; eine grosse Composition kann man allerdings je nach den Um-

Pausanias und fand er den Iolaos auf der Kypseloslade zunächst der Darstellung des *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* auf einem Viergespann, so lässt sich sehr wohl denken, dass seine stark entwickelte mythologische Gelehrsamkeit sein schwach entwickeltes künstlerisches Apperceptionsvermögen hinreichend überwogen habe, um ihn zu veranlassen, gegen den blossen Augenschein Iolaos zu der vorhergehenden anstatt zur folgenden Scene zu rechnen. Wie Pausanias sein mythologisches Wissen mit seiner Beschreibung verquickt, und zwar grade in der Besprechung des *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ*, davon hat Schubart S. 311 das Beispiel angeführt, dass P. 17. 9. 10 zu den Namen das Pisos, Asterion, Euphemos, Mopsos u. s. w. die Namen der Väter anführt, die natürlich in den Inschriften des Kastens sich nicht fanden. Man vergleiche aber ferner solche Notizen wie 17. 8: Asios habe auch Alkmene zu einer Tochter des Amphiaraos u. d. Eriphyle gemacht; 17. 9, Asterion der Sohn des Kometes sei Argonaut gewesen. ibid. Euphemos sei nach der Dichter Erzählungen Poseidons Sohn und ebenfalls mit Iason nach Kolchis gefahren; 17. 10 wer Eurybotas sei, wisse er nicht anzugeben, jedenfalls ein berühmter Diskobol, ibid. Iphiklos möge wohl des mit gen Ilion gefahrenen Protesilaos Vater sein (*εἴη ἄν*). Hat sich aber in allen diesen Fällen wie Schubart vermuthet, Pausanias auf die Büchelchen der olympischen Exegeten verlassen, was ihm allerdings ähnlich genug ist, so wird sein Irrthum in Betreff des Iolaos um so leichter erklärlich.

ständen unten oder oben, links oder rechts zu beschreiben beginnen, vielleicht auch in der Mitte, wie z. B. eine Giebelgruppe; hier aber handelt es sich um eine Anzahl Gruppen, welche (nach der Seiten- und Deckeltheorie) in mehren (wenigstens zwei) Reihen übereinander liegen, denn, dass sie nicht in einer Reihe liegen können, ist erwiesen; eine Reihe von Figuren kann man aber nicht entweder von links oder rechts, oder von unten oder oben her zu beschreiben beginnen, sondern nur entweder von links oder von rechts her, wie es Pausanias mit den *χώραις*-Streifen nach unserer Theorie thut. Liegen aber mehre Figurenstreifen übereinander, so kann man deren Beschreibung ebensowenig ad libitum entweder von unten oder oben oder von rechts oder links anfangen, sondern nur entweder von unten oder von oben, indem man entweder die Figuren der oberen oder die der unteren Reihe zuerst nennt, nicht aber von links oder rechts, wo man mehre Gruppen zugleich nennen müsste[47]. Sollte das für einen Philologen noch nicht an und für sich klar sein, so müsste es ihm einleuchten, wenn er Pausanias' Worte (18. 1) in's Auge fasst: *τῆς χώρας δὲ ἐπὶ τῇ λάρνακι τῆς δευτέρας ἐξ ἀριστερῶν μὲν γίνοιτο ἂν ἡ ἀρχὴ τῆς περιόδου.* Oder was wäre das für eine *περίοδος*, welche an der linken Seite einer Kastenwand begönne um an der rechten zu enden. Es hat freilich Jahn (Archaeol. Aufss. S. 6) wie oben S. 17 ohne einen Einwand zu machen bemerkt wurde, für *περίοδος* den Sinn einer genauen, schrittweisen Beschreibung in Anspruch genommen, und Schubart hat an der genannten Stelle des Pausanias übersetzt: „beim zweiten Felde an der Lade könnte man „die Beschreibung“ von der Linken anfangen“, allein in Jahns Jahrbb. a. a. O. S. 308 Note 6 nennt er es

47) Schubart selbst macht S. 308 darauf aufmerksam, dass Pausanias bei der Beschreibung der Leschengemälde des Polygnot, bei denen es sich in der That um in verschiedenen Höhen angebrachte Figuren handelt, da wo er hinauf oder hinunter verweist, die Ausdrücke gebraucht: *ἀφορῶν, ἀνιδόντι, ἀποβλέψαντι εἰ ἀπίδοις*, ferner *ἀνωτέρω, ὑπὲρ* und *ὑπὸ*, *ἄνωθεν* u. s. w., während sich bei der Beschreibung der Kypseloslade kein dergleichen Ausdruck finde. S. selbst fügt hinzu, an beiden Orten möge sich Pausanias wohl sachgemäss ausgedrückt haben. Gewiss! Waren aber in jeder einzelnen *χώρα* mehre Streifen oder Felder übereinander, so hätte Pausanias, diese von rechts oder von links her beschreibend sagen müssen: in der oberen (obersten) Zone ist dies, darunter dann jenes, oben wieder dies u. s. w., also hätte er auch hier sein *ἀνιδόντι, ἀποβλέψαντι, ὑπὲρ* und *ὑπὸ* u. s. w. gebrauchen müssen wenn er sich sachgemäss ausdrücken wollte. Dass er es nicht thut, beweist, dass er in einer Reihe fort von rechts nach links oder von links nach rechts beschreibt.

eine Art von Ironie, dass er so übersetzt habe, und daselbst im Text widerlegt er Jahns Ansicht namentlich durch Verweisung auf (19. 1) das ἐξ ἀριστερᾶς περιόντι, »welches nicht allein für sich, sondern auch für περίοδος ein Herumgehen (S. hat das Wort selbst gesperrt drucken lassen) feststellen dürfte«[48]). Ganz gewiss ist dem so; nun aber ziehe man doch die Consequenzen oder vielmehr, man verläugne sie einfach nicht. Die Consequenz aber ist, dass Pausanias zunächst bei der Beschreibung der zweiten und vierten χώρα bei der er die erwähnten Ausdrücke gebraucht um den Kasten herumgeht, und dass folglich sich die zweite und vierte χώρα über mehr als eine Seite der Lade erstreckte. Wie man sich diesem Schlusse entziehen will geht über meine Fassung; erstreckte sich aber die zweite und vierte χώρα über mehr als eine Seite, so ist damit bewiesen, dass χώρα nicht »Seite« bedeuten könne. Damit aber ist in die Seiten- und Deckeltheorie ein grosses, ja ein irreparabeles Loch gestossen; es bleibt nur noch der Deckel übrig, auf den wir gleich kommen werden. Schubart nämlich fährt fort: »Weit schwerer fällt die andere Stelle in das Gewicht, und ich gestehe, dass sie allein mich bisher abgehalten hat, unbedingt mich der Ansicht anzuschliessen, welche zuletzt von meinem Freunde Ruhl nicht allein vertheidigt, sondern auch sorgfältig künstlerisch ausgeführt worden ist. Die ἀνωτάτω χώρα an sich würde mir weniger Bedenken machen; so konnte auch die Deckelfläche bezeichnet werden [was ich sehr bestimmt in Abrede stelle], aber der Zusatz »denn es sind fünf« (πέντε γάρ ἀριθμόν εἰσι) ist jedenfalls störend (!) und begünstigt nach unbefangener Auslegung mehr die Jahn'sche als die Ruhl'sche Auffassung«. Wenn Schubart sich hier die Unbefangenheit bewahrt hätte, wenn hier nur der Philologe aus ihm redete, so hätte er sich, glaube ich, noch präciser ausgedrückt, und nicht noch folgende Worte geschrieben, denen man das Geängstigte und Geschraubte ohne weiteres Zuthun ansieht: „Wäre Jahns Erklärung die einzig mögliche, so wäre die Sache ziemlich (ziemlich?!) entschieden; allein der Zusatz kann (die Sperrung des Drucks von Sch.) auch bedeuten, freilich sonderbar ausgedrückt (das habe ich sperren lassen), dass noch eine fünfte, nämlich die Deckelfläche vorhanden und mit Darstellungen geschmückt sei. Sonderbare Ausdrucksweisen dürfen

48) Eben so richtig sind Schubarts Bemerkungen gegen Jahns Annahme, περίοδος könne schlechtweg Beschreibung, etwa wie περιήγησις, heissen.

aber bei Pausanias nicht überraschen". Und sonderbare Ausflüchte bei den Vertheidigern einer unhaltbaren Hypothese noch viel weniger. Eine sonderbare Ausflucht aber ist dies; durch die Worte *ἡ δὲ ἀνωτάτω χώρα, πέντε γάρ τὸν ἀριθμόν εἰσι* werden die fünf *χῶραι* so klar wie möglich als gleichartig bezeichnet, von fünf gleichartig um die Lade umlaufenden Zonen gebraucht ist der Ausdruck correct und untadelhaft, von vier Seitenflächen und einer Deckelfläche gebraucht ist er nicht blos sonderbar, sondern ungeschickt und verkehrt, und kein halbwegs vernünftiger Mensch, der einen Kasten mit Deckel zu beschreiben hat, und in der Wahl seiner Ausdrücke unbeschränkt ist, wird je von ihm sagen: es seien an ihm fünf Felder und dabei unter dem obersten Felde den Deckel verstehn[49]. Eine philologische Interpretationsmethode aber, die einer vorgefassten Meinung wegen den Wortsinn eines Schriftstellers nicht so auslegt, wie er natürlich und vernünftig lauten müsste, sondern so, dass nur nicht gradezu evidenter Unsinn herauskommt, ist sehr unglücklich und erinnert nur zu lebhaft an Goethe's: legt ihr's nicht aus, so legt was unter. Die vorgefasste Meinung aber bei Schubart ist die, welche er schliesslich ausspricht, und die er bei Ruhl geschöpft hat[50]: »dass der Deckel schmucklos gewesen sei, wird wohl nicht leicht Jemand annehmen«. Ich deprecire, und werde demnächst meine Gründe angeben, aus welchen ich nicht glauben kann, der Deckel der Kypseloslade sei anders als etwa mit einem und dabei leichten Ornament geschmückt gewesen. Zwischen der Behauptung, sonderbare Ausdrücke bei Pausanias dürften uns nicht wundern und derjenigen, der Deckel müsse ornamentirt gewesen sein, stehn nun bei Schubart noch folgende Worte, es sei nicht mit Stillschweigen zu übergehn, »dass nach der Streifentheorie der Zu-

49) Schubart ist S. 307 freilich anderer Ansicht, er meint, dass die Flächen der vier Seiten und des Deckels *χῶραι* nicht allein genannt werden können, was ich nicht bestreite, sondern dass dieses in unserem Falle die nächstliegende Bedeutung sei. Das kann ich nur insofern zugestehn, wie ich dies schon oben S. 9 gethan habe, nämlich insofern man bei fünf Flächen an einer Deckellade zuerst an die Seiten und den Deckel denkt. Dass dies aber richtig sei, und dass man dabei stehn bleiben müsse, läugne ich. Schubart meint ferner das. dass der Umstand, dass Pausanias bei der Erwähnung der ersten vier *χῶραι* beifüge: *τῆς λάρνακος, ἐπὶ τῇ λάρνακι,* während bei der 5. *χώρα* dieser Zusatz fehle, sei nicht bedeutungslos, vielmehr der Deckeltheorie günstig. Wie künstlich! Da Pausanias das Wort *ἐπίθημα* für Deckel kennt, was sollte ihn wohl abgehalten haben die fünfte *χώρα* mit diesem Worte zu bezeichnen, wenn sie der Deckel war?

50) S. Archaeol. Zeitung 1860 S. 29.

satz (*πέντε γάρ τὸν ἀριθμόν εἰσι*) völlig überflüssig sein würde", welche schwer zu begreifen sind, da ja durch sie Pausanias uns grade angiebt, was für die Streifentheorie von entscheidender Wichtigkeit ist, nämlich, dass er von fünf gleichartigen Flächen redet. Schubart selbst ist grade durch diese Worte in seiner Anschauung »gestört«, und hier behandelt er sie als irrelevant.

Was wir also bisher gewonnen haben ist dies: die fünf *χῶραι* des Pausanias sind fünf um den Kasten umlaufende gleichartige Flächen, Felder oder Zonen. Damit ist aber noch nicht der ganze Inhalt unserer Behauptung erwiesen, welche ferner dahin geht: diese Zonen oder Streifen laufen nicht um den ganzen Kasten herum und sind eben so wenig auf die eine Langseite desselben beschränkt, sondern umgeben ihn auf der Langseite und den beiden anliegenden Schmalseiten.

Den Hauptbeweis hiefür hat Jahn schon in den Archaeolog. Aufsätzen S. 5 ausgesprochen, er liegt darin, dass Pausanias bei seiner Beschreibung abwechselnd von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten um den Kasten herumgeht (vgl. oben S. 17), ein Verfahren, zu dem, wie Jahn bemerkt in den Bildwerken kein Grund abzusehn ist, welches sich eben so wenig erklären lässt, wenn man annimmt, P. sei bei seinen Umgängen jedesmal den Kasten ganz umschreitend, bis zu seinem Ausgangspunkte zurückgelangt, während es das natürliche und völlig gerechtfertigte ist, wenn er nur drei Seiten umschreitet und umschreiten kann. Den Grund hiefür, dass nämlich die Lade mit der Hinterseite an die Wand gestellt war giebt Ruhl (Archaeol. Zeitung 1860 S. 28) insofern als unzweifelhaft zu, als er eine solche Aufstellung für ein Hausrathstück die entsprechendste nennt[51]). Seine Vorstellung, die Lade sei in Olympia anders aufgestellt, sie sei an der Hinterseite nachträglich mit der Schlacht der 3. *χώρα* geschmückt worden, ja die in Olympia aufgestellte Lade sei möglicherweise gar nicht die

51) Schubart S. 306 ist anderer Ansicht; er meint, im Begriffe eines Schrankes liege es freilich, an die Wand gestellt zu werden, eine gleiche Nothwendigkeit mache sich bei einer Prachtlade nicht geltend. Das muss man zugeben, allein damit wird nicht aufgehoben, was Ruhl sagt, eine solche Aufstellung sei die natürliche und entsprechendste. Was noch folgt bei Sch. es scheine ihm, dass wenn Jemand eine Restauration vorschlüge, welche nur eine Vorderseite und eine Nebenseite in Anspruch nehme, er eben so berechtigt sein würde, eine Aufstellung in einer Ecke anzunehmen, wie man ein Anrücken an die Wand beliebt habe, das wollen wir uns als Scherz gefallen lassen.

ursprüngliche, sondern ein späteres, das Original repräsentirendes Weihgeschenk, das Alles ist pures Phantasiegebilde, zu dem um so weniger Grund vorliegt, als lange und mehrfach erwiesen ist, wie füglich man im Besitze der Labda der Bakchiadin ein solches Prachtmöbel voraussetzen dürfe.

Ein zweiter Grund für die Vertheilung der Bildwerke auf die drei Seiten der Lade liegt in der Unmöglichkeit, dieselben auf der Langseite allein unterzubringen selbst wenn man dieser eine Länge von 6 Fuss giebt. Da wir diese (oben S. 27 f.) als unwahrscheinlich erkannt haben, und auf das bescheidene Maass von weniger als 4 Fuss zurückgegangen sind, so wächst damit die Unmöglichkeit und die Hinzuziehung der beiden Nebenseiten wird um so nothwendiger.

Der dritte Grund, ein sehr schwerwiegender, sobald die Streifentheorie als solche feststeht, liegt in der Responsion in der Composition der Bildwerke, sofern sich diese nur über die mittleren Theile jeder *χώρα* erstreckt, an den Enden aber aufhört. Danach sind die respondirenden Theile der Composition der Langseite zuzusprechen, während die nicht respondirenden Anfangs- und Endstücke auf die Nebenseiten zu verweisen sind. Doch darauf ist zurückzukommen.

Einen vierten Grund für die Vertheilung der Bildwerke auf die Haupt- und die Nebenseiten, und zwar genau in der von mir in meiner Geschichte der griech. Plastik vorgeschlagenen, jetzt auf meiner Tafel durchgeführten Weise, diesen Grund, den Mercklin (Archael. Zeitung 1860. S. 104) aus den Inschriften ableitete, kann ich nur sehr bedingtermassen anerkennen. Doch auch auf den ist zurückzukommen, wo von den Inschriften zu handeln ist.

Schliesslich muss aber noch an die wesentliche Unterstützung erinnert werden, welche der ganzen Streifentheorie bei der Kypseloslade aus der Analogie anderer alter Kunstwerke fliesst. Jahn hat bereits (Berichte u. s. w. a. a. O. S. 101) darauf hingewiesen, dass uns eine ähnliche reihenweise, mehrstreifige Verzierung wie wir sie für den Kypseloskasten statuiren, bei den ältesten Kunstwerken, den Schilden, welche Homer und Hesiod beschreiben, und den alten Vasenbildern ebenfalls entgegentritt. Ueber die Schildbeschreibungen ist auch in neuerer Zeit Mancherlei geschrieben worden, das dazu bestimmt ist, die betreffenden Dichterstellen als Beschreibungen überhaupt zu verdächtigen. Ich will mich hier nicht auf diesen Gegenstand einlassen, stehe aber nicht an,

auszusprechen, dass nach meiner Ueberzeugung das auch von mir bei der Restauration dieser Schilde adoptirte Verfahren im Prinzip durch die neueren Aeusserungen nicht erschüttert ist. Was die Vasenbilder anlangt, so sind es bekanntlich die ältesten, s. g. orientalisirenden, welche, in grosser Zahl, hier in Frage kommen, und als deren jüngste eine die Françoisvase ein Hauptanalogon zur Kypseloslade abgiebt, während andere Vasen derselben chronologisch noch näher kommen mögen.

Endlich will ich nicht versäumen, hier noch auf eine andere bedeutungsvolle Analogie aufmerksam zu machen. Bei den in Vasengemälden dargestellten λάρνακες nämlich ist eine Verzierung der Seitenflächen die gewöhnliche, und unter diesen Seitenverzierungen tritt diejenige mit streifenförmig über einander geordneten Ornamenten auffallend häufig hervor (s. oben S. 24 Nr. 2, 3, 5, besonders 6, vergl. noch Guhl und Koner a. a. O. F. 194. c. d. g.). Sollte man das für blossen Zufall erklären wollen? Eine ähnliche Verzierung der oberen Fläche des Deckels ist nirgend nachweisbar, nur die Ränder der Deckel und die oberen Flächen derselben zeigen sich mit Ornamentbändern eingefasst; das kann Zufall sein, weil wir überhaupt in nur wenigen Darstellungen der Deckel deren Ansicht von oben her vorfinden; dass aber hie und da die Deckel benutzt werden, um sich darauf zu setzen, darf nicht ganz ausser Anschlag bleiben. Deckel mit denen solches geschieht, haben sicher kein nennenswerthes Ornament.

Und auch das sei noch erwähnt, dass, wie schon Thiersch (a. a. O. S. 167) und wieder Schubart (a. a. O. S. 305) hervorgehoben haben, schon jene χηλὸς ἀριπεπὴς und περικαλλὴς (Od. 8. 424, 438) der Arete und nicht minder die χηλὸς καλὴ δαιδαλέη des Achilleus Il. 16. 221, unzweifelhaft schon Prachtmöbel waren, wie die λάρναξ der Labda der Bakchiade, wenngleich wir darauf verzichten wollen, περικαλλὴς mit Thiersch durch »ringsherum schön« zu übersetzen und daraus, indem wir das betonen, für die nach unserer Anschauung ornamentirte Kypseloslarnax Kapital zu machen.

5.

Das Datum der Kypseloslade.

Ich habe oben die Françoisvase neben anderen der ältesten Thongefässe als Hauptanalogon zu der Kypseloslade angesprochen; um dasselbe in seinem ganzen Werthe ausnutzen zu können wird es nöthig

sein, sich über das chronologische Verhältniss beider Kunstwerke so viel wie möglich zu orientiren. Ohnehin darf hier an der Frage nach dem Datum der Kypseloslarnax nicht vorbeigegangen werden, da es sich in den Ansichten verschiedener Gelehrten um den Unterschied eines Zeitraumes von mehr als 40 Olympiaden, fast 200 Jahren, handelt.

Die Ueberlieferung braucht als bekannt nur kurz berührt zu werden. Pausanias (17. 5) bezeichnet ohne den geringsten Zweifel die von ihm in Olympia gesehene Lade als diejenige, in welcher Labda ihr Kind vor der Verfolgung der Bakchiaden verborgen habe, also als dasselbe Möbel, welches bei Herodot (5. 92) erwähnt wird, und welches nach Paus. 18. 7 ein *πρόγονος* des Kypselos (ob von väterlicher oder mütterlicher Seite wird nicht bestimmt gesagt, dass aber das Erstere gemeint sei ist aus dem Verfolg wahrscheinlich[52])) als ein *κτῆμα* habe machen lassen. Ferner giebt er an (19. 10), die Inschriften auf der Lade könne freilich auch ein Anderer verfasst haben, ihn selbst aber führe seine Vermuthung stark auf Eumelos den Korinthier, und zwar sowohl aus anderen Gründen als namentlich durch eine Vergleichung des von Eumelos verfassten Prosodion auf Delos. Nach Dio Chrysostomos 11, p. 163 wäre die Lade von Kypselos selbst nach Olympia geweiht.

Wir haben es also mit zwei Argumenten, der von Pausanias geglaubten Sage und seiner kritischen Vermuthung über den Verfasser der Inschriften zu thun, die, wie schon lange bemerkt worden[53]), eigens für die Bildwerke gemacht, nicht aus einem Gedichte entnommen und auf die Bildwerke angewendet worden sind, deren Alter folglich über dasjenige der Bildwerke mit bestimmt.

Was nun zunächst die Sage anlangt, die in Olympia von den Nachkommen des Kypselos geweihte Lade sei die echte im Besitze der Labda gewesen, so bezweifelt dieselbe Heyne (S. 5), aber aus keinem besseren Grunde, als weil es ihm nicht wahrscheinlich vorkommt, Labda habe ein so kostbares Stück besessen. Hierauf ist bereits geantwortet; es lässt sich nicht absehn, warum die Bakchiade Labda oder ein *πρόγονος* ihres Mannes, der, wenn auch nicht Bakchiade, darum noch kein geringer und armer Mann war, ein solches Stück nicht sollte besessen

52) Vgl. Preller, Archaeol. Zeitung 1854 S. 292.

53) Von Thiersch, Epochen S. 168 Note 66. Die Wendungen: *Ἄτλας οὗτος, οὗτος τε Κόων, οὗτος μὲν Φόβος, Λατοΐδας οὗτος, Ἑρμείας ὅδε* beweisen hier ganz gewiss.

haben[54]). Tiefer fasst die Sache Welcker[55]), der allerdings die Möglichkeit zugesteht, allein darauf hinweist, die ganze Geschichte von der Rettung des Kypselos in einer *κυψέλη* könne gar leicht aus dem Namen des Kypselos gemacht sein, wofür es an Analogien nicht fehle[56]). Das verdient gewiss alle Beachtung, obwohl man Welckers weiterem Argumente nicht eben sonderliches Gewicht beilegen wird. Er meint nämlich, dass Herodot, hätte man zu seiner Zeit schon ein solches Denkmal wie Pausanias beschreibt auf jene Geschichte bezogen, den erzählenden Korinther (H. legt bekanntlich dem Korinther Sosikles die Kypselosgeschichte in den Mund) wahrscheinlich der *κυψέλη* ein Beiwort hätte geben lassen, wie z. B. kunstreiche, in unserem (?) Heraeon aufbewahrte Kiste oder dergleichen. Das hätte Herodot freilich thun können, allein nothwendig war es nicht, und W. scheint übersehn zu haben, dass er mit diesem Argumente nicht sowohl die Sage bestreiten würde, die Larnax sei im Besitze der Labda gewesen, als vielmehr die Ueberlieferung, die in Olympia aufgestellte sei dahin von den Kypseliden geweiht, an der noch Niemand gezweifelt hat[57]). Denn auch dies ist natürlich lange vor Herodot geschehn. — Thiersch (a. a. O. S. 167) spricht sich unbedingt für den Glauben an die von Pausanias überlieferte Sage aus, die zu bezweifeln kein Grund vorliege, und welche, indem sie in sich selbst nichts Widersprechendes, wohl aber in den homerischen Gesängen einen bestimmten Halt und Hintergrund habe (in den Laden der heroischen Zeit als Analogien der Kypseloslade), in und durch sich selbst hinlänglich gesichert sei. Jahn berührt in s. Archaeolog. Aufsätzen und in den Berichten der k. s. Ges. d. Wiss. a. a. O. die Zeitfrage nicht, und verzichtet in der Archaeolog. Zeitung v. 1850 S. 192 darauf, jetzt noch zu entscheiden, ob Pausanias' Sagenüberlieferung glaubhaft sei oder nicht, weist jedoch darauf hin, dass zwischen der Sage und der Angabe, Eumelos habe die Inschriften verfasst, kein Widerspruch bestehe[58]). Ruhls Zweifel sind schon berührt, bestimmte Gründe für dieselben fehlen.

54) Vgl. Siebelis Amalth. 2. S. 259 und Schubart a. a. O. S. 302, der Heynes Bemerkung »etwas hausbacken« nennt.

55) Zeitschrift für Gesch. u. Ausl. d. a. Kunst S. 272. Die Schrift von Schubring, de Cypselo Corinthiorum tyranno, Gotting. 1862 habe ich nicht gesehn.

56) Vgl. Kreuzer, Commentatt. Herod. 1. p. 62 sq., welcher orientalische Analogien zu der Kypselossage beibringt.

57) Ausser, wie es scheint, Schubart a. a. O. S. 302.

58) Wie Markscheffel, Hesiodi, Eumeli cett. fragmenta p. 220 angenommen

O. Müller hatte[59]) ein Argument gegen die von Pausanias angedeutete Datirung der Lade aus den ersten zehn Olympiaden in dem Kostüm des Herakles zu finden geglaubt; Herakles nämlich habe auf der Lade bereits seine gewöhnliche Tracht, die er erst nach Ol. 30 erhielt, durch Peisandros nämlich, welcher (Ol. 33—40) dem Herakles seine Tracht, Löwenhaut und Keule geschaffen habe, wie ihn hernach die bildende Kunst darstellte.

Gegen diese Argumentation wandte sich Preller, Archaeol. Zeitung v. 1854 S. 292 ff., in einem Aufsatze der die erste gründliche Bearbeitung der Chronologie der Kypseloslade enthält. Preller glaubte Müllern gegenüber aus Paus. 17 a. E. u. 19. 9[60]) erweisen zu können, Herakles sei auf der Lade noch garnicht mit Löwenhaut und Keule gebildet gewesen, also nicht in dem Peisandrischen Kostüm, sondern einfach als *τοξότης*, und eben dies sei das *σχῆμα* an welchem man ihn ohne Inschrift erkannt habe, denn eben dies sei die *Ὁμηρικὴ στόλη* des Herakles, wie sie im Gegensatz zu der ihm von den Dichtern seit Stesichoros und Peisandros gegebenen Tracht bei Athen. 12 p. 513 genannt werde. Ja, meint Preller, man werde wohl weiter gehn dürfen bis zu der Behauptung, dass Herakles auf der Kypseloslade nur mit Pfeil und Bogen, noch nicht mit Löwenhaut und Keule abgebildet war, da dieses Merkmal einer späteren Zeit sonst höchst wahrscheinlich (?) von Pausanias hervorgehoben worden wäre; dadurch erhalte das höhere Alterthum der Lade eine positive Stütze. In der That komme Herakles ausser mit dem Bogen nur noch mit dem Schwert vor, in dem Abenteuer mit Atlas (18. 4), wo, meint Preller, wieder die Erwähnung der Löwenhaut und Keule (? er hat ja das Schwert), wenn Pausanias sie gesehn hätte, unvermeidlich (!) gewesen wäre.

Wenn man nur dem ehrlichen Pausanias nicht gar zu viele, zu subtile und allezeit praesente Gelehrsamkeit zutraute! Wer sagt uns denn, dass sich Pausanias so genau des Datums bewusst gewesen, seit welchem Herakles mit Löwenfell und Keule erscheint? Und wer sagt

---

hatte. Vgl. auch Bergk, Arch. Zeitung 1845 S. 169 Note 12. Schubart a. a. O. S. 303 Note 1.

59) Handb. d. Archaeol. §. 57. 2. vgl. 77. 1., Dorier 1, S. 446 der 2. Ausgabe.

60) 17. 11: *ἅτε δὲ τοῦ Ἡρακλέους ὄντος οὐκ ἀγνώστου τοῦ τε ἄθλου χάριν καὶ ἐπὶ τῷ σχήματι.* 19. 9: *τοξεύοντα δὲ ἄνδρα Κενταύρους . . . . δῆλα Ἡρακλέα τε τὸν τοξεύοντα καὶ Ἡρακλέους εἶναι τὸ ἔργον.*

uns, wie ich dies schon früher[61]) bemerkt habe, dass Peisandros diese Tracht des Herakles, die er in die Kunstpoesie einführte, aus sich erfunden habe, dass sie nicht in örtlichen Sagen und Gesängen lange vor Peisandros vorhanden war, und danach auch in ältesten Kunstwerken vorhanden sein konnte? Löwenfell und Keule waren bei Herakles etwas so überaus Gewöhnliches, dass man eher behaupten dürfte, hätte Pausanias den Helden an der Kypseloslade ohne Löwenfell gesehn — denn die Keule hatte er in der That nicht, weil er zwei Mal mit dem Bogen und ein Mal mit dem Schwerte kämpft, das vierte Mal beim ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ (17. 9) thronend ruhig zuschaute und wohl mit dem Scepter zu denken sein wird —, so würde er dies Abweichende, Ausnahmsweise hervorgehoben haben, obgleich ich auch nicht einsehe, warum das in dem knappen Text »unvermeidlich« gewesen sein sollte. Ich selbst habe früher (a. a. O.) an die Richtigkeit von Prellers Argumentation geglaubt; indem ich diese Zustimmung hier zurücknehme, ziehe ich mich auf die Annahme zurück, dass Herakles freilich die Leontis in den Bildwerken der Kypseloslade gehabt habe, dass dies aber keinen Grund gegen ihr Alter und ihre Hinaufdatirung über Peisandros abgebe.

Im weiteren Verfolge seiner Untersuchung bringt nun Preller beachtenswerthe Gründe gegen die Annahme der Sage in ihrem ganzen Bestande, namentlich gegen die Bezüglichkeit der Bildwerke auf der Lade zu der Familiengeschichte der Vorfahren des Kypselos[62]). Hier unterschreibe ich namentlich was Preller S. 295 über Pausanias' Erklärung der dritten χώρα und der in ihr dargestellten Schlacht bemerkt. Seine Annahme, dass in dieser Schlacht weit eher der Kampf der Pylier und Arkader bei Pheia aus Il. 7. 135 dargestellt gewesen sei, als die andere Geschichte, die Pausanias beibringt, ist richtig und gut begründet, und nicht minder ist es die Bemerkung, dass somit auch dieser Vorgang der mythischen Sagengeschichte angehöre, dass er folglich sein scheinbar Fremdartiges unter den übrigen Darstellungen der Kypseloslade verliere. Auf Prellers Bemerkungen über die Inschriften komme ich zurück; wenn er aber schliesslich S. 296 f. zu dem Resultate gelangt, die Lade möge wohl älter als Kypselos und seine Eltern, aber von einem seiner

61) Geschichte d. griech. Plastik. 1. S. 180. Note 5. Damit stimmt Schubart a. a. O. S. 303 überein.

62) Eine solche, wie sie Müller (Handb. a. a. O.) behauptete, hat auch schon Bergk, Archaeol. Zeitung 1845 S. 152 in Abrede gestellt.

Vorfahren nicht sowohl bestellt, als vielmehr fertig gekauft worden sein, etwa von einem aeginetischen (?) oder korinthischen Künstler, so habe ich keine Ursache, dem zu widersprechen.

Und somit bleibt mir nur noch übrig, auf die Argumentation Schubarts ein paar Streiflichter zu werfen. Derselbe glaubt a. a. O. S. 302 nicht an die Echtheit und das Alter der Lade, und behandelt die Sage, wie sie Pausanias berichtet als Erfindung der Exegeten von Olympia, denen er, im Allgemeinen wohl mit Recht, Mangel an Kritik vorwirft. Anlangend die in Olympia aufgestellte Lade meint er, dass dieser Prachtkasten kein gewöhnliches Hausgeräth, sondern ein Prunkstück einer reichen und vornehmen Familie gewesen sei, habe man eingesehn; es sei also nur darauf angekommen, irgend eine namhafte Lade ausfindig zu machen, um sie mit der in Olympia zu identificiren, und da schwerlich eine grosse Auswahl gewesen sei, so habe sich der durch Herodots Erzählung hinlänglich bekannte Kasten des Kypselos bequem dargeboten. Zwar wisse Herodot Nichts davon, dass die Lade, in welche Labda ihr Knäbchen barg, ein ausgezeichnetes Kunstwerk gewesen, die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Geschichte, das Alter des Kunstwerks (wer sagt uns denn, dass dieses nicht durchaus zutreffend war?), der Nachweis, wie grade ein Korinther dazu gekommen sein sollte, das Geräth nach Olympia zu stiften, alles dies habe den Exegeten keine Sorge gemacht, und die Annahme habe ihnen um so zuverlässiger erscheinen mögen, da schwerlich ein Kasten aufzutreiben war, der seine Ansprüche gründlicher hätte erhärten können. Herodot scheine weder von dem kunstreichen Geräth in Olympia noch von dessen erlauchter Herkunft Etwas zu wissen (möglich; indessen, wer sagt, dass Herodot Alles was er wusste auch sagen musste, vollends in einer Rede, wie die, worin die Sache vorkommt), Pausanias aber habe, wie in unzähligen andern Fällen die Tradition ohne weitere Prüfung angenommen u. s. w.

Hiezu will ich besonders nur bemerken, dass wenn es Schubart mehr als den Exegeten in Olympia Sorge macht, wie »ein Korinther«, d. h. Kypselos oder ein Kypselide dazu gekommen sei, ein solches Weihgeschenk grade nach Olympia zu stiften, er erstens nicht in Anschlag gebracht hat, dass Olympia und Delphi die Nationalheiligthümer von Griechenland waren, wohin ein Weihgeschenk, das man von Vielen gesehn wissen wollte, zu stiften, ziemlich nahe lag, und dass er zweitens übersehen hat, dass auch der vielberühmte ganz goldene Zeuskoloss als

Κυψελιδῶν ἀνάθημα grade in Olympia stand[63]. Dass dieses für die Wahrscheinlichkeit stark in's Gewicht falle, dass dieselben Kypseliden, Periandros oder wer sonst, nach Olympia auch eine Prachtlade gestiftet haben, an welche sich eine, meinetwegen unbegründete, aber im Volke geglaubte und das Ansehn der Kypseliden erhöhende Sage knüpfte, das wird wohl Schubart selbst nicht verkennen. Und wenn wir deshalb seinen Grundsatz, wir seien an Pausanias' Aussagen nur so weit gebunden, wie wir denselben mit Gründen zu folgen im Stande sind, im Allgemeinen adoptiren, so wird er uns ohne Zweifel mit gutem Willen zu der Erwägung dieser Gründe folgen, die namentlich in dem liegen, was Pausanias über die Inschriften sagt.

Es ist Mancherlei geschrieben worden, um Pausanias' Ausspruch, ihm sei aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich, dass Eumelos der Verfasser der Epigramme sei, zu verdächtigen. Dass wir hier zu keiner absoluten Gewissheit gelangen können, ist zuzugestehn. So hat Welcker (a. a. O. S. 273) gewiss Recht, wenn er behauptet, die Alterthümlichkeit der Inschriften nöthige uns nicht, bis in den Anfang der Olympiaden hinaufzugehn[64]; und wenn übereinstimmend Preller a. a. O. S. 296 und Schubart a. a. O. S. 303 annehmen, Pausanias sei zu seinem Schlusse auf diesem Wege gelangt: die Lade stammt aus Korinth und aus der Familie der Bakchiaden, folglich wird wohl ein korinthischer Dichter der Verfasser der Epigramme sein, ein solcher und obendrein selbst ein Bakchiade ist Eumelos, folglich mag der wohl die Epigramme gedichtet haben, so lässt sich nicht in Abrede stellen, dass eine solche Folgerung zu den anderen Gründen des Pausanias (*ἄλλων τε ἕνεκα*) gehört haben mag, die er nicht näher angiebt. Als besonderen Grund aber führt er die Vergleichung des Prosodion auf Delos an (*καὶ τοῦ προσοδίου μάλιστα ὃ ἐποίησεν ἐς Δῆλον*). Hier kann ich nur wiederholen was ich früher[65] ausgesprochen habe: es ist mir nicht klar mit welchem Rechte Preller (a. a. O. S. 296) behaupten will, Pausanias, der überhaupt kein übler Kenner alter Poesie ist, und der 4. 4. 1 die meisten sonst auf Eumelos zurückgeführten Poesien als unecht verwirft, während er das delische Prosodion nebst den Inschriften der Kypseloslade allein für echt anerkennt, habe sich grade hier durch eine verkehrte

63) Vgl. Preller a. a. O. S. 293 f.

64) In seiner Götterlehre 1. S. 301 erkennt W. den Eumelos als Verfasser der Inschriften an der Kypseloslade an.

65) Geschichte d. griech. Plastik 1. S. 180 Note 5.

Combination beirren lassen. Schubart (a. a. O. S. 303 f.) sieht ein, dass da die Folgerung sich nicht aus dem Inhalte ableiten liess, sie lediglich aus der Form abgeleitet sein könne; der Dialekt, metrische, vielleicht auch sprachliche Eigenthümlichkeiten möchten die Kriterien gewesen sein. Er meint aber dann, dieser Boden sei überaus schlüpfrig, die paar Verszeilen, was hätten die für Anhalt bieten können. Nun, ich meine, darüber dürfte es uns, die wir das Prosodion auf Delos nicht besitzen, doch noch etwas schwieriger abzusprechen sein, als dem Pausanias, und die paar Verszeilen der Kypseloslade bieten Eigenthümlichkeiten genug, um ihnen ein charakteristiches Gepräge zusprechen, sie z. B. für weder homerisch noch hesiodeisch halten zu dürfen. Schubart freilich behauptet weiter, die Hexameter auf der Lade seien der Art, dass sie uns nicht nöthigen, einen namhaften Dichter für sie auszuforschen, was zugegeben werden kann, der Künstler, der die reiche Lade verfertigte sei ohne Zweifel (?) auch im Stande gewesen, ein paar solche Hexameter zusammenzusetzen. Wohl möglich. Allein würde man angesichts der Verse in der Lesche von Delphi (Paus. 10. 27. 4)

Γράψε Πολύγνωτος, Θάσιος γένος, Ἀγλαοφῶντος
Υἱὸς περθομένην Ἰλίου ἀκρόπολιν

nicht grade dasselbe zu sagen berechtigt sein? Sind diese Verse so schön, so erhaben, so bedeutend oder geistreich, dass sie uns nöthigen würden, wenn wir von ihrem Verfasser Nichts wüssten, für sie nach einem eigenen, namhaften Dichter zu forschen? Würden wir nicht etwa sagen dürfen, Polygnot, der das prachtvolle grosse Gemälde vollendet, sei auch im Stande gewesen, ein solches Distichon zusammenzusetzen, ohne dafür den Simonides und keinen Geringeren zu bemühen? Nun, und wenn Polygnot gleichwohl, was als Thatsache doch wohl noch nicht bestritten ist, den Simonides in Anspruch nahm, soll da der Künstler der Kypseloslade nicht in ähnlicher Weise den Eumelos in Anspruch genommen haben? Ja, sollte es nicht möglich sein hiefür noch ein Motiv zu ahnen? Schubart macht darauf aufmerksam, dass die Inschriften dem Raume angepasst werden mussten, und schliesst daraus, der Künstler werde ihre Abfassung darum um so weniger einem Andern übertragen haben. Mir scheint im Gegentheil, dass je schwieriger durch das Anpassen in den Raum die Abfassung der Verse wurde, der Künstler um so mehr Ursach hatte, dieselbe von einem gewandten Dichter zu erbitten, der zugleich sein Product mit seinem Namen zu decken im Stande

war. Allein ich weiss — all zu scharf macht schartig und verzichte auf die Fortführung solcher Untersuchungen; ich kann aber nicht umhin auch jetzt noch zu bekennen, dass mir Pausanias' Erwägungen mehr Gewicht zu haben scheinen, als die seiner modernen Gegner, und dass ich eben wegen dieser Erwägungen des Pausanias in Betreff der Inschriften auch heute noch geneigt bin, die Kypseloslade als ein Kunstproduct der ersten zehn Olympiaden anzuerkennen. Sollte man aber trotz allem hier Gesagten an der Echtheit der in Olympia aufgestellten Lade zweifeln, und vorziehn zu glauben, wofür noch nicht der Schatten eines Grundes beigebracht ist, sie sei ein die Originallade vertretendes, aber prächtigeres ad hoc gefertigtes Weihgeschenk, so bleibt sie als *Κυψελιδῶν ἀνάθημα* — und dass sie selbst dieses nicht sei, wird wohl kein Zweiter so leicht mit Schubart annehmen — ein hochaltes Kunstwerk. Denn[66]) Kypselos gelangte Ol. 31. 2 (v. Chr. 655) zur Herrschaft und diese blieb im Hause der Kypseliden insgemein 73 Jahre und 6 Monate; Ol. 49. 2 (v. Chr. 582) ist also der äusserste Termin, vor welchem die Lade in Olympia geweiht sein muss, und bis zu diesem äussersten Termin herabzugehn hat sehr Weniges für, wohl aber sehr Vieles gegen sich. Für die Annahme eines jüngeren Datums der Kypseloslade wüsste ich nur zwei Erwägungen anzuführen. Erstens nämlich ist uns das Vorhandensein der Chryselephantintechnik in der weitesten Bedeutung des Wortes vor Smilis und der Schule des Dipoinos und Skyllis in den 60er Olympiaden[67]) nicht überliefert. Wie unsicher aber jeder hierauf zu bauende Schluss sei, wird Jeder fühlen; er ist es um so mehr, da wir bis in die 60er Olympiaden mit der Kypseloslade in keinem Falle ohne Willkür herabgehn dürfen, und als uns in der Kunst der heroischen Zeit die Bearbeitung des Elfenbeins bereits entgegentritt[68]). Die zweite Erwägung wäre diese. Unter den Darstellungen der Kypseloslade treten uns Scenen entgegen, welche durch die Poesien des epischen Cyclus erhöhten Glanz erhielten, so der Zweikampf des Achilleus und Memnon durch Arktinos' Aethiopis (aus den ersten 7 Oll.), Peleus und Thetis und wiederum das Parisurteil durch Stasinos' Kyprien (aus Ol. 30), und so fort. Liesse sich nun erweisen, dass der Bildner der Kypseloslade eben diese Poesien vor Augen und im Sinne gehabt habe, als er seine Reliefe verfertigte, so

66) Vgl. Preller a. a O. S. 297 f.
67) Vgl. m. Gesch. d. griech. Plastik 1. S. 83 f.
68) M. Gesch. d. Pl. a. a. O. S. 59.

wäre damit zugleich bewiesen, dass die Lade jünger sein müsse, als die 30. Olympiade. Allein so wenig man Peisandros als den Erfinder der Heraklestracht anerkennt, eben so wenig wird man Arktinos oder Stasinos als den Erfinder dieser Sagenzüge betrachten; denn zu den nachweislich diesen Dichtern eigenthümlichen Bereicherungen der Sage gehören sie nicht. In der Sage waren sie lange vor diesen Dichtern vorhanden[69]; aus dieser aber konnte der Verfertiger der Kypseloslade so gut vor Ol. 7 wie nach Ol. 30 schöpfen. Für den ganzen Zeitraum aber innerhalb dessen man das Datum der Kypseloslade vernünftigerweise suchen kann, d. h. von der ersten Hälfte des 8. bis zur zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr., haben wir für dieselbe keine besseren Analogien in erhaltenen Kunstwerken, als die ältesten, s. g. orientalisirenden, reihenweise mit Bildwerken verzierten Vasen; je jünger man die Lade ansetzt, desto näher rückt sie ihrem Datum nach ihrer artistischen Hauptanalogie, der Françoisvase. Das Datum der Françoisvase ist freilich eben so wenig wie dasjenige der Kypseloslade gegeben; allein wenn Jahn in der Einleitung zu seinem münchener Vasenkatalog S. CLVII über das aus den Inschriften der Françoisvase vollständig herzustellende Alphabet sagt, es sei das älteste attische, welches bis gegen die 80. Olympiade im Gebrauch war, so glaube ich nicht, dass er damit hat sagen wollen, die Françoisvase sei in so späte Zeit herabzusetzen, oder, sollte dies der Fall sein, dass wir nöthig hätten, ihm hierin zu folgen. Man braucht nicht die bekannten Grundsätze Ludwig Ross' über Chronologie der Vasen und Vaseninschriften zu theilen, um dennoch der Ansicht zu sein, dass kein Grund vorliege, jede Vaseninschrift so tief herab zu datiren wie es nach Maassgabe des officiellen Gebrauchs des in derselben verwendeten Alphabets nur immer möglich ist. Die zweite Hälfte der 70er Olympiaden würde also in diesem Falle der äusserste Termin sein, nach welchem die Françoisvase nicht gemalt sein kann; erwägt man aber was wir von der freilich höchst fragmentarischen Geschichte der griechischen Malerei vor Polygnot wissen, zumal was uns von der Erfindung des Eumaros (qui marem feminamque discrevit, durch die Farbe nämlich[70]) und des Kimon von Kleonae überliefert wird (qui rugas et sinus invenit)[71];

69) In Betreff des Parisurteils verweise ich auf Welckers Ep. Cyclus B. 2. S. 113 ff.

70) Vgl. Brunns Künstlergesch. 2. S. 8, Jahn a. a. O. S. CLIX f.

71) Das heisst wörtlich und muss wörtlich verstanden werden: der Bausche und

findet man dann auf der Françoisvase die Weiber allerdings weiss gemalt[72], von Falten und Bauschen dagegen selbst in den bewegtesten Gewändern noch keine Spur, so wird man sich, sofern man überhaupt eine Parallelentwickelung der Keramographie mit der übrigen Malerei und eine Einwirkung dieser auf jene anerkennt, genöthigt sehn, die Entstehung der Françoisvase deren echt hochalterthümlichen Stil Alle anerkennen und hervorheben, die über dieselbe geschrieben haben, zwischen Eumaros und Kimon von Kleonae anzusetzen. Eumaros datirt Brunn a. a. O. S. 9 zwischen Ol. 60 und 70, indem er einen nahen Schulzusammenhang zwischen ihm und Kimon, qui inventa eius excoluit, wie Plinius sagt, statuirt; es ist aber aus verschiedenen Gründen sehr fraglich, ob dies Datum nicht zu jung sei, und ob wir deswegen nicht auch die Françoisvase bis in den Anfang der 60er, ja bis in die 50er Olympiaden werden hinaufsetzen dürfen. Auch so trennt sie freilich noch ein weiter Zeitraum von dem wahrscheinlichen, wenngleich nicht von dem spätest möglichen Datum der Kypseloslade; allein da sich im Kreise des Handwerks und untergeordneter Arten der Technik das Alterthümliche länger erhält, als in der selbständigen Kunst, so darf uns der Zeitraum, der vermuthlich zwischen dem Kypseloskasten und der Françoisvase liegt, nicht an den mancherlei Analogien irre machen, welche beide Kunstwerke darbieten, so wenig wir uns einreden dürfen, den Stil der Bildwerke an der Larnax des Kypselos nach demjenigen der Françoisvase genau bestimmen zu können.

6.

Die Compositionsprincipien der Bildwerke.

Wenden wir uns nun zu einer Prüfung der Principien, nach denen die einzelnen Gruppen innerhalb der Zonen- oder Streifen-χῶραι, von

---

Falten der Gewandung erfand, nicht, wie Brunn a. a. O. S. 11 wollte, der Bausche und Falten durchbildete, was noch kaum Polygnot gethan hat.

72) Meines Wissens ist dies freilich in der ganzen Litteratur über die Françoisvase nirgend bestimmt ausgesprochen und meine Erinnerung über diesen Punkt war, grade wie diejenige mehrer gelehrten Freunde, bei denen ich deshalb anfragte, nicht ganz sicher; Herr Prof. Michaelis aber theilt mir mit, dass er sich wenigstens die Atalante in der kalydonischen Jagd positiv als weiss notirt habe, wodurch in Verbindung mit dem was Brunn, Bull. v. 1863 p. 190 und 192 sagt und mit sonstigen Umständen die Sache wohl als entschieden gelten darf.

denen wir fortan wohl werden reden dürfen, angeordnet oder componirt waren.

Der Erste, welcher auf das System der Composition geachtet hat, ist Welcker (Zeitschrift f. a. Kunst S. 537 ff.); klar in's Licht gesetzt aber hat er dasselbe noch nicht. Beginnend mit der ersten *χώρα* sondert er die Leichenspiele für Pelias als Hauptvorstellung aus, macht auf deren räumliche und innerliche Symmetrie mit Herakles und Akastos an den Enden als den Kampfrichtern und den zwischen diese verlegten Kämpfergruppen aufmerksam, und versucht einen ähnlichen, wenigstens räumlichen Parallelismus in den je zwei Anfangs- und Endvorstellungen nachzuweisen. Auch für die zweite *χώρα* hebt Welcker vor Allem den räumlichen Parallelismus hervor. Die Scenen von Idas und Marpessa bis zu Peleus und Thetis sondert er als »Hauptreihe in der Mitte« aus und findet für diese wieder ein grösseres Mittelbild in Iasons und Medeias Hochzeit, zu der er Apollon und den Chor der Musen hinzurechnet, und zwar als zu beiden Seiten der Hauptgruppe vertheilt[73]; die drei einzelnen Paare (Idas und Marpessa, Zeus und Alkmene, Menelaos und Helena links, Atlas und Herakles, Enyalios und Aphrodite, Peleus und Thetis rechts) gruppiren sich um dies Hauptbild in offenbarer Regelmässigkeit, und werden durch die figurenreiche Mitte in ein Ganzes auch für das Auge verknüpft, hinlänglich um die noch übrigen Vorstellungen an den Enden als Beiwerk von eigenthümlichem Sinne auffassen zu können, das sich räumlich aufwog.

Für die vierte *χώρα* statuirt W. ein anderes Princip; hier lässt er das Ganze aus zwölf gleichen Gliedern bestehn, deren Anordnung die Abwechselung von a) Liebesgeschichten und b) Heldenabenteuern zum Grunde liege[74]; untergeordnete Beziehungen des Einzelnen auf einan-

---

73) Dass diese von Welcker sehr stark betonte Annahme, der Andere, wie Brunn (s. unten) gefolgt sind, unmöglich sei, hat Schubart a. a. O. S. 315 aus der Inschrift bewiesen; denn die Inschrift zu Apollon und den Musen hätte ja über die ebenfalls mit einem Hexameter versehene Gruppe des Iason hinweg geschrieben worden sein müssen, was in keiner Weise denkbar ist. Uebrigens soll nicht vergessen werden, dass schon Jahn, Arch. Aufss. S. 9. Note 18 sich, wenngleich aus anderen Gründen, gegen die Welcker'sche Combination ausgesprochen hat.

74) Nämlich: 1. a. Boreas und Oreithyia, 2. b. Herakles und Geryon, 3. a. Theseus und Ariadne, 4. b. Achilleus und Memnon, 5. a. Meilanion und Atalante, 6. b. Aias und Hektor, 7. a. Dioskuren und Helena, 8. b. Koon und Agamemnon, 9. a. Parisurteil, dem die Artemis zugezählt wird, 10. b. Eteokles und Polyneikes, 11, a.

der will er nicht annehmen, nur darin könne eine künstlerische Absicht liegen, dass die sechs Vorstellungen, welche etwas Zusammengesetztes haben, zwischen drei und drei, die dem Auge weniger darbieten, in die Mitte gestellt seien.

In der obersten *χώρα* stellt Welcker die Nereidengespanne nebst Cheiron und das Maulthiergespann der Nausikaa in Contrapost; das Bindende sei im Aeusserlichen gelegen, in den Thieren, ein Grund der Anordnung und Auswahl, den auch die ausgebildetste Kunst nicht verschmäht habe. Die beiden anderen Vorstellungen (Odysseus und Kirke — Herakles und die Kentauren) seien durch den Contrast verbunden, denn bei dieser leisen Art der Verkettung erreiche der Contrast dasselbe, was die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung; dort sehn wir den Helden in Ruhe und Ueppigkeit, hier in That, auch dürften die Weiber dort, Kentauren hier den Contrast verstärkt haben.

So wenig nun auch hiedurch die Frage erledigt, so Manches auch erweislich irrig ist, so ist doch dieser Versuch voll feiner und treffender Bemerkungen, die ihren Werth auch heute noch behalten haben; jedenfalls steht er ungleich höher als derjenige Bergks[75]), welcher, wesentlich nur den von ihm nicht ohne Scharfsinn aufgespürten geistigen und ideellen Beziehungen der einzelnen Darstellungen zu einander nachgehend, dabei das für die bildende Kunst ungleich maassgebendere Räumliche aus den Augen verlierend und künstliche Responsionsschemata der Poesie und Musik auf dies Werk der bildenden Kunst übertragend, zu einem ganz falschen Resultat gelangt. Ich habe dies schon vor vielen Jahren ausgesprochen[76]), und da ich kaum glauben kann, dass nach allem dem was seit 1845 über die Composition der Bildwerke an der Kypseloslade und über den Parallelismus als Compositionsprincip der bildenden Kunst geschrieben ist, der treffliche Bergk noch heute an seinem System festhält, oder dass sich sonst irgend Jemand zu demselben bekennen sollte, so halte ich eine erneute Polemik gegen dasselbe hier für überflüssig und glaube ihm mit dieser Erwähnung genug gethan zu haben.

Aias und Kassandra (bei Pausanias vor 10). Man sieht, schon hier stimmt nicht Alles (s. 7, 9, 11); dass sich aber 12. bei Dionysos unter Bäumen gelagert weder der eine noch der andere Gedanke anwenden lasse, hat W. selbst gesehn, der dies eine mit nichts Anderem zusammenhangende Vorstellung nennt, von der er annimmt, sie sei aus irgend einem besonderen Anlass der Zeit oder des Ortes beigefügt worden.

75) Archaeol. Zeitung 1845 S. 150 ff.

76) N. Rhein. Mus. (1850) S. 435.

Genauer ist auf Brunns Bearbeitung der Responsionsfrage[77]) einzugehn, welche, an diejenige Welckers anknüpfend, als deren Fortführung bezeichnet werden darf, und sich vor jener theils durch die festgehaltene Voraussetzung der Streifentheorie, theils durch eine noch consequentere Betonung des rein Räumlichen auszeichnet, und hauptsächlich nur an dem Mangel der Unterscheidung der drei Seiten leidet. Auch Brunn beginnt, wie das kaum anders möglich ist, mit dem »Mittelbilde des untersten Streifens«, d. h. dem *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ*; »hier entsprechen sich, sagt er, an beiden Enden Herakles und Akastos. ihnen zunächst fünf Zweigespanne und fünf Männer im Wettlauf. Was etwa die ersteren im Raume vor den letzteren voraus hatten, wiewohl wir die Gespanne theilweise einander deckend denken können, glich sich durch die grössere Begleitung und die Kampfpreise auf Seite des Akastos aus, denn den Töchtern desselben (vielmehr des Pelias) setzt P. (bei Herakles) nur eine Flötenspielerin entgegen«. Wie sich die Gespanne und die Läufer fast genau einander ausgleichend denken lassen, zeigt meine Zeichnung, auf die ich weiterhin näher zurückkomme, ebenso, wie die Endgruppen einander aufwiegen. »Zwischen den erwähnten Gruppen waren ferner zwei Faustkämpfer, zwei Ringer, neben diesem noch ein Diskuswerfer, der aber räumlich durch einen Flötenspieler zwischen den Faustkämpfern aufgewogen ward. Die *θεώμενοι τοὺς ἀγωνιστάς*, wenn es nicht Herakles und Akastos [nebst den Peliastöchtern und der Flötenspielerin] sind [wovon ich überzeugt bin], können wir uns entweder in halber Figur über den Kämpfern hervorragend oder auf Tribunen zu beiden Seiten gleich vertheilt denken«. Beides scheint mir wegen Ueberladung des Reliefs unmöglich und ich denke, Brunn würde diese Vermuthung wohl unterdrücken, wenn er die Sache zu zeichnen versucht hätte. Ganz einverstanden mit ihm bin ich aber, wenn er alle Gruppen zu einem schönen Ganzen vollkommen abgeschlossen nennt, und den alle Symmetrie aufhebenden Iolaos zu der Gruppe mit Herakles und der Hydra rechnet[78]). Wenn nun aber Brunn glaubt, für die Endvorstellungen (Pelops und Oinomaos, Amphiaraos' Abschied rechts und Herakles im Hydrakampfe, Phineus links) ein Gleichgewicht voraussetzen zu dürfen, wenn

---

77) Ueber den Parallelismus in der Composition altgriechischer Kunstwerke, im N. Rhein. Mus, v. 1847 (V.) S. 335 ff.

78) S. oben S. 33 Note 46 u. vgl. unten §. 9.

wir auch nicht im Stande seien dieselbe nachzuweisen, so kann ich ihm nicht beitreten; vielmehr glaube ich, dass eben diese Darstellungen die Nebenseiten gefüllt, und dass wir nach einem Gleichgewicht, einer Entsprechung unter ihnen deswegen gar nicht zu suchen haben, weil sie nicht gleichzeitig übersehbar waren, aller Parallelismus also, wäre er vorhanden gewesen, ohnehin verloren gegangen wäre. Dieser Grundsatz gilt mir auch für die folgenden χῶραι, und nach ihm, der alle Schwierigkeit hebt, welche aus der Nichtresponsion der Anfangs- und Enddarstellungen fliesst, habe ich schon früher die Vertheilung auf die drei Seiten vorgeschlagen und habe ich sie nun in der Zeichnung durchgeführt.

Auch für die zweite χώρα schliesst sich Brunn Welckern fast genau an: indem er »die Hochzeit (?) der Medeia und den hochzeitlichen (?) Chor des Apollon und der Musen als grössere Darstellung in der Mitte« auffasst, erstreckt sich ihm der Parallelismus auf die Gruppen von Idas und Marpessa bis zu Peleus und Thetis. Die drei mehr allegorischen Gruppen, Nacht mit Schlaf und Tod, Dike und Adikia und die Pharmakeutrien werden abgesondert und dem von den Gorgonen verfolgten Perseus entgegengestellt. Eine Responsion unter diesen Gegenbildern nachzuweisen hat Brunn nicht versucht, das wäre auch vergeblich und unnütz gewesen, sie sind nicht parallel weil sie den Nebenseiten angehören. Trennt man aber Apollon und die Musen von Iasons und Medeias Liebesvereinigung durch Aphrodite, wie dies der Inschrift wegen unbedingt geschehn muss, so wird man schwerlich umhin können, auch die Gruppe Peleus und Thetis, welche Brunn als die Eckgruppe rechts des Mittelfeldes mit Idas und Marpessa als derjenigen links, übrigens gewiss passend, in Contrapost stellt, auf die rechte Nebenseite zu verlegen, und nun herüber und hinüber zu verbinden: Idas und Marpessa — Enyalios und Aphrodite, Zeus und Alkmene — Atlas und Herakles, Menelaos und Helena — Apollon und die Musen, so dass Iason, Aphrodite und Medeia als Mittelbild, wenn auch von geringerem Umfange, übrig bleiben. Wie sich hierbei der räumliche Parallelismus herstellt zeigt meine Tafel, auch die ideelle Entsprechung ist, zum Theil wenigstens, nicht schwer nachzuweisen, tritt jedoch gegen die Bedeutung der räumlichen zurück.

Für die vierte χώρα weicht Brunn stärker von Welcker ab, was ich nur billigen kann, da er es nach dem Grundsatz der strengen räumlichen Entsprechung thut. Der Vorstellungen sind 13 sagt Brunn, die 7. also ist die mittelste: Helena mit Aethra und den Dioskuren. Wie diese,

welche auf den ersten Blick den anderen ziemlich gleich zu sein scheint, sich als grösseres Mittelbild aussondert, wenn man den Dioskuren, höchst wahrscheinlicher Weise, ihre Rosse beigegeben denkt, hat Brunn gut ausgeführt und habe ich in meiner Tafel zu veranschaulichen versucht. Für die Endvorstellungen: links Boreas und Oreithyia, rechts Dionysos unter Bäumen gelagert verzichtet B. auf den Nachweis des Parallelismus, der nur in Ideenverbindung zu suchen sein könne, welche festzustellen die Haltpunkte fehlen. Da diese Endvorstellungen jedenfalls den Nebenseiten zufallen, kann uns ihr Nichtentsprechen nicht stören. Für die folgenden Gruppen (v. l. u. r. her): Herakles und Geryon und Eteokles und Polyneikes sucht B. einen Parallelismus als möglich nachzuweisen; ich gebe die Möglichkeit zu, kann aber auf dieselbe kein Gewicht legen, weil ich überzeugt bin, dass auch diese Gruppen auf die Nebenseiten gelegt werden müssen[79]. Für den Rest der Gruppen, die auch ich auf die Vorderseite verlege, gelingt Brunn der Nachweis der Entsprechung, wie mir scheint, sehr gut; wobei freilich Artemis mit Panther und Löwe und das Parisurteil den Platz wechseln müssen. Wie füglich hier eine kleine Unordnung in der Abfolge bei Pausanias angenommen werden kann, hat Br. ausgeführt, dass er Recht habe, ist auch meine Ueberzeugung; man zeichne die Sache, und die Nothwendigkeit der Umstellung ergiebt sich von selbst.

Am wenigsten weit ist die Entscheidung für die oberste *χώρα* gediehen, und zwar allen Bearbeitern, nicht nur Brunn und mir. Die durch den Mangel der Inschriften bewirkte Unsicherheit des Pausanias mag hier einen Theil der Schuld tragen, ja ich bin noch nicht einmal gewiss, dass P. uns alle Figuren genannt hat, die er sah. Wenn Brunn, etwas künstlich, einen Parallelismus der Endvorstellungen nachzuweisen sich bemüht, so halte ich das für verlorene Arbeit, da ich natürlich diese Vorstellungen (Herakles und Kentauren, Odysseus und Kirke) auf den Nebenseiten suchen muss, wo mir ihre Nichtentsprechung keine Scrupel macht. Anders verhält es sich mit den beiden mittleren Vorstellungen

79) Beiläufig; wenn Brunn darauf hinweist, dass in mehren Vasen von dem dreileibigen Geryon der eine Leib bereits als gefallen dargestellt werde, und hierin, unter der Annahme das sei ähnlich an der Kypseloslade gewesen, einen Parallelismus mit dem auf das Knie gefallenen Polyneikes findet, so passt das nicht recht zu den Worten des Pausanias, der 19. 1 den Geryon so bezeichnet: *τρεῖς δὲ ἄνδρες Γηρυόνης εἰσιν ἀλλήλοις προσεχόμενοι.*

von so sehr ungleicher Ausdehnung. Wenn hier Brunn meint, die kleineren Nereidengespanne finden in dem grösseren Maulthierwagen der Nausikaa ihr Gegengewicht, so will ich nicht grade widersprechen, auch wenn er Thetis und Hephaestos als in der Mitte stehend fasst, entspricht das meiner Anordnung; allein für Cheiron, den auch Brunn als zu der Scene der Waffenübergabe an Thetis gehörend betrachtet, fehlt mir der rechte Contrapost und die geringe Ausdehnung der Nausikaadarstellung wird um so fühlbarer, je mehr man die andere Darstellung ausdehnt. Ob bei Nausikaa Pausanias nicht, wie schon Welcker meinte, die (zu Fusse) begleitenden Dienerinnen zu erwähnen vergessen hat, und ob nicht deren Voraussetzung ein grösseres Gleichgewicht herzustellen geeignet sein würde, will ich dahinstehn lassen; ich habe auf die Anwendung dieses Mittels verzichten zu müssen geglaubt.

Brunn verkennt zum Schlusse nicht die Schwierigkeiten, die sich vielfältig bei der Durchführung des Einzelnen in den beiden letzten Reihen ihm entgegenstellten, und meint, es werde sich vielleicht Manches einfacher herausstellen, wenn wir einmal im Stande sein sollten, den Ideenzusammenhang des Ganzen genügend nachzuweisen. Er verzichtet auf den Versuch, weil wir über die Veranlassung der Weihung [vielmehr der Anfertigung der Lade] im Dunkeln sind, die doch von dem Künstler bei der Wahl seiner Gegenstände zunächst, sei es auch auf noch so einfache und indirecte Weise, gewiss berücksichtigt worden sei. Auch mir scheint die Zeit noch nicht gekommen, wo es uns gelingen kann, wenn es uns jemals gelingen wird, den Ideenzusammenhang aller Bildnereien an der Kypseloslade nachzuweisen. An ein blosses gleichsam zufälliges Zusammenwürfeln von Gegenständen glaube ich indessen nicht, und wenn Preller (a. a. O. S. 296 f.) uns auf ein solches hinweist, weil es bisher auch noch nicht gelungen ist, den Ideenzusammenhang der Bilder an der Françoisvase genügend darzuthun, so urteile ich hierüber heute nicht anders als früher[80]), wo ich aussprach, solche Probleme sollten als Gegenstand der Forschung immer aufs Neue hingestellt, und nicht, weil sie bisher ungelöst sind, durch eine negative Kritik bequemer Weise bei Seite geschoben werden. Einstweilen glaube ich, dass die Hauptarbeit in dem Nachweis des rein räumlichen Parallelismus zu bestehen hat, und in Beziehung auf diesen hoffe ich noch heute, wie früher (a. a. O.) einen

80) Geschichte d. griech. Plastik a. a. O.

Theil der Schwierigkeiten, auf welche Brunn stiess, hinweggeräumt zu haben durch die Vertheilung der Bildwerke auf drei Seiten der Lade, welche aus anderen Gründen für mich feststeht (s. oben S. 38 f.). Gebilligt hat meinen Gedanken und ihn zu begründen versucht Mercklin in der Archaeol. Zeitung von 1860 S. 101 ff.; da M. aber seine Gründe auf die von ihm zuerst gründlicher behandelten Inschriften stützt, so haben wir diese zunächst zu prüfen und was über sie zu sagen ist, zusammenzustellen.

7.
Die Inschriften.

Was Pausanias über die Inschriften sagt ist dies: (17. 3) *τῶν δὲ ἐπὶ τῇ λάρνακι ἐπιγράμματα ἔπεστι τοῖς πλείοσι γράμμασι τοῖς ἀρχαίοις γεγραμμένα· καὶ τὰ μὲν ἐς εὐθὺ αὐτῶν ἔχει, σχήματα δὲ ἄλλα τῶν γραμμάτων (ἐπιγραμμάτων?) βουστροφηδὸν καλοῦσιν Ἕλληνες . . . γέγραπται δὲ ἐπὶ τῇ λάρνακι καὶ ἄλλως τὰ ἐπιγράμματα ἑλιγμοῖς συμβαλέσθαι χαλεποῖς.* Weiterhin im Laufe seiner Beschreibung unterscheidet Pausanias einzelne Namen und Verse. Die Auslegung der eben mitgetheilten Worte des Pausanias ist in einzelnen Punkten nicht ganz unbestritten, scheint mir aber, wenn man nur alle Willkür fern hält, einfach genug. Ueber die alte Form der Buchstaben zu reden ist unnöthig, die versteht sich bei diesem Kunstwerke von selbst, wichtiger ist die Richtung der Epigramme. Pausanias unterscheidet dreifach, *τὰ μὲν ἐς εὐθὺ αὐτῶν ἔχει*, also sind in einer Richtung, gleichviel in welcher, gradeaus geschrieben, andere sind bustrophedon geschrieben, noch andere *ἑλιγμοῖς συμβαλέσθαι χαλεποῖς*. Was *βουστροφηδὸν* sei erklärt Pausanias (*ἀπὸ τοῦ πέρατος τοῦ ἔπους ἐπιστρέφει τῶν ἐπῶν τὸ δεύτερον ὥσπερ ἐν διαύλου δρόμῳ*) und das ist bekannt und unzweifelhaft; bleiben die *ἑλιγμοὶ συμβαλέσθαι χαλεποί*. Hier ist Zweifel; Schubart behauptet in einer Note zu seiner Uebersetzung (S. 390. 87) die »schwer zu entziffernden Windungen« können sich eben so wohl auf die Züge der einzelnen Buchstaben beziehn wie auf die Windungen der Zeilen; Mercklin widerspricht S. 102, wie ich nicht zweifle, mit Recht. Von den *γράμμασι* hat Pausanias anfangend gesagt, dass sie alt seien; was er weiter aussagt bezieht sich auf die *ἐπιγράμματα*[81], so nach seinem Wortlaut (*ἐπιγρ. ἔπεστι γεγραμμένα · καὶ τὰ μεν*

81) So hat schon Völkel, Archaeol. Nachlass S. 158 mit Verweisung auf das samothrakische Relief richtig erklärt.

αὐτῶν κ. τ. λ. . . ἄλλα τῶν [ἐπι]γραμμάτων βουστροφηδὸν καλοῦσι . . . . . γέγραπται δὲ ἐπιγράμματα ἑλιγμοῖς etc.) und so nach dem allein möglichen Sinne, was namentlich daraus hervorgeht, dass einzelne Buchstaben nicht bustrophedon geschrieben werden können, weswegen das γραμμάτων auch wohl in ἐπιγραμμάτων zu ändern sein wird. Auch heisst συμβαλέσθαι χαλεποῖς nicht wörtlich »schwer zu entziffern«, sondern schwer zusammenzuzählen, zusammenzusuchen oder zusammenzulesen, was sich nur auf die Windungen der Zeilen beziehn kann. Auch an Beispielen solcher in ἑλιγμοῖς συμβαλέσθαι χαλεποῖς geschriebenen alten Inschriften fehlt es bekanntlich nicht, sie finden sich zunächst auf vielen Vasenbildern der ältesten Art[82]), dann auch in Steinschriften welche aber, da sie nicht mit Figurendarstellungen verbunden sind, hier nicht in Frage kommen können[83]); endlich mögen hier auch die Aufschriften auf Schilden[84]) mit eingerechnet werden[85]). — Was nun aber die Unterscheidung der drei Arten von Inschriften auf der Kypseloslade, nämlich der gradeaus, der bustrophedon und der in Windungen geschriebenen anlangt, hat Mercklin S. 102 behauptet, die gradeaus geschriebenen Epigrammata seien die einzelnen Verszeilen, die bustrophedon geschriebenen die Doppelhexameter, die in Windungen geschriebenen mit einer Ausnahme (des Hexameters auf Agamemnons Schilde, der möge ἐν ἑλιγμοῖς geschrieben sein S. 106), die einzelnen Namen. Das aber ist bare Willkür und nichts Anderes, und Schubart hat ganz Recht, wenn er S. 311 die ἑλιγμοὶ auch für die Verszeilen und ganz besonders für diese in Anspruch nimmt. In Wahrheit ist keine Art der Inschriften, Namen, einfache und doppelte Verszeilen von der Schreibung ἐν ἑλιγμοῖς ausge-

---

82) Nur beispielsweise will ich auf folgende besonders charakteristische verweisen, in denen sich die meisten ἑλιγμοὶ meiner Beischriften wiederfinden. Mon. d. Inst. I. 24 (Sosiasschale), 39 (Gespräch, um Palmetten geschrieben), II. 11 (im Kreise um das Bild), 24 (Gespräch, der Schwalbe Rückkehr), 44. A. (Olivenernte) und B. (nach derselben, Gespräch), IV. 54—57 (Françoisvase), 59 (Kylix des Glaukytes u. Archikles, auch b. Gerhard, Auserl. VB. 3. 235—36), V. 10; VI. 14, 15, 19, 22, 33. Gerhard, Auserlesene Vasenbb. I. 6, 20—21, 22, 25, 62; II. 90, 92, 103, 107, 121; III. 168, 188, 190—91, 192, 206, 223 und 227.

83) Auf die Inschriften des bekannten samothrakischen Reliefs mit Agamemnon, Thalthybios und Epeios ist schon von Anderen (Völkel, Siebelis, Mercklin) hingewiesen worden.

84) z. B. Paus. 5. 10. 4; 25. 10. Vgl. Mercklin a. a. O. S. 106 Note 10.

85) Richtig subsumirt Schubart S. 311 die bustrophedon geschriebenen Epigrammata unter die in Windungen geschriebenen, und zwar des καὶ ἄλλως wegen.

schlossen, wenngleich wir die einzelnen *ὀνόματα* von der Schreibung bustrophedon auszuschliessen haben. Nicht ganz so willkürlich, aber eben so verkehrt ist Mercklins Annahme S. 106 die Verse hätten unter den zugehörigen Bildwerken gestanden, was er daraus schliessen will, dass es von einem Hexameter (19. 4) heisst, er stehe *ὑπὲρ τοῦ Ἰφιδάμαντος νεκροῦ*. Auch auf diesem Punkte ist er durch Schubarts Auseinandersetzung S. 314 f., die ich hier nicht wiederholen will, zurückgewiesen. Ueber dem Leichnam des Iphidamus stand der Vers wie in Vasen über anderen Gefallenen der Name steht[86]), aus dieser Angabe folgt für die Stellung der übrigen Inschriften gar Nichts, sie stehn, wie Personennamen und Künstlerinschriften in Vasenbildern und wie die drei Namen auf dem samothrakischen Relief, wo Platz war, und eben deswegen, weil sie den von den Figuren freigelassenen Platz zu occupiren hatten, waren sie *ἐν ἑλιγμοῖς* geschrieben.

Inschriften, sagt Pausanias, stehn zu den meisten (*τοῖς πλείοσι*) der Darstellungen auf der Kypseloslade, nicht zu allen. Er selbst giebt ausdrücklich das Fehlen derselben an zunächst für die ganze 5. *χώρα*, dann folgt es aus des Beschreibers Worten für die ganze dritte, wo P. nicht im Zweifel über den Gegenstand, über die Bedeutung der Schlacht hätte sein können, wenn auch nur ein Name beigeschrieben gewesen wäre. Für die übrigen drei *χῶραι*, welche Beischriften hatten, giebt Pausanias das Fehlen derselben bei einzelnen Figuren direct an im ersten Felde; hier hatte keine Beischrift die Alte, welche den kleinen Amphilochos trug, die Flötenspielerin hinter Herakles im *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ*[87]), ferner dieser selbst, ebenso der Flötenbläser zwischen den Faustkämpfern Mopsos und Admetos, sodann die Töchter des Pelias mit Ausnahme der Alkestis[88]) und endlich der Herakles im Hydrakampfe. In den beiden übrigen mit Inschriften versehenen Feldern (2 u. 4) erwähnt Pausanias nur für den Herakles mit Atlas im zweiten (18. 4) das Fehlen der Beischrift ausdrücklich.

86) Vgl. nur z. B. Gerhard, Auserl. Vasenbb. 3. 192, 205, 223, m. Gall. Taf. 28. 3.

87) Denn sicher ist hier zu lesen *ταύτης τῆς γυναικὸς ἐπίγραμμα ἄπεστιν ἥτις ἐστὶ*, nicht *ἔπεστι*.

88) *Τὸ δὲ ὄνομα ἐπὶ τῇ Ἀλκήστιδι γέγραπται μόνῃ* 17. 11. Wenn dazu Schubart a. a. O. S. 311 bemerkt: »die übrigen waren ohne Zweifel durch die Beischrift *θυγατέρες Πελίου* kenntlich gemacht«, so sehe ich nicht ein, wo das Unzweifelhafte einer solchen Annahme stecken soll, die mir sehr unwahrscheinlich vorkommt.

Pelops und Oinomaos mag man es wegen der von Pausanias hervorgehobenen Flügelpferde des Pelops glauben, für Phineus mit den Harpyien desgleichen, allenfalls auch noch bei Peleus und Thetis, bei Boreas und Oreithyia; leicht bei Herakles und Geryon, ja es wäre wunderlich genug, wenn man hier eine Beischrift bei Herakles für nöthig gefunden hätte, während sie drei Mal bei ihm als fehlend, weil überflüssig, hervorgehoben wird. Auch bei dem unter Bäumen gelagerten Dionysos mag das gelten, und allenfalls bei Achilleus und Memnon mit ihren Müttern und bei Eteokles und Polyneikes. Schwer glaublich aber ist dies bei Zeus und Alkmene, Menelaos und Helena, Theseus und Ariadne, Meilanion und Atalante, Aias und Hektor, Artemis, der geflügelten, oder gar Dike und Adikia! Erklärten sich diese Personen und Scenen von selbst, nun, so ist nicht abzusehn, warum überhaupt ein Name beigeschrieben worden wäre, und vollends, wenn auch die Kämpfer in den Leichenspielen des Pelias nicht benannt worden wären. Erwägt man dieses, und bedenkt man, wie zahlreich in den alten Vasen die Beischriften nicht nur zu Personen, sondern selbst zu Gegenständen sind, so wird man schwerlich umhin können, sich für die Alternative zu entscheiden, die Mercklin vorgezogen hat, dass die Namen standen, wo Pausanias sie nicht als fehlend bezeichnet. Allein auch dieses mit einer Einschränkung. In den Scenen, wo Pausanias nur den Namen einer Person angiebt: bei Enyalios und Aphrodite, Perseus und den Gorgonen, Eteokles und Polyneikes ist es immerhin vorsichtiger, das Fehlen der Beischrift bei den anderen Personen anzunehmen, als das Gegentheil; am wenigsten kann ich Schubart beitreten, wenn er S. 312 meint, die Perseus verfolgenden Gorgonen hätten die Beischrift *ἀδελφαὶ Μεδούσης* geführt. Aus einem eben schon angedeuteten Motive kann ich auch nicht glauben, dass Herakles im Kampfe mit Geryon inschriftlich benannt gewesen sei.

Was nun hiernach die Vertheilung der Beischriften auf die einzelnen Theile des Bilderschmucks der *λάρναξ* anlangt, glaubt Mercklin S. 104 folgende Ergebnisse der Untersuchung hinstellen zu können. 1. »Hexametrische Zeilen und einzelne Namenangaben treffen nirgend zusammen, sondern schliessen sich gegenseitig aus«. Diesen Satz muss ich in dem Sinne, in welchem Mercklin ihn, wie der weitere Zusammenhang zeigt, verstanden hat, bestimmtest in Abrede stellen. Es ist ja ganz einfach Thatsache, dass im 2. und 4. Felde Verse und einzelne Namenbeischriften mit einander, wenn auch ohne Regelmässigkeit, abwechseln.

Nur darüber könnte Zweifel sein, ob in einem Bilde, wo nicht alle anwesenden Personen ohnehin im Verse genannt waren, den einzelnen Personen die Namen beigeschrieben waren, wie ich glaube, oder nicht.

2. »Die Namenangaben sind von keinem Theile der Bildflächen ausgeschlossen, ... die hexametrischen Zeilen finden sich dagegen nie zu Anfang und Ende der Streifen, sondern nur in der Mitte«.

Diese Beobachtung ist eben so augenscheinlich richtig, wie die erstere falsch ist, auch hat Schubart sie anerkennen müssen, obwohl er S. 312 gegen den Schluss, den Mercklin aus derselben zieht allerlei Einwendungen macht, die mir zu den wenigst gelungenen Stücken seines Aufsatzes zu gehören scheinen. Mercklin nämlich schliesst, dass durch die nur ihnen beigegebenen Hexameter die Bilder der Vorderseite ausgezeichnet und gegen die nur mit Namenbeischriften versehenen Bilder der Nebenseiten unterschieden werden sollen. Er glaubt durch diese Bemerkung die von mir getroffene Vertheilung der Bilder auf Haupt- und Nebenseite überhaupt und auch gegenüber der abweichenden Anordnung Brunns rechtfertigen zu können, und führt das im Einzelnen durch.

So willkommen mir nun auch eine solche Unterstützung meiner Anordnung sein würde, und so gern und bereitwillig ich anerkenne, dass in der That in der Beigabe von Versen ein Auszeichnen und Hervorheben (schon für das Auge und ganz besonders für dieses) der mit ihnen versehenen Bilder liege[89]), welches den auch nach andern Gründen auf der Vorderseite befindlichen zu Gute kam, so kann ich Mercklins Vermuthung doch für mich nicht utiliter acceptiren. Erstens nämlich kann er durch seine Annahme nicht beweisen, was er doch will (bei Peleus und Thetis), dass ein Bild ohne Vers nicht auf die Vorderfläche gehöre; denn dergleichen sind hier gar nicht selten, und zweitens sind die Verse mit einer, anscheinend wenigstens, so vollkommenen Systemlosigkeit räumlich über die Fläche sowohl innerhalb der einzelnen χῶραι wie wiederum auf diese in ihrer Gesammtheit vertheilt, dass es höchst un-

89) Sehr unwillig muss doch auch Schubart das anerkennen; denn wenn er S. 312 sagt: »will man für den Umstand, dass wirklich die hexametrischen Inschriften nur in der Mitte der Bilder erwähnt werden, einen Grund suchen — der Zufall ist blos Nothbehelf — so konnte ja der Künstler bei den ausgiebigeren Inschriften in der Mitte die Absicht haben, grade hier eine grössere Fülle zu concentriren und dadurch dem Bilde einen in die Augen fallenden Mittelpunkt zu schaffen«, so ist das ja in der That eine Bestätigung von Mercklins Annahme.

wahrscheinlich wird, sie haben räumlich wirken sollen, und seien deswegen angebracht. Was immer der Grund ihrer Anbringung gewesen sein mag, dass es kein künstlerischer oder wenigstens zunächst kein künstlerischer war, das wage ich bestimmt zu behaupten. Damit aber fällt für meine auf rein räumlichen und künstlerischen Motiven beruhende Restauration die Benutzbarkeit der Mercklin'schen Beobachtung hinweg.

In Beziehung auf die Inschriften bleibt uns, so viel ich sehe nur noch eine Frage zu berühren, die Schubart ganz zum Schlusse S. 315 aufwirft; nämlich: »wie waren die Inschriften eingelegt, mit Gold oder Elfenbein? oder wie sonst hat man sich das Technische zu denken?« Eine positive Antwort auf diese Frage ist der Natur der Sache nach nicht wohl möglich, allein ich denke doch, dass man sich für die Annahme, dass die Inschriften in goldenen Buchstaben eingelegt waren, als für die wahrscheinlichste entscheiden wird. Aus dem Holze geschnitzt, wie ein Theil der Bilder, konnten sie nicht wohl sein, denn das hätte ihre Lesbarkeit in übertriebenem Maasse erschwert; waren sie aber aus einem vom Grunde verschiedenen Stoffe eingelegt, oder auch in Relief, erhaben, aufgeheftet, so ist ihre Herstellung aus dem spröden, schwer zu verarbeitenden und leicht zerstörbaren Elfenbein gewiss unwahrscheinlicher zu nennen als ihre Verfertigung aus Gold. Dies um so mehr, je mehr sie sich dem Charakter des Ornaments näherten, und je wahrscheinlicher man sich grade das Ornamentale in den einzelnen Bildern als aus Gold gebildet zu denken hat.

8.

Die Technik der Bildwerke.

Wir gelangen damit überhaupt zu den technischen und artistischen Fragen, an denen ich nicht glaube vorbeigehn zu dürfen, obwohl ich hier doppelt bescheiden aufzutreten wünsche, sintemal ich mit Pindar sagen muss: *οὐκ ἀνδριαντοποιός εἰμι.*

Die Lade ist aus Cedernholz gemacht, *λάρναξ κέδρου πεποίηται* sagt Pausanias 17. 5. Aber wie? Die Untersuchungen über die Holzart, wie sie sich bei Heyne und Siebelis finden[90]), scheinen mir ziemlich unerheblich, nicht so ganz diejenigen über die Tektonik der Lade. Wir haben derselben eine Ausdehnung von 3 Fuss Höhe, 3 Fuss 9 Zoll Länge

90) Heyne a. a. O. S. 9, Siebelis Amalth. a. a. O. S. 258.

und 2 Fuss 8½ Zoll Breite gegeben; dass sie aus einem massiven Stamm gearbeitet gewesen, wie es kleinere Kasten auch noch heute sind, ist dabei wohl unmöglich anzunehmen. Da demgemäss wohl ein Zusammenfügen aus verschiedenen Brettern statuirt werden muss, über deren Zusammenheften an den Enden und Kanten der Lade ich keine Conjectur vorzutragen weiss, so fragt es sich, ob nicht in diesen der Länge nach über einander zusammengefügten Brettern das Grundschema der ganzen Streifenornamentik schon gegeben war, und zwar so, dass die Höhe (Breite) je eines Brettes den Raum einer *χώρα* hergab, während die Fugen in die trennenden Ornamentleisten fielen? So mochten die *χῶραι* einzeln geschnitzt und fertig gearbeitet und sodann zum Ganzen verbunden werden.

Die Bildwerke auf der Lade nämlich waren theils von Elfenbein, theils von Gold, einige aber auch aus dem Holze des Kastens selbst geschnitzt, sagt Pausanias[91]). Halten wir uns genau an diesen Wortlaut, so werden wir annehmen müssen, dass das Elfenbein und Gold in den Bildnereien das Holz überwog; zunächst aber ist noch zu bemerken, dass an zwei Stellen explicite noch ein vierter Stoff, wenigstens eine vierte Farbe, nämlich Schwarz erwähnt wird; die Nyx der 2. *χώρα* hat einen weissen Knaben (Schlaf) und einen schwarzen (Tod) in den Armen (18. 1) und in der 4. *χώρα* ist (19. 3) die unter Helenas Füsse getretene Aethra mit einem schwarzen Gewande angethan[92]). Ob diese schwarzen Theile aus Ebenholz gefertigt waren, was ich für wahrscheinlicher halten muss, oder nur schwarz gebeizt, ist zu wissen weniger wichtig, als das Andere, worauf leider auch keine Antwort möglich ist, ob die schwarze Farbe auf diese beiden Stellen beschränkt oder auch sonst noch angewendet war, wo Pausanias es nicht sagt. Ich gestehe, dass ich Ersteres nicht recht glauben kann, werde mich aber wohl hüten, mit Vermuthungen über weitere Anwendung der schwarzen Farbe ein unnützes Spiel zu treiben.

Leider giebt nun aber Pausanias auch über die Anwendung der drei anderen Materialien, des Goldes, Elfenbeins und Holzes auf die einzelnen Theile der Bildwerke nur höchst unzulängliche Andeutungen. Von

---

91) *ζῴδια δὲ ἐλέφαντος ἐπ' αὐτῆς, τὰ δὲ χρυσοῦ, τὰ δὲ καὶ ἐξ αὐτῆς ἐστιν εἰργασμένα τῆς κέδρου.*

92) Schubart hat hierauf S. 304 zuerst aufmerksam gemacht.

dem Holze spricht er gar nicht wieder; weiss, also doch wohl aus Elfenbein gefertigt, nennt er den einen Knaben (Schlaf) in den Armen der Nyx (18. 1), und als golden bezeichnet er 19. 6 den Becher des lagernden Dionysos und 19. 8 die Flügel der Nereidenrosse. Das ist Alles; aber auch aus diesem höchst Wenigen wird sich wenigstens Einiges folgern lassen. Beginnen wir mit dem Golde, so ergiebt sich aus Pausanias' Erwähnung desselben, dass es auf einzelne Theile angewendet war, und dass es unter diesen wenigstens bei dem *ἔκπωμα* des Dionysos den natürlichen Stoff wiedergab. Wenn ich nun annehme, dass dem gemäss auch sonstige *χρυσία* von Gold gefertigt waren, wie namentlich die Halsbänder der Eriphyle und der Alkmene, der Becher, den Zeus eben dieser Alkmene neben dem Halsbande darbot, ferner die Preisdreifüsse, sodann die Hesperidenäpfel in Atlas' Hand, und etwa die Sterne auf dem von ihm getragenen Polos oder Uranos, so fürchte ich hiergegen keinen Widerspruch. Aber ich frage weiter: ergiebt sich nicht aus Pausanias' Anführungen indirect, dass nur Theile der Figuren, nicht ganze Figuren aus Gold gefertigt waren? wie es aus den Eingangsworten *ζῴδια . . . τὰ δὲ χρυσοῦ . . . . . ἐστὶν εἰργασμένα* scheinen könnte; ist es überhaupt annehmbar, dass in dieser Technik ganze Figuren mit Haut und Haar aus Gold gefertigt waren? und wenn dies schwerlich bejaht werden wird, ist es da nicht das bei weitem Wahrscheinlichste, dass aus Gold bestanden 1. Schmucksachen, 2. Waffen oder wenigstens Waffentheile, namentlich Schilde, Panzer, Schwerter, oder 3. Waffenornamente, zumal Schildzeichen, dann aber auch Kleiderornamente besonders Säume und Verbrämungen, endlich 4. etwa noch Pferdezügel, etliche Wagen, wenn nicht alle, die Früchte an den Bäumen um den lagernden Dionysos?

Mich dünkt dies ist die rationelle und im Geiste der griechischen Kunst gehaltene Anwendung des Goldes, das übrigens leicht verschieden, glänzend oder matt gehalten, und dadurch noch stärker mimetisch sein konnte; mich dünkt aber auch, dass eine so ausgedehnte Verwendung des Goldes Pausanias berechtigte, mit freilich nicht streng genauem Ausdrucke zu sagen: *ζῴδια . . . τὰ δὲ χρυσοῦ . . . ἐστὶν εἰργασμένα*. Dass das Gold dünn ausgetrieben, *σφυρήλατον*, und dann dem Holze mit Nieten oder Stiften aufgeheftet war, scheint mir die nächstliegende, fast unvermeidliche Annahme.

Wir kommen zum Elfenbein. Aus diesem Stoffe war allerdings eine ganze Figur, der Schlaf in den Armen der Nacht, allein das ist nicht eine

Figur wie alle anderen, sondern ein nackter Knabe, während die übrigen Figuren grösstentheils bekleidet oder gerüstet waren. Sollte sich hieraus in Verbindung mit dem über die Verwendung des Goldes Gesagten nicht als das Wahrscheinlichste ergeben — und nur frageweise mag ich auch hier meine Vermuthungen aussprechen —, dass aus Elfenbein auch im Uebrigen das Nackte hergestellt war, und zwar nicht bei allen Figuren, sondern bei denen, welche nach Maassgabe der Vasenmalerei die nächsten Analoga zu dem Knaben bieten[93]), bei den Weibern nämlich? Ist es nicht ferner nach Maassgabe derselben einzigen Analogie die wir haben, der Vasenmalerei, anzunehmen, dass ausser den Weibern hie und da, vielleicht sogar in regelmässigem Wechsel mit dunkel (aus Holz) dargestellten, ein Pferd[94]), dass ferner (wie speciell an der Françoisvase) bauliche Einzelheiten z. B. am Hause des Amphiaraos, an dem Tempel oder der diesen vertretenden Säule bei Idas und Marpessa, dass die Kline des Odysseus und der Kirke, die vorkommenden Throne u. dgl. m. weiss, d. h. aus Elfenbein gebildet gewesen? Für das Holz bliebe auch so noch Manches übrig, namentlich das Nackte der Männer, manche Pferde, die verschiedenen Höhlen u. dgl.; allein bei dem überwiegenden Eindruck des Goldes und Elfenbeins scheint das nicht zu Viel zu sein, um Pausanias' Ausdruck zu rechtfertigen, der die aus dem Holze der Lade selbst geschnitzten Theile zuletzt und mit *τὰ δὲ καὶ* anführt.

Mag aber Viel oder Wenig aus dem Holze des Grundes geschnitzt gewesen sein, in jedem Falle bedingte dies die Art der Reliefbildnerei auch für die aus Gold und Elfenbein geformten Theile. In welchem Grade erhoben das Relief an der Kypseloslade, ob es flach oder halberhoben war, denn an Hochrelief wird wohl kaum Jemand denken, können wir nicht sagen, obgleich mir die Annahme eines flachen Reliefs, wie wir es z. B. an der samothrakischen Platte kennen, wahrscheinlicher vorkommt, als ein stärker erhobenes. Behaupten aber können wir, dass wenn das Relief aus der Masse des Holzes der Lade gewonnen wurde, schon dadurch das Stehenbleiben von Stegen und Leisten bedingt ist, von denen die letzteren zugleich als die Standflächen der Figuren dienten. Dass ich in dieser Ueberzeugung mit Ruhl, dem Künstler, zusammentreffe

93) Vgl. Gerhard, Auserl. Vasenbb. 3. Taf. 223.

94) z. B. die Nereidenpferde wie dasjenige des Poseidon bei Gerhard a. a. O. 1. Taf. 10.

gereicht mir zur besonderen Genugthuung und giebt mir ein Gefühl von Sicherheit.

Die Leisten zwischen den einzelnen Feldern (χώραις) aber, welche ich als leere Flächen nicht zu denken vermag, sondern nur als mit Ornament gefüllt mir vorstellen kann, dienten auch noch einem anderen wichtigen Zwecke, welchen ich jedoch im Zusammenhange mit meinem gesammten Restaurationsversuche zu entwickeln vorziehe.

9.

Rechtfertigung des Herstellungsversuchs in der beigegebenen Tafel.

Es bleibt mir nämlich nun noch übrig, meinen in der beigegebenen Tafel gemachten Restaurationsversuch im Ganzen und im Einzelnen zu rechtfertigen und über die zu demselben benutzten Quellen und Vorbilder Rechenschaft abzulegen.

Ueber die Gestalt und die Dimensionen der Lade habe ich früher (s. oben S. 23 ff.) mitgetheilt was ich darüber zu sagen hatte, und will hier nicht darauf zurückkommen. Der Einfachheit der Zeichnung zu Liebe habe ich die Lade als gradwandig behandeln lassen, wie es die kleineren, allerdings nicht die grösseren Larnakes sind; ich denke aber dass Jeder ohne specielleren Beweis einsehn wird, dass ich an meinen Zeichnungen nichts Wesentliches zu ändern brauche, um sie einer Larnax mit etwas schrägen Wänden wie etwa derjenigen des Tennes und der Hemithea anzupassen, und dass, wenn es möglich gewesen ist, die von Pausanias angeführten Scenen und Figuren auf einer gradwandigen Larnax anzubringen, es nicht unmöglich sein kann, dieselben auch in den Raum der schrägwandigsten die wir kennen, die des Thoas einzupassen.

Für die Anordnung der χῶραι hat mir hauptsächlich die François-vase und haben nächst dieser andere alte streifen- oder reihenweise verzierte Vasen[95]) als Vorbilder gedient. So wie auf allen diesen Vasen

95) Nur als Beispiele will ich folgende Vasen anführen: bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 2. 95 u. 96; 105 u. 106; 127; 5. 170; 185; 220; 223; dass bei den meisten dieser Vasen die Echtheit der Alterthümlichkeit zweifelhaft (und mehr als dies) ist, weiss ich, das ist hier aber gleichgiltig, da in dieser Frage die Nachahmung denselben Werth hat, wie das Original; echt alte Vasen, wie z. B. diejenigen von Korinth und Capua mit den Eberjagden (Denkm. d. a. Kunst 1. 18, d'Hancarville 1. 14) u. A.

die Streifen von verschiedener Breite sind, so habe ich die Streifen in meiner Restauration der Kypseloslade von verschiedener Breite angeordnet.

Ruhl hat auf eine derartige Anordnung als auf das nächstliegende Auskunftsmittel zur Unterbringung einer verschiedenen Anzahl von Figuren in mehre gleich lange Streifen verwiesen; allein in meiner Restauration ist die verschiedene Streifenbreite nicht ein Ergebniss der leidigen Nothwendigkeit, sondern meiner Überzeugung, dass die Sache sich auf dem Original so verhielt, nicht Nothbehelf, sondern freie Wahl. Das wird dem aufmerksamen Beobachter die Zeichnung selbst beweisen. Allerdings musste ich die unterste χώρα schmaler nehmen als die zweite, dritte und vierte, namentlich als die zweite und vierte, um die Figuren, die Pausanias nennt, hineinzubringen, allein den zweiten, dritten und vierten Streifen ungleich breit zu machen konnte mich kein äusserer Zwang bewegen, diese drei Streifen in gleicher Breite vorzulegen bin ich jeden Augenblick bereit. Und vollends, den fünften Streifen wieder so schmal zu nehmen wie den ersten, konnte mich am wenigsten das Verhältniss der Figurenzahl nöthigen, denn hier sind ja grade die wenigsten Figuren[96]). Wäre die Figurenzahl für die Breite der Streifen maassgebend gewesen, so hätten die Streifen sich folgendermaassen abstufen müssen: 1) am schmalsten der unterste, 2) dann der vierte, 3) der zweite und am breitesten der oberste. Das hätte aber eine überaus monströse Ornamentik abgegeben.

---

zeigen bekanntlich genau dieselbe Erscheinung, nur waren mir hier dergleichen nicht in grösserer Zahl zur Hand; vgl. übrigens noch Mon. d. Inst. I. 51 und 2. 38 B., Archaeol. Zeitung 1858 Taf. 114. 2. Auch in Vasen späterer Stilarten ist das Princip, mit einem grösseren Hauptbilde schmalere Sockel- und Friesbilder mit Figuren ganz anderer Proportionen zu verbinden noch oft nachweisbar, wenngleich die gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Bilder hier andere sind; aus hunderten von Beispielen vgl. nur Gerhard a. a. O. 2. 138; 1. 14, 2. 111; 122 u. 123; ja dieselbe Erscheinung lässt sich bis in den schönen und reichen Stil verfolgen, wie, um wiederum nur ein paar Beispiele statt vieler anzuführen, die Vasen in der Archaeol. Zeitung von 1850 Taf. 21 u. v. 1860 Taf. 139 u. 140 zeigen.

96) Ich darf wohl noch anführen, dass mein Zeichner ursprünglich den 5. Streifen in der Breite des 2. gezeichnet hatte (ich besitze die Zeichnung noch) und dass er erst dann auf die von mir geforderte geringe Breite herabging, als er sich selbst überzeugte, wie ungeschickt lastend ein breiter oberster Streifen aussehe. Dass ich aber nicht aus Zwang, sondern aus Wahl den obersten Streifen schmal habe machen lassen, wird hierdurch gewiss bewiesen.

Der ornamentale Gedanke, der mich geleitet hat, wobei ich die Anordnung der Françoisvase zum Vergleich zog, soweit sich eine Vase mit unterschiedenem Fuss und Hals und ein Kasten ohne diese Gliederung überhaupt vergleichen lassen, ist dieser.

Der unterste und oberste Streifen bilden Sockel und Fries und sie mussten aus diesem Grunde, um ihre ornamentale Idee klar auszusprechen, am schmalsten gehalten werden. Auch an der Françoisvase sind die Streifen am Fuss und am Halse die schmalsten, jener nur 1³/₄ Zoll (in der Zeichnung der Monumenti d. Inst., die hier ohne nach der Grösse des Originals zu fragen benutzt werden kann, weil es sich um relative Maasse handelt), dieser 2³/₈ Zoll breit.

Der Hauptstreifen an der Françoisvase dagegen, der mittelste am Bauche (und Halse) des Gefässes, ist 4¹³/₁₆ Zoll breit. Als Hauptstreifen aber giebt er sich abgesehn von seiner Breite dadurch zu erkennen, dass er nur eine um den ganzen Bauch des Gefässes umlaufende Darstellung, Peleus' und Thetis' Hochzeit und den Götterzug zu derselben enthält, während die übrigen Streifen am Gefässe selbst (ausgenommen hievon ist der Fuss mit den Pygmaeen und Kranichen,) je zwei auf Avers und Revers vertheilte Gegenstände enthalten. Nun findet ja etwas ganz Aehnliches auf der Kypseloslade statt; alle χῶραι enthalten eine, freilich ungleiche, Mehrheit von Darstellungen, der unterste deren 5 (nach meiner Anordnung an der Vorderseite nur eine wie der Streifen am Fusse der Françoisvase), der zweite 12, der vierte 13, der oberste und fünfte 4 (nach meiner Anordnung auf der Vorderseite 2, die für eine gelten können), nur der mittelste, dritte enthält eine einzige Gesammtdarstellung. Es ist das eben jene Schlacht, die Pausanias wesentlich nur als solche anführt. Auf den ersten Blick kann es nun freilich sehr sonderbar und grillenhaft erscheinen, wenn ich diese Darstellung, auf deren Détail Pausanias so wenig eingeht, die mehren der neueren Bearbeiter der Kypseloslade so fremdartig erschien, die Ruhl als einen späteren unorganischen Zusatz auf die Rückseite der Lade verlegte, wenn ich diese Darstellung für die Hauptdarstellung erkläre, und ihr ein räumlich beträchtliches Uebergewicht über die anderen χῶραι gebe. Allein bedenken wir doch, dass Pausanias' kurze Behandlung einzig und allein daher stammt, dass es ihm an einer bestimmten Erklärung des Ganzen und des Einzelnen fehlte, dass folglich Pausanias' Behandlungsart für die thatsächliche Bedeutung und Wichtigkeit des Gegenstandes in keiner Weise

maassgebend ist, und eben so wenig oder noch weniger der Grad des Interesses, den die moderne Forschung an dieser χώρα genommen. Bedenken wir ferner, dass wir in den ideellen Zusammenhang sämmtlicher Bildnereien an der Kypseloslade noch so wenig tief eingedrungen sind, dass es uns sehr schlecht ansteht, über die ideelle oder poëtische Wichtigkeit der einen oder der anderen Darstellung abzusprechen. Vergessen wir nicht, dass Pausanias' Ausspruch, diese Schlacht könne wohl die der Pylier und Arkader bei Pheia und am Iardanosflusse (Il. 7. 133 ff.) sein, also ein vergleichsweise geringfügiger heroischer Gegenstand, Nichts ist, als die Conjectur Einiger, der die Conjecturen Anderer entgegenstanden, welche hier die Aetoler mit Oxylos und die alten Eleer erkannten, und noch Anderer, des Pausanias selbst, welche da meinten, es könne ein Heereszug der Vorfahren des Kypselos dargestellt sein. Es ist allerdings von Preller[97]) erwiesen, dass die Geschichte, auf die Pausanias hier anspielt, füglich nicht so dargestellt worden sein kann, wie uns der Perieget ahnen lässt, dass sie in der That dargestellt war. Allein, was bedeutet eine falsche Conjectur des Pausanias? Und wenn nun Pausanias grade in diesem Streifen Beziehungen zu der Geschichte des erlauchten Hauses des Kypselos sucht, lässt er nicht dadurch ahnen, dass auch ihm diese χώρα wichtiger schien als die anderen? Und wiederum, wenn alle bisher zur Erklärung der Schlacht von den alten Interpreten vorgetragenen Vermuthungen irre gehn, liegt es denn so überaus fern, zu glauben, sie haben einen viel wichtigeren etwa episch-heroischen Gegenstand nicht erkannt? liegt es so ganz ausserhalb des Bereichs der Möglichkeit hier z. B. an eine Hauptschlacht der Ilias zu denken, und in den ἀναγνωριοῦντες ἀλλήλους Diomedes und Glaukos zu erkennen, so dass dann um dies homerische Bildwerk sich die anderen epischen oder sagenhaften Scenen gruppiren würden? Aber lassen wir das bei Seite; dass ich selbst auf solche Möglichkeiten kein Gewicht lege, brauche ich wohl kaum zu sagen; halten wir uns vielmehr an das unzweifelhaft Thatsächliche. Dies unzweifelhaft Thatsächliche aber ist, dass die dritte χώρα einzig und allein von einer grossen Gesammtdarstellung erfüllt war. Nun zeichne man diese wie man will, breit oder schmal, immer und in allen Fällen wird sie gegen die vielgetheilten anderen χῶραι sich abheben, immer sich mit ihrer einen, langen Gesammtmasse gegenüber den Feldern und Felderchen

97) Archaeolog. Zeitung 1854. S. 295.

der andern Streifen auszeichnen, immer sich als eine Hauptdarstellung fühlbar machen. Darauf gründe ich mein Recht, diesen Streifen, den ich zeichnen konnte wie ich wollte, nach Maassgabe der Françoisvase, als den Hauptstreifen anzuordnen, und ihm ein räumliches Uebergewicht über alle übrigen zu geben. Und täuscht mich mein Auge nicht, bin ich nicht zu sehr von meiner Ueberzeugung eingenommen, so bekommt die ganze Bildermasse durch dieses energische Hervorheben der Mitte, durch die so entstehende Gliederung einen Halt und einen Rhythmus, der bei einer verschiedenen Disposition wegfallen oder sehr leiden würde.

Für die Breite der zweiten und vierten χώρα war mir wesentlich die Françoisvase maassgebendes Vorbild; die untere ist hier $2^9/_{16}$, die obere $2^3/_{16}$ Zoll breit, ähnlich verhalten sich meine zweite und vierte χώρα zu einander und wiederum zum Mittelstreifen. Die vierte χώρα etwas schmaler zu zeichnen als die zweite bewog mich ausser dem genannten Vorbilde auch noch das Streben, die Gesammtornamentirung der Lade nach oben hin zu erleichtern. Ich glaube dadurch den schon berührten Rhythmus der ganzen Fläche nach richtigen Principien der Ornamentik gegliedert zu haben.

Die zweite wichtige Frage in Beziehung auf die Anordnung der Bildwerke ist die nach der Vertheilung derselben auf die Vorder- und die beiden Nebenseiten der Lade. Bei dieser mussten zwei Rücksichten leiten, erstens diejenige auf die Gestalt der Lade und das Verhältniss der Breite der Seiten zu einander, und zweitens diejenige auf eine sachgemässe und kunstgerechte Trennung der einzelnen Bildwerke von einander, wozu sich unterstützend die Wahrnehmung des Parallelismus in den Compositionen gesellte. Pausanias erwähnt keine Ecken und sagt direct Nichts von der Vertheilung der Bildwerke auf drei Seiten, dass diese gleichwohl nothwendig sei, ist früher nachgewiesen; gleichwohl hat sie neuerdings namentlich Schubart a. a. O. S. 313 Bedenken erregt, der freilich mit vollem Rechte gegen Mercklin bemerkt, die Ausdrücke ἑξῆς, μετὰ δὲ und τὸ ἀπὸ τούτου, die Pausanias in der ersten χώρα gebraucht, lassen sich nicht zur Begründung der Dreiseitentheorie verwenden, der dann aber weiterhin Aufklärung darüber verlangt, wie man sich das zweimalige Umbiegen auf andere Flächen zu denken habe? und durch welche Mittel der Künstler es erreichte, die Einheit seiner Darstellung anschaulich zu machen, namentlich bei der dritten χώρα, welche eine einzige geschlossene Scene enthielt? Nun, wie man sich das zwei-

malige Umbiegen zu denken habe, wird ihm jetzt wohl meine Tafel zeigen; hier sehe ich in der That keine Schwierigkeit; wie es aber komme, dass Pausanias die Ecken nicht erwähnt, erklärt sich meiner Ansicht nach leichter als manche sonstige Uebergehung bei diesem Schriftsteller, dadurch, dass die Enden der Seiten mit den Enden von Darstellungen zusammenfielen. Das ist nach meiner Restauration thatsächlich überall der Fall, ausgenommen in der dritten *χώρα*, deren Darstellung ein Ganzes bildet. Und somit kann sich auch Schubarts zweite Frage, durch welche Mittel der Künstler es erreichte, die Einheit seiner Darstellungen anschaulich zu machen, nur auf die dritte *χώρα* beziehn, da in den anderen *χώραις* die Darstellungen nicht einheitlich, sondern vielfältig waren. Was aber die Mittel anlangt, die Darstellung der dritten *χώρα* als ein Ganzes zur Anschauung zu bringen, so giebt es deren so viele, dass man bei der Antwort in embarras de richesse geräth. Möge Schubart sich beispielsweise einmal den Cellafries des Parthenon ansehn, der doch gewiss ein Ganzes bildet; nun hier ist bei dem Uebergange von der Ost- auf die Süd- und Nordseite die Verbindung ausser durch die Continuität der Bewegung in einer Richtung durch die Stellung der Eckfigur hervorgehoben. Ferner ist der Fries des Niketempels zu vergleichen, dessen beide Langseiten mit der zwischen ihnen liegenden westlichen Schmalseite, wie ich bewiesen zu haben[98]) glauben darf, ein Ganzes, die ideale Darstellung der Schlacht von Plataeae, bilden. Hier ist die Einheit hauptsächlich durch die Gegenbewegung in den beiden Langseiten und durch die exacte Responsion in denselben bewirkt oder hervorgehoben. Weiter vergleiche man ausser dem Friese von Phigalia die Ara Albani mit dem *ἱερὸς γάμος*[99]), den bakchischen Sarkophag in den Denkm. d. a. Kunst 2. No. 422, den Hauptstreifen der Françoisvase u. s. w. u. s. w. Hier liegen viele Antworten auf die eine Frage.

Für die Restauration der Kypseloslade gab den Anhalt zur Vertheilung auf die 3 Seiten die unterste *χώρα* her, bei welcher im Ernst geringer Zweifel walten kann, welche ihrer Bildwerke auf die Neben- welches auf die Vorderseite zu versetzen sei, wenn überall die Vertheilung als nothwendig erkannt ist. Der *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* bildet so sehr eine

---

98) Geschichte der griech. Plastik 1. S. 283, besonders aber in No. 6 meiner kunstgeschichtlichen Analekten in der Zeitschrift f. d. Alterth. Wissensch. v. 1857.

99) Welcker, Alte Denkmäler 2. Taf. 1.

geschlossene Einheit der Parallelismus in ihm ist so scharf, namentlich aber sind seine Enden durch die beiden Preisrichter mit ihrer Begleitung so bestimmt markirt, dass in der That hier Nichts abgebrochen werden kann, während es andererseits die gegebene Einheit muthwillig zerstören heissen würde, wenn man hier noch zusetzen wollte. Eben so ungezwungen aber, wie sich der *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* auf die Vorderfläche zeichnen liess, liessen sich die vier übrigen Scenen auf die beiden Nebenseiten vertheilen, auf denen sie in zwanglosester Weise, gleichsam von selbst den gegebenen Raum ausfüllten.

In der zweiten *χώρα* haben schon frühere Bearbeiter, Welcker, Brunn u. A. die drei allegorischen Gruppen, mit denen Pausanias beginnt, von dem Uebrigen abgetrennt; mit ihnen die linke Nebenseite zu besetzen, konnte nicht angestanden werden. Dabei stellte sich freilich die Schwierigkeit heraus, dass erstens jede entsprechende antike Vorlage fehlte, und dass zweitens unsere moderne Phantasie nicht ausreichte, um ohne solches Vorbild die drei Gruppen so zu componiren, dass die von ihnen besetzten Felder nicht eine gewisse Leere den andern gegenüber zeigten. Ich habe meinerseits geglaubt, hier auf einem Punkte durch die der Nacht gegebenen Flügel nachhelfen zu dürfen, die ja antik belegbar sind[100]; aber, will man sie mir anfechten, so bin ich der Letzte, zu behaupten, sie seien nicht ein Nothbehelf. Will man aber aus dem Umstand, dass mir und meinem Zeichner auf diesem Punkte eine ganz gleichförmige Erfüllung des gegebenen und geforderten Raumes nicht gelungen ist, Waffen gegen mich schmieden, so will ich Niemandem dies Vergnügen stören; glaubt man durch solche Schwächen meiner Restauration, die wesentlich ich Nichtkünstler habe machen müssen, meine ganze Arbeit in ihren in dieser Abhandlung dargelegten Principien umstossen zu können, so versuche man es!

Für den Rest der Darstellungen in dieser *χώρα* gab der Parallelismus der Compositionen das Kriterium der Vertheilung auf die Vorder- und die rechte Nebenseite ab. Dass Apollon mit den Musen von der Scene mit Iason und Medeia nothwendig getrennt werden müsse, hat Schubart erwiesen (s. oben S. 51); aus diesen beiden Scenen konnte also ein Mittelbild nicht gemacht werden, folglich blieben neun Vorstel-

---

100) Euripid. Orest. 176. *πότνια Νύξ, ὑπνοδότειρα ..... μόλε κατάπτερος* cet.; Aristoph. Av. (ed. Dind.) 695 *τίκτει ... Νὺξ μελανόπτερος ᾠόν.*

lungen übrig. Unter diesen boten nun aber zwei mehr als alle anderen einen stricten Parallelismus: Idas die Marpessa und Enyalios die Aphrodite an der Hand führend; war die erstere dieser Scenen die erste links auf der Vorderseite, so musste die zweite die letzte rechts sein. Thetis und Peleus und Perseus mit den Gorgonen fielen der Nebenseite zu. Von den übrigen Scenen bilden Zeus und Alkmene links, Herakles und Atlas rechts eine gute, räumlich genaue Parallele; nicht ganz so günstig wirken Menelaos und Helena links und Apollon und die Musen rechts, obwohl auch diese Bilder räumlich einander genau aufheben. Aber läugnen lässt sich nicht, dass das Feld rechts dichter angefüllt ist, folglich schwerer für das Auge wiegt, als dasjenige links. Macht's besser! Endlich bleibt die Scene übrig, von der es im beigeschriebenen Verse heisst:

Μήδειαν Ἰάσων γαμέει κέλεται δ' Ἀφροδίτα,

bei der also die Namen den einzelnen Personen nicht beigeschrieben gewesen sind. Nun lässt freilich Pausanias Medeia thronen, Aphrodite zu ihrer Linken, Iason zur Rechten stehn; allein mein Zeichner behauptete, das könne er nicht machen, damit den Inhalt des Verses nicht ausdrücken, sondern nur, indem er Aphrodite auf den Thron setzte und sie das Brautpaar zusammengeben liesse. Was sollte ich dagegen machen? Vielleicht kommt uns hier Ruhl mit einer besseren Zeichnung zu Hilfe.

Peleus und Thetis und Perseus mit den Gorgonen, beide nach antiken Vorlagen gezeichnet (s. unten), füllen die rechte Nebenseite bequem und wie mir scheint, kunstgerecht. Sollte man mir sagen, Pausanias erwähne die Athene und den Hermes in der Scene mit Perseus und den Gorgonen nicht, so antworte ich, dass diese Götter in den alten Vasen mit dieser Scene so überwiegend häufig anwesend sind, dass dabei ihre Anwesenheit durch den Mythus so wohl motivirt ist, dass ich glaube, sie seien auch an der Kypseloslade dabei gewesen, ohne dass Pausanias sie der Gewöhnlichkeit der Erscheinung wegen zu nennen brauchte. Wer mir das bestreitet, dem will ich mit Vergnügen eine andere Zeichnung vorlegen, wo sie fehlen, und welche gleichwohl den Raum eben so gut erfüllt, wie die von mir gegebene. Denn Figuren, namentlich Gorgonen dieses Stils sind dehnbar.

Für die vierte *χώρα* ist schon von Anderen (besonders Brunn) der Parallelismus zwischen folgenden Scenen:

links Theseus und Ariadne, rechts Aias und Kassandra,
links Achill u. Memnon u. d. Mütter, rechts Parisurteil

links Meilanion und Atalante, rechts Artemis mit Panther u. Löwe
links Hektor und Aias, rechts Koon und Agamemnon,

hervorgehoben worden, welche in ihrer Mitte das Bild der Dioskuren, Helena und Aethra übrig lassen, welches namentlich dann, wie Brunn bemerkt hat, sein räumliches Uebergewicht fühlbar macht, wenn man den Dioskuren ihre Rosse beigegeben denkt.

Ich habe an diesem von Brunn entworfenen und im Einzelnen, auch in der nöthigen Umstellung der Artemis und des Parisurteils, motivirten Schema der Responsion nicht zweifeln können, um so weniger, je kräftiger und klarer dasselbe in der Zeichnung hervortrat. Indem ich also mit diesen Scenen die Vorderseite füllte, blieb mir für die Nebenseite links: Boreas und Oreithyia, Herakles und Geryon, für diejenige rechts: Eteokles und Polyneikes und der unter Bäumen in einer Höhle gelagerte Dionysos, Scenen, von denen wenigstens für die erste und letzte die Nichtresponsion unbedingt gewiss ist. Hier bin ich denn freilich in dem Kampfe des Herakles mit Geryon genöthigt gewesen, nach Maassgabe des Vasengemäldes in Gerhards Auserlesenen Vasenbildern 2 Taf. 105 und 106 die Ochsen des Geryon zuzusetzen, welche Pausanias nicht nennt, um die Länge des Streifens zu füllen; allein ich habe das mit ziemlich ruhigem Gewissen gethan, da einerseits die Nichterwähnung der Ochsen nicht die schlimmste Auslassung bei Pausanias ist, und da andererseits die Ochsen derart obligat zu Geryon und zu Herakles' Kampf gegen Geryon gehören[101]), dass sie in künstlerischer Darstellung des letzteren eigentlich nur da ausgelassen werden dürfen, wo der Raum ihre Anbringung nicht gestattete. Der Hirt Eurytion und der Hund Orthros, die ich übrigens für den Raum nicht nöthig hatte, gehören mit zu den Ochsen; dass freilich Athene anwesend ist, wie auf dem Vasenbilde, das uns als Vorlage diente, und das wir möglichst treu copirt haben, mag gegen Pausanias' Zeugniss sein, der sie hier wohl nicht unerwähnt gelassen hätte. Will sie mir Jemand positiv abstreiten, so rücke ich die Ochsen weiter aus einander, und es ist Alles wieder in Ordnung.

Zu dem in einer Höhle unter Bäumen gelagerten Dionysos auf dem anderen Ende der *χώρα* habe ich nur dies zu bemerken. Dass Pausanias angiebt, die Bäume seien Apfelbäume, Granatbäume und Reben, beweist,

---

101) Vergl. Prellers Griech. Mythol. ältere Ausgabe 2, S. 142 und 146 f.

dass sie mit einer gewissen Ausführlichkeit, wenn auch noch so sehr stilisirt behandelt waren; ich glaube, dass mir dies ein Recht gab, sie so zeichnen zu lassen, wie ich es gethan habe; ohne Weiteres brauchbare Vorbilder gingen uns dabei freilich ab, die Art aber, wie Bäume z. B. in folgenden alten Vasen mit schwarzen Figuren behandelt sind: Gerhard, Auserl. Vasenbilder Taf. 132 und 133, Mon. d. Inst. 2. 44. A., dazu die Zeichnung der Baumzweige in den Händen der Kentauren auf der Françoisvase begründeten weiter das Recht meiner Zeichnung, in welcher ich soviel thunlich jenen ornamentalen Charakter bewahren zu lassen suchte, den die oft wiederkehrenden Zweige in namentlich bakchischen Vasengemälden des alten Stils haben.

Auch für die oberste *χώρα* ergab sich die Eintheilung ziemlich von selbst; denn hier, wie es vor mir von Anderen gethan ist, je eine der vier Darstellungen, links Herakles und die Kentauren, rechts Odysseus mit Kirke und den Dienerinnen auf die Nebenseiten zu setzen, dürfte ohne weitere Begründung gerechtfertigt sein. Auch entsprechen sich diese Darstellungen entschieden nicht.

Für die Scene mit Odysseus und Kirke waren wir, Pausanias' Winke in Betreff der Dienerinnen (19. 7 *τέσσαρές τε γάρ εἰσιν αἱ γυναῖκες καὶ ἐργάζονται τὰ ἔργα ἃ ἐν τοῖς ἔπεσιν Ὅμηρος εἴρηκεν*) folgend, auf die Odyssee angewiesen, und haben versucht in dem einmal angenommenen Stil zu zeichnen, was Homer Od. 10. 348—359 berichtet.

Für die Ausdehnung der Scene des Kentaurenkampfes gab Pausanias' Bemerkung, dass einige der Kentauren bereits getödtet seien (*τοὺς δὲ ἐξ αὐτῶν ἀπεκτονότα*), die vollkommene Berechtigung her; denn wenn einige getödtet sind, ist es höchst unwahrscheinlich, dass nicht noch mehre andere am Leben sein sollten. Hätten wir uns die Scene in's Enge gezogen zu denken, so würde ein getödteter Kentaur hingereicht haben, um auszudrücken, was ausgedrückt werden sollte. Dass ich die Scene bei Pholos gewählt habe, ist allerdings Willkür, mich veranlasste dazu ein Wink oder eine Vermuthung Brunns[102]); für die Erfüllung des Raumes war das gleichgiltig, ein galoppirender Kentaur mehr hätte mir dieselben Dienste gethan.

Für die beiden Bilder der Vorderseite habe ich ohne besondere Vorlage aus Pausanias' Worten zu machen gesucht was sich machen

102) Rhein. Mus. a. a. O. S. 339.

liess, und mich dabei so streng wie möglich an den Text gebunden. Bequemer wäre es gewesen, der Nausikaa noch ein paar Dienerinnen zu Fusse beizugeben, die sich, wie schon Welcker[103]) bemerkt hat, aus Homers Berichte (Od. 6. 84) entnehmen liessen; da sie aber Pausanias nicht nennt, glaubte ich besser sie weglassen zu müssen. Dass ich dafür des Hephaestos Werkstatt mit Gussofen und Ambos ausgestattet und dadurch charakterisirt habe, wird man mir hoffentlich verzeihen; zu erwähnen brauchte Pausanias diese hier ganz natürlichen Parerga am wenigsten.

Hier dürfte es nun auch am Orte sein noch ein Wort über die Ornamentleisten zu sagen, durch welche ich die einzelnen Felder trennen zu müssen geglaubt habe. Warum dieselben technisch nothwendig seien, habe ich schon früher (S. 67) angedeutet, sie haben aber weiter den wichtigen Zweck, in ihrer gleichmässigen und ununterbrochenen Erstreckung über alle drei Seiten der Lade die sämmtlichen Bildnereien jeder zwischenliegenden χώρα in Eins zusammenzufassen. Ich habe deshalb für dieselben Ornamentschemata ausgesucht, welche, wie die Wellenreihe, die Maeandertaenie, das geflochtene Band u. s. w. ein ununterbrochenes Fortlaufen und Zusammenhalten darstellen. Diese Ornamentbänder, welche die Längendimension energisch hervorheben, begründen zugleich, dass und warum die Kypseloslade an den Ecken aufstrebende Pfeiler oder aufrechte Ränder, oder eine jede Seite abschliessende Umrahmung nicht gehabt habe, wie sie die Thoas- Tennes- und Danaëlarnax und mehre der kleineren Kasten, nicht alle (s. S. 24. No. 3 u. 6) zeigen. Die schon angeführten Tempelfriese, Altarreliefe und Vasenbilder bieten eine ganz analoge Erscheinung, welche, das werden mir Sachverständige wohl zugestehn, auf einem eben so richtigen wie nothwendigen tektonischen und ornamentalen Princip beruht.

Ehe ich mich nun zu einer Nachweisung der zu den einzelnen Bildern gebrauchten Vorbilder und dazu wende, die Bilder meiner Tafel mit noch einigen Bemerkungen zu begleiten, seien mir ein paar Worte über den Stil erlaubt, in dem ich die Darstellungen halten zu müssen glaubte.

Wir haben fast durchgängig nach Vasenbildern des ältesten Stils gearbeitet, denn in altem Stil musste die Sache gehalten werden. Das

103) Zeitschr. für a. Kunst a. a. O. S. 545.

ist keine blosse Spielerei. Allerdings sagt Welcker[104]) »bei der (etwa einmal vorzunehmenden) Ausführung müsste der Künstler gänzlich darauf verzichten, auch nur die ungefährste Vorstellung von dem Stil eines höheren Alterthums geben zu wollen«. Wohl habe ich diesen Ausspruch einer so grossen und von mir so hoch verehrten Autorität lange hin und her erwogen, endlich aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass es unmöglich sei, sich ihm zu unterwerfen. Denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass Vieles, ja das Meiste, was in einer Stilart vollkommen möglich, in einer anderen Stilart eben so unmöglich sei. Und das gilt hier nicht minder, als bei den mancherlei künstlerischen Herstellungsversuchen des homerischen und des hesiodischen Schildes; es ist ihrer keine auch nur halbwegs gelungen, und es konnte keine gelingen, weil man immer an dem Stil der besten, resp. der späteren Epoche für die Figuren und Gruppen festgehalten hat. Dass die Kypseloslade sich im alten Stil herstellen lasse, hoffe ich gezeigt zu haben, dass sie sich im Stil der späteren Zeit, dem alle jene Naivetät der ältesten Kunst abgeht, nun und nimmermehr wird herstellen lassen, ist meine wohlerwogene Ueberzeugung.

Wie Welcker zu seinem Ausspruch gekommen ist, scheint mir ziemlich klar vorzuliegen, durch eine ganz berechtigte Polemik nämlich gegen die Verfratzung eines angeblich alten Stils in dem Restaurationsversuche bei Quatremère de Quincy und gegen die irrigen und widerwärtigen Ansichten, welche dieser über den ältesten Stil der griechischen Kunst ausspricht. Quatremère de Quincy erhob den Anspruch, mit seinen verzerrten Figuren wenigstens einigermassen den wirklichen Stil der Bildnereien an der Kypseloslade seinen Lesern vor die Augen zu stellen. Ein ähnliches Streben liegt mir fern; die Figuren an der Kypseloslade sind meiner Ansicht nach noch ungleich alterthümlicher gewesen, als diejenigen in meiner Restauration; den wirklichen Stil der Kypseloslade darzustellen hätten vielleicht die ältesten Zeichnungen der s. g. orientalisirenden Vasen nicht ausgereicht. Nicht also, um zugleich ein Bild vom

104) Zeitschr. für alte Kunst S. 550. In seiner Abhandlung über Polygnot (Berl. Akad. 1848) S. 7 spricht W. gegenüber den Zeichnungen von Riepenhausen etwas anders über den Stil Polygnots, wie er auch für diese Zeichnungen wünschenswerth gewesen sein möchte. Nur seien die Künstler noch nicht über den Standpunkt der Uebersetzer früherer Zeit hinaus, die es nicht lassen konnten, ihren eigenen Geist und Geschmack in die Nachbildung zu legen.

Stil des Kypseloskastens zu geben, habe ich die Figuren so viel thunlich im Stil der Françoisvase zeichnen lassen, sondern um mir in dem Festhalten an den Freiheiten und Naivetäten dieses Stils die Möglichkeit der Restauration dieser Compositionen zu schaffen.

Auch dass ich in die Zeichnung die Inschriften wirklich und nicht blos scheinbar in stellvertretenden Kritzeleien eingetragen habe, ist keine Spielerei, sondern hat den mehrfachen Zweck, erstens zu zeigen, dass auch für diese noch Raum sei, und zweitens, dass und wie sie zur Raumerfüllung mit beitragen, drittens, zu vergegenwärtigen, wo sie sich nach meiner oben S. 60 ff. entwickelten Ansicht befanden, wo nicht, was namentlich der Mercklin'schen Theorie gegenüber nicht so ganz gleichgiltig sein dürfte. Auch dass ich die Inschriften in einem alten Alphabet, dem ältesten auf Vasen vorkommenden, welches dem eigenthümlich korinthisch-kerkyraeischen entspricht[105]), geschrieben habe, ist nicht nur zum Scherz geschehn, sondern mit deswegen, weil spätere Schrift den Raum anders füllt als diese frühe. Auf dialektologische Conjecturen, wie etwa *ΓαρυFόνας, FιόλαFος* für *Γηρυόνης, Ἰόλαος* glaubte ich mich dagegen nicht einlassen zu sollen.

Es bleibt mir jetzt schliesslich noch übrig, einige Worte über die als Vorbilder meiner Zeichnungen gebrauchten Monumente und über die Art ihrer Benutzung gegenüber dem Texte des Pausanias zu sagen. Wesentlich erleichtert wurde die Auswahl durch die schöne Zusammenstellung von Parallelbildwerken, mit denen Jahn in seinen Archaeol. Aufsätzen S. 6 ff. die Besprechung der Bilder auf der Kypseloslade begleitet hat, andererseits stellte mir die Lückenhaftigkeit unserer Universitätsbibliothek, von der nicht oft genug öffentlich gesprochen werden kann, wieder Schwierigkeiten in den Weg, da mir mehr als ein von Jahn angeführtes Buch unzugänglich blieb.

Erstes Feld.

1. Oinomaos, Pelops verfolgend. Eine brauchbare directe Vorlage eben dieses Gegenstandes fehlte, war aber auch entbehrlich, da rasch fahrende Wagen in dem gesuchten Stil nicht selten sind. Für die Flügelrosse des Pelops wurde das veliterraner Relief Museo Borbon. tom. 10. tav. 11 und das Vasenbild bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 1. Taf. 10. benutzt; dieselben für die Flügelrosse der Nereiden in der fünften *χώρα*.

---

105) Jahn, Einleitung in den münchener Vasenkatalog S. CXLVII.

2. Amphiaraos' Ausfahrt. Für die gesammte Vorstellung wurde das schon von Jahn (a. a. O. S. 7. vgl. S. 154 ff.) als schlagende Parallele angeführte Vasengemälde bei Micali, l'Italia av. il dom. d. Rom. tav. 95 (wiederholt in m. Gall. heroischer Bildww. Taf. 3. No. 5) benutzt; für des Amphiaraos οἰκία bot das Stadtthor von Troia und das Thetideion auf der Françoisvase (Mon. d. Inst. 4. tav. 54. 55) die Muster; zu der Amme mit dem kleinen Amphilochos wurden mehre Vasen (Gerhard A. V. 1. 55, 56, m. Gall. Taf. 3. No. 6) verglichen.

3. Leichenspiele des Pelias. Hier will ich vor allen Dingen bemerken, dass ich nach meiner feststehenden Ueberzeugung, die bei Pausanias (17. 9) genannten θεώμενοι τοὺς ἀγωνιστὰς seien keine Anderen, als Herakles, Akastos und die Peliastöchter, allenfalls noch die Flötenspieler[106], mir gar nicht die Mühe habe geben wollen, noch weitere Zuschauer anzubringen[107]. Für den thronenden Herakles fehlte das Vorbild; Akastos, die Peliastöchter nebst den Preisdreifüssen wurden nach Figuren der Françoisvase gezeichnet. Zu den Kämpfern, namentlich den Wettläufern, Ringern, Faustkämpfern und dem Diskobol sind allbekannte und in populäre Sammelwerke[108]) übergegangene panathenaeische Vasen benutzt worden. Für die Zweigespanne aber, welche in den gleichen Raum hineinzuzeichnen waren, den die fünf Wettläufer einnehmen, musste ein anderes Vorbild gesucht werden. Denn, wenn Ruhl (s. oben S. 22) behauptet hatte, fünf Wettläufer liessen sich wohl in Malerei, nicht aber im Relief so darstellen, dass sie nicht viel mehr Raum einnähmen, als ihrer zwei, wie viel mehr würde das von fünf rennenden Zweigespannen gelten, wenn es überhaupt richtig wäre, was es nicht ist. Allein mit einem gemalten Vorbilde durfte ich hier doch nicht kommen, wenn ich nicht unfruchtbaren Widerspruch und lange Debatten hervorrufen wollte; denn allerdings konnte ich nur durch ein starkes Zusammenrücken der Gespanne meinen Zweck erreichen, die fünf Zweigespanne die fünf Läufer auf der anderen Seite aufwiegend darzustellen.

106) Schon Brunn Rhein. Mus. a. a. O. S. 335 stellt eine solche Ansicht, allerdings nur als Alternative hin.

107) Die von O. Jahn a. a. O. S. 7. Note 9 und früher schon vom Herzog v. Luynes (Nouv. Ann. 2. S. 252) mit dieser Vorstellung verglichene Vase in Inghirami, Vasi fittili tav. 301 ff. war mir unzugänglich.

108) Panofka, Bilder antiken Lebens Taf. 2. No. 1, 3, 4, 7, Krause, Agonistik und Gymnastik Taf. 6. Fig. 11, T. 11. F. 33, T. 12. F. 34, Taf. 13. F. 47, T. 22. F. 58 u. 59.

Das ist natürlich ohne viele und starke Ueberschneidungen nicht möglich, und diese hätte man mir für die Reliefe der Kypseloslade bestreiten können, wenn ich eine gemalte Vorlage gebraucht hätte; ob man es auch jetzt thun wird, wo ich nach Relief habe zeichnen und nicht eine einzige Ueberschneidung mehr habe anbringen lassen, als die meine Vorlage bot, will ich abwarten. Als Vorlage aber dienten die schon angeführten alten Thonreliefe von Velletri, Mus. Borbon. tomo 10. tav. 10 u. 12[109]; freilich keine griechische Arbeiten und nicht so alt wie die Kypseloslade, aber, und das ist jedenfalls die Hauptsache, Reliefe. Die Art, wie die Wettfahrer, bis auf den weiter vorgerückten Sieger, zu je zwei näher zusammengruppirt sind, entspricht, glaube ich, einer Andeutung des Pausanias, der je zwei und zwei Namen zusammen nennt, nicht weil die Kämpfer, wie Welcker (a. a. O. S. 537 f.) annahm und schon Jahn (a. a. O. Note 10) widerlegt hat, je paarweise auf einem Gespanne standen, sondern weil ihre Gespanne sich paarweise am nächsten waren.

4. Herakles und die Hydra. Ueber die Zuziehung des Iolaos zu dieser Scene anstatt zum *ἀγὼν ἐπὶ Πελίᾳ* ist oben S. 33 f. zur Genüge gehandelt; nur den einen Zusatz will ich hier noch machen, dass Pausanias' Irrthum wohl auch dadurch begünstigt wurde, dass sich an der Kante des Kastens, also zwischen beiden Scenen, wie ich sie unterscheide, hier so wenig wie in den folgenden *χώραις* eine Trennungsleiste vorfand. Als Vorlage dienten die Vasen Mon. d. Inst. 3. 46, Gerhard, A. V. 2. Taf. 95 u. 112, doch glaubte ich die Hydra etwas vereinfachen zu müssen. Die Worte des Pausanias: *τὴν ὕδραν, τὸ ἐν τῷ ποταμῷ τῇ Ἀμυμώνῃ θηρίον* halte ich nur für eine mythologische Notiz, nicht für eine Hindeutung auf die Anwesenheit einer Amymone.

5. Phineus mit Boreaden und Harpyien. Eine im Stil brauchbare Vorlage fehlte; benutzt wurden die Vasen Millingen Anc. uned. monum. 1. 15 und Mon. d. Inst. 3. 49; für die Harpyien das Monument von Xanthos, ohne dass ich damit behaupten will, die Harpyien der Kypseloslade seien in der That entsprechend gebildet gewesen; nur waren die sonst zur Verfügung stehenden zu neu im Stil, und wir wussten uns mit den Gewändern nicht zu helfen[110].

---

109) Vergl. ferner die alte Bronzevase von Capua, Mon. d. Inst. 5. Tav. 25.

110) Ob ich in der Beischrift den Harpyien nicht die Eigennamen Okypete und Aëllo hätte geben sollen, darüber will ich nicht streiten.

Zweites Feld.

1. 2. 3. Nyx mit Thanatos und Hypnos; Dike u. Adikia; die Pharmakiden. Dass wir hier componiren mussten, ist schon oben S. 74 gesagt, wo auch über den Nothbehelf mit den Flügeln der Nyx gesprochen worden. Als Muster der Flügel dienten die der Eos in der alten Vase bei Millingen Anc. uned. mon. 1. pl. 5. Auf die *διεστραμμένοι πόδες* (Paus. 18. 1.) habe ich mich in der Zeichnung nicht einlassen mögen.

4. Idas und Marpessa. Für diese Scene wie für die entsprechende 10. Enyalios und Aphrodite wurde die gewöhnlich als Menelaos und Helena erklärte Vase bei Gerhard, A. V. 3. 169. (m. Gall. 12. 4) mit den nothwendigen Veränderungen benutzt. Für den Tempel bei Idas und Marpessa schien mir eine Säule vollkommen hinzureichen, um so mehr, als Pausanias nicht wie beim Hause des Amphiaraos sagt *πεποίηται ναὸς*, sondern der Tempel nur in dem beigeschriebenen Verse vorkommt. Ja ich glaube, dass ich hiernach berechtigt gewesen wäre, auch die Säule wegzulassen, doch schien sie mir das Gleichgewicht nicht zu stören.

5. Zeus und Alkmene waren nach Figuren der Françoisvase zu componiren.

6. Menelaos und Helena. Für diese Scene liegen zweierlei Darstellungen in Vasen vor, eine jüngere (m. Gall. 26. 4, 11, 12. vgl. S. 360 f.) und eine ältere (das. No. 3 vgl. S. 626 f.). Ich zweifelte nicht, die letztere vorziehn zu sollen, um so weniger, da sie Pausanias' Worten: *Μενέλαος . . . ἔχων ξίφος ἔπεισιν Ἑλένην ἀποκτεῖναι* genauer entspricht, als die jüngere (auf Lesches zurückzuführende), wo er das Schwert fallen lässt und die fliehende Helena verfolgt.

7. Iason und Medeia mit Aphrodite, musste componirt werden; über die Art, wie es geschehen ist s. oben S. 75.

8. Apollon und die Musen. Nach Figuren der Françoisvase und Gerhard, A. V. 1. Taf. 13. Dass nur drei Musen angenommen wurden, was der Responsion wegen nothwendig war, ist schon von Andern, und zwar der Mehrzahl derer, die über die Sache gehandelt haben[111],

111) Welcker S. 541 (unentschieden, eher für 9 Musen), Jahn Arch. Aufss. S. 10 Note 18 (drei wahrscheinlicher), Bergk, Archaeol. Zeitung 1845. S. 170. Note 12, Allg. Hall. Lit. Ztg. 1847. S. 1123.

vertheidigt[112]). Dass die Musen als singende (ᾄδουσαι) keine Instrumente gehabt haben, hat Jahn (a. a. O. S. 10. Note 18) bemerkt; seine Vorstellung, dieselben haben sich bei den Händen fassend im Tanzschritt bewegt, ist ansprechend, aber nicht zwingend; auch dass meine Musen den Apollon nicht im strengen Wortsinn umgeben glaube ich dadurch rechtfertigen zu können, dass das ἀμφ' αὐτὸν nur in dem beigeschriebenen Verse steht, während Pausanias nur nach einander aufzählt (18. 4): πεποίηνται δὲ καὶ ᾄδουσαι Μοῦσαι καὶ Ἀπόλλων ἐξάρχων τῆς ᾠδῆς was eher ein Gegenüber voraussetzen lässt.

9. Atlas und Herakles. Für den Atlas glaubte ich von dem sehr alterthümlichen Sisyphos oder Tantalos in Gerhards A. V. 2. Taf. 86. Gebrauch machen zu dürfen. Für den Herakles lagen verschiedene Muster vor.

10. Enyalios und Aphrodite s. oben zu 4.

11. Peleus und Thetis. Verschiedene Vasen in m. Gall. Taf. 7, besonders No. 3, 5 u. 6 dienten als Vorlagen.

12. Perseus und die Gorgonen wurde nach mehren Vasenbildern, namentlich nach Ann. d. Inst. 1851 tav. d'agg. P. und Gerhards A. V. 3 Taf. 216 gezeichnet; über die Zufügung von Athene und Hermes s. oben S. 75.

Drittes Feld.

Um die Schlacht in ihren verschiedenen Scenen nicht zu modern zu erfinden hielten wir uns an folgende schwarzfigurige Vasen: Gerhard, A. V. Taf. 138, 5, 190 u. 191, 130, 227, 225, Mon. d. Inst. 1. tav. 51. (m. Gall. 23. 1.) und m. Gall. 18. 2. Dass der Stil der Figuren nicht durchweg homogen sei weiss ich am besten.

Viertes Feld.

1. Boreas und Oreithyia. Der schlangenfüssige Boreas ist dem Kypseloskasten eigenthümlich, aber nicht blos für diesen Punkt, sondern für die ganze Gestalt fehlte die archaische Vorlage, sie musste

112) Wenn Schubart (a. a. O. S. 304) behauptet, auf die mythologische Ansicht des Eumelos über die Zahl der Musen sei hier Nichts zu geben, so stimme ich ihm bei, wenn er aber behauptet, Eumelos widerspreche sich selbst in diesem Betracht in den Fragmenten 15 u. 16 (Marksch. S. 405), so muss doch bemerkt werden, dass Bergk (Archaeol. Zeitung v. 1845 S. 170 Note 12) das eine Fragment mit den 9 Musen des Dialekts wegen für unecht erklärt hat.

also erfunden werden, wobei aus den Vasen des schönen Stils mit diesem Gegenstande nur die gesträubten Haare entnommen wurden. Für die Grösse der Schlangenbeine wurde die Vase bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 3. Taf. 237 benutzt. Die Oreithyia ist nach der Polyxena der Françoisvase gezeichnet.

Möglich, dass Pausanias' Worte (19. 1) *Βορέας ἐστὶν ἡρπακὼς Ὠ.* eine andere Gruppirung andeuten, doch wusste ich eine solche nicht im Sinne des gewählten Stils anzugeben.

2. Herakles und Geryon. Nach Gerhard, Auserl. Vasenbb. 2. Taf. 105 u. 106; für die Rinder s. auch Mon. d. Inst. 5. 25.; vgl. oben S. 76.

3. Theseus und Ariadne; nach der Françoisvase, Mon. d. Inst. 4 tav. 56. 57, oberster Streifen.

4. Achilleus und Memnon. Nach den Vasen bei Gerhard a. a. O. 2. Taf. 117 u. 118, 130, m. Gall. Taf. 22. No. 3.

5. Meilanion und Atalante, M. nach Figuren der Françoisvase, A. unter Berücksichtigung der Artemis an dem korinthischen Peristomion.

6. Aias und Hektor, nach Vasen mit Zweikämpfen.

7. Dioskuren mit Helena und Aethra; die Dioskuren nach Mon. d. Inst. 2. 22; Helena und Aethra waren zu componiren.

8. Koon und Agamemnon, nach Gerh. a. a. O. 3. Taf. 192.

9. Artemis nach der Françoisvase, Mon. d. Inst. 4. tav. 58.

10. Parisurteil, nach den Vasen in m. Gall. Taf. 9. Fig. 4. 6. 7. Ueber die Anwesenheit des Paris habe ich nach Maassgabe der Worte *Ἀλεξάνδρῳ δεικνῦσι* (19. 5) keinen Zweifel.

11. Aias und Kassandra, nach der ältesten vorliegenden Vase in Gerhards Etrusk. u. Campan. Vasenbb. Taf. 22.

12. Eteokles u. Polyneikes, nach Gerhard, Auserl. Vasenbb. 2. 123, die Ker nach Mon. d. Inst. 3. 24.

13. Dionysos. Für den liegenden Gott wurde der Herakles bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 2. Taf. 108 benutzt; auch für die ihn zunächst umgebenden Reben gab diese Tafel das Vorbild; für die beiden anderen Bäume wurden diejenigen bei Gerhard a. a. O. Taf. 15, 98, 132 u. 133 ferner Mon. d. Inst. 1. 7, 2, 44. A., 6. 19, Archaeol. Zeitung 1863 Taf. 175 benutzt, wobei wir bestrebt waren, der gemalten Darstellung gegenüber eine solche zu geben, die als in Holz geschnitzt gelten darf. Uebrigens vergl. oben S. 77.

Fünftes Feld.

1. Odysseus bei Kirke. Vgl. oben S. 77. Für die einzelnen Figuren hielten wir uns an die Françoisvase; die lange Kline wird durch Bilder wie z. B. Panofka Bilder ant. Lebens Taf. 12. No. 1. zu rechtfertigen sein. Den Schemel fügten wir nach der alten Vase in m. Gall. Taf. 3. No. 4. bei; vergl. auch Mon. d. Inst. Vol. 5. tav. 33.

2. Waffenübergabe an Thetis. Cheiron nach bekannten Mustern, wie Gerhard, Auserl. Vasenbb. 3. 119, 120, 183, 227 u. dgl. Ueber die Nereidengespanne s. oben S. 80, Thetis, Hephaestos, der Schmiedegesell componirt, der Ofen nach der in Welckers Trilogie Prometheus zu S. 261 mitgetheilten alten Vase und der bekannten Schale mit der Erzgiesserei in Berlin, Gerhard, Trinkschalen Taf. 12. 13. Er vertritt hier zugleich die Scheidung der Scenen, weswegen hier die Trennungsleiste weggelassen wurde.

3. Nausikaa. Theils nach Gerhard, Auserl. Vasenbb. 3. Taf. 217, theils nach Panofka, Bilder ant. Lebens Taf. 17. No. 2.

4. Herakles und die Kentauren. Nach der Françoisvase und nach Gerhard, Auserl. Vasenbb. 2. Taf. 119 u. 120. Vgl. oben S. 77.

